22-2-4.

MIGUEL MIRANDA
LOPE DE VEGA, 19
28014 - MADRID
TELF. 914 294 576

4 Tomos en 2 Vols. 1867

I 314 p.
II 304 p.

ORIGINAL - EI
Verlagshand
d. Buchbi
ing, Leipzig.

22-2-4

21,—

Digitized by Google

R.217.516
b21108253
i31452620
UNIVERSIDAD COMPLUTENSE
532169843X

FA 103

Cervantes.

Don Quijote.

Erster und zweiter Theil.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Digitized by Google

Der ſinnreiche Junker

Don Quijote

von der Mancha.

Aus dem Spaniſchen

des

Miguel de Cervantes Saavedra

von

Edmund Zoller.

Erſter Band.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1867.

Einleitung.

Kein Buch ist so berühmt, kein Roman so bekannt, keine Gestalt irgend eines Dichters aller Welt so geläufig, als Miguel de Cervantes' Don Quijote. Aber täuschen wir uns nicht: von all den Tausenden und Abertausenden, die tagtäglich den Namen des Helden dieses unsterblichen Werkes im Munde führen, kennen heutzutage nur Wenige das Werk selbst und noch viel wenigere sind es, die von dem Dichter und seinen Lebensschicksalen wüßten, während kaum ein Buch so oft gedruckt, in so viele Sprachen übersetzt und kaum ein Dichter von so viel Biographen verherrlicht worden. Die hagere Gestalt des typisch gewordenen Helden überragt die gedrungene Figur des Dichters. Lassen wir diesen einen Augenblick in den Vordergrund treten, ehe wir ihm das Wort geben, uns das Leben und die Thaten des sinnreichen Junkers Don Quijote von der Mancha zu erzählen.

Miguel de Cervantes Saavedra stammte aus einem altadeligen Geschlechte Galiciens, das in Spanien und America verbreitet war. Der castilische Zweig desselben, der durch Heirath mit den Saavedras verschwägert wurde, scheint zu Anfang des 16. Jahrhunderts etwas gesunken zu sein, und die Aeltern des Dichters, der dem Adel der Geburt den des Genius vermählte, waren arme Einwohner von Alcala de Henares, einer kleinen Stadt bei Madrid, als ihnen Miguel, das vierte ihrer Kinder, an einem der ersten Tage des October 1547 geboren wurde. Am 9. desselben Monats wurde Cervantes getauft. Seine Kinder- und ersten Jugendjahre umschwebt ein Dunkel, das selbst Anspielungen aller Art in seinen Werken nur wenig zu lichten vermögen. Der muntere Knabe fand sein Vergnügen an den Straßensängern und den Vorstellungen wandernder Comödianten, welche die Stücke Lope's de Rueda auf-

führten. Früh regte sich der Trieb, selbst zu dichten; und jeder Fetzen bedruckten Papiers, das er auf den Straßen aus dem Kothe auflas, war für ihn ein werthvolles Stück Literatur. Alcala's Universität stand, obgleich erst vor 50 Jahren gegründet, im höchsten Glanz und Ruf, und in dieser geistigen Luft herangewachsen, bezog er später die Universität Salamanca, um die Rechte zu studiren. Dort lag er indeß mehr den schönen Wissenschaften ob und trat bald in das innigste Verhältniß zu seinem Lehrer Lope de Hoyos, der, als er im Auftrag des Rathes von Madrid 1569 einen Band Gedichte auf den Tod der unglücklichen, in Schillers Don Carlos verherrlichten Elisabeth von Valois herausgab, unter andern Beiträgen seiner Zuhörer sechs kleine Gedichte des Cervantes mitabdrucken ließ, den er seinen „theuren und vielgeliebten Schüler" nennt. Der Dichter war hier zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit getreten und wenn sich auch kein in die Augen springendes Talent in diesen Versen aussprach, so zeugen doch die ehrenvollen Worte Lope's de Hoyos und der Umstand, daß eine der Elegieen von ihm im Namen der ganzen Schule geschrieben war, welche Achtung er bei Lehrer und Mitstudirenden genoß. Die glänzenden Obsequien, welche Ende Octobers gefeiert wurden, führten auch einen Legaten aus Rom, Giulio Aquaviva, nach Madrid, der den Auftrag hatte, dem Könige des Papstes Beileid zu bezeigen. Aber schon am 2. December erhielt derselbe, als er mit andern Plänen des päpstlichen Stuhles hervortrat, den Befehl, Spanien auf dem kürzesten Wege zu verlassen. Im Gefolge dieses gelehrten Prälaten ging Cervantes nach Rom. Er versuchte es, da er sich weder für den Kirchendienst, noch für den Soldatenrock entschließen konnte, mit dem Herrendienst. Die Anstellung des Kämmerlings im Hause des Cardinals dauerte jedoch nicht lange. Es duldete den stolzen Spanier nicht in dieser untergeordneten Stellung. Alle Städte Italiens durchdröhnte eben Waffengeklirr und Soldatenlärm: auf den Werften Genua's rüsteten die Dorias ihre Galeeren, auf den Plätzen von Rom hielten spanische Offiziere Musterung. Die Republik Venedig war mit Sultan Selim II. in einen erbitterten Kampf um die Insel Cypern gerathen und der Papst sandte Bitten und Mahnbriefe an die Fürsten der Christenheit, dem Kreuz den Sieg über den Halbmond zu erkämpfen. Venedig schloß ein Bündniß mit dem Papste, und Don Juan d'Austria, der natürliche Bruder Philipps II., ward zum Oberfeldherrn ernannt. Die

kriegerische Stimmung entzündete auch das Herz des jungen Dichters, der sich aus der unwürdigen Stellung aufraffte und „das Handwerk, das sich allein für den Edeln ziemt", das der Waffen, ergriff. Dreiundzwanzig Jahre alt, trat er in die spanische Armee ein, um gegen den Erbfeind der Christenheit und insbesondere seines Vaterlandes zu kämpfen. Er stand in der Compagnie des Diego de Urbina, eines berühmten Haudegens aus Guadalajara, der sein Quartier in Neapel hatte. Bald bot sich Cervantes Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Im September 1571 vereinigten sich die Flotten des Papstes, der Venezianer und der Spanier im Hafen von Messina, unter Don Juans d'Austria, des jugendlichen Helden, Befehle. Cervantes bestieg mit seiner Truppe das Kriegsschiff La Marquesa. Nachdem die Flotte Corfu befreit und die feindliche Seemacht eine Zeitlang verfolgt hatte, stieß sie am 7. October morgens in der Frühe bei der Einfahrt in den Meerbusen von Lepanto auf dieselbe. Cervantes lag fieberkrank in der Cajüte. Da hörte er, daß der Kampf entbrannt sei, und im selben Augenblick stürzte er, obgleich sein Hauptmann und seine Kampfgenossen ihm freundlich abriethen, auf das Deck und verlangte den gefährlichsten Platz. Die Marquesa war eines der Schiffe, die sich am meisten hervorthaten. Sie enterte das Admiralschiff, tödtete 500 Türken und eroberte die egyptische Reichsfahne. Im heftigsten Feuer stehend, trafen Cervantes drei Flintenschüsse, zwei in die Brust, der dritte zerschmetterte seine linke Hand, welche für immer verstümmelt blieb. Stolz auf diese Theilnahme an dem glorreichsten Tage der Christenheit, welcher die osmanische Flotte vom Ocean fegte, glaubte er sie auch mit dem Verluste seiner Hand nicht zu theuer erkauft zu haben. Der Feldherr belobte ihn persönlich und ließ ihm einen höheren Sold ausbezahlen. Während seine Kampfesgenossen die Winterquartiere in Sizilien bezogen, ließ er im Lazarethe von Messina sich von seinen Wunden heilen, und schon im nächsten Frühjahr finden wir ihn wieder in den griechischen Gewässern, im Regiment Figueroa, dem angesehensten des Heeres, vor Modon und beim Sturm auf Navarin. Der Feldzug, den Cervantes in der „Geschichte des Galeerensclaven" erzählt, mißlang und Don Juan mußte mit seiner Flotte nach Messina zurückkehren. Ausgezogen mit den romantischen Träumen seines eignen Helden Don Quijote und nun in der Wirklichkeit im jämmerlichen Garnisonsdienste, mit nutzlosem Marschiren hinüber und herüber

sich aufzehrend, tritt Cervantes bald in Sardinien, bald in der genuesischen Mark, bald in Sizilien auf, und dieses thatenlosen Lebens müde, nimmt er 1575 seinen Abschied, um nach Spanien heimzukehren. Sein Oberfeldherr wie der Inhaber des Regimentes, in dem er zuletzt gedient, der Herzog Carlos von Sesa und Terranova, geben ihm Empfehlungsschreiben an den König mit, in denen sie seine Tapferkeit und Treue rühmen. Freudig betritt er die Galeere El Sol, auf der er mit seinem Bruder Rodrigo nach dem Vaterlande zurückkehren wollte. Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt, denn am 26. September 1575 gerieth das Schiff unter algierische Corsaren und mußte nach einem hartnäckigen Kampfe die Flagge streichen. Im Hafen von Algier ward die Beute getheilt und Cervantes fiel einem griechischen Renegaten, der eine Galeone von 20 Ruderbänken befehligt hatte, zu. Damit beginnt eine neue Epoche in Cervantes' Leben von der tiefsten und reichsten Einwirkung auf sein Leben; eine ihrer schönsten Perlen, sagt Frenzel in seinem prächtigen Essay, würde ihr fehlen, hätte er nicht die Sclavenkette getragen.

Der geizige und grausame Renegat schloß aus den Briefen Don Juans und des Herzogs von Sesa, die er unter dem Gepäcke seines Sclaven fand, daß dieser eine Person von hoher Stellung sein müsse, für den ein großes Lösegeld erpreßt werden könne. Der Sclave wurde daher mit der größten Strenge behandelt, mit Ketten beladen und aufs Peinlichste bewacht. Aber Cervantes, dem „die Freiheit das köstlichste Gut, die Gefangenschaft das größte Uebel war, das den Sterblichen treffen kann", sann beständig auf Fluchtpläne, die nicht nur ihm, sondern auch seinen Mitgefangenen, deren Anführer er bald geworden, zu gute kommen sollten. Der erste Fluchtversuch sollte an der Küste von Oran hin gemacht werden; allein der Mohr, der sie zu führen versprochen, verrieth sie, und sie mußten nach Algier zurückkehren, selbst auf die Gefahr, mit dem Tode bestraft zu werden. Man behandelte sie indeß milder, als zu erwarten stand.

Ein Freund, welcher ausgelöst wurde, der Fähnrich Gabriel de Castañeda, nahm im Sommer 1576 Briefe an Cervantes' Vater nach Alcala mit und dieser opferte sogleich alles, was er besaß, ja die beiden Schwestern sogar ihre Mitgift, um die Brüder aus der Sclaverei zu retten. Aber Dali Mami hielt den Sclaven mit den Empfehlungen an König Philipp zu hoch im Preis und ließ nur

den Bruder Rodrigo ziehen. Dieser versprach in Valencia oder auf den balearischen Inseln eine Fregatte auszurüsten und damit an der algierischen Küste zu landen, um den Bruder und andere Christen zu befreien. Aber die Hülfe kam nicht. Cervantes indeß, dadurch nicht entmuthigt, dachte fortwährend auf diesen Rettungsplan, zu dem er langsam die Vorbereitungen traf. Der griechische Renegat Hassan besaß drei Meilen von Algier, hart an der Meeresküste einen Garten, der einen höhlenartigen Versteck bot. Hier hatten unter dem Schutze des navarresischen Gärtners Juan nach und nach vierzehn Sclaven, lauter spanische Edelleute, eine stille Zuflucht gefunden: Juan brachte ihnen Speise und Trank, ein anderer Renegat, der von seinem Handwerk „der Vergolder" hieß, gab ihnen in der Nacht Kunde von Allem, was geschehen war. Cervantes, welcher von dem Hause seines Gebieters aus alles leitete, floh am 20. September 1577 aus dem Sclavenzwinger und harrte in der Höhle des Zeichens, das wirklich in der Nacht des 28. Septembers von der Fregatte aus gegeben wurde, welche unter dem Oberbefehl des Capitän Viana auf der Höhe von Algier erschien. Die Sclaven brachen auf, aber einige maurische Fischer, die in der Nacht zum Fischfang auf das Meer hinaus wollten, bemerkten das Schiff und die Bewegung in dem sonst so stillen Park. Die Wachen werden durch den Lärm des Schiffes aufmerksam und Viana zur See wie die Sclaven am Lande müssen sich zurückziehen. Einige Tage später versuchte der Capitän eine zweite Landung, aber diesmal fiel die Fregatte in die Hände der im Hinterhalte liegenden Mauren. Der Vergolder, der ein furchtbares Gericht fürchtete, warf sich dem Dey zu Füßen und gestand alles.

Hassan Aga, der venezianische Renegat, der vom Ruderknecht sich zum Dey aufgeschwungen, freute sich der Kunde, da nach dem Gesetz des Landes alle entlaufenen Sclaven ihm gehörten, und sogleich wurden die Flüchtlinge in ihrem Verstecke aufgehoben. Den Gärtner ließ der Alcaide im ersten Zorn erdrosseln. Cervantes aber, der sich allein als den Schuldigen behandelt wissen wollte, errang sich durch diesen Muth die Bewunderung seiner größten Feinde. Freilich, die Ketten belasteten ihn aufs Neue. Anfangs kam er in den Besitz Dali Mami's zurück, später kaufte ihn aber der Dey um 500 Thaler, weil er immer noch ein hohes Lösegeld zu erzwingen hoffte. Es gibt kein erhabeneres Schauspiel, sagt Heine, als den Anblick jenes edlen Castilianers, der dem Dey zu Algier als Sclave dient, beständig auf

Befreiung sinnt, seine kühnen Pläne unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegenblickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Silbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen „Einarm", den er doch mit einem Wort in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen der „Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt und der Dey gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sclaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier im festen Gewahrsam wisse. Im Laufe des Jahres 1578 gelang es Cervantes, einen Mauren mit Briefen an den Statthalter von Oran abzufertigen; diese werden jedoch aufgefangen, der Bote wird gespießt und Cervantes sollte zweitausend Peitschenhiebe erhalten. Seine Freunde in der Umgebung des Dey bitten jedoch für ihn und er wird abermal begnadigt. Cervantes gab dessenungeachtet seine Fluchtpläne nicht auf. Ein neuer Versuch mit dem Renegaten Abd al Rhaman wurde durch einen Dominicanermönch verrathen und Cervantes, der sich in dem Hause eines Freundes, des Fähnrich Diego Castelano, aufhielt und hörte, daß in den Straßen Algiers ein Befehl des Dey ausgerufen wurde, der den Hehler mit dem Tode bedrohte, zögerte keinen Augenblick sich dem Dey zu stellen. Dieser fordert die Angabe aller Mitschuldigen, während dem Flüchtling der Strick um den Hals gelegt wird, aber Cervantes bleibt unerschütterlich fest, und Hassan Aga läßt sich noch einmal bewegen, ihm das Leben zu schenken; die Ketten belasten ihm aufs Neue Hände und Füße, und so schmachtet er fünf Monate im Kerker. Cervantes erzählt im „Gefangenen Sclaven" auch diese wunderbaren Schicksale seines Lebens; er selbst ist jener gefangene Sclave. Aber während er noch darauf sann, wie er einen Aufstand der fünfundzwanzigtausend gefangenen Christen in Algier zu Stande bringe, landeten zwei Mönche aus dem Orden der Trinitarier, dessen Regel die Loskaufung von gefangenen Christen befiehlt, Juan Gil und Antonio de la Bella, im Mai 1580 mit dem Almosenschiff in Algier und brachten auch das Lösegeld für Cervantes, 300 Ducaten, von denen seine Mutter Doña Leonor — der Vater war inzwischen gestorben — 250 und die Schwester Andrea 50 beigesteuert hatte. Aber der Dey forderte 1000 Goldthaler und nur den inständigen Bitten des

edlen Frai Gil gelang es, die Freiheit Cervantes' zu erwirken, der bereits auf der Galeere angeschmiedet war, welche den Dey nach Constantinopel bringen sollte. Am 19. September trat Cervantes seine Freiheit an, im selben Augenblick, als Hassan unter Segel ging. In der „Spanierin in England" hat er den Vätern vom Orden der Trinitarier ein würdiges Denkmal gesetzt. Er kehrte im October in seine Heimat zurück und betrat noch in algierischer Sclavenkleidung den Boden des Vaterlandes. Aber die Luftschlösser, die er sich in der Gefangenschaft und während seiner Rückkehr gebaut, sollten sich in Nebel auflösen. Die spanische Welt kümmerte sich wenig um den Mann, der so viel gekämpft und gerungen, der dem Namen seines Vaterlandes selbst in der Sclaverei so hohe Ehre gemacht und schon um seiner Leiden willen die allgemeine Theilnahme verdient hätte. Der Mann, vor dem selbst der Dey von Algier gezittert, nahm aufs Neue Dienste als „gemeiner Soldat" und zwar in seinem alten Regimente. Philipp II. wollte damals Portugal der spanischen Krone unterwerfen; Cervantes focht 1585 bis 1593 auf den Azoren gegen die Anhänger des Priors von Ocrato, des letzten portugiesischen Kronprätendenten. Ueberall, namentlich aber vor Terceira, zeichnete sich Miguel de Cervantes an der Seite seines trefflichen Bruders aus.

In den Winterquartieren zu Lissabon zog man ihn in die vornehmsten Gesellschaften. Denn sein edler Geist wußte sich selbst im einfachen Soldatenwamms Geltung zu verschaffen, und es entspann sich ein Liebeshandel mit einer hohen Dame, die ihm eine Tochter Isabella de Saavedra gebar, welche er später mit sich nach Spanien nahm, als sich das Verhältniß mit der Mutter löste. Auf diese Liebe folgte eine andere, die ihn auch zu den Musen zurückführte. In der kleinen castilischen Stadt Esquivias machte er die Bekanntschaft einer Dame von vornehmer Herkunft, einem glänzenden Namen — denn sie hieß Doña Catalina de Palacios Salazar y Vozmediano — aber so dürftigen Vermögensverhältnissen wie er selbst, indeß von ihrem Oheim, Don Francesco de Salazar, in allen Tugenden erzogen. Am 19. December 1584 fand die Vermählung Statt. Mit diesem Tage beginnt eine Wendung in seinem Leben: „denn aus dem Soldaten wird ein Literat in des Wortes verwegenster Bedeutung, der nicht nur von seiner Feder zu leben beschließt, sondern, allen Launen und dem Wechsel des Volksgeschmacks huldigend, uns ein Spiegelbild der spanischen

Literatur im Kleinen bietet, und dann mit einem mächtigen Flügelschlag sich auf die höchste Spitze des Parnasses erhebt." Noch in den ersten Flitterwochen seiner Liebe dichtete er, allerdings wunderlich genug für einen Kriegsmann, einen Schäferroman, „Galatea" in sechs Büchern, ein seltsames Ding, italienischen und spanischen Mustern nachgebildet, dem auch der Pfarrer in Don Quijote's Dorf nur Gnade in Erwartung der Fortsetzung angedeihen lassen will, und wir müssen dem Engländer Dunlop Recht geben, der behauptete, man könne Cervantes nachsagen, daß er, wie eines der unterhaltendsten, so eines der langweiligsten Bücher der Welt geschrieben. Cervantes siedelte kurz nach seiner Verheirathung von Esquiviar nach Madrid über und wohnte dort auf der Plazuela de Matute. Die Hauptstadt nahm ihn in ihre literarischen Kreise auf, und Cervantes betheiligte sich an der Gründung einer den Italienern nachgebildeten Akademie. Die Bühne bot jener Zeit den reichsten Gewinn für den Dichter, und Cervantes widmete sich ihr in den ersten vier Jahren nach seiner Vermählung deßhalb fast ausschließlich. Der Hof hatte sich in Madrid festgesetzt und aus den Wandertruppen wurden stehende Bühnen. 1580 wurden die beiden Theater de la Cruz und del Principe eröffnet, und fortan hielten es die ersten Geister der Zeit nicht mehr unter ihrer Würde, für die Bühne zu schreiben. Cervantes war einer der Ersten, die diese Laufbahn betraten. Er schrieb zwanzig bis dreißig Stücke, die mit Beifall aufgeführt wurden, von denen aber nur ein Paar auf unsere Zeit gekommen sind: die „Numancia" und „Das Leben in Algier", beides nicht gerade Meisterwerke der Dichtkunst, die uns auf die übrigen sonderlich begierig machten, aber doch ein ungewöhnliches Talent in der Schilderung von rührenden und ergreifenden Auftritten und Situationen verrathend. Der Mangel echt dramatischen Geistes zeigt sich aber überall und weist den Dichter schon jetzt auf ein anderes Gebiet, auf die epische Darstellung, die statt der knappen Form der rasch zu ihrem Ziele drängenden Entwickelung den langsamen und breit sich dahin wälzenden Strom der Erzählung liebt. Cervantes mochte die verfehlte Richtung seines Genius fühlen, und als nun das leuchtende Meteor, Lope de Vega, am Horizonte der Bühne aufstieg, vollends an seinem Talente irre werden: kurz, er dachte schon daran, nach America, — auch damals bereits die Zufluchtsstätte aller Unglücklichen und an sich selbst irre Gewordenen — überzusiedeln, als ihm der Haupt-

proviantmeister der indischen Flotten und Heere, Don Antonio de Guevara, eine untergeordnete Stelle in seiner Verwaltung zu Sevilla anbot, die ihm wenigstens Brot gab, das er anderwärts vergeblich gesucht. Cervantes nimmt augenblicklich von Madrid Abschied, eine Verwünschung der Bühne auf den Lippen, und siedelt nach Sevilla über, wo er in beschränkten Verhältnissen zwar, aber doch in sicherem Gehalte, zehn Jahre beinahe aller Dichtung entsagend lebt. Aber seine Reisen, die er im Dienste macht, lehren ihn Land und Leute der Heimat kennen, die er so meisterhaft in seinem Don Quijote und den Novellen geschildert, daß man aus der Treue, mit der er Sevilla in einigen Erzählungen vor die Augen der Lesers führt, schließt, er müsse diese während seines dortigen Aufenthalts geschrieben haben. Es fehlen aber alle beglaubigten Zeugnisse dafür. Mit dem Tode Philipps II. verschwindet Cervantes aus Sevilla, nachdem er schon länger Sachwalterdienste versehen hatte. Tiefes Dunkel ruht auf den nächsten Jahren von Cervantes' Leben — 1598 bis 1603 — und doch ist es die Glanzperiode seines dichterischen Schaffens, denn jenen Jahren danken wir die gewaltigste Schöpfung seines Genius — den Don Quijote! Die einstimmige Ueberlieferung meldet aber, er sei von dem Großprior des Malteserordens in Mancha gebraucht worden, die Einkünfte des Ordens in Argamasilla einzutreiben, sei bei diesem demüthigenden Geschäft, als er es antrat, von den Schuldnern, welche nicht zahlen wollten, auf mancherlei Weise verfolgt und endlich ins Gefängniß gesetzt worden, worauf er in seinem Zorne den Don Quijote zu schreiben begonnen, diesen seinen Helden habe aus dem Dorfe stammen lassen, welches ihn so schmählich behandelte und darum auch die ersten Abenteuer des Ritters in die Landschaft Mancha verlegt habe. Dies alles ist wohl möglich, ja wahrscheinlich, aber wir haben keinen sichern Beleg dafür. Freilich sagt Cervantes in der Vorrede zum ersten Theile des Don Quijote, derselbe sei in einem Gefängniß begonnen worden, doch kann dies eben so gut auf des Dichters frühere Gefangenschaft in Sevilla, als auf eine spätere in Valladolid sich beziehen. Es bleibt also nur so viel gewiß, daß er Freunde und Bekannte in der Mancha besaß, daß er Gelegenheit gehabt haben muß, die Gegend genau kennen zu lernen, wo sein Buch spielt, und endlich, daß dies alles kaum zu einer andern Zeit möglich gewesen, als zwischen 1598, wo wir seine Spur in Sevilla verlieren, und dem Anfang von 1603, wo wir ihn

in Valladolid wieder auftauchen sehen. Dahin führte ihn vermuthlich das Hoflager Philipps III., an welchem er Gönner zu finden hoffte; aber ein erster Versuch bei dem Herzog von Lerma vergällte ihm jede Lust sich weiter darum zu mühen. Er lebte von dem Ertrage seiner Feder und anderer Geschäfte, die ihm aufgetragen wurden, still und zurückgezogen. Ein Gefecht, das eines Nachts in der Nähe seines Hauses zwischen Hofleuten stattfand, und bei welchem einer der Betheiligten umkam, brachte ihn, da Verdacht auf seine Hausgenossen fiel, nach spanischen Gesetzen ins Gefängniß, bis die Untersuchung vorgenommen werden konnte. Schon nach wenigen Tagen wurde er indeß daraus entlassen. Diese Episode abgerechnet, wissen wir nichts von seinem Leben in Valladolid. Um so lebendiger aber spricht die literarische That aus jenen Tagen seines Aufenthalts in der Hauptstadt des Königreichs Leon. Cervantes hatte in aller Stille den ersten Theil seines Don Quijote geschrieben und im September 1604 ein königliches Privilegium für den Druck erhalten. Nun galt es einen Gönner für das Buch zu gewinnen, der die Widmung annähme, und ihm seinen Schutz gewährte. Cervantes ersah sich dazu, wie man erzählt, den Herzog von Bejar, der indeß, als er erfuhr, das Buch sei eine Satire, die Zueignung als unter seiner Würde verweigerte. Cervantes verlangte jedoch nur die Gunst, ihm ein Kapitel vorlesen zu dürfen, und nun war die Freude und der Genuß bei allen Zuhörern so groß, daß der Dichter von einem Kapitel zum andern und zuletzt in einem Zuge das Ganze bis zu Ende lesen mußte. Der Herzog aber willigte in die Widmung, die seinen Namen unsterblich gemacht. Nachdem zwanzig Jahre nichts von Cervantes erschienen war, trat der erste Theil des Don Quijote aus der Druckerei des Juan de la Cuesta 1605 in Madrid ans Licht — ein Quartband von 312 Seiten. Das Buch zündete wie ein Blitzstrahl. Der Erfolg hat seines Gleichen nicht in der Literargeschichte vergangener Jahrhunderte, nur die Jetztzeit hat ähnliche Massenverbreitung aufzuweisen. Dürfen wir es auch nicht wörtlich nehmen, wenn er im zweiten Bande seines Don Quijote sagt, daß bereits 30,000 Exemplare seines Buches verkauft und, wie er selbst hinzufügt, 30,000mal Tausend noch zu erwarten seien, so steht doch so viel fest, daß der erste Theil im selben Jahre — 1605 — da er zum ersten Male erschien, viermal allein in Spanien aufgelegt wurde und durch zahlreiche Nachdrucke des Auslandes sich

wie ein Lauffeuer über Frankreich, Portugal, Italien und Flandern verbreitete. Ja, Cervantes konnte sagen, daß es bald kein Volk mehr gebe, in dessen Sprache man seine Geschichte nicht übersetzt, und in kurzer Zeit keine Schenke, kein Wirthshaus, keinen Gasthof, keine Barbierstube mehr geben werde, wo nicht die Geschichte der Thaten Don Quijote's und seines Knappen gemalt stehen.

Was ist das für ein Wunderbuch, das sich solchen Erfolges rühmen konnte? „Don Quichotte parn, la chevalerie était morte et Cervantes immortel", ruft Emile Chasles, der neueste Biograph Miguels de Cervantes, gewiß das schönste und bündigste Wort über Don Quijote, das uns sogleich auf den Punkt führt, der bei der Beleuchtung des Werkes vor Allem ins Auge gefaßt werden muß.

Die Epoche der Blüthe des fahrenden Ritterthums, der Paladine, des Königs Artus und seiner Tafelrunde, fällt zwischen den Untergang der alten Welt und das Aufblühen eines geordneten Staatslebens. Es ist das finstere Mittelalter, in welchem das Schwert die Welt regierte, Faustrecht und Zweikampf die Gesetze vertraten und die Kirche nur mit Mühe ihren civilisatorischen Bestrebungen Wort verschaffte. In solchen Zeiten war es eine hohe, ritterwürdige Aufgabe, die Unterdrückten zu schützen, den Unglücklichen beizustehen. Ein schönes Bild zeigt sich vor unsern Augen: wir sehen einen Ritter, in Helm und Panzer gehüllt, die Lanze in der Faust, in die weite Welt hinausziehen, die Hoheit seiner Gesinnung durch die Stärke seines Armes zu bethätigen und Recht und Tugend ein Schirm zu sein. In diesem einsamen Helden verkörpert sich die sittliche Idee, der keine Zeit ganz den Untergang bereiten kann. Die Frauen, als das schwächere Geschlecht, mußten unter dem ganz besonderen Schutze dieser „fahrenden Ritter" stehen, und es trat dadurch ein Element in den Ritterdienst, das ihm einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Jene wunderbare Zeit mußte in den Dichtungen ihren verherrlichenden Ausdruck finden. Reichen Stoff boten die Kreuz- und Querzüge der einzelnen Ritter, die Turniere und Feste, die Liebeshöfe, die Kreuzzüge für die Phantasie der Troubadours, der Rhapsoden, der Kunstdichter, die in schwungvollen Rhythmen oder in farbenreicher Prosa die Thaten der Helden in Stahl verherrlichten. Aber die Dichter des Ritterromans, der sich aus der Poesie des Mittelalters entwickelte, und zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Dichtungen war,

verrohten ihre herrliche Aufgabe. Raufereien über Raufereien, Rohheiten über Rohheiten, Abenteuer über Abenteuer, ohne Plan, Zusammenhang und gesunden Menschenverstand, wechseln in sinnverwirrender Weise mit einander ab: schwärmerische Liebe vermischte sich mit wildester Sinnlichkeit, Unsittlichkeit mit Aberglauben; Riesen und Zwerge, Ungeheuer und Zauberer bilden das Chaos dieser Ritterbücher, die den fahrenden Ritter zuletzt dem Spott und Hohn hätten preisgeben müssen, wenn nicht das Zeitalter selbst so roh und naiv gewesen, die Geschichten für nackte Wahrheit zu nehmen und aus Mangel an besserer geistiger Nahrung heißhungrig zu verschlingen. Die Richtung des Zeitalters kam so diesen rohen Dichtungen begünstigend entgegen. Ein abenteuerlicher Geist hatte sich mit den Kreuzzügen in Europa verbreitet und den Ritterbüchern den Weg gebahnt. In Spanien aber, wo das Ritterwesen und die ritterlichen Gefühle doppelt tiefe Wurzel geschlagen, war noch ein besonderes Element hinzugetreten. Die Maurenkriege, die aus jedem Spanier einen Krieger machten und ritterliche Gesinnung in jedes Haus trugen, konnten nicht anders, als der Schilderung von Abenteuern und Heldenthaten, mochten sie auch der ausschweifendsten Phantasie entsprungen sein, ein bereitwilliges Ohr zu öffnen, und nur zu willig lauschte das spanische Volk diesen Geschichten, die sich in Abenteuern der unerhörtesten und unglaublichsten Art überboten und in eine ohnehin schon phantastische Welt, wie sie jene Zeit bot, eine noch phantastischere Schöpfung der überstürztesten Einbildungskraft hineinzauberten. Die Jugend, die dem Ernste der Geschichte keinen Geschmack mehr abgewinnen konnte, fand sich durch die ausschweifenden Erzeugnisse der Dichter sympathisch angeregt, und erkor Sprache wie Thaten jener Romane zum Vorbild. Ein Geist der Rauf- und Händelsucht, der wegen der kleinsten Beleidigung blutige Rache nahm, ein Drang nach Abenteuern, wilde Ausschweifung, Verachtung der bürgerlichen Ordnung, trat an die Stelle echter Ritterlichkeit, und statt zu wahrem Heldenmuth, feurigem Patriotismus und kühnen Thaten sittlichen Gehaltes zu entflammen, verwüsteten diese Bücher die Phantasie der Jugend und entnervten den Geist des Alters.

Bald erhoben sich die Stimmen angesehener Männer, wie Luis Vives, Alejo Vanegas, Diego Gracian, Melchor Cano, Luis de Granada und Benito Arias Montano, gegen diese Pest der

Literatur, „welche in Spanien heftiger wüthe, als in irgend einem andern Lande". Die Gesetzgeber schritten endlich ein, Kaiser Karl verbot in einem Decret an alle Vicekönige, Gerichtshöfe und Statthalter der neuen Welt, Ritterbücher drucken, verkaufen und lesen zu lassen. Im Jahre 1555 forderten die Cortes des Reiches, welche in Valladolid tagten, in entschiedener Sprache dasselbe Verbot für Spanien, indem sie die Gefahr für die Jugend beider Geschlechter betonten, und sogar den Wunsch aussprachen, daß alle vorhandenen Romane eingesammelt und verbrannt würden. Die Königin Johanna versprach ein solches Gesetz, aber es erschien niemals, und weder die Sittenpredigten der angesehensten Männer der Zeit, noch Gesetze konnten die Ritterromane verdrängen, an welchen das Volk wie die Gebildeten hingen; ja eben diese verschlangen die verurtheilten Bücher, und Fürsten und Prälaten fühlten sich durch die Dedication derselben geehrt. Kaiser Karl las, während er diese Romane öffentlich ächtete, mit größtem Behagen den Belianis von Grácien, den extravagantesten seiner Art, und als seine Schwester, die Königin von Ungarn, seine Rückkehr nach Blandern festlich begehen wollte, glaubte sie ihm keine größere Freude bereiten zu können, als wenn sie bei den berühmten Festen von Bins alle Helden eines Ritterromans von lebenden Personen darstellen ließ. Selbst Philipp II. figurirte dabei. Bis in die geheiligten Mauern der Klöster waren diese Schmarotzerpflanzen gedrungen: Mönche und Nonnen lasen und schrieben Ritterromane.

So standen die Dinge, als in Cervantes der Plan reifte, den Ritterbüchern einen furchtbaren Schlag zu bereiten. Ein unbekannter, verlassener Mann, ohne andre Mittel als seinen Geist und seine Feder, wagte es, seine Kräfte zur Vernichtung eines Wahnes einzusetzen, der bisher aller Vernunft und allen Gesetzen getrotzt. Aber die Waffe, mit der er gegen den Unsinn focht, war ein zweischneidiges Schwert, die Waffe des Lächerlichen. Und sein Sieg war so vollkommen, daß von dem Tage, an welchem der Don Quijote erschien, kein einziger Ritterroman mehr sich ans Licht wagte, ja selbst keine neue Auflage eines älteren mehr gedruckt wurde. Von jener Zeit bis auf unsere Tage, sagt Ticknor, sind sie so vollständig verschwunden, daß sie gegenwärtig zu den größten Seltenheiten gehören und ein in seiner Art einziges Beispiel liefern, wie durch die Gewalt eines großen Geistes und einen einzigen wohlgezielten Streich ein ganzer blühender und beliebter Zweig der Literatur

eines großen und stolzen Volkes vernichtet werden kann. So groß der Erfolg sich später erwies, wollte doch im ersten Augenblick das Buch nicht die erwartete Wirkung haben: eine Tradition vererbt sich unter den spanischen Literarhistorikern, daß Cervantes erst durch eine List das Buch in die Hände der Gebildeten gespielt. Unter dem Titel „Buscapie" soll er eine Flugschrift herausgegeben haben, in welcher er leise, aber doch deutlich genug zu verstehen gab, daß das scheinbar lustige Buch die schärfsten Satiren gegen angesehene Personen des Hofes enthalte, vornehmlich den Günstling des Königs, den Herzog von Lerma, und Calderon „den Höfling". Ist die Geschichte wahr, so bewiese sie nur, daß Cervantes dem Publicum eine Lockspeise vorwerfen wollte, nicht aber, daß die Satire auf den Hof sein wirklicher Zweck gewesen.

Spitzfündige Kritik hat sich seit mehr als zwei Jahrhunderten abgemüht, an Don Quijote herumzudeuteln und in das Werk Absichten und Tendenzen hineinzulegen, die dem Dichter so ferne lagen, wie unsere Zeit der seinigen. Nur vollkommenes Verkennen des bewußten und unbewußten Schaffens des Dichters konnte zu solchen Absurditäten der Deutung führen. Er soll den Gegensatz des Poetischen und Prosaischen in unsrer Natur oder den zwischen Heldenthum und Großherzigkeit auf der einen Seite und kalter Selbstsucht auf der andern, von denen jene Täuschung, diese wirkliches Leben sei, darzustellen beabsichtigt haben. Aber, wie Ticknor mit Recht sagt, solche metaphysischen Klaubereien entsprachen gar nicht dem Geiste seiner Zeit, der keineswegs zu so allgemeiner und philosophischer Satire geneigt war, und widersprach namentlich Cervantes' persönlichem Charakter, wie wir ihn kennen gelernt. Sein ganzer Geist scheint von freudigem Vertrauen und menschlicher Tugend erfüllt gewesen zu sein, sowie sein ganzes Leben der entmuthigenden und betrübenden Geringschätzung für alles Erhabene und Große widersprach, welche eine solche Auslegung des Don Quijote nothwendig voraussetzt.

Die Kritik, die dem Dichter gerecht werden will, muß ihn aus seinem Werke selbst, aus seinen eignen Aussprüchen vor Allem beurtheilen. Und mit klaren Worten sagt schon die Vorrede zum ersten Theil: „Die Schrift hat keinen andern Zweck, als die Autorität und das Ansehen, welches die Ritterbücher in der Welt überhaupt und beim Lesepublicum genießen, zu stürzen", und Cervantes schließt zehn Jahre später den zweiten Theil mit den Worten: „Meine Absicht

war keine andre, als den Abscheu der Menschen gegen die erlogenen und unsinnigen Geschichten der Ritterbücher zu wecken, welche durch die Geschichte meines wahrhaftigen Don Quijote bereits wanken und ohne allen Zweifel bald vollends ganz zusammenbrechen werden." Warum sollen wir dieser Versicherung des Dichters nicht glauben, angesichts der Macht und des Einflusses, den jener giftige Zweig der Literatur in Spanien besaß; angesichts des Gerichts, das der Pfarrer und der Barbier in der Bibliothek des edlen Junker anstellen, das gewissermaßen das Thema für die Variationen bildet, welche das übrige Buch uns zum Besten gibt, und das so recht in der ersten Stimmung geschrieben ist, uns deßhalb auch die Absicht des Dichters am deutlichsten und klarsten verrieth? Offenbar bezweckte Cervantes nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Absurdität dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange preisgeben wollte. Aber die Feder des Genius, sagt Heine mit feinem Sinne, ist immer größer, als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Gibt man uns Erstres zu, so können wir uns gerne gefallen lassen, was die Aesthetik in die Dichtung des Cervantes a posteriori hineingelesen: daß sie eine Darstellung des Kampfes zwischen dem Idealismus und Realismus sei, daß der lange, dürre Ritter von der Mancha die ideale Begeisterung überhaupt und der dicke Schildknappe den realen Verstand repräsentire, und beide zugleich die Parodie ihres Pathos seien. Ja Vischer sieht sogar in Don Quijote und seinem komischen Begleiter nicht einen einzelnen Schwärmer von einem einzelnen Prosamenschen eludirt, sondern den ewigen Gegensatz des einseitigen Idealismus und Realismus, und rühmt unsere Dichtung als das echte Kunstwerk, weil in ihm zugleich mit der Individualität der Färbung die Universalität der Bedeutung steige.

Cervantes läßt einen Junker aus der Mancha, dem das ewige Lesen von Ritterromanen das Gehirn verbrannte, daneben aber eine echt ritterliche Figur, voll Ehrgefühl und Begeisterung, Muth und Tapferkeit, Würde und Haltung, ausziehen, um das Ideal des Ritterthums zu verwirklichen. Er vereinigt in sich allen Heldenmuth, alle Tugend der ganzen Ritterschaft jener Phantasiegebilde, die ihn verrückt gemacht. Er will das goldne Zeitalter des fahrenden Ritterthums, das längst in den Staub gesunken, noch einmal heraufbeschwören. Treu

der Ritterſitte wählt er ſich einen Knappen, der ſein ſtricter Gegenſatz iſt: zwar gutmüthig und ſeinem Herrn ergeben, aber unwiſſend und leichtgläubig, plump und ſelbſtſüchtig, ein Freſſer und Lügner, durch und durch Realiſt, während ſein Herr durch und durch Idealiſt iſt. Dieſe beiden ziehen „wohlgerüſtet und verproviantirt“ aus dem heimatlichen Dorfe auf Abenteuer aus, welche die erhitzte Phantaſie des Ritters denn auch überall ſieht und findet, indem er Windmühlen für Rieſen, Schafheerden für Kriegsheere, Galeerenſclaven für gefangene Edelleute und jede Schenke für ein Schloß hält, während der Knappe in ſeiner Einfalt, ſeines Humors unbewußt, die wunderlichen Einbildungen ſeines Herrn in die nackte Proſa der Wirklichkeit herabſetzt. Dieſes beſtändige Zuſammenſtoßen des Ideals mit der rauhen Wirklichkeit, des Pathos einer untergegangenen Welt mit der Gegenwart mußte zu den tollſten Conflicten führen, welche in jedem Augenblick das geniale Wort bethätigten: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, bis die beiden Repräſentanten des Idealismus und Realismus an Seele und Leib gebrochen in die Heimat zurückgebracht werden, wo Cervantes andeutet, die Geſchichte ſei noch lange nicht zu Ende. Damit ſchließt der erſte Band.

Nach dem Erſcheinen deſſelben hören wir acht Jahre lang beinahe nichts von Cervantes. Erſt wieder im Jahre 1613, als er ſeine „Novellen“ herausgibt, taucht ſein Name auf und in der Vorrede zu dieſer Sammlung köſtlicher Dichtungen verſpricht er einen „zweiten Theil des Don Quijote“. Aber er war erſt zum achtundfünfzigſten Kapitel gelangt, als zu Tarragona (1614) ein zweiter Theil des Don Quijote erſchien. Der Verfaſſer war ein gewiſſer Alonſo Fernandez de Avellaneda aus Tordeſillas, hinter welchem Namen ſich ein Geiſtlicher und Comödienſchreiber verſteckt haben ſoll. Wunderbar an dieſem in ſeiner Art einzigen literariſchen Factum iſt, daß der Nachahmer und Fortſetzer den Inhalt des noch nicht vollendeten Vorbildes gekannt haben muß. Das Buch, das ohne den Geiſt des Cervantes geſchrieben, wenn er ihm auch vielfach „abgeguckt, wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt“, würde keiner Beachtung gewürdigt worden ſein, wenn das Vorbild nicht eben von ſo großer Bedeutung geweſen. Aber der Verfaſſer hat ſich ſelbſt den Stab gebrochen, indem er ſein Vorbild auf das Schmählichſte mißhandelte und den Dichter wegen ſeines Alters, ſeiner Leiden, ja ſelbſt ſeiner ehrenvollen Wunden verſpottet. Leider iſt trotz der Entrüſtung, mit der Cervantes dieſen empörenden

literarischen Betrug aufnahm und der er im zweiten Theil reichlich Worte lieh, das Buch nicht ohne Einfluß auf seine weitre Schöpfung geblieben.

Cervantes arbeitete nun rasch zu Ende und kam früher damit zu Stande, als er selbst beabsichtigt hatte. Im Februar 1615 beendigt, erschien der zweite Theil im Herbst des folgenden Jahres. Don Quijote ist so die Arbeit von fünfzehn Jahren und während der erste Theil das Werk eines Spötters, ist der zweite zehn Jahre später erschienene das eines Philosophen. Don Quijote zieht in diesem zweiten Theile aufs Neue zu Abenteuern aus, die sich noch reicher und phantastischer gestalten, noch mehr den Character des Romanhaften tragen, als die des ersten Theils: aber doch haben jene nicht die typische Physiognomie, welche sie dem Volkssinne so tief eingeprägt, sie so populär gemacht, daß sie noch heute sprichwörtlich in Jedermanns Munde sind.

Noch lange innerhalb des zweiten Theils hält sich das Buch auf seiner Höhe, bis das Lustspiel, wie Frenzel ausführt, an einer verhängnißvollen Stelle zur Tragödie ward. So lange Don Quijote nur durch seine Augen, die alles wie „ein irrender Ritter" ansahen, durch die Stimme des Herzens getäuscht und betrogen wird, sind wir mit ihm im gleichen Falle. Wenn aber Andre anfangen, ein boshaftes Spiel mit ihm zu treiben, ihn absichtlich zu ihrer Ergötzung in grausame Irrthümer und Verwicklungen stoßen, dann tritt die Finsterniß dieses glänzenden Gestirns ein, dann ist Don Quijote ein beklagenswerther Irrsinniger, ein Mann für das Narrenhospital zu Sevilla, und Charles Lamb hat Recht: Goneril würde erröthet sein, so den abgedankten König zu quälen, solch Spiel würde die Wölfin Regan nicht mit seinem schwachen Verstande auf die Dauer getrieben haben, wie es der Ritter in den Hallen einer unwürdigen Königin erduldet. Welch gemeine, nichtsnutzige Gesellschaft! Der Held des Avellaneda konnte und durfte nur in einem Irrenhause endigen, aber ein Cervantes wie ihm in solchem Irrthume nachahmen. Mag das Lob, das den Späßen Sancho's — der hier, wie bei Avellaneda nun in den Vordergrund tritt — nur allzu freigebig gespendet wird, ihn verleitet haben, diesen Character zum Mittelpunkt der weitern Erzählung zu machen, genug, die größte Hälfte des zweiten Theils zerstört die Theilnahme für den Helden. Wir können darum nicht begreifen, wie der Geschichtschreiber der spanischen Literatur, George Ticknor, dem zweiten Theile sogar unbedingt den Vorzug vor dem ersten einzuräumen vermag, wenn

er nicht auf die künstlerische Composition mehr Gewicht legt, als auf den idealen Gehalt.

Vergessen wir über dem Unbehagen, in das uns ein Stück der zweiten Hälfte des Romans versetzt, nicht die große Schöpfung des Ganzen, von dem Vischer sagen konnte: „Mit einem Werke der künstlerischen Ironie dieser Welt den komischen Roman und schließlich den wirklichen Roman selbst geschaffen zu haben, das ist die unsterbliche Leistung des Cervantes. Diese Ironie des Ritterthums ist zugleich Volksroman, nimmt im Volke den Ansatz zum Spotte gegen das ausgelebte Ideal der Aristokratie."

Wir können die Bedeutung des vorliegenden Buches für die gesammte Literatur nicht schärfer kennzeichnen.

Kehren wir noch einmal zu der Person des Dichters zurück. Cervantes war 1606 nach Madrid gezogen, wahrscheinlich dem spanischen Hofe folgend. Fortan blieb er dort und hat es nur noch einmal kurz vor seinem Tode verlassen.

Trotz der hohen Verdienste des Dichters lebte er in fortwährend dürftigen Verhältnissen, nur von der Gnade seiner beiden Gönner, des Erzbischofs von Toledo und des Grafen von Lemos erhalten. Der Hof that nichts für den größten Geist seiner Zeit: man dachte nicht an den Dichter, während man sich an seinem Buche nicht satt lesen konnte. Man erzählt, als Philipp III. einst auf dem Balcone des Schlosses stand und am Ufer des Manzanares einen Studenten eifrig in einem Buche lesen sah, der beständig seine Lectüre durch unbändiges Gelächter unterbrach, habe er ausgerufen: „Entweder ist der Mensch ein Narr oder er liest im Don Quijote." Der königliche Scharfsinn hatte das Richtige getroffen, aber keinem von den Höflingen fiel es ein, den König auf das Elend aufmerksam zu machen, in welchem sich der Verfasser des gefeierten und berühmten Buches befand.

Die letzten Jahre seines Lebens weihte Cervantes ganz den Musen. Die schon in Sevilla begonnenen „Zwölf moralischen Erzählungen" (Novelas ejemplares, was ebenso gut Mustererzählungen bedeuten kann) erschienen 1613 zu Madrid. Alle diese Novellen, von denen „Die kleine Zigeunerin von Madrid" durch Wolffs und Webers „Preciosa" uns Deutschen besonders werth geworden, sind frisch dem reichen Boden des Volkscharacters entsprungen und tragen die ganze Fülle echt spanischer Lebendigkeit und Anmuth der Sprache an sich, durch welche sie, obgleich die frühesten aller spanischen Novellen, noch heute unerreicht sind. Cervantes stand bereits im

Greisenalter, als er sein letztes Werk: „Persiles und Sigismunda“ schuf, jenen ernsten Roman, den er selbst für die beste Schöpfung seiner Feder hielt, der aber für uns nur noch literarhistorisches Interesse hat und erst ein Jahr nach seinem Tode erschien.

Im Frühling des Jahres 1616 ging er nach Esquiviar, wo eine kleine Besitzung lag, die ihm seine Frau zugebracht. Todtkrank kehrte er in den ersten Tagen des April nach Madrid zurück. Unterwegs holt ihn ein Student der Heilkunde ein, welcher ihm noch Rathschläge ertheilt, wie er der Wassersucht begegnen könne, an der er litt, worauf Cervantes jedoch erwidert: sein Puls gehe bereits so schnell, daß es spätestens am Sonntag aus mit ihm sei. Und so war es auch. Am 16. April erhielt er die letzte Oelung, schrieb noch am nächsten Tage die von Humor sprudelnde, von echt männlichem Todesmuthe zeugende Widmung von „Persiles und Sigismunda“ an den Grafen von Lemos und hauchte vier Tage später, am 23. April 1616, in dem heute mit seinem Portraitmedaillon geschmückten Hause der Calle de Leon, in den Armen seiner Frau den Geist aus, zehn Tage eher, als Shakspere, sein einziger Rivale, starb. Er ward im Kloster der Trinitariermönche begraben. Diese verließen 1633 ihr Kloster, und als man später nach Cervantes' Grab suchte, fand man es nicht mehr. Dafür aber lebte er in der Bewunderung der Mit- und Nachwelt fort, wie kaum ein andrer Name der Literatur, Shakspere ausgenommen. Die spanische Bibliographie hat in neuster Zeit sogar behauptet, — wir wissen nicht, ob mit Titeln erhärtet — daß in den Jahren 1605 bis 1857 nicht weniger als 400 Editionen in Spanien selbst veranstaltet worden, und von Uebersetzungen ins Englische 200, ins Französische 168, ins Italienische 96, ins Portugiesische 80, ins Deutsche 70, ins Schwedische 13, ins Polnische 8, ins Dänische 6, ins Russische 2 und ins Lateinische 1 erschienen seien. Wir zählen die Nachahmungen, die Bearbeitungen für die Bühne in Dramen, Opern, selbst Ballets nicht auf — genug, daß von allen eine erkleckliche Zahl vorhanden, um die Popularität des Buches und seines Helden zu beweisen.

In einer „Bibliothek ausländischer Klassiker“ durfte vor allen Cervantes' Don Quijote nicht fehlen, und ich schätze mich glücklich, meinem Vaterlande gerade diesen Dichter in seiner bedeutendsten Schöpfung verdolmetschen zu können. Wenn auch der Uebersetzer das berühmte Wort des Cervantes selbst: „seine Arbeit gleiche der

Kehrseite der vlämischen Tapeten, welche wohl die Figuren zeigen, aber doch von Fäden so überſponnen ſeien, daß die Glätte und der Glanz der Vorderſeite vollſtändig verloren gegangen", für ſich in Anſpruch nehmen kann, ſo bin ich mir doch der ſchwierigen Arbeit vollkommen bewußt geweſen, einen Dichter zu übertragen, den die dickleibigſten Commentare noch nicht in allen Puncten aufzuhellen vermochten, und der ſelbſt von ſich ſagt, daß ſeine Geſchichte eines Commentars nicht entbehren könne, ſie zu verſtehen. Während der dreijährigen Arbeit, die ich dem Buche gewidmet, ſind mir beſtändig neue Erklärungen zugefloſſen, und wenn ich auch nichts unbeachtet ließ und beſtändig feilte, ſo glaubte ich doch, für die ſichere Baſis des Textes mich ſtreng an eine Ausgabe halten zu ſollen, die ich nach gewiſſenhafter Prüfung als die verläßlichſte erkennen durfte. Als ſolche liegt denn meiner Ueberſetzung die von Man. Rivadeneyra mit großem Koſtenaufwand zu Argamaſilla in dem Hauſe, wo Cervantes gefangen ſaß, in einer eigens dahin geſchafften Officin gedruckte Ausgabe des Don Quijote zu Grunde, welche mein gelehrter Gönner, Don Eugenio Hartzenbuſch, der Director der königl. Bibliothek zu Madrid, beſorgte, dem ich auch ſonſt für die Förderung meiner Arbeit zu großem Danke verpflichtet bin.

Soll ich noch ein Wort von meinen Vorgängern ſagen, ſo können nur Tieck und v. Keller in Betracht kommen. Jener, deſſen Verdienſte gegenüber ſeinen Vorgängern ich keineswegs verkenne, den die Unkenntniß aber als den beſten Ueberſetzer Don Quijote's ausruft — eine Anſicht, die gedankenlos nachgeredet wird und ſich traditionell feſtgeſetzt hat —, „übertyrannte den Tyrannen", d. h. er ſuchte die glänzenden Lichter Cervantesſchen Geiſtes durch die Sprühteufel des eigenen Humors und die geſuchte Komik des Ausdrucks noch zu überbieten: er hat uns den Don Quijote geradezu verballhornt und von Grund aus verdorben. v. Keller gebührt das Verdienſt, mit philologiſcher Treue und Gewiſſenhaftigkeit das einfache und wahre Bild in der urſprünglichen Friſche, wie es der Meiſter gemalt, wiederhergeſtellt zu haben. Siebenundzwanzig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen: iſt es nach ſolcher Zeit, welche der Forſchungen ſo manche zu Tage gefördert, vermeſſen, mit einer neuen Uebertragung vor das Publicum zu treten?

Edmund Zoller.

Der ſinnreiche Junker

Don Quijote von der Mancha.

Erſter Theil.

Dem Herzog von Bejar,

Marques von Gibralion, Grafen von Benalcazar und Bannares, Vicegrafen von Alcozer, Herrn der Städte Capilla, Curiel und Burgillos.

Im Vertrauen auf die wohlwollende Aufnahme und die Achtung, welche jede Art von Büchern bei Euer Excellenz findet, einem Fürsten, der so gerne die schönen Künste begünstigt, vornehmlich solche, welche im Gefühle ihres Adels sich nicht zum Dienste und zu den niederen Interessen der großen Masse herabgeben, habe ich mich entschlossen, den „sinnreichen Junker Don Quijote von der Mancha" unter dem Schutze des erlauchten Namens Euer Excellenz ans Licht treten zu lassen, welche ich mit der solcher Größe gebührenden Ehrfurcht bitte, mir diesen Schutz gnädigst zu gewähren, damit das Buch im Schatten desselben, wenn auch jenes kostbaren

Schmuckes von Eleganz und Gelehrſamkeit entbehrend, womit ſich die von unterrichteten Männern geſchriebenen Werke zu umgeben pflegen, ruhig vor dem Richterſtuhl derer zu erſcheinen wagen könne, welche, ſich nicht in den Schranken ihrer Unwiſſenheit beſcheidend, die Werke Anderer mit großer Strenge, aber um ſo weniger Gerechtigkeit zu verurtheilen pflegen. Richten Euer Excellenz jedoch Ihre Einſicht auf meine gute Abſicht, ſo weiß ich zuverſichtlich, Sie werden den ſchwachen Beweis meiner Ergebenheit nicht verſchmähen.

Miguel de Cervantes Saavedra.

Vorwort.

Müßiger Leser, Du wirst mir auf mein Wort glauben, daß ich wünschte, dieß Buch, als das Kind meines Geistes, wäre das schönste, das glänzendste und geistreichste, das man sich denken kann. Ich habe mich jedoch dem Naturgesetz nicht zu entziehen vermocht, nach welchem jedes Ding Seinesgleichen hervorbringt. Was konnte also mein unfruchtbarer, ungebildeter Kopf anderes schaffen, als die Geschichte eines trocknen, verschrumpften und wunderlichen Gesellen, der mit seltsamen Gedanken vollgepfropft ist, wie sie nie in eines andern Menschen Hirn gekommen, namentlich wenn er, wie dieser, in einem Gefängniß erzeugt wurde, wo jegliche Unbequemlichkeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen und jeder widerwärtige Lärm zu Hause ist. Die Stille, die Annehmlichkeit des Ortes, die Lieblichkeit der Gegend, die Heiterkeit des Himmels, das Murmeln der Quellen, die Ruhe des Geistes tragen viel dazu bei, daß selbst die unfruchtbarsten Musen fruchtbar werden und Kinder zur Welt bringen, welche diese mit Verwunderung und Freude erfüllen. Es geschieht wohl, daß ein Vater einen häßlichen und unliebenswürdigen Sohn hat, aber die Liebe, die er für denselben im Herzen trägt, legt ihm eine Binde über die Augen, daß er seine Mängel nicht sieht, oder sie wohl gar für geistreiches und feines Wesen hält, und sie seinen Freunden für Zeichen scharfen Verstandes und Witzes ausgibt. Ich aber, der, wenn auch scheinbar der Vater, doch nur der Stiefvater des Don Quijote bin, will nicht mit dem Strome der Sitte schwimmen, und Dich nicht, geliebter Leser, wie andre thun, mit Thränen in den Augen bitten, daß Du die Fehler, die Du an meinem Kinde siehst, verzeihen oder übersehen mögest. Da Du weder sein Verwandter noch Freund

bist, Deinen eigenen Kopf hast und Deinen freien Willen wie der Klügste, Herr in Deinem Hause bist, wie der König auf seinen Domänen, und das Sprichwort wohl kennst: unter meinem Mantel trotze ich selbst dem König (was Dich von jeder Rücksicht und Verpflichtung entbindet), so darfst Du von dieser Geschichte alles sagen, was Dir gut dünkt, ohne befürchten zu müssen, daß man Dich wegen des Schlimmen, das Du davon sagst, verleumden, oder wegen des Guten belohnen werde.

Ich hätte sie Dir gerne ganz nackt und bloß, ohne den Schmuck einer Vorrede oder jene endlose Reihe der gewöhnlichen Sonette, Epigramme und Lobgedichte überreicht, die man sonst an die Spitze der Bücher zu setzen pflegt; denn ich muß Dir sagen, daß, wenn mich das Buch auch einige Mühe kostete, ich doch keine größere wüßte, als die Vorrede zu schreiben, die Du gegenwärtig lieseſt.

Oftmals nahm ich die Feder, sie zu schreiben, und eben so oft legte ich sie wieder aus der Hand, weil ich nicht wußte, was ich schreiben sollte; und als ich nun so einmal, das Papier vor mir, die Feder hinter'm Ohre, den Ellbogen auf dem Tische und die Hand am Kinne dasaß, und mir überlegte, was ich sagen sollte, trat unerwartet einer meiner Freunde, ein witziger und verständiger Kopf, ein und fragte mich, als er mich so nachdenklich fand, um die Ursache. Ich verhehlte ihm diese auch nicht und sagte, daß ich an die Vorrede denke, die ich der Geschichte des Don Quijote voranstellen müsse, und daß mich dieß in einem Grade beunruhige, daß ich sie am Ende gar nicht schreiben, noch weniger die Thaten des edlen Ritters ans Licht geben wolle.

„Denn, wie könnt Ihr verlangen, daß mich das nicht beunruhigen soll, was der alte Gesetzgeber, das sogenannte Publicum sagen wird, wenn es sieht, daß ich am Ende so vieler Jahre, die ich in der Stille der Vergessenheit zugebracht, nun, von all meinen Jahren gebeugt, mit einer Geschichte hervortrete, die so trocken ist wie eine Binse, so arm an Erfindung, so mangelhaft im Stile, so dürftig an Gedanken und so baar aller Gelehrsamkeit und Belehrung, der es überdies an Randbemerkungen wie an Noten am Schlusse fehlt, während ich andre Bücher, seien sie

auch dichterische und ungelehrte Werke, so voll von Sentenzen aus Aristoteles, Plato und der ganzen Schaar von Philosophen finde, daß sie die Leser in Erstaunen setzen, welche die Verfasser für vielbelesene, gelehrte und feine Menschen halten. Und wenn sie nun gar die heilige Schrift citiren? Hält man sie dann nicht für einen heiligen Thomas oder einen andern Kirchenvater: denn sie wissen es dabei so schlau einzurichten, daß sie, wenn in der einen Zeile ein ausschweifender Verliebter geschildert wird, in der nächsten eine christliche Predigt halten, daß es eine wahre Lust und Freude ist, sie zu hören oder zu lesen. Alles dessen entbehrt nun mein Buch, weil ich nichts wüßte, was ich am Rande zu bemerken oder am Schlusse anzumerken hätte, noch weniger, welchen Autoren ich darin gefolgt wäre, um sie an die Spitze zu setzen, wie es viele nach dem Alphabete thun, indem sie mit Aristoteles beginnen und mit Xenophon und Zoilus oder Zeuxis endigen, obwohl der Eine ein Lästerer, der Andre ein Maler war. Eben so muß mein Buch der Sonette am Anfang entbehren, wenigstens solcher, deren Verfasser Herzoge, Marquese, Grafen, Bischöfe, vornehme Damen oder sehr gefeierte Dichter sind; obgleich ich weiß, daß, wenn ich ein Paar gefällige Freunde darum ersuchte, diese mir welche geben würden, und zwar solche, mit welchen Gedichte selbst von Verfassern von größerem Ruf in Spanien nicht rivalisiren könnten.

„Kurz, mein Herr und Freund, fuhr ich fort, ich bin entschlossen, den Herrn Don Quijote in seinen Archiven in der Mancha begraben liegen zu lassen, bis der Himmel den Mann sendet, der ihn mit all den vielen Dingen ausrüstet, die ihm fehlen. Denn ich halte mich unfähig, hier zu bessern, weil es mir an Talent und Kenntnissen fehlt, auch bin ich von Hause aus viel zu träge und lässig, um in Schriftstellern herumzustöbern, welche dasselbe sagen, was ich ohne sie zu sagen weiß. Daher kommt die Unschlüssigkeit und Aufregung, in der Ihr mich getroffen, und sicher ist das, was Ihr eben von mir vernommen, Grund genug, mich in solche Stimmung zu versetzen."

Als mein Freund dieß hörte, schlug er sich vor die Stirne und sagte, in ein lautes Gelächter ausbrechend: „Bei Gott, jetzt

sehe ich, daß ich die ganze lange Zeit in einem Irrthum befangen war, seit ich Euch kenne; ich habe Euch nämlich für einen Mann von Geist und klarem Verstande in all Eurem Handeln gehalten und finde nun, daß Ihr so weit davon entfernt seid, als der Himmel von der Erde.

„Wie, ist es möglich, daß Dinge von so geringer Bedeutung und denen so leicht abzuhelfen, im Stande sind, einen so erfahrenen Geist wie den Euren in Verlegenheit zu bringen und unschlüssig zu machen, einen Geist, der noch weit größere Schwierigkeiten überwinden und aus dem Wege sollte räumen können? Wahrhaftig, daran ist nicht Euer Mangel an Talent, sondern Euer Uebermaß von Schwerfälligkeit und der Mangel an Ueberlegung schuld. Wollt Ihr sehen, daß ich Recht habe? Dann hört mir aufmerksam zu, und Ihr sollt erfahren, wie ich in einem Augenblick all Eure Schwierigkeiten hebe und allem Mangelnden abhelfe, was, wie Ihr sagt, Euch so unruhig und muthlos macht, daß Ihr davon abstehen wollt, die Geschichte Eures vortrefflichen Don Quijote, des Lichtes und Spiegels aller fahrenden Ritterschaft, herauszugeben."

„Sprecht", versetzte ich, als ich ihn so reden hörte, „auf welche Weise wollt Ihr die Lücke meiner Befangenheit ausfüllen, wie in das Chaos meiner Verlegenheit Licht bringen?"

Worauf er erwiderte: „Was das Erste betrifft, woran Ihr Euch stoßt, die Sonette, Epigramme und Lobgedichte, die Euch für den Anfang des Buches fehlen, und die von angesehenen und hochgestellten Personen herrühren sollen, so läßt sich dem abhelfen, indem Ihr selbst die Mühe übernehmt, sie zu verfassen; dann könnt Ihr sie taufen und darüber Namen setzen, welche Ihr wollt, könnt sie dem Priester Johannes von Indien, oder dem Kaiser von Trapezunt unterschieben, von welchen, wie ich weiß, verbürgt ist, daß es ausgezeichnete Poeten waren; und wenn sie es auch nicht gewesen, und einige Pedanten und Schwätzer kämen und fielen über Euch her und bestritten diese Wahrheit, so laßt Euch das nicht kümmern, denn wenn sie Euch selbst der Lüge überführen könnten, so können sie Euch doch nicht die Hand abhauen, mit der Ihr das geschrieben.

„Was das Citiren der Bücher und Autoren am Rande betrifft, aus welchen die Sentenzen und andere Aussprüche in Eurer Geschichte geschöpft seien, so habt Ihr nur dafür zu sorgen, daß Euch zur rechten Zeit deutsche und lateinische Brocken einfallen, die Ihr auswendig wißt, oder die aufzusuchen Euch wenig Mühe macht, wie Ihr zum Beispiel, wenn von Freiheit oder Gefangenschaft die Rede ist, die Stelle anführt:

Non bene pro toto libertas venditur auro,

wobei Ihr sogleich am Rande den Horaz citirt, oder wer es sonst gesagt.

„Wenn Ihr von der Macht des Todes sprecht, so kann Euch alsbald die Stelle einfallen:

Pallida mors aequo pulsat pede,
Pauperum tabernas, regumque turres.

„Ist von der Freundschaft und Liebe die Rede, die Gott selbst gegen den Feind befiehlt, so greift nur gleich zur heiligen Schrift (was Ihr mit ein wenig Vorsicht wohl dürft) und führt wenigstens Gottes Worte selbst an: Ego autem dico vobis: diligite inimicos vestros!

„Wenn Ihr von bösen Gedanken sprecht, so kommt mit dem Evangelium: De corde exeunt cogitationes malae. Sprecht Ihr von der Unbeständigkeit der Freunde, so ist Naso da, der Euch sein Distichon leiht:

Donec eris felix, multos numerabis amicos,
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

Und mit solchen und ähnlichen lateinischen Brocken werden sie Euch wenigstens für einen tüchtigen Sprachkenner halten und das bringt heutigen Tages nicht wenig Ehre und Vortheil.

„Was nun die Noten am Ende des Buches betrifft, so könnt Ihr sie sicher auf folgende Weise erhalten. Wenn Ihr einen Riesen in Eurem Buche nennt, so laßt es den Riesen Golias sein und mit diesem schon, der Euch gar nichts kostet, habt Ihr eine große Note, indem Ihr sagen könnt: Der Riese Golias oder Goliat war ein Philister, den der kleine David mit einem gewaltigen Steinwurf im Terebinthenthale tödtete, wie erzählt

wird im zweiten Buch der Könige, in dem und dem Kapitel, das Ihr leicht finden werdet.

„Ferner, um Euch in den humanen Wissenschaften und der Kosmographie unterrichtet zu erweisen, sucht auf irgend eine Art den Tajofluß anzubringen und Ihr habt sogleich eine andre prächtige Anmerkung, indem Ihr sagt: Der Fluß Tajo führt seinen Namen von einem spanischen König: er entspringt da und da, ergießt sich in den Ocean, indem er die Mauern der berühmten Stadt Lissabon bespült; es geht die Meinung, daß er Goldsand führe ꝛc.

„Sprecht Ihr von Räubern, so werde ich Euch die Geschichte von Cacus mittheilen, die ich auswendig weiß; sprecht Ihr von leichtsinnigen Frauen, so habt Ihr den Bischof von Mondoñedo, der Euch Lamia, Lais und Flora liefert, welche Note Euch großen Credit verleiht; sprecht Ihr von grausamen Weibern, so führt Euch Ovid auf die Medea hin; sprecht Ihr von Zauberinnen und Hexen, so hat Homer die Calypso, Virgil die Circe; wenn Ihr von tapfern Feldherrn redet, so bietet Euch Julius Cäsar sich selbst in seinen Commentaren und Plutarch Camille und Alexander.

„Sprecht Ihr von Liebeshändeln, so könnt Ihr mit zwei Quentchen Italienisch den Leo Hebräus citiren, der gerade für Euch paßt; und wenn Ihr nicht in fremde Länder gehen wollt, so habt Ihr ja zu Hause Fonseca „Von der Liebe Gottes", wo sich alles beisammen findet, was Ihr und der beste Kopf über solche Materie nur zu wissen wünschen mögt.

„Kurz, Ihr habt nichts weiter zu thun, als daß Ihr Euch die Mühe nehmt, die Namen zu nennen, oder die Geschichten, die ich hier angeführt, in der Eurigen zu berühren, und überlaßt es mir, die Noten und Randbemerkungen beizusetzen; ich verspreche Euch, die Ränder des Buches sämmtlich zu füllen und noch viele Bogen am Schlusse desselben damit zu verschreiben.

„Kommen wir endlich auf das Verzeichniß der Schriftsteller, welches andre Bücher haben und das in dem Eurigen fehlt. Diesem abzuhelfen, gibt es ein sehr leichtes Mittel, denn Ihr braucht nichts zu thun, als ein Buch zu suchen, das alle von

A bis Z anführt, wie Ihr sagt. Dieses Alphabet legt Ihr nun in Euer Buch und wenn auch die Lüge klar am Tage, weil Ihr gar nicht nöthig hattet, Euch ihrer zu bedienen, so hat das nichts zu sagen; und vielleicht ist doch einer so einfältig, daß er glaubt, Ihr hättet Euch aller in Eurer einfachen und schlichten Erzählung bedient; ja selbst wenn es zu nichts Anderm nützt, so wird zum mindesten ein solches Verzeichniß immerhin dem Buche auf den ersten Blick ein gewisses Ansehen geben; um so mehr, da Niemand näher untersuchen wird, ob Ihr sie benutzt habt oder nicht, da dies im Ganzen gleichgültig ist. Ueberdieß, wenn ich es recht verstehe, hat ja Euer Buch von alledem gar nichts nöthig, was Ihr sagt, daß ihm fehlt, da es eine Satire auf die Ritterbücher ist, von denen Aristoteles nichts wußte, die auch Basilius nicht erwähnt und Cicero niemals anführt. Die historische Wahrheit hat nichts zu schaffen mit den ungereimten Erfindungen Eurer Geschichte, so wenig als die Beobachtungen des Sterndeuters; hier handelt es sich nicht um genaues geometrisches Messen, noch um die Widerlegung der Beweise, deren sich die Rhetorik bedient; auch gilt es hier nicht irgend Jemand eine Predigt zu halten, wo Menschliches und Göttliches durcheinander geworfen wird, eine Vermengung, mit der sich kein christlicher Sinn vereinigen wird. Es handelt sich vor Allem um die Nachahmung, welche Eurem Buch den eigenthümlichen Werth verleiht; und je vollständiger diese gelingt, desto trefflicher ist das Werk. Und da nun Eure Schrift keinen andern Zweck hat, als die Autorität und das Ansehen, das die Ritterbücher bei der vornehmen Welt und dem gemeinen Volke haben, zu vernichten, so habt Ihr auch nicht bei den Philosophen Sentenzen, bei der heiligen Schrift Sprüche, bei den Dichtern Fabeln, bei den Rhetorikern Reden, bei den Heiligen Wunder zu erbetteln, sondern nur dafür zu sorgen, daß Eure Darstellung in treffenden, anständigen und wohlgeordneten Worten sich ausdrücke und Eure Perioden in wohlklingendem und zierlichem Tone gehalten seien; daß Ihr endlich in allem, was Ihr sagen wollt, und so weit es möglich, Eure Absicht klar darlegt, indem Ihr Eure Gedanken verständlich macht, ohne sie zu verwickeln

und verdunkeln. Sorgt auch dafür, daß beim Lesen Eurer Geschichte selbst der Melancholiker zum Lachen gereizt, der Lachlustige noch lustiger werde, der Anspruchlose sich nicht langweile, der Scharfsinnige die Erfindung bewundere, der Gesetzte das Buch nicht verachte und der Kenner es noch bewundere. Kurz, richtet Euer Augenmerk darauf, das schwach fundirte Gebäude der Ritterbücher, die von so vielen verabscheut, von noch weit mehren aber bewundert werden, zu untergraben; wenn Ihr das erreicht, so habt Ihr nicht wenig erreicht."

Mit tiefem Schweigen hörte ich, was mein Freund mir sagte, und seine Aeußerungen prägten sich mir so tief ein, daß ich sie, ohne weiter darüber zu streiten, guthieß, und mir vornahm, gerade aus ihnen dieses Vorwort zu bilden. Du wirst darin, geneigter Leser, den Scharfsinn meines Freundes erkennen und zugleich mein Glück, in solcher Noth einen solchen Rathgeber zu finden, und dich freuen so rein und unverfälscht die Geschichte des berühmten Don Quijote von der Mancha zu erhalten, von dem alle Bewohner des Campo de Montiel glauben, daß es der keuscheste Liebhaber und der tapferste Ritter gewesen, welcher seit vielen Jahren in jenen Gegenden gesehen worden. Ich will den Dienst nicht zu hoch anschlagen, den ich Dir dadurch erweise, daß ich Dich mit einem so merkwürdigen und hochgeachteten Ritter bekannt mache; aber ich fordere, daß Du mir dankest, daß ich Dir die Bekanntschaft des berühmten Sancho Panza, seines Schildknappen, verschaffe, in welchem ich, wie mich dünkt, Dir alle liebenswürdigen Eigenschaften der Schildknappen vereinigt gebe, die in der ganzen Masse der unnützen Ritterbücher zerstreut sind. Und damit Gott befohlen, der meiner nicht vergessen wolle. Lebe wohl!

An das Buch Don Quijote von der Mancha
Urganda die Unkenntliche.

Willſt, mein Buch, Du nur mit bra —
Leſern einzig und allein verkeh —
Werden ſicher Ruhm und Eh —
Eitle Thoren Dir verſa —
Kannſt Du aber nicht erwa —
Idioten zu beln —
Lebſt Du von der Hand zum Mu —
Doch man wär' mit Dir zufrie —
Ja man fräße vor Begie —
Deine Hand vor Lesheißhu —

Doch da die Erfahrung leh —
Unter dichtbelaubten Bäu —
Läßt ſich gut im Schatten träu —
Bietet Dir Dein guter Ste —
Bejars Königseiche heh —
Deren Früchte edle Fü —
Deren allerſchönſte Blü —
Iſt ein zweiter Alexa —
Stell Dich unter ſeinen Scha —
Daß er freundlich Dich beſchü —

Du erzählſt des edelen Mancha —
Wunderſame Abenteu —
Dem der Bücher Ungeheu —
Hirn und Sinn zerrüttet ha —
Damen, Waffen, Rittertha —
Hatten Reiz für ihn ſo gro —
Daß er wie ein zweiter Ro —
Von der Liebe Glut erfü —
Stets das Schwert hielt ſcharf gezü —
Für die Schöne von Tobo —

Auf dem Schilde will ich kei —
Unbeſcheidne Hieroglyp —
Hat man Bilder nur im Spie —
Wird man ſicher nichts entſchei —
Iſt die Widmung nur beſchei —
Wird kein Spötter Dir zuru —
Daß Don Alvaro de Lu —
Hannibal auch der Cartha —
Und der König Franz in Spa —
Glückeswechſel ſchwer empfu —

Da der Himmel nun nicht wo —
Daß Du ſo gelehrt erſchie —
Wie der Mohr Juan Lati —
Laß auch die latein'ſchen Bro —
Spiele nicht den Philoſo —
Mach aus Deinem Geiſt kein We —
Denn die wirklichen Gele —
Würden nur den Mund verzie —
Und ſich in die Ohren zi —
Was nur ſolche Schliche ſo —

Gehe grade Deine Stra —
Laß die Leute ruhig le —
Denn um jeden Brei zu ge —
Das iſt Sache nur der Na —
Schläge gar zu leicht abſa —
Für den Witzbold, der da ſche —
Einzig ſollſt Du darauf de —
Guten Ruf Dir zu bewa —
Denn gefaßt auf ew'gen Ta —
Sei, wer Narrheit drucken lä —

Thorheit iſt es, laß Dir ſa —
Steine darum aufzuhe —
Sie aufs Nachbarhaus zu we —
Da die Dächer ſind von Gla —
Männer, wiſſe, von Verſta —
Gehen in bedächt'gem Schri —
Halten ſtets die richt'ge Mi —

Denn wer nur um alte Wei —
Zu erluſt'gen Bücher ſchrei —
Treibet tolle Narrenſpie —

Amadis von Gaula an Don Quijote von der Mancha.

Sonett.

Du, der Du nachgeahmt mein Jammerleben,
Dem ich, von Luſt verdammt zu ſchwerer Buße,
In einſam tiefgekränkter Muße
Mich auf dem Armutfelſen hingegeben;

Du, dem die trüben Augen reichlich floſſen,
Von ſalz'gen Thränen und von heißen,
Der ſtatt von Silber, Kupfer, Zinn zu ſpeiſen,
Aus Erd' auf Erd' ſein karges Mahl genoſſen:

Sei deſſen ſicher, daß auf ew'ge Zeiten,
So lang zum mind'ſten in der vierten Sphäre
Apollo wird die ſtolzen Roſſe treiben,

Dein Heldenruhm ſich glorreich wird verbreiten,
Dein Vaterland ſich rühmen höchſter Ehre,
Dein Autor unerreicht und einzig bleiben.

Don Belianis von Grácien an Don Quijote von der Mancha.

Sonett.

Ich hab' geſagt, gethan, zerſchmettert und vernichtet,
Mehr als ein Ritter je auf dieſer Erden,
Rächt' tapfer, kühn und ſchlau, die mein begehrten,
Wohl tauſend, hunderttauſend hab' ich ſo gerichtet.

Dem Ruhme bot ich Thaten zu beſingen,
Im Minnedienſt und holden Liebeswerke:
Der Rieſe ſchrumpft' vor mir zum Zwerge,
Im Zweikampf konnte keiner mich bezwingen.

Das Glück lag willig ſtets zu meinen Füßen,
Den Augenblick erfaßt' ich kühn beim Schopfe,
Und war ein Ritter ſchlau von ächtem Korn und Schrote.

Hat meinen Ruhm man auch erheben müſſen,
Weit über's Horn am Mondeskopfe,
Dich hab' ich doch beneidet, großer Don Quijote.

Die Dame Oriana an Dulcinea von Toboſo.

Sonett.

O wäre, Schönſte, mir das Loos gefallen,
Statt Miraflor Toboſo zu bewohnen!
Wie würd's um Ruh' und Friede lohnen,
Die Weltſtadt um ein Dörfchen hinzugeben!

O hätt' ich Leib und Seele können hüllen
In Deinen Sinn und Deine Kleider!
Hätt' ich geſehn den heißgeliebten Streiter,
Wie würden meine Wünſche ſich erfüllen!

O wer ſo keuſch und rein geblieben wäre
Bei Amadis, wie Dir es iſt gelungen
Bei Don Quijote ſchlichtern und beſcheiden!

Wie anders ſtünd's um meine Ehre,
Von Freude wär' ich ſtatt von Schmerz durchdrungen
Und wär' beneidet, brauchte nicht zu neiden.

Gandalin, Schildknappe des Amadis von Gaula, an Sancho Panza, Schildknappen Don Quijote's.

Sonett.

Gegrüßt sei, Mann des Ruhms, den das Geschicke,
Als es zum Knappendienst ihn auserkoren,
Mit solchem Scharfsinn und Verstand geboren,
Daß er begleitet ward vom reinsten Glücke.

Du zeigtest, daß sich Spat und Sense schicke
Und schlichter Sinn zum Rittersporen;
Du zeigtest, wie es thöricht sei, den Thoren
Zum Mond zu suchen eine Brücke.

Dir neid' ich Deinen Esel, Deinen Namen,
Um Deinen Schnappsack laß mich Dich beneiden,
Der sichtbarlich von Deiner Vorsicht zeugte.

Heil Sancho Dir, dem Edeln, Lobesamen,
Vor dem sich Spanien und Ovid zu gleichen Zeiten
Mit zarter Kußhand und mit Ohrfeig' beugte.

Der fleischdurchwachsene Poet Donoso für Sancho Panza und Rocinante.

Für Sancho.

Bin der Knappe Sancho Pa —
Des Manchaners Don Quijo —
Der durch Dick und Dünn lief so —
Und sich zeigt' als kluger Ma —
Denn der schweigsame Villa —
Hielt es für die Hauptmaxi —
Richt'ger Zeit zu retiri —
So sagt's Celestinens Leh —
Jenes Buch, das göttlich wä —
Zeigte sich's so menschlich ni —

Für Rocinante.

Rocinant' bin ich der gro —
Enkelſohn des Babie —
Nur zur Strafe meiner Schwä —
Ritt mich ſolch ein Don Quijo —
Nie mich einer überho —
Niemals iſt ein Körnlein Ha —
Trotz des Hufes mir entga —
Darin folgt ich Lazari —
Der um Wein ins Maul zu zie —
Steckte einen Halm ins Fa —

Der raſende Roland an Don Quijote von der Mancha.

Sonett.

Biſt Du kein Pär, Du hätteſt es ſein müſſen,
Du konnteſt Pär ſein unter tauſend Päreu,
Denn Niemand kommt Dir gleich an Ehren,
Du ſahſt nur Blut, nie ſah man Deines fließen.

Ich bin Roland, Quijote, heiße Liebe
Trieb für Angelica mich hin zu fernen Meeren,
Dem Ruhme opfert' ich auf Weihaltären
Den Muth, der nicht verfällt der Zeiten Siebe.

Doch gleich nicht kann ich ſein Dir, ſonder Gleichen
Stehſt Du in Deines Ruhmes Heldenglanze,
Wenn Lieb' auch Dir wie mir den Sinn verrückte.

Nur gleich ſind wir, — muß mir auch weichen
Der tapfre Mohr und wilde Scyth' im Waffentanze, —
Weil in der Lieb' es uns gleich wenig glückte.

Der Ritter des Phöbus an Don Quijote von der Mancha.

Sonett.

Mein Schwert darf nicht dem Deinen ſich vergleichen,
Du feiner Höfling, Spaniens ſtolze Sonne,
Und nicht mein Arm Dir, aller Tapfern Wonne,
Mit Dir muß Phöbus glänzen und erbleichen.

Was mir der Orient bot an Königreichen,
Ein Kaiſerreich, ich könnt's verſchmähen,
Um meiner Morgenröthe Strahl zu ſehen,
Claridiana's Antlitz ſonder Gleichen.

Ich liebte ſie, mir ſelber war's ein Wunder,
Verſchmäht, ward ich ſo wild, daß ſelbſt die Teufel ſcheuten
Vor meiner Wuth und meines Armes Geſten.

Dein Ruhm altedler Ritter glänzt jetzunder
Durch Dulcineen fort für alle Zeiten,
Und Dir dankt ſie den Ruhm des Schönſten, Beſten.

Der Sultan an Don Quijote von der Mancha.

Sonett.

Obgleich, Señor Quijote, Narrentheidung
Euch das Gehirn gar jämmerlich erſchüttert,
So laſſe man den Ruf Euch unverbittert,
Und ſpare Eurer Thaten Bemitleidung.

Ja Eure Thaten ſelber ſei'n die Richter,
Dem Unrecht habt Ihr mit der Fauſt geſteuert,
Was Euer Rücken tauſendmal betheuert,
Zerbläut von elend ſchurkiſchem Gelichter.

Und wenn auch Dulcinea Eure Liebe
Mit Schimpf Euch lohnt' und wahrem Schandwerk,
Kalt blieb bei Eurer Liebe glüher Röthe,

So tröſt' Euch für des Schickſals Hiebe,
Daß Sancho nichts verſtand vom Kuppelhandwerk,
Daß er ein Thor, ſie kalt und Ihr zu blöde.

Geſpräch zwiſchen Babieca und Rocinante.

Sonett.

B. Was ſeid Ihr, Rocinante, gar ſo mager?
R. Man frißt ja nichts und muß ſich immer plagen.
B. Iſt's denn mit Hafer nicht und Stroh zu tragen?
R. Er gönnt mir nicht das Stroh von meinem Lager.

B. Geht, Freund, Ihr ſeid ſehr ungezogen,
Daß Eure Eſelszunge alſo ſchmälet.
R. Ein Eſel iſt er ſelbſt, daß wenig fehlet,
Was ich geſagt, ich hab' es wohl erwogen.

B. Iſt Lieben Thorheit? R. Nun man nennt's nicht weiſe.
B. Ihr ſeid ein Philoſoph. R. Ja, weil ich Hunger leide.
B. Verklagt den Knappen. R. 's iſt 'ne Schande.

Es hilft nichts, daß ich meine Noth beweiſe,
Wenn Herr und Diener alle beide
So mager ſelber ſind wie Rocinante!

Der ſinnreiche Junker

Don Quijote von der Mancha.

Erſtes Kapitel.

Handelt von dem Stande und der Lebensweiſe des berühmten Junkers Don Quijote von der Mancha.

In einem Dorfe der Mancha, auf deſſen Namen ich mich nicht beſinnen mag, lebte vor nicht langer Zeit einer von jenen Edelleuten, welche einen Spieß am Lanzenbrett, einen alten Schild, ein mageres Roß und einen flinken Windhund beſitzen. Eine Olla, mehr von Rind- als Hammelfleiſch, des Abends meiſtens kaltes Fleiſchmus, Sonnabends Eierkuchen, Freitags Linſen, Sonntags als Zugabe eine junge wilde Taube verzehrten drei Viertheile ſeiner Einnahme. Das Uebrige ging auf für ein Wamms von feinem Tuche, Beinkleider von Sammt für die Feſttage, nebſt Pantoffeln vom gleichen Stoffe, und das Halbtuch der feinſten Sorte, in das er an Werktagen gekleidet ging. Bei ihm wohnte eine Haushälterin, welche die Vierzig hinter ſich, und eine Nichte, welche die Zwanzig noch nicht erreicht hatte, ſowie ein junger Burſche, der die Feld- und Hausarbeit beſorgte, der ſowohl das Roß ſattelte, als auch mit der Hippe umzugehen wußte. Das Alter unſeres Junkers ſtreifte an die Fünfzig: er war von kräftiger Leibesbeſchaffenheit, beſaß eine hagere Geſtalt, ein ſpitziges Geſicht, ſtand gerne früh auf und liebte die Jagd. Einige behaupten, er habe den Beinamen Quijada oder Queſada

geführt, denn es herrscht Verschiedenheit der Meinungen unter den Autoren, die davon sprechen; aus ziemlich wahrscheinlichen Vermuthungen läßt sich schließen, daß er sich Quijano nannte. Doch hat das wenig für unsere Geschichte zu bedeuten: genug, wenn in der Erzählung selbst nicht von der Wahrheit abgewichen wird. Das aber muß man wissen, daß obengenannter Junker in seinen müßigen Stunden (und das waren die meisten des Jahres) sich dem Lesen von Ritterbüchern mit solchem Eifer und Genusse hingab, daß er darob ganz die Uebung der Jagd, wie die Verwaltung seines Vermögens vergaß; und diese wunderliche Neigung brachte ihn so weit, daß er viele Hufe Saatfeld verkaufte, um sich Ritterbücher zum Lesen anzuschaffen. Er brachte deren so viele zusammen, als er habhaft werden konnte. Von allen aber gefielen ihm keine so sehr als die, welche der berühmte Feliciano de Silva verfaßt hatte, denn die Klarheit seiner Prosa und die scharfsinnig verwickelten Perioden erschienen ihm wie Perlen, namentlich wenn er an jene verliebten Stellen und Liebesbriefe kam, wo es z. B. heißt: „Der Sinn des Unsinns, der meinem Sinn sich zeigt, schwächt meinen Sinn so sehr, daß ich mit gutem Sinn mich über Eure Schönheit beklage;“ oder wie an einer andern Stelle: „Die hohen Himmel, die Eure Göttlichkeit göttlich mit den Sternen verschanzt, und Euch zur Würdeträgerin der Würde machen, die Eurer Hoheit würdig ist.“

Solche Worte brachten den armen Ritter um den Verstand: er mühte sich ab, sie zu begreifen und ihren Sinn zu entwirren, den selbst Aristoteles nicht begriffen und verstanden hätte, und wäre er auch einzig aus diesem Grunde wieder auferstanden. Er war nicht sonderlich gut auf die Hiebe zu sprechen, welche Don Belianis austheilte und empfing, weil er meinte, wenn ihn auch die größten Meister curirt, müßte doch sein Gesicht, ja sein ganzer Körper voll Narben und Mäler sein; dagegen lobte er den Verfasser darob, daß er sein Buch mit dem Versprechen jenes endlosen Abenteuers schloß; und oft kam ihm der Gedanke, die Feder zu ergreifen und es genau, wie es dort versprochen wird, zu vollenden. Ohne Zweifel hätte er es auch gethan und wäre

damit zu Stande gekommen, wenn nicht andere wichtigere Gedanken ihn anhaltend in Anspruch genommen hätten.

Gar oft stritt er sich mit dem Pfarrer des Ortes (der ein gelehrter Mann war und zu Siguenza doctorirt hatte) über die Frage, wer ein größerer Ritter gewesen, ob Palmerin von England oder Amadis von Gaula; aber Meister Niclas, der Barbier des Ortes, meinte, keiner komme dem Ritter des Phöbus gleich, und wenn sich Einer je mit ihm messen könnte, so wäre es Don Galaor, der Bruder des Amadis von Gaula, der für alle Fälle besser gerüstet, auch kein solcher löschpapierner Ritter und Jammermann sei wie sein Bruder, und im Punkte der Tapferkeit ihm nichts nachgebe.

Kurz, er vertiefte sich so ins Lesen, daß er unausgesetzt Tag und Nacht fortlas und auf solche Weise durch das wenige Schlafen und das viele Lesen sein Hirn austrocknete, bis er zuletzt den Verstand verlor. Seine Phantasie füllte sich mit alle dem Zeug an, das er in den Büchern las, wie Bezauberungen und Händeln, Kämpfen, Ausforderungen, Wunden, galanten Abenteuern, Liebschaften, Unglücksfällen und unmöglichen Narrheiten, und dabei setzte er sich in den Kopf, daß das ganze Gebräu von erträumten Hirngespinnsten, die er las, Wahrheit sei und daß es keine zuverlässigere Geschichte in der Welt geben könne. Er pflegte zu sagen, Cid Ruy Diaz sei ein sehr guter Ritter gewesen, indessen könne er sich doch nicht mit dem Ritter vom flammenden Schwerte vergleichen, der mit einem einzigen Hiebe zwei stolze und ungeheure Riesen mitten auseinander gehauen. Besser war er auf Bernardo del Carpio zu sprechen, weil er bei Ronceval den bezauberten Roland tödtete, indem er sich des Kunstgriffs bediente, durch den Hercules einst Antäus, den Sohn der Erde, in seinen Armen erwürgte. Sehr gut sprach er von dem Riesen Morgan, weil er, obgleich von jenem übermüthigen und plumpen Gigantengeschlechte, doch und allein leutselig und manierlich war. Vorzüglich gut aber stand er mit Reinald von Montalban, zumal wenn er ihn im Geiste aus seiner Burg ausziehen und jeden, der ihm in den Weg kam, ausplündern, ja gar, wie die Geschichte erzählt, jenes Bild des Mohammed

rauben sah, das von lautrem Golde war. Er würde wahrhaftig, wenn er dem Verräther Ganelon einige Tritte hätte versetzen dürfen, gerne seine Haushälterin, und seine Nichte obendrein, dafür hingegeben haben.

Wie es nun so mit seinem Verstande auf die Neige ging, kam er auf den wunderlichsten Gedanken, den je ein Narr in der Welt ausgeheckt. Er hielt es nämlich für nützlich und nöthig, zur Mehrung seines Ruhmes und zum Frommen des Gemeinwesens ein fahrender Ritter zu werden und die ganze Welt bewaffnet und beritten zu durchziehen, um Abenteuer aufzusuchen und alles das auszurichten, was, wie er gelesen, die fahrenden Ritter thaten, nämlich jedwedem Unrecht zu steuern, und sich in alle Gefahren zu stürzen, durch deren Bestehen er sich ewigen Namen und Ruhm erwerben müßte. Der Arme sah sich zum mindesten schon durch die Kraft seines Armes zum Kaiser von Trapezunt gekrönt. Und gehoben von dem süßen Vorschmack dieser angenehmen Gedanken, eilte er sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Das Erste, was er that, war, daß er seine Rüstung, die seinen Urgroßahnen gehört, und die, von Staub und Rost zerfressen, seit Jahrhunderten in einem Winkel gernht, wieder aufputzte. Er säuberte und fegte sie, so gut er konnte, bemerkte jedoch einen großen Mangel daran, nämlich daß kein Helm mit Visir, sondern nur eine einfache Pickelhaube dazu vorhanden war. Diesem Mangel half jedoch seine Erfindsamkeit ab, denn er machte von Pappendeckel eine Art von halbem Helm, welcher, an die Pickelhaube angeflickt, ihr das Ansehen eines vollständigen Turnierhelmes gab. Um jedoch zu probiren, ob er auch stark sei und einen Hieb aushalten könne, nahm er seinen Degen und versetzte ihm zwei Hiebe, zerstörte aber schon mit dem ersten und in einem Augenblicke das Werk einer ganzen Woche. Daß es so leicht gegangen, ihn in Stücke zu hauen, wollte ihm gar nicht zu Sinne, und um sich vor solcher Gefahr zu sichern, machte er den Helm von Neuem, indem er einige Eisenstäbe von Innen anbrachte, so daß er nun mit seiner Festigkeit zufrieden sein konnte; und ohne es auf einen neuen Versuch ankommen zu lassen, erklärte und hielt er ihn für den allervollkommensten

Helm. Dann sah er nach seinem Roß, und obgleich dieses mehr Flußgallen*) hatte als ein Real und mehr Gebrechen als das Pferd Gonelas', das tantum pellis et ossa fuit, so meinte er doch, daß ihm weder der Bucephalus Alexanders noch die Babieca des Cid gleichkomme.

Vier Tage brachte er damit zu, ihm einen Namen zu ersinnen; denn, wie er bei sich sagte, gab es keinen Grund, daß das Roß, das einem so berühmten Ritter gehörte, und an sich schon so trefflich wäre, nicht auch einen bedeutenden Namen habe. Deßhalb suchte er ihm einen solchen zu geben, der andeutete, was es zuvor gewesen, ehe es einem fahrenden Ritter angehört, und ebenso, was es jetzt sei; außerdem hielt er es für passend, daß, wenn der Herr seinen Stand veränderе, auch das Pferd einen andern Namen erhalte, und zwar einen volltönenden und prächtigen, wie er dem neuen Stande und Berufe zieme, dem er jetzt angehörte. Und so wurde denn, nachdem er eine Menge Namen entworfen und verworfen, ersonnen und wieder aufgegeben, und sein Gedächtniß und seine Phantasie abgequält, zuletzt der Name Rocinante gewählt, der ihm erhaben und wohlklingend dünkte und zugleich bezeichnete, daß er ein Klepper gewesen, ehe er seine jetzige Stellung in der Welt erhalten und nun das erste aller Rosse der Welt geworden.

Nachdem er seinem Pferde einen Namen gegeben, der so ganz nach seinem Geschmacke war, wollte er nun auch sich selbst einen beilegen. Darüber verstrichen acht Tage, und zuletzt kam er zu dem Entschlusse, sich Don Quijote zu nennen: daraus nahmen, wie gesagt, die Verfasser dieser wahrhaften Geschichte Veranlassung, zu glauben, er müsse Quixada und nicht Quesada, wie andre meinen, geheißen haben. Da er sich aber entsann, daß der tapfere Amadis sich nicht begnügt, sich schlechtweg Amadis zu nennen, sondern noch den Namen seines Reiches und Vaterlandes hinzugefügt und sich Amadis von Gaula genannt, so wollte er dem seinen als guter Ritter ebenfalls den seines Vaterlandes hinzufügen und sich Don Quijote von der Mancha

*) Wortspiel. Cuarto heißt Flußgalle (eine Geschwulst am Knie und an den Gelenken der Pferde) und ist zugleich eine kleine Münze, ungefähr neun auf einen Real.

nennen, wodurch er, seiner Meinung nach, klar und deutlich seine Abstammung und Heimat bezeichnete, und diese zugleich ehrte, indem er seinen Beinamen von ihr entlehnte. Die Rüstung war denn geputzt, aus der Sturmhaube ein Helm geworden, sein Roß hatte einen Namen und sein eigener stand gleichfalls fest: so glaubte er, daß ihm nichts mehr bleibe, als eine Dame aufzusuchen, in die er sich verlieben könnte; denn ein fahrender Ritter ohne Liebe sei ein Baum ohne Blätter und Früchte, ein Körper ohne Seele.

„Wenn ich", sprach er bei sich selbst, „zur Strafe meiner Sünden oder zu meinem Glücke da oder dort einen Riesen treffe, wie es den fahrenden Rittern zu geschehen pflegt, und ihn beim ersten Anprall niederwerfe oder mitten auseinander haue, kurz ihn besiege und überwinde, wird es da nicht gut sein, eine Herrin zu haben, zu der zu gehen ich ihm befehle, daß er sich vor ihr beuge und mit demüthiger und unterwürfiger Stimme sage: „Gnädige Frau, ich bin der Riese Caraculiambro, Herr der Insel Malindrania, der im Zweikampfe von dem nicht genug gepriesenen Ritter Don Quijote überwunden worden, welcher mich zu Euch gesandt, daß ich mich Euer Gnaden stelle und Eure Hoheit nach Dero Wohlgefallen mit mir verfahre!" O, wie freute sich unser guter Ritter, als er diese Rede gehalten, und mehr noch, als er ein Wesen gefunden, dem er den Namen seiner Dame geben konnte. Es traf sich nämlich, daß in einem Dorfe unfern von dem seinen ein Bauernmädchen wohnte, das sehr hübsch war und in das er sich vor Zeiten verliebt hatte, obgleich sie, wie sich von selbst versteht, nie davon erfahren und sich deßhalb auch nicht um ihn gekümmert. Sie hieß Aldonza Lorenzo und schien ihm ganz gemacht, ihr den Titel der Herrin seines Herzens zu geben. Und ihr nun einen Namen suchend, welcher dem seinigen nicht nachstünde und nach einer Prinzessin und vornehmen Dame klänge, entschloß er sich, sie Dulcinea von Toboso zu nennen, weil sie von Toboso gebürtig war: ein Name, der nach seiner Meinung melodisch, fremdartig und bezeichnend war, wie alle die andern, die er für sich und die ihm Zugehörenden geschaffen.

Zweites Kapitel.

Von dem ersten Ausritte des sinnreichen Don Quijote aus seiner Heimat.

Nachdem auf diese Weise alle Vorbereitungen getroffen waren, wollte er nicht länger zögern, sein Vorhaben auszuführen, wozu ihn besonders der Gedanke drängte, daß durch sein Zögern der Welt Gefahr drohe, da er sich nun einmal in den Kopf gesetzt, Beleidigungen zu rächen, Beschwerden abzuhelfen, Unrecht zu steuern, Mißbräuche abzuschaffen und Schulden zu befriedigen. Ohne demnach irgend Jemandem etwas von seiner Absicht mitzutheilen und ohne daß es Jemand sah, zog er eines Morgens vor Anbruch des Tages (es war einer der heißesten des Juli) seine volle Rüstung an, bestieg den Rocinante, setzte seinen schlecht zusammengeflickten Helm auf, ergriff seine Lanze und ritt durch die Hinterthür seines Hühnerhofes auf das freie Feld hinaus, höchlich vergnügt und zufrieden, als er sah, wie leicht ihm der Anfang seines guten Vorhabens geworden. Aber kaum sah er sich auf freiem Felde, als ihm ein schrecklicher Gedanke durch den Sinn fuhr, der ihn beinahe vermocht hätte, sein begonnenes Unternehmen wieder aufzugeben. Es fiel ihm nämlich ein, daß er ja noch nicht zum Ritter geschlagen sei, und daß er deßhalb, nach den Gesetzen der Ritterschaft, gegen keinen Ritter die Waffen weder gebrauchen dürfe, noch könne; und gesetzt auch, er wäre es gewesen, so mußte er als Neuling im Ritterthum noch blanke Waffen tragen, ohne Sinnbild im Schild, bis er sich solches durch seine Tapferkeit errungen. Diese Gedanken machten ihn in seinem Vorsatze wankend; da aber seine Narrheit alle Vernunftgründe verdrängte, so beschloß er, sich von dem ersten Besten zum Ritter schlagen zu lassen, nach dem Beispiel vieler Anderen, die es ebenso gemacht, wie er in den Büchern gelesen, die ihn eben zu dieser Narrheit gebracht hatten. Was die blanken Waffen betraf, so gedachte er die seinen, sobald sich ihm Gelegenheit böte, so hell und glänzend zu putzen, daß sie einen Hermelin überstrahlen würden, und damit beruhigte er sich und setzte

seinen Weg fort, welchen das Pferd wählte, da er sich selbst nicht darum kümmerte, denn gerade darin, glaubte er, bestünde das eigenthümliche Wesen der Abenteuer.

Indem nun unser nagelneuer Abenteurer so seines Weges fortzog, begann er folgendes Selbstgespräch: „Kein Zweifel, daß der weise Mann, der einst in künftigen Tagen die wahrhaftige Geschichte meiner berühmten Abenteuer ans Licht gibt, wenn er an meinen ersten frühen Ausritt kommt, also beginnen wird: Kaum hatte der glühend rothe Apoll über das Antlitz der weiten und großen Erde die goldenen Fäden seiner schönen Haare ausgebreitet; kaum begrüßten die kleinen und buntgefiederten Vögelchen mit ihren honigsüßen Stimmen in zarten und wohlklingenden Harmonien die Ankunft der rosigen Aurora, die das weiche Bett ihres eifersüchtigen Gatten verließ und durch die Thüren und Fenster des manchanischen Horizontes den Sterblichen sich zeigte, als der berühmte Ritter Don Quijote von der Mancha das Lotterbett verließ, sein berühmtes Pferd Rocinante bestieg und in die von Alters wohlbekannte Ebene von Montiel hinaus ritt.“ Und wirklich ritt er ja auch gerade über dieselbe, und er fuhr fort: „Glückliches Zeitalter und glückliches Jahrhundert, in welchem meine herrlichen Thaten einst ans Licht treten werden, welche zum Gedächtniß der Nachwelt in Erz gegossen, in Marmor gehauen und in Bildern geschildert werden. O Du weiser Zauberer, wer Du auch sein magst, dem es bestimmt ist, der Chronist dieser seltsamen Geschichte zu werden, ich bitte Dich, vergiß nicht meines guten Rocinante, des unzertrennlichen Gefährten auf allen meinen Zügen und Fahrten!“ Dann hob er wieder an, als wenn er wirklich verliebt wäre: „O Prinzessin Dulcinea, Beherrscherin dieses gefangenen Herzens, Ihr habt mir großes Unrecht gethan, als Ihr mich mit dem strengen Befehl abwieset, nicht vor Eurer Schönheit zu erscheinen. Möchte es Euch gefallen, Fräulein, Euch dieses Eures ergebenen Herzens zu erinnern, das aus Liebe zu Euch so vielen Kummer erduldete.“

Daran knüpfte er noch andere Ungereimtheiten, ganz in der Art, wie es ihn seine Bücher gelehrt, deren Sprache er möglichst

getreu nachzuahmen suchte. Und dabei ritt er so lange fort und die Sonne stieg so rasch und brennend am Himmel herauf, daß sie ihm hätte den Verstand versengen müssen, wenn noch welcher dagewesen. Er ritt den ganzen Tag fort, ohne daß ihm etwas begegnet wäre, was des Erzählens werth gewesen, worüber er fast verzweifelte, weil er gerne gleich auf Jemand gestoßen wäre, an dem er die Kraft seines tapfern Armes hätte erproben können. Einige Schriftsteller behaupten, das erste Abenteuer, das ihm begegnet, sei das bei dem Passe Lapice, andere, es sei das mit den Windmühlen gewesen; so weit ich mir aber in dieser Sache Gewißheit verschaffen konnte und in den Annalen der Mancha geschrieben steht, ritt er jenen ganzen Tag fort, und er und sein Roß waren beim Einbruch der Nacht todtmüde und starben fast vor Hunger. Als er sich nach allen Seiten umsah, ob er nicht eine Burg oder eine Schäferhütte entdeckte, wo er unterkommen und seine vielen Bedürfnisse befriedigen könnte, sah er unfern, von dem Wege aus, auf dem er ritt, eine Schenke, wobei ihm zu Muthe wurde, als sähe er einen Stern, der ihn nicht nur bis an die Pforte, sondern sogleich in den Palast seiner Erlösung selbst führte. Er ritt deßhalb in großer Eile weiter und kam daselbst an, als es eben Nacht wurde.

An der Thüre standen gerade zwei hübsche, junge Mädchen, Huren ihres Zeichens, welche mit einigen Maulthiertreibern, die die Nacht in dieser Schenke zubrachten, auf dem Wege nach Sevilla waren. Da nun alles, was unser Abenteurer erlebte, sah oder sich einbildete, ihm so erschien und sich zutrug, wie er es gelesen hatte, so dünkte ihm die Schenke, sobald er sie erblickte, ein Schloß mit seinen vier Thürmen und Zinnen von funkelndem Silber, dem es auch nicht an einer Zugbrücke, einem Graben fehlte und das alles Uebrige besaß, womit dergleichen Schlösser sonst ausgestattet zu sein pflegen. Als er sich nun der Schenke näherte (die ihm ein Schloß dünkte), hielt er wenige Schritte davon die Zügel Rocinante's an, in der Hoffnung, es werde sich ein Zwerg zwischen den Zinnen zeigen und mit einer Trompete das Zeichen geben, daß sich ein Ritter dem Schlosse nähere. Da er aber sah, daß man zögerte, und Rocinante nach dem Stalle

drängte, so ritt er näher vor die Thür der Schenke und gewahrte dort die beiden liederlichen Dirnen, welche ihm zwei schöne Fräulein oder zwei anmuthige Damen dünkten, die sich vor dem Burgthor in der frischen Luft ergingen. Da geschah es zufällig, daß ein Schweinhirt eine Heerde Säue (die man mit Verlaub nun einmal so nennt) von einem Stoppelfelde zusammentrieb und dabei ins Horn stieß, auf welches Zeichen sie sich versammeln: sogleich bildete sich Don Quijote ein, was ihm gerade zu paß war, nämlich es sei ein Zwerg, der seine Ankunft durch dieß Signal verkünde, und so näherte er sich mit großer Befriedigung der Schenke und den Damen, welche, als sie einen so geharnischten Mann mit Lanze und Schild herankommen sahen, voll Angst in die Schenke flohen. Don Quijote aber, der an ihrer Flucht ihren Schreck erkannte, sprach in der artigsten Weise und mit sanfter Stimme: „Wollen Euer Gnaden doch nicht fliehen und nichts Unziemliches von mir fürchten, denn dem Orden der Ritterschaft, zu dem ich mich bekenne, ziemt und kommt es nicht zu, irgend Jemand Unglimpf zuzufügen, wie viel weniger so hohen Jungfrauen, als welche man Euch sogleich erkennen muß."

Die Dirnen sahen ihn jetzt an und suchten mit den Augen sein Gesicht, das durch das schlechte Visir verdeckt war; als sie sich aber Jungfrauen nennen hörten, was mit ihrem Gewerbe sich so wenig reimen wollte, glaubten sie das Lachen nicht halten zu können und machten es so arg, daß Don Quijote ganz verwirrt wurde und, indem er sein pappernes Visir erhob und sein mageres, staubiges Gesicht enthüllte, zu ihnen sagte: „Schön steht der Anmuth Höflichkeit, aber es ist großer Aberwitz, über Kleinigkeiten ein lautes Gelächter aufzuschlagen; doch sage ich Euch dieß nicht, daß es Euch in Verlegenheit bringe oder Euch gar unwillig mache; denn mein Wunsch ist ja kein andrer, als Euch zu dienen."

Diese Sprache, welche die Frauen nicht verstanden, und die wunderliche Erscheinung unsres Ritters vermehrte nur bei ihnen das Gelächter, und dieses bei ihm den Zorn; und es wäre wohl noch weiter gekommen, wenn nicht in diesem Augenblick der

Wirth erschienen, ein sehr dicker und darum sehr friedliebender Mann, der, als er diese ungestalte Figur mit ihrer wunderlich zusammengewürfelten Armatur von Zaum, Lanze, Schild, Harnisch sah, die alle nicht zusammen paßten, nahe daran war, den Frauen in ihren Ausbrüchen von Heiterkeit Gesellschaft zu leisten. Da indeß die Masse der Waffen ihm doch einige Furcht einflößte, beschloß er ihn höflich anzureden und sprach also: „Herr Ritter, wenn Euer Gnaden Herberge verlangt, so werdet Ihr, mit Ausnahme eines Bettes (denn in der ganzen Schenke ist keins) alles in großem Ueberflusse finden.“ Als Don Quijote die Unterwürfigkeit des Befehlshabers der Veste (denn als solche erschienen ihm Schenke und Wirth) sah, antwortete er: „Für mich, Herr Castellan, ist alles recht, denn, meine Zierde sind die Waffen, Kampf und Streit sind meine Ruhe“ u. s. w.

Der Wirth meinte, er habe ihn Castellan genannt, weil er ihn für einen castilischen Gauner halte, während er doch ein Andalusier war, und zwar von der Küste von San Lucar, freilich kein geringerer Spitzbube als Cacus und eben so muthwillig als ein Student oder Page. Er antwortete deßhalb: „Danach wäre ‚das Bett‘ von Euer Gnaden ‚harte Felsen‘ und ‚ewiges Wachen Euer Schlaf‘. Und da dem so ist, so mögt Ihr mit der Gewißheit absteigen, in diesem Hause alle Gelegenheit zu haben, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, wie viel mehr eine Nacht.“ Und bei diesen Worten hielt er Don Quijote den Steigbügel, der denn auch mit vieler Mühe und Anstrengung abstieg, wie Einer, der den ganzen Tag noch nichts genossen.

Er trug dem Wirthe auf, sein Pferd wohl zu versorgen, denn es sei das beste Thier auf der Welt, das Brot fresse. Der Wirth sah es drum an, aber es schien ihm denn doch nicht so werthvoll, als Don Quijote sagte, ja nicht halb so werthvoll; und nachdem er es im Stalle untergebracht, eilte er zu sehen, was sein Gast wünsche, dem die beiden Mädchen (welche sich bereits mit ihm versöhnt) die Rüstung auszogen. Sie hatten ihm den Brust- und Rückenharnisch losgeschnallt, aber es wollte ihnen durchaus nicht gelingen den Halsberg loszumachen, noch den ungestalten

Helm herabzubekommen, der mit grünen Schnüren angebunden war; man hätte sie zerschneiden müssen, da sich die Knoten nicht lösen ließen. Das wollte er aber durchaus nicht zugeben, und so blieb er die ganze Nacht mit dem Helm auf dem Kopfe, was das reizendste und wunderlichste Bild gab, das man sich nur denken konnte; und da er die beiden Landstreicherinnen, die ihm die Rüstung abgenommen, noch immer für vornehme Damen dieses Schlosses hielt, so sagte er, während sie dieß thaten, mit vieler Artigkeit zu ihnen:

„Niemals ward ein edler Ritter
So von Damen wohl bedient,
Als es war bei seinem Auszug
Von der Heimat Don Quijote;
Seiner pflegten edle Fräulein,
Und Prinzessen seines Rosses —

oder Rocinante's, denn das, meine Damen, ist der Name meines Rosses und Don Quijote von der Mancha der meinige. Ich hätte mich freilich nicht zu erkennen geben sollen, bis die Thaten in Eurem Dienste und zu Eurem Frommen mich verrathen hätten, aber die passendste Gelegenheit, die alte Romanze von Lancelot auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden, ist die Ursache, daß Ihr meinen Namen ganz zur Unzeit erfahren; es wird indeß die Zeit kommen, da Euer Gnaden mir befehlen und ich gehorche, und die Tapferkeit meines Armes wird beweisen, wie sehr ich wünsche, Euch zu dienen."

Die Dirnen, welche nicht gewohnt waren, solchen Wortschwall zu hören, antworteten keine Silbe und fragten ihn blos, ob er nichts essen wolle.

„Ich würde alles essen", antwortete Don Quijote, „und wie es mir dünkt, würde es mir auch sehr wohl bekommen."

Zufällig war es gerade Freitag, und in der ganzen Schenke gab es nichts als ein Paar Portionen von einem Fische, der in Castilien Abadijo [Aebtchen], in Andalusien Bacallao [Baccalaureus], in andern Provinzen wieder Curadillo [Pfarrerchen] und noch in andern Truchuela [Forellchen] heißt. Man fragte ihn, ob

Seine Gnaden etwa Forellchen essen wolle, da man ihm keinen andern Fisch vorsetzen könne.

„Wenn es viele Forellchen gibt", antwortete Don Quijote, „so mag man sie mir als eine Forelle vorsetzen; denn wenn mir einer acht Realen in einzelnen Münzen gibt, so gilt es mir gerade so viel, als wenn mir einer ein Achtrealenstück gäbe, und vielleicht geht es mit diesen Forellchen ebenso wie mit dem Kalb, welches besser als die Kuh, oder mit dem Zicklein, das besser als die Ziege. Sei dem, wie ihm wolle, nur komme es bald; denn die Anstrengung und die Last der Waffen ist nicht zu tragen ohne des Leibes Nahrung."

Man stellte ihm der frischen Luft wegen den Tisch vor die Schenke und der Wirth setzte ihm eine Portion von schlechtgewässertem und noch schlechter gekochtem Stockfisch und ein Brot vor, das ganz schwarz und so schimmlig wie des Ritters Waffen war. Sehr spaßhaft war es, ihn so essen zu sehen, weil der Helmdeckel tief auf dem Kopf saß und das Kinnblech hoch heraufging, weßhalb er nichts zum Munde führen konnte, wenn ihm nicht ein anderer behülflich war. Eine der Damen erwies ihm deßhalb diesen Liebesdienst; aber ihm zu trinken zu geben, wäre rein unmöglich gewesen, wenn der Wirth nicht ein Schilfrohr ausgehöhlt und ihm das eine Ende in den Mund gesteckt, während er in das andere den Wein schüttete; und dieß alles ließ er ganz geduldig geschehen, nur um nicht die Schnüre seines Helmes zerschneiden zu müssen. Während dieß geschah, näherte sich zufällig ein Schweineverschneider der Schenke, der unterwegs vier- bis fünfmal auf seiner Rohrpfeife blies, wodurch Don Quijote vollends in seiner Meinung bestärkt wurde, daß er sich in einem berühmten Schlosse befinde, daß man ihn mit Musik bediene, daß der Stockfisch Forellen, das Brot Semmel, die Huren Damen und der Wirth Castellan des Schlosses sei. So konnte er denn mit der Erfüllung seines Wunsches, wie mit seinem Ausritt wohl zufrieden sein. Was ihn jedoch sehr beunruhigte, war, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen sei, denn es dünkte ihm, als ob er sich nicht mit Fug und Recht in ein Abenteuer einlassen dürfte, ehe er den Ritterschlag empfangen.

Drittes Kapitel.

Erzählt von der ſpaßhaften Art, wie Don Quijote zum Ritter geſchlagen wurde.

Von dieſem Gedanken beunruhigt, kürzte er ſeine dürftige Schenkenmahlzeit ab und rief, als aufgeräumt war, den Wirth herbei, ſchloß ſich mit ihm in den Pferdeſtall ein, ließ ſich vor ihm auf die Kniee nieder und ſprach: „Nimmer werde ich mich von hier erheben, tapferer Ritter, bis Eure Güte mir eine Gunſt gewährt, um die ich Euch anflehe, und die Euch zum Ruhm und dem Menſchengeſchlechte zum Segen gereichen wird.“

Als der Wirth ſeinen Gaſt ſich ſo zu Füßen ſah und dieſe Reden von ihm vernahm, betrachtete er ihn ganz verwirrt und wußte nicht was er thun oder ſagen ſollte: er bat ihn aufzuſtehen, was dieſer jedoch durchaus nicht thun wollte, bis er ihm verſprochen den Wunſch zu erfüllen, den er ihm vorzutragen im Begriffe ſei.

„Nichts Geringeres erwartete ich auch von Eurer Großmuth, mein Herr“, verſetzte Don Quijote auf dieſe Zuſage; „ich ſage Euch deßhalb, daß die Gunſt, um die ich Euch angefleht und die mir von Eurer Freigebigkeit zugeſtanden worden, darin beſteht, daß Ihr mich morgen in der Frühe zum Ritter ſchlagt. Dieſe Nacht werde ich in der Capelle Eures Schloſſes hier die Waffenwache halten; morgen früh wird dann in Erfüllung gehen, was ich ſo heiß wünſche, damit ich, wie ſich's geziemt, in alle vier Welttheile ziehe, Abenteuer aufzuſuchen zum Frommen der Hülfsbedürftigen, wie es die Aufgabe der Ritterſchaft und der fahrenden Ritter iſt, denen ich angehöre und deren Sinn auf ſolche Thaten gerichtet iſt.“

Der Wirth, der, wie ſchon geſagt, ein Schlaukopf war und bereits einigen Argwohn geſchöpft hatte, daß es mit dem Verſtand ſeines Gaſtes nicht ganz richtig ſei, ward endlich ganz davon überzeugt, als er ihn ſolche Reden führen hörte; und damit es dieſe Nacht etwas zu lachen gebe, beſchloß er auf den Scherz einzugehen. Er ſagte deßhalb zu ihm, ſein Wunſch

und Verlangen sei ihm ganz begreiflich, ein solcher Vorsatz sei auch ganz natürlich und schicklich für solch trefflichen Ritter, wie er einer zu sein scheine und seine tapfere Erscheinung beweise; er selbst habe sich in seinen jüngern Jahren solch ehrenvollem Berufe geweiht, habe verschiedene Länder auf Abenteuer durchzogen und sei selbst vor den Vorstädten von Malaga, den Inseln von Riaran, dem Säulengang der Cathedrale von Sevilla, dem Marktplatz von Segovia, dem Olivenplatz von Valencia, der Rondilla von Granada, dem Gestade von San Lucar, dem Potro von Cordova, den Schenken von Toledo und andern Orten nicht zurückgescheut, wo er die Leichtigkeit seiner Füße und die Geschicklichkeit seiner Hände erprobt, wo er manchen Streich verübt, viele Wittwen erobert, manches Mädchen verführt, manchen Unmündigen betrogen, bis er zuletzt mit allen Gerichtshöfen und Tribunalen von Spanien Bekanntschaft gemacht; endlich aber habe er sich in dieß sein Schloß zurückgezogen, wo er jetzt von seinem und andrer Leute Vermögen lebe und alle fahrenden Ritter bei sich aufnehme, von was Art und Stande sie auch sein möchten, blos weil er eine so ganz besondere Vorliebe für sie habe und weil sie zum Lohne für seinen guten Willen ihre Habe mit ihm theilten. Zugleich sagte er ihm aber auch, daß es in seinem Schlosse keine Capelle gebe, wo er die Waffenwache halten könnte, weil sie niedergerissen worden, um an ihrer Stelle eine neue aufzubauen; er wisse aber, daß man im Nothfalle diese Wache überall halten könne, es stehe ihm deßhalb für diese Nacht ein Hof des Schlosses zu Gebote; morgen aber, wenn es Gott gefalle, sollen die nöthigen Ceremonien so vorgenommen werden, daß er sich als zum Ritter geschlagen betrachten könne, und zwar zu einem Ritter, so gut nur irgend einer in der Welt sei.

Er fragte ihn, ob er Geld bei sich habe, und Don Quijote antwortete, daß er nicht eine Blanca [Kupfermünze] besitze, weil er niemals in den Geschichten der fahrenden Ritter gelesen, daß irgend einer Geld mit sich geführt habe.

Der Wirth aber meinte, darin täusche er sich; denn gesetzt auch, es stünde nichts davon in den Geschichten geschrieben, weil

es den Verfassern unwichtig erschienen, solcher selbstverständlichen und unentbehrlichen Dinge zu gedenken, wie Geld und reine Wäsche, so dürfe man darum noch nicht glauben, daß sie solches nicht besessen; er möchte es deßhalb für sicher und ausgemacht halten, daß alle fahrenden Ritter, von denen so viele Bücher gepfropft voll seien, für alle vorkommenden Fälle mit wohlgespickten Beuteln versehen gewesen und eben so Hemden und eine kleine Büchse mit Balsam gehabt, um die erhaltenen Wunden zu heilen; man könne doch im Felde und in Einöden, wo man kämpfe und verwundet werde, nicht immer einen Arzt zur Hand haben, es wäre denn, man hätte irgend einen geschickten Zauberer zum Freunde, der sogleich durch die Luft in einer Wolke eine Jungfrau oder einen Zwerg ihm zur Hülfe sendete, mit einer Flasche Wassers von solcher Wirkung, daß, wenn man nur einen Tropfen davon trinke, man sogleich von seinen Stich- und Hiebwunden geheilt sei, als ob einem nie etwas gefehlt hätte. So lange dieß aber nicht der Fall sei, hätten es die früheren Ritter für eine abgemachte Sache gehalten, daß ihre Schildknappen mit Geld und andern nöthigen Dingen versehen seien, wie Wundfaden und Salben, um sich zu curiren. Wenn es aber der Fall gewesen, daß die Ritter keine Schildknappen gehabt, was nur sehr selten vorgekommen, so hätten sie selbst das alles in einem niedlichen Mantelsäckchen mit sich geführt, welches auf dem Rücken des Pferdes ausgesehen, als wenn es etwas weit Wichtigeres wäre; denn ohne einen solchen Grund sei es bei fahrenden Rittern nicht zulässig gewesen, Mantelsäcke zu führen; deßhalb rathe er ihm auch, obwohl er ihm als seinem demnächstigen Pathen sogar befehlen könnte, daß er künftig nicht ohne Geld und ohne die erwähnte Ausrüstung sich auf den Weg mache: er werde sehen, wie wohl es ihm zu statten komme, gerade wo er am wenigsten daran denke.

Don Quijote versprach seinen Rath aufs Pünktlichste zu befolgen; und es wurden nun sogleich Verabredungen getroffen, wie er in einem großen Hühnerhofe, der sich auf einer Seite der Schenke befand, die Waffenwache halten sollte. Don Quijote nahm alle Waffen zusammen, legte sie auf einen Trog, der neben

einem Brunnen stand, und den Schild am Arme, die Lanze in der Hand, begann er in würdiger Haltung vor dem Troge auf- und abzuschreiten. Mit dem Beginn der Wache brach auch die Nacht herein. Der Wirth erzählte allen seinen Gästen von der Narrheit seines Gastes, von der Waffenwache und dem Ritterschlag, den er erwartete. Sie verwunderten sich ob solch seltsamer Art von Narrheit, gingen hinaus, um ihn von weitem sich anzuschauen, und sahen nun, wie er mit gemessenem Schritte bald auf- und abging, bald, auf seine Lanze gestützt, die Augen auf die Waffen heftete und eine gute Weile darauf ruhen ließ. Es war endlich völlig Nacht geworden, aber der Mond schien so hell, daß er mit der Sonne wetteifern konnte, von welcher er das Licht empfing, weßhalb auch alle gut sehen konnten, was der angehende Ritter that. Da kam es einem der Maulthiertreiber, die in der Schenke waren, er wolle seinen Thieren noch Wasser geben, und dazu mußte er die Waffen Don Quijote's wegräumen, die auf dem Troge lagen. Als dieser ihn aber herankommen sah, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „O Du, wer Du auch seist, verwegener Ritter, der Du Dich nahst, Hand an die Waffen des tapfersten fahrenden Ritters zu legen, der sich je ein Schwert umgürtete, siehe zu, was Du thust, und rühre sie nicht an, wenn Du nicht Deine Verwegenheit mit Deinem Leben bezahlen willst."

Der Maulthiertreiber kümmerte sich nicht um diese Reden (es wäre freilich besser gewesen, er hätte sich darum gekümmert, weil ihm dadurch viel Kummer erspart gewesen), sondern packte sie an den Riemen und schleuderte sie weit von sich. Als Don Quijote dieß sah, hob er die Augen gen Himmel, richtete seine Gedanken, wie es schien, auf seine Herrin Dulcinea und sagte: „Steht mir bei, Fräulein, bei dem ersten Schimpfe, der diesem Euch dienstwilligen Herzen angethan wird. Verlaßt mich nicht mit Eurer Huld und Eurem Beistand in dieser ersten Gefahr!" Mit diesen und andern ähnlichen Worten warf er den Schild weg, erhob die Lanze mit beiden Händen und versetzte damit dem Maulthiertreiber einen heftigen Schlag auf den Kopf, der ihn so schlimm zugerichtet zu Boden warf, daß, wenn noch ein zweiter nachgefolgt wäre, er des Arztes hätte entrathen können, der ihn

heilen sollte. Als dieß geschehen, las er seine Waffen zusammen und ging mit derselben Ruhe wieder auf und nieder, wie zuvor. Nicht lange darauf kam, ohne zu wissen, was geschehen, weil der erste Maulthiertreiber noch betäubt dalag, ein zweiter in derselben Absicht, seinen Thieren Wasser zu geben; wie dieser aber sich näherte, um die Waffen wegzunehmen und den Trog dadurch frei zu machen, warf Don Quijote, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne Jemand um Beistand anzurufen, zum zweiten Male seinen Schild weg, erhob zum zweiten Male die Lanze und hieb, ohne daß diese in Stücke gegangen wäre, dem Maulthiertreiber mehr als dreimal auf den Kopf, denn er hatte vier Löcher. Auf das Geschrei liefen alle Leute aus der Schenke herbei und unter ihnen auch der Wirth. Als Don Quijote dieß sah, ergriff er seinen Schild, legte die Hand ans Schwert und sagte: „O Herrin der Schönheit, Kraft und Stärke meines schwachen Herzens, jetzt ist es Zeit, daß Du die Augen Deiner Hoheit auf Deinen gefangenen Ritter richtest, dem ein so furchtbares Abenteuer bevorsteht.“ Durch diese Worte bekam er, wie es ihm dünkte, so viel Muth, daß er, wenn sich ihm alle Maulthiertreiber der ganzen Welt entgegengestellt, keinen Schritt zurückgewichen wäre. Als die Kameraden der Verwundeten diese in solchem Zustande sahen, begannen sie aus der Ferne nach Don Quijote mit Steinen zu werfen, gegen welche er sich, so gut er konnte, mit seinem Schilde schützte, ohne daß er es gewagt hätte, von dem Troge zu weichen, um die Waffen nicht ohne Schutz zu lassen.

Der Wirth rief ihnen zu, sie sollten von ihm ablassen, da er ihnen bereits gesagt, daß er verrückt sei und daß er als Narr frei ausgehen würde, auch wenn er sie alle todt schlüge. Don Quijote aber rief noch lauter und schimpfte sie Verräther und Schurken, den Herrn des Schlosses aber einen Feigling und gemeinen Ritter, weil er es dulde, daß man fahrende Ritter auf solche Art behandle; sobald er den Ritterschlag empfangen, werde er ihm seine Verrätherei zu fühlen geben; „denn mit Euch, ihr gemeines und niederträchtiges Gesindel, habe ich nichts zu schaffen; werft nur zu, kommt näher und mißhandelt mich, so viel

Ihr könnt; aber habt Acht, welchen Lohn Ihr für Eure Tollheit und Eure Schändlichkeit ernten werdet."

Er sagte dieß mit so viel Muth und Entschlossenheit, daß er Allen, die sich ihm näherten, eine nicht geringe Furcht einjagte. Dadurch, wie durch die Vorstellungen des Wirthes sahen sie sich veranlaßt, von ihrem Werfen abzustehen; er aber ließ die Verwundeten sich zurückziehen, und setzte die Waffenwache mit derselben Ruhe und Gelassenheit, wie früher, fort.

Dem Wirthe wollten indeß die Possen seines Gastes nicht gefallen; er beschloß deßhalb, denselben ein Ende zu machen, und den Spaß von Ritterschlag lieber gleich zu vollziehen, ehe noch ein andres Unglück daraus entstünde. Er begab sich deßhalb zu ihm, entschuldigte sich wegen der Unbill, die ihm durch das gemeine Volk widerfahren, ohne daß er das Geringste davon geahnt; sie seien aber für ihre Frechheit gebührend gezüchtigt. Er sagte ihm ferner, was er bereits gesagt, daß dieses Schloß keine Capelle besitze, daß aber zu dem, was noch zu thun, keine solche von nöthen sei; die Hauptsache, wenn man zum Ritter geschlagen werden wolle, bestehe, so weit er Kenntniß von dem Ritterceremoniel habe, im Nackenschlag und im Schulterschlage und dieser könne auf freiem Felde vorgenommen werden; was aber die Waffenwache betreffe, so habe er seine Pflicht gethan, da sie schon mit zwei Stunden abgemacht sei, während er mehr denn vier Stunden Wache gehalten.

Das Alles glaubte Don Quijote und sagte, daß er sogleich bereit sei, zu gehorchen, und nur bitte, die Sache so kurz als möglich abzumachen; denn wenn er sich zum zweiten Male angegriffen sehen würde und bereits zum Ritter geschlagen wäre, so bleibe im ganzen Schlosse kein Mensch am Leben mit Ausnahme derer, die er ihm nenne und die er aus Respect vor ihm schonen werde.

Der Burgherr, so gewarnt und bange, holte sogleich ein Buch herbei, in welches er sonst das Stroh und die Gerste einschrieb, die er den Maulthiertreibern gab, und brachte zugleich ein Stümpfchen Licht, das ihm ein Junge hielt, sowie die beiden bereits genannten Mädchen zu Don Quijote heraus, dem er sich

auf die Kniee niederzulassen befahl. Indem er nun in seinem Manual las, als wenn er ein Gebet spräche, erhob er mitten unter dem Lesen die Hand und versetzte ihm auf den Hals einen tüchtigen Schlag und nach diesem mit seinem eigenen Schwert einen sanfteren Streich auf die Schultern, wobei er beständig zwischen den Zähnen murmelte, als ob er eine Formel hersagte. Als dieß geschehen, befahl er einer der Damen, ihm das Schwert umzugürten, was sie mit vielem Anstand und Ernste that, obgleich es sie große Mühe kostete, nicht bei jedem Punkte der Ceremonie in lautes Lachen auszubrechen; die Heldenthaten jedoch, die sie bereits von dem neuen Ritter gesehen, hielten ihre Lachlust einigermaßen in Schranken.

Beim Umgürten des Schwertes sagte das edle Fräulein: „Gott mache Euer Gnaden zu einem recht glücklichen Ritter und verleihe Euch Sieg im Kampfe.“

Don Quijote fragte sie, wie sie sich nenne, damit er künftig wisse, wem er für die empfangene Gunst Dank schuldig sei, denn er gedenke ihr einen Theil der Ehre zuzuwenden, die er sich durch die Tapferkeit seines Arms erwerbe.

Sie antwortete mit großer Demuth, man nenne sie Tolosa, weil sie die Tochter eines Schuhflickers aus Toledo sei, der bei den Buden von Sancho Bienaya wohne; sie werde ihm, wo es ihm beliebe, zu Diensten sein und ihn als ihren Herrn erkennen.

Don Quijote antwortete, daß sie doch künftig ihm zu Liebe sich ein Don voransetzen und sich Doña Tolosa nennen möge.

Sie versprach dieß auch, während die andre ihm die Sporen anlegte, worauf er mit dieser ungefähr dieselbe Unterredung pflog, wie mit der vom Schwerte.

Er befragte sie um ihren Namen, worauf sie antwortete, daß man sie Molinera nenne, weil sie die Tochter eines geachteten Müllers von Antequera sei, und Don Quijote bat sie gleichfalls, sich das Don voranzusetzen und sich Doña Molinera zu nennen, worauf auch sie ihm ihre Liebesdienste zu Gebote stellte.

Als nun so in aller Eile und Geschwindigkeit die bis dahin nie gesehenen Ceremonien vollzogen waren, konnte Don Quijote die Stunde kaum erwarten, bis er sich zu Pferde sah, um auf

Abenteuer auszureiten. Er sattelte sogleich den Rocinante, schwang sich hinauf, umarmte seinen Wirth und sagte ihm, für die Gnade dankend, daß er ihn zum Ritter geschlagen, so wunderliche Dinge, daß es uns unmöglich ist, sie alle genau zu berichten. Der Wirth, dem es nur darum zu thun war, ihn zur Schenke hinauszuhaben, antwortete ihm mit nicht mindrer Beredsamkeit, wenn auch mit nicht so vielen Worten, und ohne ihm etwas für die Zeche abzufordern, ließ er ihn seiner Wege ziehen.

Viertes Kapitel.

Was unserm Ritter widerfuhr, als er die Schenke verließ.

Es mochte ungefähr Tagesanbruch sein, als Don Quijote die Schenke verließ, so zufrieden, so heiter und so hoch beglückt, sich nun zum Ritter geschlagen zu wissen, daß dem Pferde beinahe der Sattelgurt zersprang. Da ihm jedoch der Rath des Wirthes wieder einfiel, betreffs der nöthigen Vorräthe, die man stets bei sich führen müsse, namentlich an Geld und Hemden, so beschloß er, wieder nach Hause zurückzukehren, um sich mit dem allen, sowie mit einem Schildknappen zu versehen, wobei er darauf zählte, einen Landmann, der sein Nachbar war, dafür gewinnen zu können: derselbe war arm und mit Kindern gesegnet, aber zum Knappendienste eines Ritters äußerst tauglich. Mit solchen Gedanken lenkte er den Rocinante seinem Dorfe zu, und dieser, als witterte er die heimatliche Weide, begann mit solcher Lust zu traben, daß er die Füße beinahe nicht auf den Boden setzte.

Er war noch nicht weit gekommen, als er in dem Dickicht eines Gehölzes, das sich zur Rechten des Weges hinzog, eine zarte wimmernde Stimme zu vernehmen glaubte; kaum hatte er dieß gehört, als er auch schon ausrief: „Dank sei dem Himmel für die Gnade, die er mir erzeigt, daß er mir so bald Gelegenheit gibt, die Pflichten meines Standes zu erfüllen, und die Früchte

meiner guten Absichten zu ernten. Diese Stimme ist ohne Zweifel die eines Hülfsbedürftigen, oder einer Hülfsbedürftigen, die meiner Hülfe und meines Beistandes bedürftig sind." Und eine andere Richtung einschlagend, lenkte er Rocinante nach der Stelle hin, woher die Stimme kam. Schon nachdem er wenige Schritte in das Gebüsch hineingeritten, sah er eine Stute an eine Eiche angebunden, und an einer zweiten einen ungefähr fünfzehnjährigen jungen Menschen, der, vom Gürtel an aufwärts, nackt war. Dieser hatte das Geschrei erhoben und nicht ohne Ursache, denn ein stämmiger Bauer hieb mit einem Riemen in Einem fort auf ihn los, und begleitete jeden der Hiebe mit einem Vorwurf und einem Rathe, indem er ihm zurief: „Das Maul zu und die Augen auf!" Der junge Mensch aber rief: „Ich will es nicht wieder thun, Herr; um der Leiden Christi willen, ich will es nicht mehr thun, und verspreche künftig besser auf die Heerde zu achten."

Als Don Quijote dieß sah, rief er mit gereizter Stimme: „Ungeschlachter Ritter! es ziemt sich schlecht, den zu schlagen, der sich nicht vertheidigen kann. Besteigt Euer Roß, und ergreift Eure Lanze (es stand wirklich eine Lanze an die Eiche gelehnt, an die das Pferd gebunden war), damit ich Euch zeige, daß Eure Handlungsweise eine Feigheit ist."

Als der Bauer plötzlich die mit Waffen überladene Gestalt erblickte, welche die Lanze vor seinem Gesichte schwang, glaubte er, er sei ein Kind des Todes, und antwortete mit freundlichem Tone: „Herr Ritter, der Bursche, den ich gezüchtigt, steht in meinen Diensten und hütet eine Heerde Schafe, die ich in dieser Gegend habe; er ist aber so nachlässig, daß mir jeden Tag ein Stück fehlt, und weil ich seine Nachlässigkeit oder Betrügerei bestrafe, sagt er, ich zahle ihm aus Geiz seinen schuldigen Lohn nicht; und bei Gott und meiner Seele, er lügt."

„Lügt? in meiner Gegenwart, elender Schurke?" rief Don Quijote. „Bei der Sonne, die uns bescheint, ich möchte Dich gleich mit dieser Lanze in Stücke hauen. Bezahlt ihn augenblicklich ohne Widerspruch; wenn nicht, bei dem Gotte, der über

uns waltet, so mache ich Euch alsbald den Garaus! Bindet ihn sogleich los."

Der Bauer ließ den Kopf sinken, und ohne ein Wort zu sagen, band er seinen Knecht los, den Don Quijote fragte, wie viel ihm sein Herr schulde.

Er sagte, neun Monate, jeden zu sieben Realen.

Don Quijote machte die Rechnung und fand, daß es dreiundsechzig Realen waren, welche er dem Bauern augenblicklich zu bezahlen befahl, wenn er nicht sterben wolle.

Der erschrockene Bauer antwortete: Bei dem Platze, wo er stehe, und bei dem Eid, den er geschworen (er hatte aber noch gar keinen geschworen), es seien ihrer nicht so viele, weil man davon noch drei Paar Schuhe, die er ihm gegeben, und einen Real für zwei Aderlässe abziehen müsse, die er in seiner Krankheit gebraucht.

„Das ist alles schön und gut", versetzte Don Quijote; „aber die Schuhe und die Aderlässe mögen für die Schläge abgezogen werden, die Ihr ihm unschuldiger Weise gegeben; denn wenn er das Leder von den Schuhen abgelaufen, die Ihr ihm gekauft, so habt Ihr es ihm dafür an seinem Leibe abgezogen; und wenn ihm der Barbier das Blut bei krankem Leibe abgezapft, so habt Ihr ihm das bei gesundem Leibe gethan; mithin ist er Euch seinerseits nichts mehr schuldig."

„Das Unglück ist, Herr Ritter, daß ich kein Geld bei mir habe; Andres mag mit mir nach Hause kommen, dann will ich ihn bei Heller und Pfennig bezahlen."

„Ich mit ihm gehen!" sagte der junge Mensch: „Nein, Herr, das fällt mir nicht ein; denn wenn er mich wieder allein hätte, würde er mich schinden, wie einen Bartholomäus."

„Das wird er nicht thun", antwortete Don Quijote: „es genügt, wenn ich es verlange, daß er mir auch gehorcht; und wenn er es mir bei dem Gesetz der Ritterschaft schwört, zu dem er sich bekennt, so lasse ich ihn frei und stehe für die Bezahlung."

„Bedenkt doch, gnädiger Herr, was Ihr redet", sagte der junge Mensch; „mein Herr ist kein Ritter und hat auch nie den

Ritterschlag erhalten; es ist Juan Haldudos, der Reiche, der Bürger von Quitanar."

„Das gilt gleich", antwortete Don Quijote; „auch unter den Haldudos [Langröcken] kann es Ritter geben; um so mehr, da jeder seines Glückes Schmid ist."

„Wohl wahr", sagte Andres, „aber welches Glückes Schmid ist mein Herr, da er mir meinen Lohn für den Schweiß meiner Arbeit vorenthält?"

„Nichts will ich Euch vorenthalten, Bruder Andres", sagte der Bauer, „seid so freundlich und kommt mit mir; denn ich schwöre Euch bei allen Ritterorden, die es in der Welt gibt, Euch bei Heller und Pfennig, und zwar mit wohlriechendem Gelde zu bezahlen."

„Den Wohlgeruch schenke ich Euch", sagte Don Quijote; „gebt ihm nur Realen, dann bin ich schon zufrieden. Seht zu, daß Ihr Euren Schwur erfüllt; wo nicht, so schwöre ich Euch mit demselben Eide, daß ich wieder kommen werde, um Euch aufzusuchen und zu züchtigen, und ich werde Euch sicher kriegen, wenn Ihr Euch auch besser versteckt, als eine Eidechse, und wenn Ihr wissen wollt, wer das von Euch fordert, damit Ihr Euch noch mehr verpflichtet fühlet, es zu thun, so erfahret, daß ich der tapfere Don Quijote von der Mancha bin, der Rächer alles Unrechts und aller Ungerechtigkeit. Damit Gott befohlen! Vergeßt bei der angedrohten Strafe nicht, was Ihr versprochen und beschworen." Und mit diesen Worten gab er seinem Rocinante die Sporen und war in einiger Zeit ihnen aus dem Gesichte entschwunden.

Der Bauer folgte ihm mit den Blicken und als er ihn hinter dem Gebüsch verschwunden sah, wandte er sich an seinen Knecht Andres und sagte zu ihm: „Kommt mit, mein Sohn, damit ich Euch bezahle, was ich Euch schulde, wie dieser Rächer allen Unrechtes mir befohlen hat."

„Das versichere ich Euch", sagte Andres, „wie Ihr auch den Befehl dieses guten Ritters, der tausend Jahre leben möge, befolgen mögt, bei Sanct Rochus, er ist so tapfer und gerecht,

daß er wieder umkehrt und seine Drohung erfüllt, wenn Ihr mich nicht bezahlt."

„Davon bin ich auch überzeugt", sagte der Bauer, „aber weil ich Euch sehr gut bin, will ich die Schuld vorher vergrößern, um auch die Bezahlung vergrößern zu können."

Und indem er ihn beim Arm ergriff, drehte er ihn um, um ihn an den Baum zu binden, worauf er ihn dermaßen durchprügelte, daß er halb todt war.

„Nun, Herr Andres, ruft mir jetzt Euren Rächer alles Unrechts", sagte der Bauer; „Ihr werdet sehen, wie er dieses rächt, und doch kommt's mir vor, ich habe noch nicht einmal genug gethan, denn es wandelt mich die Luft an, Euch lebendig zu schinden, wie Ihr ja wirklich gefürchtet habt." Endlich band er ihn aber doch los und stellte es ihm frei, seinen Richter zu suchen, daß er die ausgesprochene Sentenz zur Wahrheit mache.

Andres schlich mißmuthig davon und schwor, den tapfern Don Quijote von der Mancha aufsuchen, ihm Punct für Punct alles, was vorgegangen, berichten zu wollen, und sich siebenfach bezahlt zu machen; dabei aber ging er doch heulend von dannen, während sein Herr ihm nachlachte.

Auf solche Weise steuerte der tapfere Don Quijote dem Unrecht. Zufrieden mit dem Erfolg, da es ihn dünkte, er habe mit seinen ritterlichen Thaten einen höchst glücklichen und erhabenen Anfang gemacht, und höchst zufrieden darum mit sich selbst, ritt er seinem Dorfe zu, indem er halblaut vor sich hinsprach: „Du magst Dich wohl glücklicher als alle Frauen auf der Erde schätzen, du Schönste der Schönen, Dulcinea von Toboso, weil Dir das Loos gefallen, einen so tapfern und berühmten Ritter, wie Don Quijote von der Mancha ist und sein wird, zum ergebenen und allezeit willfährigen Knecht zu besitzen, der, nachdem er erst gestern (wie alle Welt weiß) den Ritterschlag empfangen, heute schon dem größten Unrecht und der größten Unbill, die der Unverstand ersann und die Grausamkeit beging, gesteuert; heute entriß ich die Peitsche der Hand des unmenschlichen Feindes, der jenes zarte Kind so ohne alle Ursache züchtigte."

Bei diesen Worten kam er an einen Weg, der nach vier

Richtungen auseinander ging, und sogleich fielen ihm die Kreuzwege ein, wo die fahrenden Ritter sich überlegten, welchen von ihnen sie einschlagen sollten; und um ihnen nachzuahmen, hielt er einen Augenblick still, und nachdem er sich die Sache wohl überlegt, ließ er Rocinanten den Zügel und unterordnete seinen Willen auf diese Art dem seines Pferdes, das seiner ersten Eingebung folgte, indem es den Weg nach seinem Stalle einschlug. Nachdem er ungefähr zwei Meilen so fortgeritten, entdeckte Don Quijote einen großen Trupp Menschen, welche, wie sich später zeigte, Kaufleute aus Toledo waren, die zum Einkauf von Seide nach Murcia gingen. Es waren ihrer vier; sie trugen Sonnenschirme und waren von vier Dienern zu Pferde und von zwei Maulthiertreibern zu Fuß begleitet. Kaum ward Don Quijote ihrer gewahr, als er auch schon ein neues Abenteuer im Anzuge sah; und da er, so weit es möglich war, Alles nachahmen wollte, was er in seinen Büchern gelesen, schien ihm hier die Gelegenheit gekommen, dieß auszuführen. Mit edlem Anstand und großer Kühnheit setzte er sich in den Steigbügeln fest, legte die Lanze ein, deckte die Brust mit dem Schilde und erwartete, sich mitten auf dem Wege aufstellend, die fahrenden Ritter (denn für solche hielt er sie); und als sie so nahe gekommen, daß sie ihn sehen und hören konnten, erhob Don Quijote die Stimme und rief in gebieterischem Tone: „Alle Welt halte still, wenn nicht alle Welt bekennt, daß in aller Welt kein schönres Fräulein sei, als die Kaiserin der Mancha, die unvergleichliche Dulcinea von Toboso."

Die Kaufleute hielten an, als sie diese Worte vernahmen und die wunderliche Gestalt dessen erblickten, der sie aussprach, und sowohl aus der Rede, als aus der Gestalt schlossen sie auf die Verrücktheit des Herrn selbst. Da sie aber wissen wollten, wozu das Zugeständniß von ihnen gefordert wurde, sagte einer von ihnen, der etwas spöttisch und sehr witzig war: „Herr Ritter, wir wissen nicht, wer die gute Dame ist, von der Ihr sprecht; zeigt sie uns; und wenn sie wirklich von so großer Schönheit, als Ihr sagt, so wollen wir gerne und freiwillig die Wahrheit bekennen, die Ihr von uns verlangt."

„Wenn ich sie Euch zeigte", versetzte Don Quijote, „was hättet Ihr dann für ein Verdienst, eine so offenkundige Wahrheit zu bekennen? Darauf kommt es gerade an, daß Ihr, ohne sie gesehen zu haben, es glaubt, bekennt, bethenert, schwört und verfechtet; wo nicht, so habt Ihr es mit mir zu thun, Ihr halsstarriges und stolzes Volk. Ihr mögt nun einzelne stellen, wie es der ritterliche Brauch will, oder alle zusammen, wie es bei Eurem Gelichter üble Sitte ist: hier erwarte ich Euch, und vertraue auf die gerechte Sache, die ich auf meiner Seite habe."

„Herr Ritter", antwortete der Kaufmann, „ich bitte Euer Gnaden im Namen all der Fürsten, die wir hier stehen, daß Ihr unser Gewissen nicht damit beschweret, eine Sache zu bekennen, die wir nie gesehen, noch von ihr gehört (vorzüglich da sie die Kaiserinnen und Königinnen von Alcarria und Extremadura sehr beeinträchtigen könnte); habt doch die Gnade, uns ein Bild dieser Dame zu zeigen, und wenn es so klein wie ein Weizenkorn wäre, denn aus dem Faden schließt man auf den Knäuel, so werden wir zufrieden gestellt und überzeugt sein, und Euer Gnaden Wille soll erfüllt werden. Ja ich glaube, wir sind schon so sehr auf ihrer Seite, daß, wenn ihr Bild sie mit dem einen Auge schielen und aus dem andern Zinnober und Schwefel triefen ließe, wir doch aus Gefälligkeit gegen Euch alles zu ihren Gunsten sagen würden, was Ihr verlangt."

„Da trieft nichts, ehrlose Brut", antwortete Don Quijote, höchst aufgebracht, „nichts trieft, sage ich Euch, nichts von dem was Ihr behauptet, sondern Ambra und Zibeth auf Baumwolle; und sie ist weder schief, noch buckelig, sondern so gerade wie eine Spindel von Guadarrama. Aber Ihr sollt die große Schmähung, die Ihr gegen eine solche Schönheit ausgestoßen, wie die meiner Dame, schwer büßen."

Bei diesen Worten sprengte er mit eingelegter Lanze gegen den, der ihn angeredet, mit solcher Wuth und Heftigkeit ein, daß dem Kaufmann, wenn sein gutes Glück nicht gewollt, daß Rocinante mitten auf dem Wege gestolpert und gestürzt, sein Uebermuth schlecht bekommen wäre. Rocinante stürzte, wie gesagt, und schleuderte seinen Herrn ein gutes Stück Weges weiter; als

dieſer ſich erheben wollte, konnte er es nicht: ſo hinderlich waren ihm Lanze, Schild, Sporen, Helm und das Gewicht der alten Rüſtung. Während er jedoch ſich vergeblich abmühte, auf die Beine zu kommen, rief er: „Flieht nicht, feiges, niederträchtiges Volk. Nicht durch meine, ſondern durch meines Pferdes Schuld liege ich hier am Boden.“

Einer von den Maulthierknechten, welche dabei ſtanden, und der nicht gerade der gutmüthigſte war, glaubte, als er den armen Gefallenen noch ſolche übermüthige Reden ausſtoßen hörte, ihm die Antwort auf die Rippen geben zu müſſen; er ſprang auf ihn zu, ergriff ſeine Lanze, zerbrach ſie in Stücke und begann unſerm Don Quijote mit einem derſelben eine ſolche Tracht Prügel zu verſetzen, daß er ihn trotz ſeines Panzers breiweich ſchlug.

Seine Herren riefen ihm zwar zu, es nicht zu arg zu machen und ihn los zu laſſen, aber der Burſche war ſo ergrimmt, daß er das Spiel nicht aufgeben wollte, bis er ſeinen ganzen Zorn ausgeleert; und indem er die übrigen Stücke der Lanze zuſammen raffte, zerſchlug er ſie vollends auf dem armen Geſtürzten, welcher trotz dem Prügelregen, der ſich über ihn ergoß, den Mund nicht halten konnte, ſondern gegen Himmel und Erde und die Straßenräuber, wofür er ſie hielt, die heftigſten Drohungen ausſtieß.

Der Burſche wurde müde und die Kaufleute ſetzten ihren Weg fort. Der arme Durchgeprügelte gab ihnen reichlich Stoff zur Unterhaltung. Dieſer aber, ſobald er ſich allein ſah, verſuchte abermals, ſich aufzurichten; da er es jedoch nicht vermocht, als er noch heil und geſund war, wie hätte er es in ſo zerprügeltem und zerſchlagenem Zuſtande gekonnt? Und dennoch hielt er ſich für glücklich, da es ihn ein gewöhnlicher Unfall der fahrenden Ritter dünkte und er ihn ganz allein dem Sturze ſeines Pferdes zuſchrieb. Er konnte ſich wirklich nicht erheben, ſo zerprügelt war er am ganzen Körper.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung der Erzählung von dem Unfall unsres Ritters.

Als er sah, daß er sich wirklich gar nicht bewegen konnte, verfiel er endlich auf sein gewöhnliches Mittel, nämlich auf irgend eine Stelle in seinen Büchern zu sinnen. Seine Narrheit ließ ihn auf die Geschichte von Balduin und dem Marques von Mantua verfallen, als nämlich Carloto den Letztern verwundet im Gebirge liegen läßt; ein Märchen, welches die Kinder kennen, das den jungen Leuten nicht unbekannt ist, von den Alten gepriesen, ja geglaubt wird, und doch um nichts wahrer ist, als die Wunder Mohammeds. Dieß schien ihm aber gerade der Fall zu sein, in welchem er sich befand. Er begann deßhalb mit dem Ausdruck des größten Schmerzes sich auf dem Boden umher zu wälzen und mit schwachem Tone die Worte zu wiederholen, welche der verwundete Ritter des Waldes gesprochen haben soll:

O wo weilst Du, meine Herrin,
Daß Dich jammert nicht mein Schmerz?
Oder kennst Du ihn nicht, Huldin?
Ist entfremdet mir Dein Herz?

So fuhr er fort, die ganze Romanze herzusagen, bis er zu den Versen kam:

Mantua's edelster Marquese
Leiblich nächster Ohm und Herr!

Der Zufall fügte es, daß, als er an diesen Vers kam, eben ein Bauer aus seinem Dorfe und gar ein Nachbar, der einen Sack voll Korn zur Mühle brachte, vorüberging. Als dieser den Mann am Boden liegen sah, trat er näher hinzu und fragte ihn, wer er sei und was ihm fehle, daß er so jämmerlich winsele.

Don Quijote glaubte ohne Zweifel, das sei der Marques von Mantua, sein Ohm, und antwortete ihm, indem er in seiner Romanze fortfuhr, und sein Unglück und die Liebe des Kaisersohnes zu seiner Gemahlin schilderte, gerade wie es die Romanze thut.

Der Bauer war höchlich verwundert, als er diesen Unsinn hörte; und indem er ihm das Visir in die Höhe zog, das von den Schlägen ganz zerschmettert war, wischte er ihm das Gesicht vom Staube rein und hatte ihn kaum gesäubert, als er ihn erkannte und sagte: „Herr Quijano“ (so mußte er wohl geheißen haben, als er noch bei Verstande war und noch nicht aus einem ruhigen Edelmann ein fahrender Ritter geworden): „wer hat Euer Gnaden so zugerichtet?“ Aber so viel er auch fragen mochte, der Ritter declamirte seine Romanze weiter. Wie dieß der gute Mann sah, löste er ihm, so gut er konnte, den Panzer und die Armschienen, um zu sehen, ob er irgendwo verwundet sei; aber er sah weder Blut, noch Wunden. Er suchte ihn vom Boden aufzuheben, und setzte ihn nicht ohne große Anstrengung auf sein Thier, weil ihn dieß Reiten doch ruhiger dünkte. Dann holte er die Waffen bis auf die Bruchstücke der Lanze zusammen, band sie Rocinante auf den Rücken, nahm diesen beim Zügel und den Esel beim Halfterstrick und machte sich nach seinem Dorfe auf den Weg, sehr nachdenklich über die wunderlichen Reden, die er von Don Quijote hören mußte. Nicht weniger nachdenklich war Don Quijote, der vor Müdigkeit und Schwäche sich kaum auf dem Lastthiere halten konnte, und von Zeit zu Zeit einen Seufzer zum Himmel sandte, so daß der Bauer von Neuem sich zu der Frage veranlaßt fühlte, was ihm fehle. Es war, als wenn der Teufel ihm all die Geschichten ins Gedächtniß riefe, welche auf seine Erlebnisse paßten: denn er vergaß jetzt Balduins und erinnerte sich des Mohren Abindarraez, den der Gouverneur von Antequera, Rodrigo von Narvaez, gefangen nahm und nach seinem Schlosse brachte. Als ihn der Bauer deßhalb zum zweitenmal fragte, wie er sich befinde und was ihm fehle, antwortete er mit denselben Worten, wie der gefangene Abencerrage dem Rodrigo von Narvaez, und wie er es in der Diana des Jorge de Montemayor, wo die Geschichte steht, gelesen hatte. Und er machte damit so hartnäckig fort, daß der Bauer beinahe des Teufels geworden, ein solches Gewebe von Albernheiten mit anhören zu müssen, und wohl einsah, daß sein Nachbar ein Narr sei. Er eilte deßhalb, nach dem Dorfe zurückzukommen,

um des Verdruſſes los zu werden, den ihm Don Quijote mit ſeinen langen Reden verurſachte.

Dieſe ſchloſſen mit den Worten: „Wiſſet denn, Herr Don Rodrigo von Narvaez, daß dieſe ſchöne Xarifa, deren ich gedacht, jetzt die holdſelige Dulcinea von Toboſo iſt, für die ich die herrlichſten Ritterthaten, welche die Welt geſehen, ſieht und ſehen wird, vollbracht habe, vollbringe und vollbringen werde.“

Der Bauer aber antwortete: „Hört doch, Euer Gnaden, bei meiner armen Seele, ich bin weder Don Rodrigo von Narvaez, noch der Marques von Mantua, ſondern Pedro Alonſo, Euer Nachbar; Euer Gnaden aber iſt weder Balduin, noch Abindarraez, ſondern der ehrenwerthe Ritter, Herr Quijano.“

„Ich weiß, wer ich bin“, antwortete Don Quijote, „und weiß, daß ich nicht nur das alles ſein kann, was ich geſagt habe, ſondern auch alle zwölf Paire von Frankreich, und alle neun Helden des Ruhms; denn alle Thaten, die ſie zuſammen und jeder Einzelne verrichtet, übertreffen nicht die meinigen.“

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen kamen ſie gerade bei Einbruch der Nacht nach dem Dorfe; der Bauer wartete jedoch, bis es noch dunkler war, damit man den zerſchlagenen Ritter nicht ſo ſchlecht beritten ſehe. Als ihm der günſtige Augenblick gekommen ſchien, ritt er mit ihm in das Dorf und das Haus Don Quijote's ein, wo die größte Verwirrung herrſchte. Es befanden ſich juſt daſelbſt der Pfarrer und der Barbier des Orts, welche mit Don Quijote ſehr befreundet waren und zu welchen die Haushälterin eben mit lauter Stimme ſagte: „Was dünkt Euch, Herr Licentiat Pero Perez (denn ſo hieß der Pfarrer), von dem Unglück meines Herrn? Seit zwei Tagen iſt weder er, noch ſein Pferd, noch ſein Schild, noch ſeine Lanze, noch ſeine Rüſtung zu ſehen; Unglückliche, die ich bin! es ahnt mir (und iſt ſo ſicher, als ich ſterblich geboren bin), daß jene verwünſchten Ritterbücher, die er ſo eifrig zu leſen pflegte, ihm den Kopf verrückten. Ich erinnere mich wohl, daß ich ihn oft habe vor ſich hin ſagen hören, er wünſchte ein fahrender Ritter zu werden und in die Welt auf Abenteuer auszuziehen. Holte

doch Satanas und Barabbas all dieſe Bücher, die den feinſten Verſtand der ganzen Mancha zu Grunde gerichtet!“

Daſſelbe ſagte auch die Nichte und ſetzte noch hinzu: „Ja, daß Ihr's nur wißt, Meiſter Nicolas (denn das war der Name des Barbiers), gar oft iſt es geſchehen, daß mein Oheim zwei Tage und zwei Nächte hinter einander in dieſen verwünſchten Unglücksbüchern las, worauf er zuletzt das Buch aus der Hand warf, zum Schwerte griff und mit den Wänden focht; wenn er dann ganz müde war, behauptete er, er habe vier Rieſen, ſo groß wie vier Kirchthürme, erſchlagen; und der Schweiß, der ihm von der Anſtrengung über die Stirne troff, ſei das Blut aus den Wunden, die er im Kampfe erhalten; dann trank er ſchnell einen großen Krug friſchen Waſſers aus und war wieder geſund und ruhig, indem er behauptete, dieſes Waſſer ſei ein köſtliches Getränke, das ihm der Weiſe Esquife, ein mächtiger Zauberer und ſein Freund, gebracht. Aber ich meſſe mir ſelbſt alle Schuld zu, da ich Euer Gnaden nicht von den Geiſtesſtörungen meines Oheims unterrichtet, um ihm noch zu helfen, ehe es ſo weit kam, als es jetzt iſt, und alle jene verruchten Bücher zu verbrennen, die es ſo gut verdienen, als wenn ſie von Ketzern herrührten.“

„Das ſage ich auch“, fiel der Pfarrer ein, „und wahrlich der morgende Tag ſoll nicht vorübergehen, ohne daß über ſie ein öffentliches Auto abgehalten werde; ſie ſeien zum Feuer verdammt, damit ſie keine Gelegenheit mehr für andre werden, die ſie leſen, es ebenſo zu machen, wie mein guter Freund.“

All dieß hörte der Bauer mit an, und er begriff nun vollſtändig die Krankheit ſeines Nachbars. Er rief deßhalb mit lauter Stimme: „Oeffnet Euer Gnaden dem Herrn Balduin und dem Marques von Mantua, der ſchwer verwundet kommt, und dem Herrn Mohren Abindarraez, den der tapfere Rodrigo von Narvaez, Gouverneur von Antequera, gefangen führt.“

Auf dieſe Worte eilten ſie alle hinaus, und als nun die Einen ihren Freund, die Andern ihren Herrn und Ohm erkannten, der noch immer nicht von dem Maulthier abgeſtiegen, weil er außer Stande war, ſich zu bewegen, kamen ſie herbei ihn zu umarmen. Er rief jedoch: „Laßt mich, denn ich komme durch

die Schuld meines Pferdes ſchwer verwundet zurück: man bringe mich auf mein Bett und rufe wo möglich die weiſe Urganda, daß ſie meine Wunden unterſuche und verbinde."

„Da ſeht, du ſchlimme Zeit", rief die Haushälterin, „ob mir's nicht mein Herz geſagt, wo es meinem armen Herrn fehlt. Geht nur hinauf, in Gottes Namen, wir werden Euch ohne dieſe Hurgada curiren. Verflucht ſeien hundert und aberhundert Mal jene Ritterbücher, die Euer Gnaden dieß angethan."

Sie brachten ihn nun ſogleich zu Bette; und als ſie nach Wunden ſuchten, aber keine fanden, ſagte er, er ſei ganz zerquetſcht, weil er mit ſeinem Rocinante einen ſchweren Sturz gethan, indem er ſich mit zehn Rieſen, den furchtbarſten und unerſchrockenſten, die man weit und breit auf der Erde finden könne, herum geſchlagen.

„So, ſo!" ſagte der Pfarrer; „ſind Rieſen mit im Spiele? Bei meiner Treue, ich verbrenne ſie morgen, ehe die Nacht anbricht."

Man richtete hunderterlei Fragen an Don Quijote, aber er wußte nichts Anderes darauf zu antworten, als man möchte ihm zu eſſen geben und ihn ſchlafen laſſen, denn das ſei ihm das Nöthigſte.

Man erfüllte ſein Verlangen und der Pfarrer erkundigte ſich bei dem Bauern genau nach den Umſtänden, wie er Don Quijote gefunden. Er erzählte ihm alles, auch den Unſinn, welchen er ihm unterwegs vorgeſchwatzt. Dadurch ward der Licentiat noch mehr in dem Vorſatz beſtärkt, den er andern Tages ausführte. Wirklich holte er denn auch ſeinen Freund, den Barbier, Meiſter Nicolas, ab und begab ſich mit ihm nach dem Hauſe des Ritters.

Sechstes Kapitel.

Von dem heitern und strengen Gerichte, welches der Pfarrer und der Barbier mit der Büchersammlung unsres sinnreichen Junkers hielten.

Dieser schlief noch. Da bat sich der Pfarrer von der Nichte die Schlüssel zu dem Zimmer aus, wo die Bücher standen, jene Anstifter alles Unheils, und diese gab sie ihm mit dem größten Vergnügen. Sie traten zusammen ein und mit ihnen auch die Haushälterin und fanden mehr als hundert große, sehr gut gebundene Bücher und einige andre kleinere. Als die Haushälterin sie erblickte, kehrte sie schleunigst um und eilte hinaus aus dem Zimmer und kam augenblicklich wieder mit einem Becken voll Weihwasser nebst einem Ysop und sagte: „Nehmt Euer Gnaden, Herr Licentiat, und besprengt dieß Zimmer, damit nicht einer von den vielen Zauberern, welche in diesen Büchern sind, uns verzaubern, zur Strafe für die Strafe, die wir ihnen anthun, indem wir sie aus der Welt schaffen."

Die Einfalt der Haushälterin machte den Licentiaten lachen, der den Barbier bat, daß er ihm eines nach dem andern reiche, um zu sehen, was sie enthielten, da doch einige darunter sein könnten, welche die Strafe des Verbrennens nicht verdienten.

„Nein", sagte die Nichte, „keines verdient solche Gnade, denn sie haben alle gesündigt: es ist besser, man wirft sie zum Fenster hinaus in den Hof, macht einen Haufen daraus und steckt sie in Brand. Oder laßt sie auf den Hühnerhof hinaustragen und dort den Scheiterhaufen anrichten, damit der Rauch Niemand beläftige."

Das Gleiche sagte die Haushälterin: so groß war der Gewinn, den sich die Beiden von dem Untergang dieser Unschuldigen versprachen; aber der Pfarrer ging nicht darauf ein, sondern wollte zuvor wenigstens die Titel lesen. Und das Erste, welches der Barbier ihm in die Hand gab, waren die vier Bände des Amadis von Gaula. „Das ist wirklich ein seltsamer Zufall",

ſagte der Pfarrer, „denn ſo viel ich ſagen hörte, war dieß das erſte Ritterbuch, das in Spanien gedruckt wurde, und alle ſpäteren verdanken ihm ihre Entſtehung: es dünkt mich deßhalb, daß wir es, als den Stifter einer ſo ſchlimmen Secte, ohne weitres Verhör zum Feuer verdammen.“

„Nein, mein Herr“, ſagte der Barbier; „ich habe mir ſagen laſſen, daß es das Beſte der Bücher ſei, die in dieſer Art geſchrieben worden. Und als einzig in ſeiner Art könnte man ihm wohl Gnade angedeihen laſſen.“

„Das iſt wahr“, ſagte der Pfarrer, „und für dießmal ſei ihm alſo das Leben geſchenkt. Gehen wir zu dem daneben über.“

„Das ſind die Großthaten Esplandians, des unrechtmäßigen Sohnes Amadis' von Gaula“, ſagte der Barbier.

„Nun wahrhaftig“, verſetzte der Pfarrer, „das Verdienſt des Vaters ſoll dem Sohne nicht zu gute kommen. Nehmt, Frau Haushälterin, öffnet das Fenſter und werft es auf den Hof, um den Grund zu dem Scheiterhaufen zu legen, den wir machen wollen.“

Die Haushälterin ergriff das Buch mit Freuden, und der gute Esplandian flog auf den Hof, wo er mit großer Geduld das Feuer erwartete, das ihm drohte.

„Weiter“, ſagte der Pfarrer.

„Der, welcher jetzt kommt, iſt der Amadis von Grăcien“, verſetzte der Barbier; „die ganze Reihe iſt, wie ich glaube, von der Sippſchaft des Amadis.“

„Dann mit allen auf den Hof“, ſagte der Pfarrer, „denn um die Königin von Pintiquineſtra und den Schäfer Darinel und ſeine Eklogen und das verteufelte kauderwälſche Zeug ihres Verfaſſers zu verbrennen, würde ich meinen eignen Vater den Flammen überliefern, wenn er ſich in der Geſtalt eines fahrenden Ritters treffen ließe.“

„Dieſer Meinung bin auch ich“, ſagte der Barbier.

„Und auch ich“, fügte die Nichte hinzu.

„Wenn dem ſo iſt“, ſagte die Haushälterin, „nur her damit und in den Hof hinaus.“

Man gab sie ihr, und es waren ihrer gar viele; um sich die Mühe des Treppensteigens zu ersparen, warf sie sie einfach zum Fenster hinaus.

„Wer ist jene Tonne?“ fragte der Pfarrer.

„Das ist Don Olivante von Laura“, antwortete der Barbier.

„Der Verfasser dieses Buchs“, sagte der Pfarrer, „war derselbe, der auch den Blumengarten schrieb. Und wahrhaftig, man weiß nicht, welches von beiden Büchern wahrer, oder besser erlogener ist: nur so viel steht mir fest, daß es um seiner Verrücktheit und Anmaßung willen auf den Hof spazieren wird.“

„Das hier folgende ist Florismarte von Hircania“, sagte der Barbier.

„Ist das Herr Florismarte“, rief der Pfarrer, „dann geschwind mit ihm hinaus auf den Hof, trotz seiner seltsamen Geburt und erfundenen Abenteuer. Die Härte und Trockenheit seines Stils verdient überdieß nichts Besseres. Auf den Hof mit ihm und jenem andern, Frau Haushälterin.“

„Mit großem Vergnügen, Herr“, antwortete sie, und vollzog den Befehl mit Herzenslust.

„Das ist der Ritter Platir“, sagte der Barbier.

„Das ist ein altes Buch“, antwortete der Pfarrer, „und es ist nichts darin, was Gnade verdiente. Laßt ihn ohne weitres Verhör den Andern Gesellschaft leisten.“ Und so geschah es.

Man öffnete ein weiteres Buch und fand, daß es den Titel hatte: Der Ritter vom Kreuze.

„Wegen seines frommen Titels könnte man dem Buche schon seine Unwissenheit verzeihen; aber man pflegt zu sagen: hinter dem Kreuze steckt der Teufel; fort ins Feuer.“

Der Barbier schlug ein anderes Buch auf und sagte: „Das ist der Spiegel der Ritterschaft.“

„Ich kenne Seine Gnaden“, versetzte der Pfarrer; „hier sehen wir den Herrn Reinaldos von Montalban mit seinen Freunden und Gefährten, ärgeren Räubern als Cacus, und die zwölf Paire mit dem wahrheitsliebenden Geschichtschreiber

Turpin; wahrhaftig, ich bin gesonnen, sie höchstens zu ewiger Verbannung zu verurtheilen, geschähe es auch nur, weil sie an der Erfindung des berühmten Mateo Boyardo mit schuld sind, aus dem auch der christliche Dichter Lodovico Ariosto sein Gewebe nahm. Daß mir aber der Letztere, wenn ich ihn hier finde, nur in seiner Muttersprache spricht, sonst habe ich keine Achtung vor ihm; spricht er aber seine Muttersprache, so werde ich den Hut vor ihm abziehen."

„Nun, ich habe ihn italienisch in Händen", sagte der Barbier; „aber ich verstehe ihn nicht."

„Es wäre auch nicht gut, wenn Ihr ihn verstündet", antwortete der Pfarrer, „wir würden es dem Herrn Capitän gerne verzeihen, wenn er ihn nicht ins Spanische übersetzt und zum Castilier gemacht, da er dadurch viel an natürlicher Kraft verloren. Dasselbe wird stets bei allen der Fall sein, welche Bücher in Versen in eine andre Sprache übertragen; denn trotz der Sorgfalt, die sie darauf verwenden, und der Geschicklichkeit, die sie an den Tag legen, werden sie nie die Vollendung erreichen, welche jene in ihrer ersten Gestalt haben. Ich bin aber wirklich der Ansicht, daß wir dieses und alle andern Bücher, welche von den französischen Händeln sprechen, zusammenlegen und in einen trockenen Brunnen werfen, bis wir mit mehr Muße überlegen können, was es mit ihnen auf sich hat, einen gewissen Bernardo del Carpio ausgenommen, der sich hier herumtreibt, und einen andern, der sich Roncesvalles nennt. Kommen diese beiden mir in die Hände, so wandern sie in die der Haushälterin und von den ihrigen ins Feuer, ohne alle Barmherzigkeit."

Der Barbier gab zu allem seine Zustimmung, denn er hielt es für gut und richtig, weil er wohl wußte, daß der Pfarrer ein so guter Christ und ein solcher Freund der Wahrheit war, daß er um alles in der Welt nichts Andres sagen würde. Er öffnete ein andres Buch und sagte, daß es Palmerin von Oliva sei, und neben demselben stand ein zweites Buch, das Palmerin von England betitelt war. Als der Licentiat dieß erblickte, rief er:

„Diesen Olivenbaum zersägt nur sogleich und verbrennt ihn, daß nicht mal die Asche übrig bleibe; diese Palme von England aber bewahre und schütze man als einzig in ihrer Art; ja man sollte für sie ein ähnliches Kästchen machen, wie das, welches Alexander unter der Beute des Darius fand, und das er für die Aufbewahrung der Werke des Homer bestimmte. Dieß Buch, Herr Gevatter, ist aus zwei Gründen wichtig, einerseits, weil es an sich schon sehr gut ist, andererseits, weil man behauptet, ein kluger König von Portugal habe es verfaßt. Alle die Abenteuer im Schlosse Miraguarda sind sehr gut und vortrefflich erfunden; die Diction ist fein und klar, ganz im Geiste dessen, der spricht, mit großer Originalität und großem Verständniß geschrieben. Ich dächte deßhalb, wenn Ihr auch der Ansicht seid, Meister Nicolas, daß wir dieß Buch und den Amadis von Gaula mit dem Feuer verschonen; die übrigen alle aber seien, ohne viel Federlesens, dem Untergang geweiht."

„Nein, Herr Gevatter", versetzte der Barbier, „denn das Buch, das ich hier in Händen habe, ist der berühmte Don Belianis."

„Nun, dieß Buch", erwiderte der Pfarrer, „sammt dem zweiten, dritten und vierten Bande hätten eine Portion Rhabarber vonnöthen, um ihre überflüssige Galle abzuführen. Man müßte mindestens die ganze Geschichte von dem Schlosse des Ruhmes und andre noch größere Ungereimtheiten wegstreichen; deßhalb möge ihm eine Galgenfrist vergönnt sein, und wenn er sich bessert, können wir nach Gnade oder Recht mit ihm verfahren. Nehmt ihn mit nach Hause, Gevatter, und haltet ihn unter Schloß und Riegel, daß ihn Niemand lese."

„Das gefällt mir," antwortete der Barbier.

Und ohne sich weiter mit dem Aufschlagen der Titel der Ritterbücher abzumühen, befahl er der Haushälterin, nur alle die großen Bände zu nehmen und sie in den Hof hinab zu werfen.

Das war keiner Blöden noch Tauben gesagt, denn es machte ihr mehr Freude, sie zu verbrennen, als ein Stück Leinwand zu

weben, mochte es auch noch so groß und fein sein; und indem sie acht zusammen nahm, warf sie sie zum Fenster hinaus.

Da sie jedoch zu viele auf einmal genommen, fiel eines davon dem Barbier vor die Füße; dieser hob es aus Neugier auf, um zu sehen, was es sei, und fand, daß es die Geschichte des berühmten Ritters Tirante des Weißen war.

„Gott schütze mich!" rief der Pfarrer mit lauter Stimme; „ist Tirante der Weiße auch da? gebt ihn mir, Gevatter! ich bin überzeugt, in ihm einen Schatz von Unterhaltung und eine Fundgrube von Zeitvertreib gefunden zu haben. Hier ist Don Kyrieeleison von Montalban, der tapfere Ritter und sein Bruder Thomas von Montalban, und der Ritter Fonseca, sammt dem Kampfe des tapfern Detriante mit dem Bullenbeißer, die witzigen Reden des Fräuleins Placerdemivida, die Liebschaften und Ränke der Wittwe Reposada, und die Geschichte der Kaiserin, welche in ihren Stallmeister Hippolyt verliebt ist. Ich versichere Euch, Herr Gevatter, daß dieß Buch in Betreff des Stils das beste von der Welt ist. Hier essen doch die Ritter und schlafen und sterben in ihren Betten und machen Testamente vor ihrem Tode, nebst andern dergleichen Dingen, von welchen Bücher dieser Gattung sonst nichts wissen. Bei dem Allen aber muß ich Euch sagen, daß der Verfasser Zeit seines Lebens die Galeeren verdient hätte, weil er gewisse Tollheiten ganz absichtlich schrieb. Nehmt das Buch mit nach Hause, leset es, Ihr werdet sehen, daß, was ich gesagt, die reine Wahrheit ist."

„Das will ich thun", antwortete der Barbier; „was sollen wir aber mit diesen kleinen Büchern thun, welche noch hier stehen?"

„Diese", sagte der Pfarrer, „werden keine Ritterbücher, sondern Gedichte sein", und indem er eines öffnete, sah er, daß es die Diana des Jorge de Montemayor war, und sagte, da er glaubte, daß alle übrigen von derselben Gattung seien: „Diese verdienen nicht, wie die andern, den Scheiterhaufen, weil sie nicht den Schaden angerichtet, noch anrichten, wie die Ritterbücher; es sind einfache Unterhaltungsschriften, die Niemand schaden."

„Ach, Herr", sagte die Nichte, „Euer Gnaden könnten sie wohl wie die andern dem Feuer überantworten, weil es nicht unwahrscheinlich, daß, wenn mein Herr Oheim, von der Ritterseuche genesen, diese Bücher läse, er auf den Gedanken kommen würde, ein Schäfer zu werden und in Wald und Wiesen singend und spielend umherzuziehen, oder, was noch schlimmer, sich für einen Poeten zu halten, was, wie man behauptet, eine unheilbare und ansteckende Krankheit sein soll."

„Das Mädchen hat Recht", sagte der Pfarrer, „und es wird gut sein, wenn wir unserm Freunde diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen. Da wir mit der Diana des Montemayor beginnen, so dünkt mich, wir verbrennen sie nicht, sondern streichen nur alles weg, was von der weisen Felicia und dem Zauberwasser handelt, ebenso alle größere Gedichte. Lassen wir ihr dann die Prosa und die Ehre, das erste Buch dieser Art zu sein."

„Das nächste hier", sagte der Barbier, „ist die sogenannte zweite Diana des Salamankers, und dieses andre, mit demselben Titel, ist von Gil Polo."

„Nun, so soll das des Salamankers", antwortete der Pfarrer, „die Zahl der Verdammten in den Hof begleiten und vermehren; das des Gil Polo aber wollen wir aufbewahren, als wenn es Apollo selbst geschrieben. Und nun vorwärts, Herr Gevatter, beeilen wir uns, es wird schon spät."

„Dieß Buch", sagte der Barbier, ein andres öffnend, „sind die zehn Bücher vom Glück der Liebe, von dem sardinischen Dichter Antonio de Lofrasso."

„Bei der Weihe, die ich empfangen", versetzte der Pfarrer, „seit Apollo Apollo, die Musen Musen, und die Dichter Dichter sind, ist kein so lustiges und tolles Buch geschrieben worden, als dieß; es ist das beste in seiner Art und das einzige, das je in dieser Gattung das Licht der Welt erblickt. Wer dasselbe nicht gelesen, kann kecklich behaupten, daß er noch nie etwas von Geschmack gelesen. Gebt es mir, Gevatter; der Fund ist mir lieber, als wenn man mir eine Sutane von florentiner Seide geschenkt hätte."

Er legte das Buch mit großem Behagen bei Seite, und der Barbier fuhr fort: „Hier folgen: der Schäfer von Iberien, die Nymphen von Henares und die geheilte Eifersucht.“

„Mit diesen ist nichts anzufangen, als sie dem weltlichen Arm der Haushälterin zu übergeben und fragt mich nicht warum, sonst würden wir nimmer fertig.“

„Das nächste ist der Schäfer von Filida.“

„Das ist kein Schäfer“, sagte der Pfarrer, „sondern ein sehr feiner Hofmann: bewahrt ihn auf wie ein köstliches Juwel.“

„Der Foliant, welcher hier kommt“, sagte der Barbier, ist betitelt: Schatz verschiedener Dichtungen.“

„Wenn es ihrer nicht so viele wären“, versetzte der Pfarrer, „wären sie mehr werth; man müßte das Buch erst durchsieben und von den Schlacken reinigen, die sich unter den erhabenen Stücken finden. Bewahrt es jedoch, weil sein Verfasser einer meiner Freunde ist, und aus Achtung vor den ernsteren und gewichtigeren Werken, die er geschrieben.“

„Dieß“, fuhr der Barbier fort, „ist der Cancionero des Lopez Maldonado.“

„Auch der Verfasser dieses Buches ist mein werther Freund, und die Verse aus seinem Munde bewundert, wer sie hört; die Anmuth seiner Stimme, mit der er diese Lieder singt, ist bezaubernd. Ein wenig zu breit ist er in den Eklogen; aber des Guten ist nie zu viel. Bewahrt ihn mit den Auserwählten auf. Aber was ist das für ein Buch, dicht daneben?“

„Die Galatea von Miguel de Cervantes“, sagte der Barbier.

„Seit vielen Jahren ist mir dieser Cervantes ein lieber Freund, und ich weiß, daß er im Unglück bewanderter ist, als im Versemachen. Sein Buch hat keine üble Erfindung; aber er fängt vieles an und vollendet nichts. Man muß den zweiten Theil abwarten, den er versprochen hat. Vielleicht verdient er durch das Nachfolgende die Gnade, die man ihm bis jetzt versagen muß. Inzwischen haltet ihn in Eurem Hause verschlossen, Herr Gevatter.“

„Das ist mir recht", antwortete der Barbier, „hier kommen noch drei zusammengebunden: die Araucana des Don Alfonso de Ercilla, die Austriada des Juan Rufo, Geschwornen von Cordova, und der Monserrate von Cristoval de Virues, einem valentianer Dichter."

„Diese drei Bücher", sagte der Pfarrer, „sind die besten, welche im heroischen Versmaaß und in castilianischer Sprache geschrieben sind, und können mit den besten Italienern den Vergleich aushalten. Bewahrt sie als die reichsten Stücke der spanischen Poesie auf."

Der Pfarrer war es müde, noch mehr Bücher durchzusehen, und wollte die übrigen in Bausch und Bogen dem Feuer überliefern; aber schon hielt der Barbier ein andres offen, das den Titel führte: die Thränen der Angelica.

„Diese Thränen hätte ich geweint", sagte der Pfarrer, als er den Titel hörte, „wenn ein solches Buch dem Feuer überliefert worden wäre, denn sein Verfasser war einer der berühmtesten Dichter der Welt, nicht blos Spaniens, und war namentlich sehr glücklich in der Uebersetzung einiger Fabeln des Ovid."

Siebentes Kapitel.

Von dem zweiten Ausritt unsers guten Ritters Don Quijote von der Mancha.

Als sie so weit gekommen waren, rief Don Quijote plötzlich mit lauter Stimme: „Hier, hier tapfere Ritter! hier müßt Ihr die Stärke Eurer tapfern Arme zeigen, sonst gewinnen die Höflinge den besten Preis des Turniers." Auf dieß Geschrei und Lärmen liefen sie eiligst hinzu und ließen die Durchsuchung der Bücher, welche noch übrig waren, im Stiche, und so gingen vermuthlich ungesehen und ungehört die „Carolea" und „Der Löwe von Spanien", gleich den „Thaten des Kaisers" von Don Luis Zapata, welche zweifelsohne auch unter den Uebrigen waren, in

das Feuer: vielleicht aber wären sie diesem strengen Spruch auch nicht entgangen, wenn der Pfarrer sie gesehen hätte.

Als sie zu Don Quijote kamen, war er schon vom Bette aufgestanden und fuhr mit seinem Schreien und Rasen fort, hieb und stach nach allen Seiten, und war dabei so wach, als wenn er nie geschlafen hätte.

Sie packten ihn und warfen ihn mit Gewalt auf das Bett. Nachdem er ein wenig ruhiger geworden, wandte er sich an den Pfarrer und sagte: „Wahrhaftig, Herr Erzbischof Turpin, es ist eine große Schande für uns, die wir uns die zwölf Päre nennen, daß wir den Sieg des Turniers so ohne weiteres den Hofschranzen überlassen haben, nachdem wir fahrenden Ritter in den drei vorhergehenden Tagen den Preis davon getragen."

„Beruhigt Euch doch, Gnaden Herr Gevatter", sagte der Pfarrer, „wir vertrauen zu Gott, daß das Glück sich wenden werde und daß, wer heute verliert, morgen gewinne; denkt jetzt nur an Eure Gesundheit, denn ich meine, Ihr müßt sehr erschöpft sein, wenn Ihr nicht gar schwer verwundet seid."

„Verwundet nicht", sagte Don Quijote, „aber mürbe und zerschlagen, das ist ganz gewiß; denn jener Bastard Don Roldan hat mich mit einem Eichstumpf zerprügelt und aus reinem Neide, weil ich allein seiner Tapferkeit Widerstand geleistet. Aber ich will nicht Reinaldos von Montalban heißen, wenn er mir nicht, sobald ich vom Bette aufgestanden, trotz all seiner Zaubereien zahlen soll. Aber jetzt gebt mir nur zu essen, das habe ich im Augenblick am nöthigsten; mich zu rächen, überlasset mir."

Sie thaten es und gaben ihm zu essen; er schlief darauf wieder ein, während sie über seine Thorheit sich nicht genug wundern konnten.

In jener Nacht verbrannte die Haushälterin, was sich von Büchern im Hofe und im ganzen Hause vorfand, und damit verbrannten auch wohl solche, die verdient hätten, in ewigen Archiven aufbewahrt zu werden; allein ihr Verhängniß und die Faulheit des Richters erlaubten das nicht, und so ging an ihnen das Sprichwort in Erfüllung, daß die Gerechten oft für die

Ungerechten leiden müssen. Eines der Mittel, welche der Pfarrer und der Barbier zunächst gegen das Uebel ihres Freundes anwandten, war, daß sie das Bücherzimmer vermauerten und verschlossen, damit, wenn er aufstünde, er die Bücher nicht wieder fände: vielleicht hörte ja mit der Ursache auch die Wirkung auf. Sie wollten ihm dann sagen, ein Zauberer habe die Bücher, das Zimmer und alles Andere entführt, und so geschah es auch in größter Eile. Zwei Tage später stand Don Quijote auf und das erste, was er that, war, daß er nach seinen Büchern zu sehen ging, und da er nirgends das Zimmer fand, wo er sie gelassen, ging er, überall suchend, von einem Theil des Hauses nach dem andern. Als er endlich an den Ort kam, wo sich die Thüre sonst befunden, tastete er mit den Händen umher und suchte mit den Augen nach allen Seiten, ohne ein Wort zu sprechen; erst nach einer guten Weile fragte er seine Haushälterin, wo denn sein Bücherzimmer sei.

Die Haushälterin, welche schon darauf vorbereitet war, was sie zu antworten hatte, sagte: „Was für ein Zimmer oder was sonst sucht Euer Gnaden? Es gibt weder Bücherzimmer, noch Bücher in diesem Hause, denn der Teufel selbst hat alles geholt."

„Das war nicht der Teufel", versetzte die Nichte, „sondern ein Zauberer, der eines Nachts auf einer Wolke daherkam, am selben Tage, als Euer Gnaden fortgegangen; er stieg von einer Schlange ab, auf der er geritten kam, und trat in das Zimmer; was er darin gethan, weiß ich nicht, aber nach kurzer Zeit fuhr er zum Dache hinaus und ließ das Haus voll Rauch zurück. Als wir hinzuliefen, um zu sehen, was er gethan, fanden wir weder Buch, noch Bücherzimmer mehr. Nur dessen erinnern wir, die Haushälterin und ich, uns noch genau: der verwünschte Alte sagte, als er hinausfuhr, mit lauter Stimme, er habe aus geheimem Haß gegen den Herrn dieser Bücher und des Bücherzimmers dem Hause einen Schaden zugefügt, dessen man alsbald gewahr werden würde; auch sagte er, daß er der weise Muñaton heiße."

„Freston, wird er gesagt haben", versetzte Don Quijote.

„Ich weiß nicht", antwortete die Haushälterin, „ob er Freston oder Friton gesagt, ich weiß nur, daß sein Name auf ton ausging."

„So ist es", sagte Don Quijote, „er ist ein weiser Zauberer und mein Todfeind, der solchen Haß gegen mich hegt, weil er durch seine Kunst und Wissenschaft weiß, daß ich im Laufe der Zeiten in Zweikampf mit einem Ritter kommen werde, den er begünstigt, und ihn besiegen werde, ohne daß er es hindern kann; deshalb sucht er mir allen Schabernack anzuthun. Aber ich sage es ihm, daß er dem, was der Himmel angeordnet, nicht zuwider handeln, noch es abwenden kann."

„Wer zweifelt daran", sagte die Nichte; „aber Herr Oheim, wer heißt Euch denn solche Streitigkeiten aufsuchen? wäre es nicht besser, ruhig zu Hause zu bleiben, statt in die Welt hinaus zu ziehen, um seinem Gelüste zu fröhnen, ohne zu bedenken, daß Mancher Wolle sucht und selbst geschoren heimkommt."

„O, meine Nichte", antwortete Don Quijote, „wie falsch bist Du berichtet? Ehe sie mich scheeren, werde ich allen, die nur daran denken, mir eine einzige Haarspitze zu berühren, das Fell über die Ohren ziehen."

Die beiden Frauen wagten es nicht, weiter zu widersprechen, weil sie wohl sahen, daß es seinen Zorn nur reizen würde.

Er blieb indeß vierzehn Tage ganz ruhig zu Hause, ohne sich merken zu lassen, daß er seine früheren Narrheiten wiederholen wollte. In diesen Tagen führte er mit seinen beiden Gevattern, dem Pfarrer und dem Barbier, die anmuthigsten Gespräche über seine Behauptung, daß in der Welt nichts nothwendiger sei, als fahrende Ritter, und daß in ihm die fahrende Ritterschaft wieder auflebe. Der Pfarrer widersprach ihm zuweilen, zuweilen gab er ihm nach; denn hätte er diesen Kunstgriff nicht angewandt, er hätte nicht mit ihm fertig werden können.

In dieser Zeit machte sich Don Quijote an einen Bauern, seinen Nachbar, der zwar ein rechtschaffener Mann, wenn man

einem armen Teufel diesen Titel geben kann*), aber wenig Grütze im Kopfe hatte. Er schwatzte ihm so viel vor und versprach ihm so viel, daß der arme Bauer sich entschloß, mit ihm zu ziehen und sein Schildknappe zu werden. Don Quijote sagte ihm unter anderem, er möge sich nur frisch entschließen, mit ihm zu gehen, denn es könne ihm leicht im Handumwenden gelingen, daß er auf einem Abenteuer eine Insel gewinne und sie dann ihm als Statthalter überließe. Auf diese und ähnliche Versprechungen hin verließ Sancho Panza (so hieß nämlich der Bauer) Frau und Kinder und trat als Schildknappe bei seinem Nachbar in Dienst.

Don Quijote traf sogleich Anstalt Geld aufzutreiben, und indem er das Eine verkaufte, das Andere versetzte, alles aber verschleuderte, brachte er eine ansehnliche Summe zusammen. Er versah sich selbst mit einer Lanze, die er von einem Freunde borgte, flickte seinen zerschlagenen Helm, so gut er konnte, und bestimmte seinem Schildknappen Tag und Stunde, wo er sich auf den Weg machen wollte, damit er sich mit allem, was nöthig, versehen könne; vorzüglich schärfte er ihm ein, daß er einen Schnappsack mit nehme. Sancho versprach es und sagte, daß er auch einen Esel, den er habe, ein sehr gutes Thier, mitzunehmen denke, weil er kein großer Fußgänger sei. An der Sache mit dem Esel nahm Don Quijote indeß einigen Anstand und besann sich hin und her, ob er sich nicht eines fahrenden Ritters erinnern könnte, der einen beeselten Schildknappen bei sich gehabt; aber es fiel ihm keiner ein. Zuletzt gestattete er ihm jedoch, den Esel mitzunehmen, indem er sich vorsetzte, ihn, sobald sich Gelegenheit biete, anständiger beritten zu machen; dem ersten unhöflichen Ritter, der ihm aufstieß, gedachte er zu diesem Ende sein Pferd abzunehmen. Er versah sich auch mit Hemden und andern Dingen, so gut er konnte, des Rathes eingedenk, den ihm der Wirth gegeben. Als dieß alles geschehen war, zogen beide, Panza ohne von seinem Weib und seinen Kindern, Don Quijote ohne von seiner Haushälterin und seiner Nichte

*) Wortspiel mit Hombre de bien, welches sowohl rechtschaffener Mann, als Edelmann bedeutet.

sich verabschiedet zu haben, eines Nachts von Niemand gesehen aus dem Dorfe und kamen noch in derselben Nacht so weit, daß sie bei Tagesanbruch sicher waren, man würde sie nicht mehr einholen, wenn man ihnen auch nachsetzte.

Sancho Panza ritt auf seinem Thiere wie ein Patriarch einher, den Schnappsack und Weinschlauch hintenauf, voll Verlangen, sich bald als Gebieter der Insel zu sehen, die ihm sein Herr versprochen hatte. Es traf sich, daß Don Quijote denselben Weg einschlug, den er früher bei seinem ersten Ausritt eingeschlagen, nämlich über die Ebene von Montiel, die er dießmal nur weniger mißvergnügt durchritt; denn da es Morgen war und die Sonnenstrahlen von der Seite kamen, so wurden sie nicht so sehr von ihnen belästigt.

Sancho Panza sagte zu seinem Herrn: „Euer Gnaden, Herr fahrender Ritter, seht wohl zu, daß Ihr das nicht vergeßt, was Ihr mir wegen der Insel versprochen, und daß ich sie zu regieren wissen werde, sie mag so groß sein, als sie will."

Don Quijote erwiderte darauf: „Du mußt wissen, Freund Sancho Panza, daß es von je bei den fahrenden Rittern gebräuchlich war, ihre Schildknappen zu Statthaltern der Inseln und Königreiche zu machen, die sie eroberten, und ich will, daß durch mich ein solcher löblicher Gebrauch nicht in Verfall kommen soll; ich denke im Gegentheil, es ihnen noch zuvor zu thun, denn sie warteten zuweilen, ja man kann sagen meistens, bis ihre Schildknappen alt und des Dienstes müde waren und keine Lust mehr hatten, die bösen Tage und die noch schlimmern Nächte zu ertragen, dann verliehen sie ihnen den Titel Graf oder wohl gar Marques von irgend einem Bezirk oder einer Provinz von größerem oder kleinerem Umfang. Aber wenn Du lebst und ich lebe, so kann es wohl geschehen, daß ich, ehe sechs Tage vergehen, ein solches Königreich erobere, zu dem noch mehre andre gehören, die eben recht wären, um dich zum König eines derselben zu krönen, und laß Dich das nur nicht wundern, denn den fahrenden Rittern kommen Dinge und Fälle vor, die nie zuvor erlebt worden und an die man nie gedacht, so daß ich Dir sogar noch mehr geben könnte, als ich Dir versprochen."

„Auf dieſe Art müßte", antwortete Sancho Panza, „wenn ich durch ein ſolches Wunder, wie Ihr da ſagt, König würde, Tereſa, meine Ehehälfte, zum mindeſten Königin und meine Kinder Infanten werden."

„Nun wer zweifelt daran?" verſetzt Don Quijote.

„Ich zweifle daran", entgegnete Sancho Panza, „denn wenn auch Gott Kronen auf Erden regnen ließe, ſo dünkt mich, würde doch keine auf Tereſa Caſcajo's Haupt paſſen. Wißt, Herr, ſie iſt zu einer Königin keine zwei Maravedis werth; Gräfin, das würde noch beſſer für ſie paſſen, aber auch das nur mit genauer Noth."

„Ueberlaß Du das Gott, Sancho", antwortete Don Quijote, „er wird ihr verleihen, was ſich für ſie ziemt, aber erniedrige Dich nur nicht ſo tief, daß Du Dich mit weniger zufrieden gäbeſt, als einer Statthalterſchaft."

„Das werde ich auch nicht thun, mein Freund", antwortete Sancho, „um ſo weniger, da ich in Euer Gnaden einen ſo vortrefflichen Herrn habe, der mir alles das zu geben wiſſen wird, was mir gut iſt und ich tragen kann."

Achtes Kapitel.

Von dem Glück, das der tapfere Don Quijote in dem gräulichen und unerhörten Abenteuer mit den Windmühlen hatte, nebſt andern Glücksfällen, die der Aufbewahrung würdig ſind.

In dieſem Augenblick entdeckten ſie dreißig bis vierzig Windmühlen, die auf der Ebene ſtanden, und als Don Quijote ihrer gewahr wurde, ſagte er zu ſeinem Schildknappen: „Das Glück iſt unſerer Sache günſtiger, als wir jemals wünſchen konnten; denn ſieh, Freund Sancho Panza, wie dort ſich dreißig oder noch mehr ungeheure Rieſen zeigen, mit denen ich mich in einen Kampf einzulaſſen geſonnen bin, um ihnen allen den Garaus zu machen. Mit ihrer Beute werden wir dann uns zu

bereichern beginnen; denn es ist ein gerechter Kampf und ein großer Dienst, den wir der Sache Gottes erweisen, wenn wir diesen falschen Samen vom Angesicht der Erde fegen."

„Welche Riesen?" fragte Sancho Panza.

„Die Du dort siehst", antwortete sein Herr, „die mit den gewaltigen Armen, die bei einigen wohl zwei Meilen lang sind."

„Seht doch, gnädiger Herr, nur hin", versetzte Sancho, „das was sich dort zeigt, sind keine Riesen, sondern Windmühlen, und was Euch Arme dünken, sind die Flügel, welche, vom Winde bewegt, den Stein der Mühle umdrehen."

„Man merkt wohl", antwortete Don Quijote, „daß Du in Abenteuern nicht bewandert bist; das sind Riesen; und wenn Du Furcht hast, so bleibe zurück und verrichte ein Gebet, während ich mich in den schrecklichen und ungleichen Kampf mit ihnen einlasse."

Und mit diesen Worten gab er seinem Pferde Rocinante die Sporen, ohne auf das Schreien seines Schildknappen zu achten, der ihm zurief, daß es wirklich Windmühlen seien und keine Riesen, die er anzugreifen im Begriffe sei. Er war aber so fest davon überzeugt, daß es Riesen seien, daß er weder die Stimme seines Schildknappen Sancho hörte, noch auch zu erkennen schien, was er vor sich hatte, obgleich er schon ziemlich nahe gekommen war, sondern mit lauter Stimme rief: „Flieht nicht, feige und elende Creaturen; ein einziger Ritter ist es, der Euch die Stirne bietet."

In diesem Augenblick erhob sich ein leichter Wind und die großen Flügel begannen sich zu bewegen. Als Don Quijote dieß sah, rief er: „Und wenn Ihr auch mehr Arme erhöbet, als der Riese Briareus, solltet Ihr's mir dennoch bezahlen."

Mit diesen Worten, und sich von ganzer Seele seiner Gebieterin Dulcinea befehlend, daß sie ihm in dieser Gefahr beistehe, sprengte er, wohl gedeckt von seinem Schilde und die Lanze eingelegt, in vollem Galopp mit Rocinante vor und griff die vorderste Mühle an; aber indem er ihr einen Stich mit der Lanze in den Flügel versetzte, drehte diesen der Wind so heftig herum, daß die Lanze in Stücke zersplitterte, Pferd und

Reiter aber in die Höhe gehoben und übel zugerichtet aufs Feld hinausgeschleudert wurden. Sancho Panza eilte so schnell, als sein Esel nur laufen konnte, herbei und fand, als er ankam, daß Don Quijote sich nicht rühren konnte, so stark war der Sturz gewesen, den Rocinante mit ihm gethan hatte.

„Helf Gott!" rief Sancho, „sagte ich es Euer Gnaden nicht, Ihr möget zusehen, was Ihr thut, und daß es nur Windmühlen seien? Das sollte doch Jeder merken, wenn er nicht selbst solche im Kopfe hat."

„Schweige, Freund Sancho", antwortete Don Quijote; „Kriegsglück ist mehr als irgend etwas beständig dem Wechsel unterworfen; um wie viel mehr, wenn wirklich, wie ich glaube, dieser Zauberer Freston, der mir Büchersaal und Bücher entführte, diese Riesen in Mühlen verwandelt hat, um mir die Glorie des Sieges zu rauben. So groß ist seine Feindschaft gegen mich. Aber zuletzt, zuletzt werden seine falschen Künste nichts gegen die Güte meines Schwertes vermögen."

„Mach' es Gott, wie er kann", versetzte Sancho Panza, und half ihm aufstehen und sich auf den Rocinante schwingen, der halbgebrochen dastand. Unter Gesprächen über das erlebte Abenteuer setzten sie den Weg nach dem Engpasse Lapice fort, denn dort, meinte Don Quijote, könne es nicht an vielen Abenteuern fehlen, da der Weg sehr besucht war. Es that ihm nur leid, daß seine Lanze zerbrochen war, und indem er dieß seinem Schildknappen klagte, sagte er: „Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß ein spanischer Ritter, Namens Diego Perez von Vargas, als ihm in einem Kampfe das Schwert zersprang, einen schweren Ast oder Zweig von einer Eiche brach und damit an jenem Tage solche Heldenthaten verrichtete, und so viele Mauren zerschmetterte, daß ihm der Name Machuca, der Zerschmetterer, blieb, woher sich denn auch von diesem Tage an seine Nachkommen Vargas Machucay nannten. Ich habe Dir dieß gesagt, weil ich mir von der ersten Steineiche oder Rotheiche, auf die wir stoßen, einen ähnlichen eben so guten Ast abreißen will, und ich gedenke und hoffe mit demselben solche Thaten zu verrichten, daß Du Dich glücklich preisen wirst,

gewürdigt worden zu sein, sie mit anzusehen und Zeuge von Dingen zu sein, die man kaum glauben kann."

„In Gottes Namen", antwortete Sancho, „ich will glauben, was Euer Gnaden mir sagt; aber haltet Euch ein wenig gerade, das kommt wohl von der Quetschung bei dem Falle, daß Ihr so auf die Seite hängt."

„Allerdings", versetzte Don Quijote, „und wenn ich mich nicht über den Schmerz beklage, so geschieht es, weil es sich nicht für fahrende Ritter ziemt, über irgend eine Wunde zu jammern, und wenn ihnen auch die Gedärme zum Leibe heraushingen."

„Wenn dem so ist, so habe ich auch nichts darauf zu sagen", antwortete Sancho, „aber Gott weiß, daß ich mich freuen würde, wenn Euer Gnaden sich beklagen wollte, so oft etwas schmerzt. Von mir kann ich sagen, daß ich mich über den kleinsten Schmerz beklagen werde, wenn es sich nicht etwa auch für die Schildknappen der fahrenden Ritter versteht, daß sie nicht klagen dürfen."

Don Quijote konnte nicht umhin, über die Einfalt seines Schildknappen zu lachen, und erklärte ihm, daß er sich beklagen könne, wann und wie er wolle, freiwillig oder unfreiwillig; er habe zum Mindesten bis jetzt noch nichts in den Gesetzen der Ritterschaft gelesen, was dem widerspräche. Sancho meinte, daß es wohl Zeit zum Essen sei. Darauf erwiderte sein Herr, daß er bis jetzt kein Bedürfniß habe; Sancho möge aber essen, wenn er ein Verlangen darnach fühle. Mit dieser Erlaubniß richtete sich Sancho so gut es ging auf seinem Esel ein, nahm aus dem Schnappsack, was er hineingethan, und ritt essend ein ziemliches Stück hinter seinem Herrn her, indem er von Zeit zu Zeit mit solchem Behagen seinem Schlauch zusprach, daß ihn der feinschmeckerischste Wirth von Malaga hätte darum beneiden können. Während er so unter häufigem Ansetzen des Weinschlauches seines Weges ritt, dachte er gar nicht mehr an die Versprechungen, die ihm sein Herr gemacht, und hielt es für keine Mühe, sondern für eine große Zerstreuung auf Abenteuer auszuziehen, wie gefährlich sie auch sein mochten. Schließlich brachten sie jene Nacht unter Bäumen zu, und von einem derselben brach sich

Don Quijote einen dürren Aſt ab, der ihm als Lanze dienen ſollte, und befeſtigte daran das Eiſen, das er von der zerbrochenen abgenommen. Jene ganze Nacht ſchlief Don Quijote nicht, ſondern dachte an ſeine Gebieterin Dulcinea, um ſich ganz nach dem zu richten, was er in ſeinen Büchern geleſen, wo die Ritter viele Nächte in Wäldern und Wüſten ſchlaflos zubrachten, nur an ihre Gebieterinnen denkend. Nicht ſo machte es jedoch Sancho, der, da ſein Magen gefüllt war, und wahrlich nicht mit Zichorienwaſſer, die ganze Nacht in einem fort ſchlief, und wenn ihn nicht ſein Herr geweckt hätte, würden es weder die Sonnenſtrahlen, die ihm ins Geſicht ſchienen, noch der Geſang der Vögel, welche in großer Zahl und heiter die Ankunft des neuen Tages begrüßten, gethan haben. Als er ſich erhob, that er einen Schluck aus ſeinem Schlauch und fand ihn etwas ſchwächer, als am Abend vorher, und das kümmerte ihn ſehr, weil es ſchien, als ob ſie nicht gerade einen Weg einſchlügen, wo man dem Mangel abhelfen könnte. Don Quijote trug kein Begehr zu frühſtücken, weil er ſich, wie ſchon geſagt, mit gar wohlſchmeckenden Gedanken abgab. Sie ritten auf dem Wege nach dem Engpaſſe von Lapice fort und wurden ſeiner ungefähr um zehn Uhr Morgens anſichtig. „Hier", ſagte Don Quijote, als er ihn erblickte, „hier, Bruder Sancho Panza, können wir die Hände bis an die Knöchel in das, was man Abenteuer nennt, tauchen; aber merke Dir, daß, wenn Du mich auch in der größten Gefahr von der Welt erblickſt, Du nie die Hand an das Schwert legen darfſt, um mich zu vertheidigen, falls Du nicht ſiehſt, daß die, welche mich angreifen, gemeines Volk und Canaillen ſind, in ſolchem Falle magſt Du mir beiſtehen; wenn es aber Ritter ſind, iſt es Dir nach den Geſetzen der Ritterſchaft weder erlaubt, noch geſtattet, daß Du mir beiſtehſt, ſo lange Du noch nicht zum Ritter geſchlagen biſt."

„Seid überzeugt, Herr", antwortete Sancho Panza, „daß ich Euer Gnaden in dieſem Punkte genau folgen werde, um ſo mehr, als ich von Haus aus friedfertiger Natur bin und mich nicht gerne in Schlägereien und Händel miſche; freilich, was meine Perſon betrifft, werde ich mich nicht viel um dieſe Geſetze

bekümmern, da göttliche wie menschliche Gesetze Jedem gestatten, sich gegen den zu wehren, der ihm etwas zu Leide thun will."

„Das leugne ich auch nicht", versetzte Don Quijote; „wenn Du mir aber gegen Ritter beistehen wolltest, müßtest Du Deine natürliche Hitze etwas im Zaume halten."

„Nun, ich verspreche, daß ich das thun werde", antwortete Sancho, „und daß ich diese Vorschrift so heilig halten will, als den Sonntag."

Während sie so mit einander sprächen, zeigten sich auf dem Wege zwei Brüder von dem Orden des heiligen Benedict, welche auf zwei Dromedaren ritten; so schien es, denn die beiden Maulthiere, auf welchen sie saßen, waren nicht kleiner. Sie trugen ihre Staubbrillen und Sonnenschirme. Hinter ihnen kam eine Kutsche, von vier oder fünf Reitern und zwei Eseljungen zu Fuße begleitet. In der Kutsche saß, wie sich später zeigte, eine Dame aus Biscaya, welche nach Sevilla zu ihrem Gemahl reiste, der mit einem sehr ehrenvollen Auftrag nach Indien ging. Die Mönche gehörten nicht zu ihrer Begleitung, obgleich sie desselben Weges kamen; aber kaum hatte sie Don Quijote erblickt, als er zu seinem Schildknappen sagte: „Ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieß nicht das ausgezeichnetste Abenteuer wird, das man je gesehen, denn diese schwarzen Gestalten, welche sich vor uns blicken lassen, müssen ein Paar Zauberer sein und sind es auch, welche eine Prinzessin in jener Kutsche entführen, und dieser Ungebühr muß ich mit all meiner Kraft steuern."

„Das wird noch schlimmer ausfallen, als die Geschichte mit den Windmühlen", sagte Sancho. „Seht doch, Herr, das sind ja Brüder des heiligen Benedict, und die Kutsche wird wohl Reisenden gehören. Achtet auf das, was ich Euch sage, und bedenkt wohl, was Ihr thut, damit der Teufel Euch nicht zum Besten habe."

„Ich habe Dir bereits gesagt, Sancho", antwortete Don Quijote, „daß Du wenig vom Wesen der Abenteuer verstehst; was ich Dir gesagt, ist wahr, Du wirst es sogleich sehen."

Mit diesen Worten sprengte er vor und stellte sich mitten auf den Weg, auf dem die Mönche geritten kamen, und als sie so nahe waren, daß er glaubte, sie könnten seine Worte hören, rief er mit lauter Stimme: „Teufliſches rohes Geſindel, gebt augenblicklich die erlauchten Prinzeſſinnen frei, die Ihr in jener Kutſche gezwungen fortſchleppt; wo nicht, ſo macht Euch bereit, ſogleich Euer frevelhaftes Beginnen mit dem Tode zu büßen."

Die Mönche hielten die Zügel an und waren eben ſo erſtaunt über die Erſcheinung des Ritters, als über ſeine Reden, auf welche ſie antworteten: „Herr Ritter, wir ſind weder teufliſches, noch rohes Geſindel, ſondern zwei Mönche vom Orden St. Benedicts, die ruhig ihres Weges ziehen und nicht wiſſen, ob in jener Kutſche entführte Prinzeſſinnen fahren oder nicht."

„Bei mir helfen keine Schmeicheleien, denn ich kenne Euch, meineidige Brut", ſagte Don Quijote, und ohne eine Antwort abzuwarten, gab er Rocinante die Sporen, und griff mit eingelegter Lanze den erſten Mönch ſo wüthend und ungeſtüm an, daß, wenn der Bruder ſich nicht eiligſt vom Maulthier geworfen, er ihn übel von ſeiner Höhe in den Staub geſtürzt, ja ſchwer verwundet, wo nicht gar getödtet hätte. Als der andre Mönch ſah, wie man ſeinem Gefährten mitſpielte, ſtieß er ſeinem guten Maulthier die Ferſen in die Weichen und flog leichter als der Wind querfeldein.

Als Sancho Panza den Mönch auf der Erde liegen ſah, ſchwang er ſich raſch von ſeinem Pferde, packte ihn an und begann ihm die Kleider auszuziehen. Die beiden Jungen der Mönche kamen gerade dazu und fragten ihn, warum er ihn ausziehe. Sancho antwortete, das komme ihm von Rechtswegen zu, als Beute des Kampfes, aus dem ſein Herr, Don Quijote, als Sieger hervorgegangen. Die Burſchen, welche keinen Spaß verſtanden, und nicht begriffen, was er mit der Beute und dem Kampfe meine, auch ſahen, daß Don Quijote ſchon weit weg war und mit den Inſaſſen der Kutſche ſprach, machten ſich über Sancho her, warfen ihn auf den Boden, rauften ihm den Bart bis auf das letzte Haar aus, walkten ihn tüchtig durch, und ließen ihn athemlos und ohnmächtig auf dem Boden liegen; und

ohne einen Augenblick zu versäumen, stieg der Bruder voll Schrecken und Angst und todesblaß auf sein Maulthier, und saß kaum im Sattel, als er auch schon seinem Gefährten nachsprengte, der in einiger Entfernung wartete, um den Ausgang dieses Ueberfalls mit anzusehen. Und ohne sich weiter um das Ende der Sache zu kümmern, ritten sie ihres Weges weiter, indem sie mehr Kreuze schlugen, als wenn ihnen der Teufel auf den Fersen gesessen hätte.

Don Quijote sprach indeß, wie wir erzählt, mit der Dame im Wagen und sagte: „Eure Schönheit, meine Gebieterin, kann nun wieder mit ihrer Person, ganz wie Euch behagt, schalten und walten, denn schon liegt der Uebermuth Eurer Räuber, von meinem starken Arme bezwungen, im Staube, und damit Ihr Euch nicht abquält, zu erfahren, wer Euer Ritter ist, so wißt, daß ich Don Quijote von der Mancha bin, fahrender Ritter, Abenteurer und Gefangener der unvergleichlich schönen Frau Dulcinea von Toboso. Zum Lohn für den Dienst, den Ihr von mir empfangen, verlange ich nichts, als daß Ihr nach Toboso umkehrt, Euch in meinem Namen jener Dame vorstellt, und ihr sagt, was ich gethan habe, um Euch zu befreien."

Alles, was Don Quijote sagte, hörte einer von den Begleitern der Kutsche, ein Biscayer, mit an; als dieser sah, daß Don Quijote die Kutsche nicht vorüber lassen wollte, sondern verlangte, daß sie sogleich nach Toboso umkehre, ritt er auf ihn zu, packte ihn bei der Lanze und sagte in schlechtem Castilisch und noch schlechterem Biscayisch: „Machen, daß Ihr fortkommt, Ritter! Bei Gott, den ich anbeten, wenn Ihr nicht lassen Kutschen passiren, schlagen ich Euch todt, so wahr Biscayer ich!"

Don Quijote verstand wohl, was er sagen wollte, und antwortete ihm mit großer Ruhe: „Wenn Du ein Ritter wärest, wie Du es nicht bist, so hätte ich Dich bereits für Deinen Aberwitz und Uebermuth gezüchtigt, Du feige Creatur!"

Der Biscayer aber rief: „Ich nicht Ritter! Ich schwören bei Gott! Du lügen, wie ein Christ. Wenn Du Lanze wegwerfen und Degen ergreifen, gleich sollen sehen, wer Katz zum

Wasser führen. Biscayer zu Land, Edelmann zu Meer, Edelmann beim Teufel, Du lügen, wenn Du anders sprechen."

„Du sollst's erfahren, sagt Agrajes", rief Don Quijote, und die Lanze zur Erde werfend, ergriff er den Degen, warf den Schild vor und stürmte auf den Biscayer ein, mit dem festen Vorsatz, ihm den Garaus zu machen.

Der Biscayer, der ihn so ankommen sah, wäre gerne von seinem Maulthiere gesprungen, da es gemiethet und also unzuverlässig war, aber es blieb ihm nur noch so viel Zeit, um das Schwert zu ziehen; doch traf es sich zum Glück, daß er der Kutsche nahe genug war, um ein Sitzkissen herauszunehmen, das ihm als Schild diente, und nun ging's auf einander los, als wenn sie Todfeinde wären. Die übrigen hätten gerne Frieden gestiftet, aber es ging nicht, denn der Biscayer erklärte in seinem schlechten Dialect, daß, wenn man ihn seine Sache nicht ausfechten lasse, er selbst seine Gebieterin und Jeden, der ihn daran hinderte, umbringen würde. Die Dame in der Kutsche, ganz bestürzt und erschrocken über das, was sie sah, befahl dem Kutscher, etwas auf die Seite zu fahren, da sie aus der Entfernung dem fürchterlichen Kampfe zuschauen wollte, bis in dessen Verlauf der Biscayer Don Quijote einen gewaltigen Hieb über den Schild hinweg in die Schulter versetzte, daß, wenn sich der Ritter nicht gedeckt, er bis auf den Gürtel entzweigespalten worden wäre.

Don Quijote, der die Wucht dieses furchtbaren Hiebes spürte, rief mit lauter Stimme: „O Herrin meines Herzens, Dulcinea, Blume der Schönheit! steht Eurem Ritter bei, der, um Eurer hohen Trefflichkeit Genugthuung zu verschaffen, sich in diesen furchtbaren Kampf eingelassen." Dies sagen, sein Schwert ergreifen, sich mit seinem Schilde decken und gegen den Biscayer ausfallen, war die Sache eines Augenblicks: er war entschlossen alles auf einen Hieb zu setzen.

Der Biscayer aber, der ihn so herankommen sah und aus seinem Anlauf auf seinen Muth schloß, wollte Don Quijote um keinen Preis etwas nachgeben, und erwartete ihn, wohl gedeckt durch das Sitzpolster, konnte aber sein Maulthier weder nach

rechts, noch nach links wenden: vor Müdigkeit und für solche Possen nicht geschaffen, vermochte es sich nicht von der Stelle zu rühren.

Don Quijote sprengte, wie gesagt, gegen den vorsichtigen Biscayer mit hochgeschwungenem Schwerte und dem festen Vorsatz an, ihn mitten aus einander zu hauen; der Biscayer aber erwartete ihn ebenfalls mit geschwungenem Schwerte und vorgehaltenem Sitzkissen; alle Umstehenden waren voll Angst und Erwartung, was aus den furchtbaren Hieben entstehen würde, mit denen sie sich bedrohten, und die Dame in der Kutsche und ihre Diener thaten tausend Gelübde allen Heiligenbildern und Kapellen in Spanien, daß Gott ihren Begleiter und sie alle aus der großen Gefahr errette, in welcher sie schwebten.

Bei dem Allem ist es nur schade, daß der Verfasser dieser Geschichte den Kampf unentschieden abbricht, indem er sich entschuldigt, daß er nicht mehr von den Thaten Don Quijote's aufgezeichnet vorgefunden, als was er bereits erzählt habe. Der Herausgeber konnte jedoch nicht glauben, daß eine so merkwürdige Geschichte so ganz der Vergessenheit verfallen sein sollte, und die sinnreichen Köpfe der Mancha so wenig neugierig gewesen, und nicht in ihren Archiven oder Schränken etwelche Papiere aufgetrieben, die von diesem berühmten Ritter handelten; in diesem Glauben gab er die Hoffnung nicht auf, das Ende dieser anmuthigen Geschichte zu finden, was ihm auch mit der Gnade des Himmels in einer Weise gelungen ist, welche im zweiten Theile erzählt werden soll*).

*) Cervantes theilte den ersten Band seines Don Quijote in vier Theile, fuhr jedoch mit den Kapitelzahlen bis zum Ende des Bandes fort. Als er zehn Jahre später den zweiten Band erscheinen ließ, gab er ihm den Titel zweiter Theil, weßhalb das Werk immer in zwei Bände eingetheilt wurde und den einzelnen Abtheilungen, in welche dieser erste Band getheilt wurde, keine besondern Titel gegeben worden.

Neuntes Kapitel.

Schluß und Ende des staunenswerthen Kampfes zwischen dem muthigen Biscayer und dem tapfern Manchaner.

Wir verließen im ersten Theile dieser Geschichte den tapfern Biscayer und den berühmten Don Quijote mit hochgeschwungenem blanken Schwerte, im Begriffe zwei so wüthende Hiebe auf einander zu führen, daß, wenn sie sich voll getroffen hätten, Jeder den Andern mindestens von oben bis unten entzweigehauen und wie einen Granatapfel gespalten hätte. In diesem unentschiedenen Momente war die anmuthige Geschichte wie abgeschnitten, ohne daß der Verfasser irgend eine Notiz gegeben, wo das Mangelnde zu finden sei.

Das verursachte mir großen Verdruß, und die Freude, womit ich das Wenige gelesen hatte, verwandelte sich in Unlust bei dem Gedanken, wie schwierig es sein würde, das Viele aufzutreiben, das nach meiner Ansicht von der anmuthigen Geschichte noch fehlen müßte. Es schien mir ganz unmöglich und gegen allen guten Brauch, daß einem so vortrefflichen Ritter ein Gelehrter gefehlt haben sollte, der es auf sich genommen, seine unerhörten Thaten zu schreiben, da es noch nie einem der fahrenden Ritter, welche auf Abenteuer ausgezogen, an einem solchen gemangelt. Jeder von ihnen fand einen oder zwei geeignete Gelehrte, welche nicht nur ihre Thaten beschrieben, sondern auch ihre unbedeutendsten Gedanken und Handlungen schilderten, sie mochten so geheim sein, als sie wollten. Es konnte nicht sein, daß ein so tapferer Ritter das Unglück haben sollte, dessen entrathen zu müssen, was Platir und andre Seinesgleichen im Ueberfluß hatten. So konnte ich mich denn auch nicht entschließen, zu glauben, daß eine so prächtige Geschichte unvollständig und verstümmelt geblieben sein sollte, und schob die Schuld auf die Tücke der Zeit, welche alles verschlingt und vernichtet, und auch diese Geschichte verborgen hielt oder bereits vernichtet hatte.

Auf der andern Seite dünkte mich, da unter seinen Büchern sich auch so neue befunden, wie „Die geheilte Eifersucht" und „Die Nymphen und Schäfer von Henares", daß auch seine Geschichte wohl neueren Datums sein müsse, und wenn sie auch nicht geschrieben vorhanden wäre, sie wenigstens im Gedächtniß der Leute seines Dorfes und der Umgegend fortleben werde. Dieser Gedanke machte mich unruhig und weckte um so lebhafter den Wunsch in mir, die wirkliche wahrhaftige Geschichte des Lebens und der Wunderthaten unsres berühmten spanischen Don Quijote von der Mancha, der Leuchte und des Spiegels der manchaner Ritterschaft, zu erfahren, des Ersten, der in unsrem Zeitalter und in diesen schlimmen Zeiten sich den Mühseligkeiten und Beschwerden der fahrenden Ritterschaft unterzog, um Kränkungen zu rächen, Wittwen beizuspringen, und Jungfrauen zu beschützen, vornehmlich solche, welche auf ihren Zeltern reitend und die ganze Jungferschaft im Schooße von Berg zu Berg und von Thal zu Thal zogen; denn, wenn nicht ein feiger Schuft oder ein Bauer mit Harke und Kragenkappe, oder ein heidnischer Riese sie nothzüchtigte, gab es in früheren Zeiten Jungfrauen, welche am Ende ihrer achtzig Jahre, während der sie nicht eine Nacht unter Dach geschlafen, so unberührt sich ins Grab legten, wie ihre Mutter, die sie geboren. Ich sage deßhalb, daß aus diesen und vielen andern Gründen unser vortrefflicher Don Quijote unvergänglichen und endlosen Ruhmes würdig ist, und auch mir darf man ihn nicht versagen für die Mühe und den Fleiß, die ich angewandt, um das Ende dieser anziehenden Geschichte aufzufinden; obgleich ich wohl weiß, daß, wenn der Himmel, der Zufall und das Glück mich nicht unterstützt, die Welt des Zeitvertreibs und der Freude verlustig gegangen wäre, welche der aufmerksame Leser manche Stunde davon haben wird. Es ging aber folgendermaßen mit dem Funde zu.

Ich stand eines Tages auf der Alcana von Toledo, als ein Knabe herankam, der einige Schreibbücher und alte Papiere an einen Seidenhändler verkaufen wollte; und da ich nun ein großer Freund vom Lesen bin und wären es auch nur zerrissene, von der Straße aufgelesene Papiere, so nahm ich, von meiner

angebornen Neigung getrieben, eines von den Schreibbüchern, welche der Junge verkaufen wollte, und sah, daß die Schrift arabisch war; und da ich sie wohl kenne, aber nicht zu lesen vermag, sah ich mich nach einem gelehrten Morisken um, der mir sie läse; und es war nicht schwer, einen solchen Dolmetscher zu finden, da man selbst für eine bessere und ältere Sprache, wenn man einen solchen gesucht, ihn hätte finden können, kurz der Zufall sandte mir einen solchen, dem ich meinen Wunsch mittheilte und das Buch übergab. Er schlug es in der Mitte auf und begann, nachdem er ein wenig darin gelesen, zu lachen. Ich fragte ihn, warum er lache, und er antwortete mir: über eine Bemerkung, welche am Rande stehe. Ich bat ihn, sie mir mitzutheilen, und unaufhörlich lachend sagte er: „Es steht, wie gesagt, hier auf den Rand geschrieben: Diese Dulcinea von Toboso, von der in dem Buche so oft die Rede, soll eine geschicktere Hand im Einsalzen der Schweine gehabt haben, als irgend eine Frau in der ganzen Mancha."

Als ich den Namen Dulcinea von Toboso hörte, war ich ganz betroffen und meine Erwartung aufs höchste gespannt, weil ich mir sogleich dachte, diese Schreibbücher müßten die Geschichte Don Quijote's enthalten. In dieser Voraussetzung bat ich ihn sogleich, den Anfang zu lesen, was er auch that, indem er aus dem Stegreif das Arabische ins Spanische übertrug und wie folgt las: „Geschichte des Don Quijote von der Mancha, geschrieben von Cide Hamete Benengeli, arabischem Geschichtschreiber." Es kostete mich viel Ueberwindung meine Freude zu verbergen, als ich den Titel des Buches vernahm; und, dem Seidenhändler zuvorkommend, kaufte ich dem Jungen alle Papiere und Schreibbücher für einen halben Real ab; wäre er klug gewesen und hätte gewußt, wie viel mir an ihrem Besitz gelegen war, so hätte er einen guten Handel machen und leicht mehr als sechs Realen lösen können. Ich begab mich nun sogleich mit dem Morisken nach dem Kreuzgang der großen Kirche und bat ihn, daß er mir alles, was von Don Quijote handle, ins Spanische übersetze, ohne das Mindeste wegzulassen oder hinzuzufügen, und versprach ihm die Bezahlung dafür,

welche er verlangen würde. Er begnügte sich mit einem halben Centner Rosinen und zwei Scheffeln Weizen und versprach die Bücher dafür gut und treu und in möglichster Kürze zu übersetzen. Um die Sache zu erleichtern und einen so guten Fund nicht aus der Hand zu geben, nahm ich den Morisken mit mir nach Hause, wo er in etwas mehr als anderthalb Monaten die ganze Geschichte so übersetzte, wie ich sie hier mittheile.

In dem ersten Schreibbuche befand sich eine sehr natürliche Abbildung von Don Quijote's Kampf mit dem Biscayer, in derselben Stellung, wie die Geschichte erzählt, mit aufgehobenen Schwertern, der Eine mit dem Schilde, der Andere mit dem Sitzkissen gedeckt, und das Maulthier des Biscayers so treu nach dem Leben, daß man es auf Armbrustschußweite für ein gemiethetes gehalten hätte. Unten am Fuße des Biscayers stand geschrieben: Sancho Panza von Azpeitia, was ohne Zweifel sein Name war, und am Fuße Sancho Panza's stand eine andre Unterschrift, nämlich: Don Quijote. Rocinante war wunderbar gezeichnet, so hochbeinig und gestreckt, so dürr und mager, mit so hervorstehendem Rückgrat, so entschieden schwindsüchtig, daß man einsehen mußte, wie richtig und passend es war, ihm den Namen Rocinante zu geben. Neben ihm stand Sancho Panza, welcher seinen Esel am Halfterriemen hielt, und eine zweite Unterschrift am Fuße lautete: Sancho Zancas: das mußte wohl daher rühren, daß er (nach der Zeichnung zu urtheilen) einen dicken Bauch, eine kurze Statur und breite Füße hatte, was ihm den Namen Sancho (Wanst) und Zancas (Dünnbein) eingetragen, unter welchen beiden Beinamen er mehre Male in der Geschichte vorkommt. Ich hätte noch einiger Kleinigkeiten zu erwähnen, aber sie sind sämmtlich von geringer Bedeutung und tragen nichts zur Wahrhaftigkeit der Geschichte bei, die immer gut ist, sobald sie nur wahr ist.

Wenn dieser Geschichte nun bezüglich ihrer Wahrheit irgend etwas vorzuwerfen wäre, so könnte es nur das sein, daß sie einen Araber zum Verfasser hat, weil die Lügenhaftigkeit eine Eigenschaft dieser Nation ist; da sie uns indeß so feindlich gesinnt ist, so könnte man eher annehmen, daß der Verfasser zu wenig

gesagt als übertrieben habe; das scheint mir denn auch wirklich der Fall zu sein, denn wo er zum Ruhme eines so trefflichen Ritters hätte die Feder gebrauchen können und sollen, scheint er vorsätzlich zu schweigen; ein schlimmes Verfahren, das von noch schlimmeren Grundsätzen zeugt, denn ein Geschichtschreiber soll genau, wahrheitsliebend und leidenschaftslos sein, und weder Interesse noch Furcht, weder Haß noch Vorliebe sollen ihn vom Weg der Wahrheit abbringen, deren Mutter die Geschichte ist, diese Nebenbuhlerin der Zeit, diese Aufbewahrerin der Thaten, diese Zeugin der Vergangenheit, dieses Beispiel und Vorbild der Gegenwart und diese Warnung vor der Zukunft. In dieser Geschichte wird man sicher alles finden, was von einer angenehmen Geschichte nur zu erwarten ist: und wenn irgend eine gute Seite fehlen sollte, so fällt, wie ich glaube, die Schuld auf den Schuft von Verfasser, nicht aber auf den Vorwurf selbst. Kurz, der zweite Theil begann nach der Uebersetzung folgendermaßen:

Als die Schwerter der beiden tapfern, Aug' in Auge blickenden Kämpfer so hoch in der Luft blitzten, schien es nicht anders, als wenn sie Himmel, Erde und Hölle bedrohten: so groß war ihre Wuth und so feindselig ihre Haltung. Der ergrimmte Biscayer war der, welcher den ersten Hieb führte, und zwar mit solcher Wucht und Wuth, daß, wenn das Schwert sich nicht unterwegs gewendet, dieser einzige Hieb genügt hätte, dem gewaltigen Kampfe und allen Abenteuern unsres Ritters ein Ende zu machen. Aber das Geschick, das ihn zu wichtigern Dingen aufbewahrt hatte, lenkte das Schwert seines Gegners so, daß es ihm, obgleich es seine linke Schulter traf, doch weiter keinen Schaden that, sondern nur die ganze Seite entwaffnete, und unterwegs einen großen Theil seines Helms und die Hälfte des Ohres wegnahm, das alles zerborsten zu Boden fiel und den Ritter gar übel zurichtete.

Hilf Himmel! wer wäre im Stande, die Wuth zu schildern, die jetzt die Brust unsres Manchaners erfüllte, als er so mit sich umgehen sah! Ich kann nur so viel sagen, daß er sich in seiner Wuth noch einmal in den Bügeln erhob, das Schwert

mit beiden Händen faßte und mit solchem Ungestüm auf den Biscayer einhieb und ihn so fest über das Sitzkissen und den Kopf traf, daß ihm trotz dieser guten Bedeckung zu Muthe war, als stürzte ein Berg auf ihn herab. Er begann aus Nase, Mund und Augen zu bluten und wankte, als wenn er von seinem Maulthier fallen wollte, und er wäre auch wohl herabgefallen, wenn er sich nicht mit den Armen am Halse festgehalten; indeß verlor er doch die Bügel und ließ sogleich auch die Arme los. Das Thier aber, erschreckt von dem furchtbaren Hiebe, lief sogleich querfeldein und stürzte nach einigen Sätzen mit seinem Herrn zu Boden.

Don Quijote blickte ihm mit großer Seelenruhe nach: als er ihn aber fallen sah, sprang er von seinem Pferde, und eilte mit großer Leichtigkeit zu ihm hin, hielt ihm die Spitze seines Schwertes vor die Augen und forderte ihn auf sich zu ergeben, sonst haue er ihm den Kopf ab. Der Biscayer war jedoch so bestürzt, daß er nicht ein Wort erwidern konnte; es wäre ihm auch übel ergangen, — so blind vor Wuth war Don Quijote — wenn nicht die Frauen aus dem Wagen, welche bislang dem Kampfe mit großer Angst zugesehen, auf ihn zugekommen wären und ihn inständig gebeten hätten, daß er ihnen die große Huld und Gnade erweise, das Leben ihres Stallmeisters zu schonen, worauf Don Quijote mit großer Aufgeblasenheit und Gravität antwortete: „Gewiß, schöne Frauen, ich werde mit größtem Vergnügen thun, was Ihr verlangt, aber nur unter einer Bedingung, nämlich daß dieser Ritter mir verspricht, nach dem Dorfe Toboso zu gehen und sich in meinem Namen der unvergleichlichen Gebieterin Dulcinea vorzustellen, daß sie mit ihm nach Belieben verfahre."

Die ängstlichen und trostlosen Frauen versprachen, ohne sich auf Don Quijote's Verlangen weiter einzulassen oder zu fragen, wer Dulcinea sei, ihr Begleiter werde alles thun, was er ihm befehle.

„Im Vertrauen auf dieses Wort denn werde ich ihm nichts weiter anhaben, obgleich er es wohl an mir verdient hätte."

Zehntes Kapitel.

Anmuthige Gespräche zwischen Don Quijote und Sancho Panza, seinem Schildknappen.

Inzwischen hatte sich Sancho Panza, der von den Burschen der Mönche ziemlich stark mißhandelt worden, wieder erhoben und dem Kampfe seines Herrn Don Quijote aufmerksam zugeschaut, und in seinem Herzen zu Gott gefleht, daß er ihm in Gnaden den Sieg verleihen und ihn in dem Kampfe eine Insel gewinnen lassen möge, zu deren Statthalter der Ritter ihn, wie er versprochen, machen müßte. Als er nun sah, daß die Sache zu Ende war und sein Herr den Rocinante wieder besteigen wollte, trat er hinzu, um ihm den Steigbügel zu halten; und ehe er noch aufgestiegen, warf er sich vor ihm auf die Kniee, ergriff seine Hand und sagte: „Belieben Euer Gnaden, Herr Don Quijote, mir jetzt die Statthalterschaft der Insel zu übertragen, die Ihr in dem letzten schweren Kampfe gewonnen; wäre sie auch noch so groß, ich fühle die Kraft in mir, sie so gut zu regieren, als irgend ein Andrer je eine Insel regiert hat."

Darauf antwortete Don Quijote: „Merkt Euch, Bruder Sancho, daß dieß und ähnliche Abenteuer keine Inselabenteuer, sondern Landstraßenabenteuer sind, bei denen man nichts gewinnt, als einen zerschlagenen Kopf oder ein abgehauenes Ohr. Habt Geduld; es werden sich Abenteuer finden, bei denen ich Euch nicht nur zum Statthalter, sondern wohl zu noch etwas Höherem machen kann."

Sancho bedankte sich sehr bei ihm, küßte ihm abermals die Hand und den Saum des Panzerhemdes und half ihm den Rocinante besteigen, worauf er sich selbst auf den Esel schwang und hinter seinem Herrn drein ritt, der in vollem Trabe, ohne sich von den Frauen in der Kutsche zu verabschieden oder das Wort noch einmal an sie zu richten, davon sprengte und in ein nahegelegenes Gehölz einbog. Sancho folgte ihm, so rasch sein Thier nachkommen konnte; Rocinante aber trabte so stark,

daß Sancho weit zurück blieb und seinem Herrn laut nachrufen mußte, er möchte doch auf ihn warten. Don Quijote that es und hielt sein Pferd an, bis sein ermüdeter Schildknappe mit den Worten herangekommen: „Mich dünkt, Herr, daß es sicherer wäre, wenn wir uns in eine Kirche zurückzögen, denn so übel wie der zugerichtet ist, mit dem Ihr Euch geschlagen, wäre es kein Wunder, wenn man der heiligen Hermandad Anzeige von dem Vorfall machte, und uns einsteckte; und wahrlich, wenn sie das thun, so würde es uns manchen Schweißtropfen kosten, bis sie uns wieder freigäben."

„Sei ruhig", sagte Don Quijote, „wo hast Du gesehen, oder jemals gelesen, daß ein fahrender Ritter vor Gericht gestellt worden, mochte er auch noch so viel Homicidien begangen haben."

„Ich weiß nichts von Omecillen", antwortete Sancho, „und habe mich auch in meinem ganzen Leben nicht darum bekümmert; ich weiß nur, daß die heilige Hermandad sich mit denen zu schaffen macht, welche sich auf freiem Felde raufen, alles andre geht mich nichts an."

„Dann sei ohne Sorgen, Freund", antwortete Don Quijote; „ich würde Dich aus den Händen der Chaldäer befreien, wie viel mehr aus denen der Hermandad. Aber sage mir bei Deinem Leben, hast Du auf der ganzen bekannten Welt einen tapferern Ritter gesehen, als mich? Hast Du je in den Büchern von einem gelesen, der mehr Kühnheit im Angriff, mehr Festigkeit in der Ausdauer, mehr Gewandtheit im Einhauen, mehr Behendigkeit im Niederwerfen besäße oder besessen hätte?"

„Die Wahrheit zu sagen", versetzte Sancho, „ich habe gar nie ein Buch gelesen, weil ich überhaupt nicht lesen und nicht schreiben gelernt; aber was ich zu behaupten wagte, ist, daß ich einem beherzteren Herrn als Euch alle Tage meines Lebens nicht gedient, und Gott gebe nur, daß Euch diese Beherztheit nicht so bezahlt werde, wie ich Euch gesagt. Um was ich Euer Gnaden bitte, ist, daß Ihr Euch verbindet, denn es läuft viel Blut aus dem Ohr; ich habe hier Wundfaden und etwas weiße Salbe in meinem Schnappsacke."

„Das alles wäre leicht zu entbehren", sagte Don Quijote, „wenn ich daran gedacht hätte, eine Flasche von dem Balsam des Fierabras zu machen; denn mit einem einzigen Tropfen könnten wir uns viele Zeit und Arznei ersparen."

„Was für eine Flasche, was für ein Balsam ist denn das?" fragte Sancho.

„Ein Balsam", antwortete Don Quijote, „dessen Recept ich im Gedächtniß habe, und mit dem man den Tod nicht zu fürchten braucht, noch zu besorgen hat, daß man an einer Wunde sterben werde. Wenn ich ihn also anfertige und ihn Dir gebe, so hast Du weiter nichts zu thun, wenn Du siehst, daß ich in einem Kampfe mitten entzweigehauen werde (was häufig zu geschehen pflegt), als daß Du die eine Hälfte meines Körpers, die zu Boden gefallen, vorsichtig aufhebst, und zwar ehe das Blut gerinnt, und sie säuberlich auf die andre Hälfte legst, die noch im Sattel sitzt, wobei Du Acht haben mußt, daß beide Theile ganz genau auf einander passen. Dann gibst Du mir nur zwei Tropfen von dem besagten Balsam zu trinken und Du wirst sehen, daß ich wieder so gesund bin, wie ein Apfel."

„Wenn dem so ist", sagte Panza, „so verzichte ich von Stunde an auf die Statthalterschaft der versprochenen Insel und verlange für meine vielen und guten Dienste nichts, als daß Euer Gnaden mir das Recept dieses wunderbaren Balsams gibt, wovon, wie mich dünkt, die Unze überall mehr als zwei Realen werth ist, und mehr brauche ich dann nicht, um dieses Leben in Ehren und Vergnügen zu verbringen. Doch sollte ich jetzt wissen, ob es viel kostet, den Balsam zu machen."

„Mit weniger als drei Realen kann man sechs Schoppen verfertigen", antwortete Don Quijote.

„Gott steh' mir bei!" rief Sancho, „worauf wartet denn Euer Gnaden, daß Ihr ihn nicht gleich machet und mich es lehrt?"

„Sei ruhig, mein Freund", versetzte Don Quijote, „ich gedenke Dich noch größere Geheimnisse zu lehren und Dir größere Wohlthaten zu erzeigen; für jetzt wollen wir uns verbinden, denn das Ohr schmerzt mich mehr, als mir lieb ist."

Sancho zog aus dem Schnappsack Wundfaden und Salbe; als Don Quijote jedoch den Schaden an seinem Helm sah, wollte er rasend werden, und die Hand ans Schwert legend, erhob er den Blick und sagte: „Ich schwöre beim Schöpfer aller Dinge und bei den vier heiligen Evangelisten, wo sie am ausführlichsten sind, das Leben zu führen, das der große Marques von Mantua führte, als er den Tod seines Neffen Baldwin zu rächen schwor, das will sagen, von keinem Tischtuch Brot zu essen, kein Weib zu berühren und all die übrigen Dinge (deren ich mich nicht mehr entsinne, die ich aber ebenfalls für einbegriffen erkläre), bis ich vollständige Rache an dem genommen, der mir solchen Schimpf angethan."

Als Sancho dieß hörte, sagte er: „Euer Gnaden bedenke, daß, wenn der Ritter das erfüllt, was Ihr ihm befohlen, und sich meiner Herrin Dulcinea von Toboso vorstellt, er seine Pflicht gethan und keine andere Strafe verdient, so lange er kein neues Verbrechen begeht."

„Du hast wohl und richtig gesprochen", antwortete Don Quijote, „und so vernichte ich den Schwur, so weit er auf eine neue Rache ging; aber ich wiederhole und bestätige, daß ich das Leben führen will, von dem ich sprach, bis ich mit Gewalt einem andern Ritter einen andern eben so guten Helm abgenommen habe; und glaube nicht, Sancho, daß ich das nur so in den Wind hinein rede, denn ich weiß wohl, wen ich hierin nachahme; ganz dasselbe geschah buchstäblich mit dem Helme des Mambrinus, der dem Sacripante so theuer zu stehen kam."

„Ei zum Teufel mit solchen Schwüren, Herr", versetzte Sancho, „sie schaden nur der Seligkeit und belasten das Gewissen. Oder sagt mir doch, wenn wir zufällig in vielen Tagen auf keinen Menschen stoßen, der mit einem Helm ausgerüstet ist, was sollen wir dann machen? Sollen wir dann doch den Schwur erfüllen, der so viel Unbequemlichkeit und Mühseligkeit mit sich bringt, als da ist in den Kleidern schlafen oder unter keinem Dache schlafen und tausend andre Bußübungen, die der Schwur des alten Narren von Marques in sich faßt und den nun Euer Gnaden wieder auffrischen will? Euer Gnaden sieht

jedoch, daß auf all dieſen Wegen keine Männer in Waffen ſich blicken laſſen, ſondern nur Maulthiertreiber und Karrenfuhrleute, die weder Helme aufhaben, noch in ihrem ganzen Leben davon gehört."

„Darin irrſt Du", ſagte Don Quijote, „denn wir werden keine zwei Stunden auf dieſen Kreuzwegen geritten ſein, ohne mehr Bewaffnete geſehen zu haben, als nach Albraca kamen, um Angelica die Schöne zu gewinnen."

„Nun, meinetwegen", ſagte Sancho, „und ich will Gott bitten, daß es uns gut gehe und daß bald die Zeit erſcheine, wo ich die Inſel gewinne, die mich ſo theuer zu ſtehen kommt: dann will ich gerne ſterben."

„Ich habe Dir bereits geſagt, Sancho, daß Du Dir deßhalb keine Sorge zu machen brauchſt; denn wenn uns die Inſel fehlſchlagen ſollte, ſo haben wir ja das Königreich Dänemark oder das Königreich Sobradiſa, die Dir paſſen werden, wie der Ring am Finger; und da dieſe überdieß auf dem feſten Lande liegen, wird es Dich nur um ſo mehr freuen. Doch wir wollen das der Zeit überlaſſen und ſieh zu, ob Du etwas in Deinem Schnappſacke führſt, das wir eſſen können; dann wollen wir ſogleich ein Schloß aufſuchen, wo wir dieſe Nacht zubringen und den Balſam bereiten können, von dem ich Dir geſagt, denn ich ſchwöre Dir bei Gott, daß mich das Ohr ſehr ſchmerzt."

„Hier habe ich eine Zwiebel, ein wenig Käſe und ich weiß nicht wie viel Stücke Brot", ſagte Sancho; „das ſind jedoch keine Gerichte für einen ſo tapfern Ritter wie Euer Gnaden."

„Das verſtehſt Du ſchlecht!" antwortete Don Quijote. „Du mußt wiſſen, Sancho, daß es eine Ehre für die fahrenden Ritter iſt, einen ganzen Monat nichts zu eſſen, und wenn ſie eſſen, ſo ſei es das, was ſie gerade zur Hand haben; das würde Dir nicht ſo befremdlich ſein, wenn Du ſo viele Geſchichten geleſen wie ich; denn trotzdem, daß ihre Zahl groß iſt, habe ich in keiner einzigen erwähnt gefunden, daß die fahrenden Ritter ſich gütlich thaten, wenn es nicht der Zufall gab oder bei einzelnen koſtbaren Banketten, die man für ſie veranſtaltete; ſonſt leben ſie wie von der Luft. Und wenn man auch annehmen muß, daß ſie nicht

leben konnten ohne zu eſſen und ohne alle die übrigen natürlichen Bedürfniſſe zu befriedigen, weil ſie im Ganzen doch Menſchen waren, wie wir, ſo muß man anderſeits bedenken, daß ſie den größten Theil ihres Lebens in Wäldern und Einöden ohne Koch zubrachten, daß deßhalb ihre gewöhnliche Nahrung in ſolchen ländlichen Gerichten beſtand, wie die, welche Du mir eben anbieteſt. Laß Dich darum, Freund Sancho, nicht kümmern, ob das gerade nach meinem Geſchmack ſei, und denke nicht daran, die Welt umzuſchaffen oder die fahrende Ritterſchaft aus den Angeln zu heben."

„Verzeiht mir, gnädiger Herr", ſagte Sancho, „aber, da ich weder leſen noch ſchreiben kann, wie ich ſchon einmal geſagt, ſo weiß ich auch nicht, ob ich gegen die Regeln der Ritterſchaft mich verfehlt. In Zukunft aber werde ich den Schnappſack mit allen Arten von trocknen Früchten für Euer Gnaden verſehen, der Ihr ein Ritter ſeid; für mich aber, der ich kein ſolcher bin, werde ich ihn mit andern gewichtigeren und nahrhafteren Dingen verſorgen."

„Das ſage ich nicht, Sancho", verſetzte Don Quijote, „daß die fahrenden Ritter gezwungen ſeien, nichts andres zu eſſen, als ſolche Früchte, von denen Du ſprichſt, ſondern nur, daß ihre gewöhnliche Nahrung in ſolchen und einigen andern Kräutern beſtand, die ſie auf dem Felde fanden und die ſie kannten, wie ich ſie kenne."

„Es iſt eine ſchöne Sache", antwortete Sancho, „dieſe Gewächſe zu kennen, denn wir werden, meines Bedünkens, wohl einmal von dieſer Kenntniß Gebrauch zu machen Gelegenheit haben."

Damit zog er heraus, was er, wie geſagt, bei ſich führte, und ſie ſpeiſten friedlich und geſellig mit einander. Da ſie aber eine Unterkunft für die Nacht zu finden wünſchten, brachten ſie ihre armſelige, trockne Mahlzeit raſch zu Ende, ſtiegen alsbald zu Pferde und eilten ſehr, um noch vor Einbruch der Nacht eine Ortſchaft zu erreichen. Aber die Sonne ging unter und damit ihre Hoffnung, das zu finden, was ſie wünſchten, als ſie eben bei einigen Hütten von Ziegenhirten ankamen. Sie beſchloſſen deß-

halb die Nacht hier zuzubringen; und so verdrießlich Sancho war, daß sie kein Dorf erreichten, so vergnügt war sein Herr, daß er unter offnem Himmel schlafen konnte, weil es ihm jedesmal eine Urkunde mehr dünkte, die ihm den Beweis seiner Ritterschaft erleichterte.

Elftes Kapitel.

Was Don Quijote mit einigen Ziegenhirten begegnete.

Er wurde von den Ziegenhirten freundlich aufgenommen, und nachdem Sancho es dem Rocinante und seinem Thier, so gut es möglich, bequem gemacht, ging er dem Geruche einiger Stückchen Ziegenfleisch nach, die in einer Pfanne am Feuer schmorten. Obgleich er gerne sogleich nachgesehen, ob sie schon so weit gar wären, um sie von der Pfanne in seinen Magen zu versetzen, so mußte er doch davon absehen, weil die Ziegenhirten die Pfanne vom Feuer nahmen und, einige Schaffelle auf die Erde ausbreitend, ihre ländliche Tafel in großer Eile zurecht machten, und die beiden Fremden mit dem vorlieb zu nehmen baten, was da sei. Sie lagerten sich im Kreise auf den Schaffellen, ihrer fünf von den sechsen, welche zu der Hürde gehörten, nachdem sie zuvor mit bäurischer Höflichkeit Don Quijote gebeten, sich auf einem Trog niederzulassen, den sie ihm umgestürzt hingestellt hatten. Don Quijote setzte sich, Sancho aber blieb stehen, um seinem Herrn den Becher aus Horn zu reichen. Als dieser ihn stehen sah, sagte er zu ihm: „Damit Du siehst, Sancho, wie viel Gutes die fahrende Ritterschaft in sich schließt, und wie leicht es denen wird, welche ihr in irgend einer Weise Dienste leisten, sich Ehre und Achtung bei der Welt zu erwerben, so will ich, daß Du Dich hier an meiner Seite in der Gesellschaft dieser guten Leute niederlassest, und mir vollkommen gleich gelteſt, obgleich ich Dein Herr und Dein natürlicher Gebieter bin, daß Du von meiner Schüssel essest und aus

meinem Becher trinkest, weil man von der fahrenden Ritterschaft dasselbe sagen kann, was man von der Liebe sagt, nämlich daß sie alles gleich mache."

„Großen Dank!" sagte Sancho; „aber ich muß Euer Gnaden gestehen, daß, wenn ich nur gut zu essen habe, es mir gerade so gut stehend und ganz allein schmeckt, als wenn ich an der Seite eines Kaisers sitze. Ja, wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, so schmeckt mir das, was ich in meinem Winkel ohne Zwang und Rücksichten esse, und wär' es auch Brot und Zwiebel, weit besser als Truthahn an fremdem Tische, wo ich gezwungen bin, langsam zu essen, wenig zu trinken, mich jeden Augenblick abzuwischen, wo ich nicht niesen noch husten darf, wenn mich's ankommt, und eine Menge Dinge unterlassen muß, welche in der Einsamkeit und Freiheit erlaubt sind. Darum wünschte ich, mein Herr, daß Ihr die Ehren, die Euer Gnaden auf mich häufen will, weil ich ein Diener und Genosse der fahrenden Ritterschaft sei, wie ich es denn als Euer Gnaden Knappe wirklich bin, in etwas Andres verwandelt, was mir nützlicher und vortheilhafter wäre; was jene Ehre betrifft, so nehme ich sie als genossen an und verzichte von jetzt bis ans Ende der Welt darauf."

„Bei alle dem sollst Du Dich doch setzen, denn wer sich selbst erniedrigt, den wird Gott erhöhen;" und indem er ihn beim Arm ergriff, zwang er ihn, sich dicht neben ihm zu setzen.

Die Hirten begriffen nichts von dem Kauderwelsch von Knappen und fahrenden Rittern und begnügten sich damit zu essen, zu schweigen und ihre Gäste anzugaffen, die mit großem Anstand und Behagen faustgroße Stücke hinunterschoben. Als das Fleisch gegessen war, schütteten sie auf die Felle eine große Menge von trockenen Eicheln und stellten einen halben Käselaib dazu, der härter war, als wenn er aus Mörtel gemacht worden. Das Horn blieb dabei nicht müßig, sondern ging beständig im Kreise herum (bald voll, bald leer, wie der Eimer an einem Schöpfbrunnen), so daß einer von den preisgegebenen Schläuchen ohne Mühe leer wurde. Nachdem Don Quijote auf diese Weise seinem Magen alle Genüge gethan, nahm er eine Handvoll

Eicheln und betrachtete sie aufmerksam, worauf er die Stimme zu folgender Rede erhob:

„Glückliches Zeitalter und glückliche Jahrhunderte, denen die Alten den Namen das goldene Zeitalter gaben, nicht deßhalb, weil das in unsrem eisernen Zeitalter so sehr geschätzte Gold ohne Mühe errungen wurde, sondern weil die Menschen, die damals lebten, die beiden Worte mein und dein nicht kannten! In jenem heiligen Zeitalter war alles Gemeingut, niemand brauchte, um sich seine tägliche Nahrung zu verschaffen, mehr zu thun, als seine Hand auszustrecken, und von den mächtigen Eichen zu pflücken, welche freigebig mit ihrer süßen und reifen Frucht zum Genusse einluden. Klare Quellen und rieselnde Bäche boten in reicher Fülle ihr wohlschmeckendes und krystallhelles Wasser. In Felsenritzen und Baumhöhlen bildeten die emsigen und klugen Bienen ihren Staat und theilten uneigennützig jeder Hand die gesegnete Frucht ihrer Arbeit mit. Die kräftigen Korkbäume gaben freiwillig, ohne daß man sich erst mühen mußte, ihre breiten und leichten Rinden her, womit man die auf rohen Pfählen ruhenden Häuser blos gegen die Rauhheit des Wetters zu bedecken anfing. Alles war damals Friede, Freundschaft, Eintracht; noch hatte das schneidende Eisen des gekrümmten Pfluges nicht gewagt, die geweihten Eingeweide unsrer Urmutter zu zerreißen und zu durchwühlen; denn ohne Zwang gab sie aus ihrem fruchtbaren und weiten Schooße alles, um ihre Kinder, welche sie damals im Besitze hatten, zu nähren, zu sättigen und zu erfreuen. Damals wandelten die unschuldigen und schönen Schäferinnen von Thal zu Thal und von Hügel zu Hügel mit aufgelösten Haaren und nicht mehr bekleidet, als nöthig war, um sittig dasjenige zu verhüllen, was die Ehrbarkeit von je zu verhüllen geboten und stets zu verhüllen gebieten wird. Ihre Kleidung war nicht wie die heutzutage beliebte, die der tyrische Purpur und die auf so vielfache Weise zermarterte Seide vertheuert, sondern sie bestand aus Blättern, von grünen Zweigen und Epheu durchflochten, womit sie vielleicht so prächtig und schön einhergingen, als heutzutage unsre Hofdamen mit den seltsamen und wunderlichen Erfindungen, auf welche sie die müßige

Laune der Mode führte. Damals sprachen sich die Liebesgefühle des Herzens einfach und offen aus, ganz wie sie empfunden wurden, ohne nach künstlichen Wendungen der Worte zu suchen, um sie zu steigern. Arglist, Betrug und Bosheit mischten sich noch nicht mit Wahrheit und Unschuld. Die Gerechtigkeit blieb in ihren Grenzen, ohne daß sie Gunst oder Interesse, welche sie jetzt so oft beirren, verdrehen und belästigen, zu beunruhigen oder zu kränken wagte. Das Gesetz der Willkür hatte sich noch nicht in dem Sinne der Richter festgesetzt, weil es damals überhaupt noch keinen gab, der richtete oder gerichtet wurde. Die jungfräuliche Ehrbarkeit wandelte damals, wie schon gesagt, allein und frei wohin es ihr beliebte, ohne befürchten zu müssen, daß fremde Gewalt und unkeusche Begierde sie belästige; denn es lag in ihrem eigenen Sinn und Willen, wenn sie sie wahren wollte. Jetzt aber, in unsern verderbten Zeiten, ist keine weibliche Tugend mehr sicher, und wenn auch ein neues Labyrinth, wie das von Creta, sie verbärge und verschlösse; denn selbst dorthin dringt durch Ritzen und mit der Luft die Liebespest mit ungestümer Begier und bringt sie trotz aller Vorsicht zu Falle. Zu ihrem Schutze wurde im Verlauf der Zeiten, als die Bosheit immer mehr überhand nahm, der Orden der fahrenden Ritterschaft gestiftet, um die Jungfrauen zu beschützen, die Wittwen zu vertheidigen und den Waisen und Nothleidenden beizustehen. Zu diesem Orden gehöre ich, Brüder Ziegenhirten, denen ich für die Aufnahme und freundliche Bewirthung danke, die Ihr mir und meinem Knappen zu Theil werden ließet. Denn obgleich nach dem Naturgesetz alle, die da leben, verpflichtet sind, den fahrenden Rittern zu Diensten zu sein, Ihr aber, wie ich weiß ohne diese Verpflichtung zu kennen, mich aufgenommen und bewirthet habt, so finde ich allen Grund, Euch mit bestmöglich gutem Willen für den Eurigen zu danken."

Diese ganze lange Rede, welche er sich wohl hätte ersparen können, hielt unser Ritter, weil die Eicheln, die man ihm aufwartete, ihn an das goldene Zeitalter erinnerten. Aber es gelüstete ihn einmal, diese unnütze Rede an die Ziegenhirten zu

halten, welche, ohne ein Wort zu erwidern, ihm stumm und staunend zuhörten; auch Sancho schwieg ebenfalls, aß Eicheln und besuchte sehr häufig den zweiten Schlauch, der, um den Wein frisch zu halten, an einem Korkbaum aufgehängt war.

Don Quijote's Rede hatte länger gedauert als die Mahlzeit, nach deren Beschluß einer der Ziegenhirten sagte: „Damit Euer Gnaden, Herr fahrender Ritter, mit noch größerem Rechte sagen könne, wir hätten Euch freundlich und bereitwillig aufgenommen, so werden wir Euch ein Vergnügen und Ergötzen bereiten, indem wir einen unsrer Kameraden, der bald hier sein muß, zu singen auffordern. Er ist ein sehr gewandter und verliebter Bursche, der zu lesen und zu schreiben versteht und die Zither zu schlagen weiß, daß man es nicht hübscher wünschen kann."

Kaum hatte der Hirte ausgesprochen, als der Ton einer Zither sich vernehmen ließ, und bald kam auch der, der sie schlug, ein junger Mensch von nahezu zweiundzwanzig Jahren und von sehr hübschem Aeußern. Seine Kameraden fragten ihn, ob er gegessen, und als er bejahte, sagte der, welcher das Anerbieten gemacht, zu ihm: „Nun, Antonio, so kannst Du uns wohl die Freude machen, ein wenig zu singen, damit dieser Herr, unser Gast, sieht, daß es auch in den Bergen und Wäldern Leute gibt, die etwas von Musik wissen. Wir haben ihm von Deiner großen Geschicklichkeit gesprochen und wünschen nun, daß Du sie zeigest und die Wahrheit bestätigest. Darum bitte ich Dich recht inständig, daß Du Dich setzest und die Liebesromanze singst, die Dir Dein Oheim, der Pfründner, gemacht hat, und die den Leuten im Dorfe so wohlgefällt."

„Dazu bin ich gerne bereit", antwortete der junge Mann, und ohne sich weiter viel bitten zu lassen, setzte er sich auf den Stumpf einer abgehauenen Eiche, stimmte seine Zither und begann alsbald mit sehr gutem Ausdruck also zu singen:

O Du liebst mich, ja Olalla,
Willst Du mir's auch nicht gestehen,
Nicht mit einem Augenwinken,
Stummer Sprache der Verliebten.

Daß ich weiß, Du biſt verſtändig,
Macht mich Deiner Liebe ſichrer,
Denn weß Liebe je erkannt ward,
Iſt unglücklich nie geweſen.

Freilich haſt Du manches Zeichen
Mir, Olalla, ſchon gegeben,
Daß Dein Herz aus ſprödem Erze
Und die weiße Bruſt von Steine.

Aber ſelbſt bei Deinem Trotze,
Deinem ſprödeſten Vermeiden
Läßt die Hoffnung doch gar manchmal
Sehn den Saum von ihrem Kleide.

Auf die Lockſpeiſ' wirft ſich gierig
Mein Vertraun, das immer gleich blieb,
Ob ich mich verſchmähet glaubte,
Oder auserwählt mich wähnte.

Iſt die Liebe Gunſtbezeigung,
Gibt die Deine mir zu hoffen,
Daß das Ende meines Sehnens
Das wird ſein, wonach ich trachte.

Und wenn Liebesdienſt' vermögen,
Freundlich ſich ein Herz zu ſtimmen,
Hab' ich manche wohl erwieſen,
Die zu meinen Gunſten ſprechen.

Denn wenn Du darauf geachtet,
Saheſt Du mich mehr denn einmal
Montags noch das Feſtkleid tragen,
Das mich ſonſt nur Sonntags ſchmückte.

Putz und Liebe gehen gerne
Mit einander gleiche Wege,
Darum liebt' ich's, Deinen Augen
Gerne mich geputzt zu zeigen.

Schweigen will ich von dem Tanze,
Von dem Spiele Dir zu liebe,
Daß ich Dich mit Ständchen grüßte,
Eh' der Hahn den Tag verkündet.

Von dem Lobe Deiner Schönheit,
Das ich oft gesungen, schweig' ich,
Das mir, war's auch reine Wahrheit,
Manche Feindschaft zugezogen.

Die Teresa von Berrocal
Sagte mir, als ich Dich lobte:
„Engel glaubt man anzubeten,
Und hofirt doch einem Affen.

„Dank den vielen Amuletten,
Dank den vielen falschen Haaren,
Dank den trügerischen Reizen,
Die selbst Amor täuschen könnten."

Lügen straft' ich sie, sie zürnte,
Sie vertheidigte ihr Vetter,
Er hat mich herausgefordert,
Und Du weißt ja, was wir thaten.

Nein, ich liebe nicht ins Blaue,
Nicht umwarb ich Dich, zu buhlen,
Eine wilde Eh' zu führen;
Ehrbar ganz ist meine Absicht.

Ehebande hat die Kirche,
Die geflochten sind aus Seide,
Schmiege Deinen Hals dem Joche,
Sehen wirst Du, wie ich folge.

Willst Du nicht, nun denn so schwör' ich
Bei dem Heiligsten der Heil'gen,
Daß ich nur als Kapuziner
Diese Berge hier verlasse.

Hier endigte das Lied des Ziegenhirten und obgleich Don Quijote ihn bat, noch etwas mehr zu singen, war Sancho Panza doch nicht damit einverstanden, weil er geneigter war zu schlafen, als Lieder anzuhören; er sagte deßhalb zu seinem Herrn: „Euer Gnaden könnte sich nun auch umsehen, wo wir die Nacht zubringen sollen; denn die Arbeit, welche diese guten Leute den ganzen Tag über haben, erlaubt ihnen nicht, die Nächte mit Singen zu verbringen."

„Ich verstehe Dich schon, Sancho", antwortete Don Quijote; „es leuchtet mir ein, daß die Besuche beim Schlauch mehr Lust zum Schlafen, als zur Musik machen."

„Es hat uns allen, Gott sei Dank, wohl geschmeckt", antwortete Sancho.

„Ich leugne das auch nicht", versetzte Don Quijote; „aber mache Du Dir's bequem, wo Du willst; für Leute meines Standes dünkt es mir besser zu wachen, als zu schlafen, indeß bei allem wird es gut sein, Sancho, daß Du mir noch einmal mein Ohr verbindest, das mich mehr schmerzt, als nöthig ist."

Sancho that, was man von ihm verlangte. Als einer von den Ziegenhirten die Wunde sah, sagte er, er solle sich nicht bemühen, er wolle ihm ein Mittel auflegen, das ihn rasch heile. Und er nahm einige Rosmarinblätter, die es dort in Menge gab, kaute sie, mischte etwas Salz dazu, legte es ihm auf das Ohr, verband dieses sehr fest und versicherte ihn, daß er nun keines andern Mittels mehr bedürfe, und dem war auch wirklich so.

Zwölftes Kapitel.

Was einer der Ziegenhirten der Gesellschaft Don Quijote's erzählte.

Indem kam ein andrer junger Bursche, einer von denen, welche die Lebensmittel aus dem Dorfe zu holen pflegten, herzu und sagte: „Wißt Ihr auch, Kameraden, was sich in dem Dorfe zugetragen?"

„Wie können wir das wissen?" antwortete einer von ihnen.

„Nun so erfahrt denn", fuhr der junge Bursche fort, „diesen Morgen starb der berühmte und gelehrte Schäfer Grisostomo, und man murmelt, daß er aus Liebe zu jenem verteufelten Mädchen, der Tochter des reichen Guillermo, gestorben ist, welche als Schäferin verkleidet sich in diesen Einöden umhertreibt."

„Zu Marcela meinst Du", sagte Einer.

„Allerdings", antwortete der Ziegenhirt; „und das Beste ist, daß er in seinem Testament verordnet hat, man solle ihn auf freiem Felde begraben, wie wenn er ein Maure wäre, und zwar an den Fuß des Felsens, wo die Quelle des Korkbaums entspringt, weil, wie es heißt (und wie er selbst gesagt haben soll), jenes der Ort ist, wo er sie zum ersten Male sah; er hat außerdem noch andre ähnliche Dinge verordnet, diese dürfen aber, wie die Geistlichen des Ortes sagen, nicht erfüllt werden, weil es heidnisch wäre. Sein guter Freund, der gelehrte Ambrosio, der sich oft als Schäfer mit ihm verkleidet hat, verlangt dagegen, alles müsse erfüllt werden, ohne daß das Geringste fehle, was Grisostomo befohlen; und darüber ist nun der Ort in Aufruhr. Wie es heißt, wird jedoch geschehen, was Ambrosio und seine Freunde, die andern Schäfer alle, verlangen. Morgen kommen sie, um ihn an dem Ort, wo ich gesagt, mit großem Pompe zu begraben. Ich denke, daß es der Mühe lohnt, sich die Sache anzusehen; wenigstens werde ich nicht versäumen hinzugehen, wenn ich auch wüßte, daß ich deßhalb morgen gar nicht heimkäme.

„Wir thun alle mit", antworteten die Ziegenhirten; „werfen wir das Loos, wer die Ziegen aller Andern hüten soll."

„Du hast Recht, Pedro", sagte einer von den Hirten; „indessen ist es nicht nöthig, daß Ihr Euch die Mühe nehmt zu loosen; ich will für Euch alle da bleiben; Ihr dürft es mir nicht als Verdienst, oder als Mangel an Neugierde auslegen, sondern ich kann nicht gehen wegen des Dorns, den ich mir kürzlich in den Fuß getreten habe."

„Trotzdem sind wir Dir doch dankbar", antwortete Pedro.

Und Don Quijote bat Pedro, ihm doch zu sagen, wer der Todte sei und die Schäferin.

Darauf antwortete Pedro, so viel er wisse, sei der Todte eines reichen Edelmannes Sohn, der viele Jahre in Salamanca studirt habe. Nach Beendigung seiner Studien sei er mit dem Rufe eines sehr gescheidten und belesenen Mannes in sein Dorf zurückgekehrt. Namentlich, behaupte man, verstehe er sich auf die Sternkunde und auf Alles, was am Himmel, mit Sonne und Mond vorgehe. „Denn er konnte jede Sonn- und Mondskrise vorhersagen."

„Eklipse heißt es, Freund, nicht Krise, wenn die beiden größten Lichter sich verfinstern", sagte Don Quijote.

Pedro achtete jedoch solcher Kleinigkeiten nicht und fuhr in seiner Erzählung fort.

„So prophezeite er uns auch, wenn das Jahr furchtbar oder nicht furchtbar werden würde."

„Fruchtbar, müßt Ihr sagen, Freund", versetzte Don Quijote.

„Fruchtbar oder furchtbar", antwortete Pedro, „das läuft alles auf eins hinaus. Ich sage Euch, seine Prophezeiungen machten seinen Vater und seine Freunde, die ihnen folgten, sehr reich, denn sie thaten was er ihnen rieth, wenn er zu ihnen sagte: Säet dieß Jahr Gerste, keinen Weizen; dießmal könnt ihr Erbsen säen und keine Gerste; im nächstfolgenden gedeiht das Oel; die drei folgenden wird man keinen Tropfen bekommen."

„Diese Wissenschaft nennt man Astrologie", sagte Don Quijote.

„Ich weiß nicht, wie man sie nennt", antwortete Pedro; „aber das weiß ich, daß er alle diese Dinge wußte und noch mehr. Kurz, es waren noch nicht viele Monate vergangen, seit er von Salamanca zurückgekehrt, als er eines Tages, als Schäfer verkleidet, in einem Schafpelze mit seiner Heerde erschien, nachdem er sich zuvor des weiten Gewandes, das die Gelehrten tragen, entledigt. Zugleich mit ihm hatte sich sein guter Freund Ambrosio, der sein Studiengenosse gewesen, ebenfalls als Schäfer verkleidet. Ich habe vergessen, zu sagen, daß der verstorbene Grisostomo sehr gewandt im Versemachen war; so dichtete er die geistlichen Lieder für den Weihnachtsabend und die Autos (Schauspiele) für den Fronleichnamstag, welche die jungen Leute unsres Dorfes aufführten, und alle sagten, daß sie ganz ausgezeichnet seien. Als nun die Leute aus dem Dorfe die beiden gelehrten Herren so ganz unvermuthet als Schäfer verkleidet sahen, waren sie sehr verwundert, und konnten sich gar keine Ursache denken, welche sie zu so seltsamer Verkleidung bewogen haben möchte. Gerade um diese Zeit starb auch der Vater des Grisostomo und hinterließ ihm ein bedeutendes Erbe an Gütern wie an Hausrath, eben so eine große Menge von Groß- und Kleinvieh, sowie an Geld. Ueber all dieß war der junge Mann nun unumschränkter Herr und das verdiente er auch wirklich, denn er war ein guter Kamerad, gefällig und freundlich gegen alle guten Leute und hatte ein Gesicht wie ein Engel. Zuletzt erfuhr man aber doch, daß diese Verkleidung keinen andern Grund habe, als auf diesen Haiden jener Schäferin Marcela nachzugehen, von welcher unser Bursche eben erzählt, und in die sich der arme verstorbene Grisostomo verliebt hatte. Ich muß Euch nun aber auch sagen, wer jenes Mädchen ist, denn Ihr müßt das wissen; vielleicht, ja ganz sicher, habt Ihr Euer Lebtag so etwas nie gehört und werdet nie etwas Aehnliches hören, wenn Ihr auch so alt würdet wie Sarna."

„Sagt Sara", versetzte Don Quijote, dem es zuwider war, die Namen durch den Ziegenhirten so verunstaltet zu sehen.

„Nun Sarna (Krätze) werden auch alt", antwortete Pedro, „und wenn Ihr mir jeden Augenblick die Worte umdrehen wollt, so werden wir in einem Jahre nicht fertig werden."

„Verzeiht, Freund", sagte Don Quijote, „nur weil ein so großer Unterschied zwischen Sarna und Sara, sagte ich es Euch; Ihr habt jedoch ganz gut geantwortet, denn die Sarna wird älter, als Sara; fahrt fort in Eurer Geschichte, ich werde Euch nicht mehr unterbrechen."

„Ich sage also, liebwerthester Herr", fuhr der Ziegenhirte fort, „es war in unsrem Dorfe ein Bauer, der noch reicher als Grisostomo's Vater, und Guillermo hieß. Diesem gab Gott zu seinen vielen und großen Reichthümern eine Tochter, bei deren Geburt ihre Mutter starb, die geachtetste Frau weit und breit. Mir ist nicht anders, als wenn ich sie noch vor mir sähe, mit ihrem Gesichte, in dem auf der einen Seite die Sonne, auf der andern der Mond leuchtete; dabei war sie fleißig und wohlthätig gegen die Armen; ich bin deßhalb auch überzeugt, daß ihre Seele in der andern Welt jetzt Gott schaut. Aus Kummer über den Tod eines so guten Weibes starb ihr Mann und ließ seine Tochter jung und reich unter der Obhut eines Oheims, der Geistlicher und Pfründner in unsrem Orte war. Das Mädchen wurde so schön, daß sie uns oft an ihre Mutter erinnerte, die selbst eine große Schönheit gewesen, und doch war alles der Ansicht, daß die Schönheit der Tochter noch größer sei. Und dem war auch so, denn als sie in das Alter von vierzehn oder fünfzehn kam, konnte sie Niemand ansehn, der nicht Gott dafür pries, daß er sie so schön geschaffen, und die Meisten wurden vor Liebe zu ihr fast närrisch. Ihr Oheim hielt sie sehr streng und eingezogen; aber trotz alledem verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit so sehr, daß sowohl deßhalb als ihres großen Reichthums wegen nicht nur Leute aus unsrem Orte, sondern auch von vielen Meilen in der Runde, und zwar aus den angesehensten Familien, herbeikamen und ihren Oheim auf jede Weise baten, bestürmten und quälten, daß er sie ihnen zur Frau gebe. Er aber, der, wie sich's gebührt, ein guter Christ ist, wenn er sie auch gerne sogleich verheirathet, sobald sie das rechte Alter erreicht, wollte es doch

nicht ohne ihre Zustimmung thun; er sah dabei ganz von dem Nutzen und Gewinn ab, den ihm die Verwaltung des Vermögens bringen würde, wenn er ihre Verheirathung aufschöbe. Das hat man denn auch dem guten Pfarrer überall, wo ein paar Leute zum Schwatzen zusammenstehen, nachgerühmt, denn das müßt Ihr wissen, mein Herr fahrender Ritter, daß man an solchen kleinen Orten über alles schwatzt und von allem murmelt; und glaubt nur, wie ich es glaube, daß ein Geistlicher aus der Maßen brav sein muß, wenn er seine Beichtkinder dazu bringen kann, daß sie gut von ihm sprechen, namentlich auf dem Lande."

„Das ist freilich wahr", sagte Don Quijote, „fahrt nur fort, denn die Geschichte ist sehr hübsch, und Ihr erzählt sie auch mit vieler Art, lieber Pedro."

„Wenn es Euch nur gefällt, Herr, das ist die Hauptsache. Wißt denn, obgleich der Oheim seiner Nichte jeden der vielen Freier vorstellte und die Vorzüge jedes Einzelnen aufzählte und sie bat, daß sie sich doch verheirathe und nach ihrem Sinne wähle, so antwortete sie niemals etwas anderes, als daß sie noch nicht daran denke, sich zu verheirathen; da sie noch zu jung sei, halte sie sich nicht für fähig, die Last der Ehe auf sich zu nehmen. Mit solchen scheinbar triftigen Gründen machte sie es ihrem Oheim unmöglich, weiter in sie zu dringen. Er vertraute der Hoffnung, wenn sie etwas älter, würde sie sich schon einen Gesellen nach ihrem eignen Geschmacke wählen; denn er sagte, und ganz mit Recht, Eltern sollen ihre Kinder nicht gegen ihren Willen zu einem Stande zwingen. Aber denkt Euch, als kein Mensch etwas vermuthet, erscheint eines Tages die gezierte Marcela als Schäferin. Ohne auf ihren Oheim, oder irgend Jemand aus dem Dorfe, der ihr davon abgerathen, zu achten, ging sie mit den Schäferinnen des Ortes auf das Feld und hütete dort ihre Schafe. Und als sie sich nun auf solche Weise öffentlich zeigte, und Jedermann ihre Schönheit bewundern konnte, mag ich Euch gar nicht sagen, wie viel reiche junge Leute, Edelleute und Bauern sich wie Grisostomo gekleidet und ihr durch Feld und Au nachgegangen. Einer von diesen war, wie schon gesagt, der Ver-

ſtorbene, der ſie nicht liebte, nein anbetete. Man darf aber nicht glauben, daß Marcela, weil ſie dieſes freie und ungebundene Leben führte, das von keiner Einſamkeit wiſſen wollte, ſich auch nur das Geringſte hätte zu Schulden kommen laſſen, was ihrer Ehrbarkeit und Tugend hätte ſchaden können; im Gegentheil wachte ſie mit ſolcher Aengſtlichkeit über ihre Ehre, daß von allen, die ihr huldigen und ſich um ſie mühen, ſich keiner je gerühmt, noch ſich in Wahrheit rühmen konnte, daß ſie ihm nur die geringſte Hoffnung gegeben, er werde ſeine Wünſche gekrönt ſehen. Wenn ſie darum auch den Umgang und den Verkehr der Hirten nicht flieht oder meidet, und ſie artig und freundlich behandelt, ſo weiſt ſie doch, ſobald es einer wagt, ihr ſeine Abſichten zu offenbaren, und wären ſie auch ſo rein und ehrlich, daß ſie auf eine Heirath abzielten, alle von ſich, kalt wie ein Kieſelſtein. Auf dieſe Weiſe richtet ſie mehr Schaden in dieſem Lande an, als wenn ſie die Peſt hereinbrächte; denn ihre Leutſeligkeit und Schönheit zwingt die Herzen Aller, welche mit ihr in Berührung kommen, ſie zu lieben und ihr zu dienen; ihre Sprödigkeit und Offenheit bringt ſie aber wieder zur Verzweiflung; ſie wiſſen nichts anderes zu ſagen, als ſie laut grauſam und undankbar zu heißen, und ſie mit ähnlichen Namen zu überhäufen, welche ihre Sinnesart kräftig bezeichnen. Und wenn Ihr hier eine Zeitlang verweiltet, Herr, ſo könntet Ihr die Berge und Thäler von den Klagen der Verſchmähten, die ihr nachziehen, wiederhallen hören. Nicht weit von hier iſt ein Ort, wo ein Paar Dutzend hoher Buchen ſtehn, und keine unter ihnen, in deren glatte Rinde nicht der Name Marcela eingegraben und eingeſchrieben wäre, und über einzelnen iſt ſogar auch eine Krone eingegraben, als hätte ihr Liebhaber noch deutlicher ſagen wollen, daß Marcela unter allen Schönen der Erde am meiſten berechtigt ſei, ſolche zu nehmen und zu tragen. Hier ſeufzt ein Schäfer, dort klagt ein Anderer, da hört man Liebeslieder, dort verzweiflungsvolle Jammertöne. Der Eine bringt die ganze Nacht am Fuße einer Eiche oder eines Felſens zu, und ohne daß er ſein thränenvolles Auge geſchloſſen, findet ihn ganz in ſeine Gedanken und Träume verſunken am Morgen

die Sonne. Mancher kennt so wenig Maß und Ziel in seinem Seufzen, daß er sich mitten in der glühendsten Sonnenhitze auf den brennenden Sand wirft und seine Klagen zum barmherzigen Himmel sendet; und über den Einen wie den Andern triumphirt die schöne Marcela, und wir alle, die wir sie kennen, fragen nur erwartungsvoll, was es mit ihrem Stolze für ein Ende nehmen werde, wer der Glückliche sein mag, dem es gelingt, eine so wilde Natur zu bändigen und eine so vollendete Schönheit zu genießen. Da nun alles, was ich Euch erzählt, die lauterste Wahrheit ist, so muß ich wohl glauben, daß auch das, was unser Bursche von der Behauptung der Leute über die Ursache von Grisostomo's Tode berichtet, ebenfalls wahr ist, und darum rathe ich Euch, Herr, daß Ihr nicht versäumt, Euch morgen bei seiner Beerdigung einzufinden, die gewiß sehr sehenswerth sein wird, da Grisostomo viele Freunde hat; auch ist es bis zu dem Orte, wo er begraben zu werden verlangt hat, kaum eine halbe Meile."

„Ich werde es nicht versäumen", sagte Don Quijote, „und ich danke Euch für das Vergnügen, das Ihr mir mit der Erzählung einer so angenehmen Geschichte gewährt habt."

„O", versetzte der Ziegenhirt, „ich weiß nicht die Hälfte von all den Geschichten, die den Anbetern der Marcela begegnet sind, aber es ist möglich, daß wir morgen unterwegs einen Schäfer finden, der sie uns mittheilt. Nun wird es aber gut sein, wenn Ihr Euch unter Dach und Fach schlafen legt, denn die Nachtluft könnte Eurer Wunde gefährlich werden, obgleich das Mittel, das man angewandt, einen fieberhaften Anfall nicht mehr fürchten läßt."

Sancho Panza, der das viele Geschwätz der Ziegenhirten schon lange zum Teufel gewünscht, bat nun auch seinerseits seinen Herrn, in Pedro's Hütte zu treten, um dort zu schlafen. Don Quijote that es, und vertrieb sich den größten Theil der Nacht mit dem Gedanken an seine Herrin Dulcinea, ganz wie die Verehrer Marcela's. Sancho Panza machte sich ein Lager zwischen Rocinante und seinem Esel zurecht und schlief nicht wie ein verschmähter Liebhaber, sondern wie ein hundemüder Schildknappe.

Dreizehntes Kapitel.

Worin die Erzählung von der Schäferin Marcela zu Ende gebracht wird, nebst andern Begebenheiten.

Aber kaum begann der Morgen durch die Fenster des Ostens hervorzutreten, als die fünf von den sechs Ziegenhirten aufstanden, Don Quijote weckten und ihn fragten, ob er noch immer gesonnen sei, der merkwürdigen Beerdigung des Grisostomo anzuwohnen: sie würden ihm dann Gesellschaft leisten. Don Quijote, der nichts andres wünschte, erhob sich und befahl Sancho, augenblicklich zu satteln und aufzuzäumen, was er auch ungesäumt that, worauf sie sich alsbald sämmtlich auf den Weg machten. Und sie waren noch keine Viertelmeile weit gekommen, als sie auf einem Kreuzwege etwa sechs Schäfer auf sich zukommen sahen, sämmtlich in schwarze Felle gehüllt und die Häupter mit Cypressen und düstern Lorbeerrosen umwunden. Jeder trug einen dicken Dornstock in der Hand. Zugleich mit ihnen kamen zwei Edelleute zu Pferde in schönen Reisekleidern mit drei fußgehenden Dienern, welche sie begleiteten. Bei ihrem Zusammentreffen begrüßten sie sich höflich und fragten sich gegenseitig nach dem Ziele ihres Weges, und als sie erfuhren, daß sich alle an den Ort des Begräbnisses begaben, zogen sie vereint weiter.

Einer von den Reitern, der mit seinem Gefährten plauderte, sagte zu ihm: „Mir scheint, Herr Vivaldo, der Aufenthalt nicht übel angewandt, wenn wir uns die seltsame Beerdigung mit ansehen; denn es muß ein merkwürdiges Schauspiel werden, wenn alles das wahr ist, was uns die Hirten von dem todten Schäfer sowohl, als von der mörderischen Schäferin Wunderliches erzählt."

„Das glaube ich ebenfalls", antwortete Vivaldo, „und ich würde mich gerne nicht einen Tag blos, sondern ihrer vier aufhalten lassen, um es mit anzusehen."

Don Quijote fragte sie, was sie denn von Marcela und Grisostomo gehört.

Der Reisende antwortete, daß sie diesen Morgen die Schäfer getroffen und, als sie dieselben in dem traurigen Aufzuge erblickt, gefragt hätten, weßhalb sie auf solche Weise einherzögen? Einer derselben habe ihnen dann von der Wunderlichkeit und Schönheit einer Schäferin Marcela erzählt und von den Liebeswerbungen der Vielen, die ihr huldigten, sowie von dem Tode jenes Grisostomo, zu dessen Beerdigung sie gingen; kurz er erzählte ihm alles das, was ihm Pedro bereits mitgetheilt.

Man verließ diesen Gesprächsgegenstand und ging auf einen andern über, indem derjenige, welcher sich Vivaldo nannte, Don Quijote fragte, was die Ursache sei, welche ihn veranlasse, auf solche Weise bewaffnet in einem so friedlichen Lande einherzuziehen. Don Quijote antwortete: „Die Ausübung meiner Berufspflicht erlaubt und gestattet mir nicht, auf andre Art zu erscheinen: Wohlleben, Freuden der Tafel und Ruhe sind für weichliche Höflinge erfunden; die Anstrengung aber, die Ruhelosigkeit und der Waffendienst sind allein für Diejenigen erfunden und ziemen auch nur Denen, welche die Welt fahrende Ritter nennt, deren Geringster ich bin, wenn ich mich auch selbst dieser Ehre nicht für würdig erachte."

Kaum hörten sie dieß, als sie ihn auch alle schon für wahnwitzig hielten; um sich aber dessen zu versichern und sich zu vergewissern, welcher Art dieser Wahnwitz sei, fragte ihn Vivaldo, was man denn eigentlich unter fahrenden Rittern verstehe.

„Hat Euer Gnaden", antwortete Don Quijote, „die Annalen und Geschichten von England nicht gelesen, in welchen die berühmten Heldenthaten des König Arturus beschrieben werden, der in unsrem Spanisch gewöhnlich König Artus genannt wird, von welchem eine alte Sage geht, die im ganzen Königreiche Großbritannien Jeder kennt; nämlich daß dieser König nicht gestorben, sondern durch Zauberkunst sich in einen Raben verwandelt habe, mit der Zeit aber wieder kommen werde, um sein Reich und Scepter an sich zu nehmen, weßhalb man denn auch nicht hören wird, daß seit jener Zeit ein Eng-

länder je einen Raben getödtet. Zur Zeit nun jenes guten Königs wurde der erlauchte Orden der Ritter von der Tafelrunde geſtiftet und da begaben ſich denn auch ganz genau jene Liebesgeſchichten, die man von Lanzarote vom See und der Königin Ginebra erzählt, zwiſchen welchen die ehrbare Frau Quintañona die Mittelsperſon und Vertraute machte, und woher ſich auch jenes bekannte, in unſrem Spanien ſo viel geſungene Lied ſchreibt:

Nimmer ward ein ſtolzer Ritter
So von Damen je bedient,
Wie der große Lanzarote,
Da er aus Britannien kam,

worauf denn die ſüße und anmuthige Geſchichte ſeiner Liebes- und Heldenthaten folgt. Von jener Zeit an hat ſich der Orden der Ritterſchaft immer weiter und in den verſchiedenſten Welttheilen ausgebreitet. In ihm haben ſich berühmt gemacht und durch ihre Thaten ausgezeichnet: der tapfere Amadis von Gaula mit allen ſeinen Söhnen und Enkeln bis in die fünfte Generation, der muthige Felixmarte von Hircanien und der nie nach Verdienſt geprieſene Tirante der Weiße, wie nicht minder der unbeſiegbare und tapfere Ritter Don Belianis von Griechenland, den wir beinahe noch in unſern Tagen geſehen und gekannt. Dieß alſo, meine Herren, ſind fahrende Ritter, und wovon ich erzählt, das iſt der Orden der fahrenden Ritterſchaft, zu welchem ich, unwürdiger Sünder, wie ich ebenfalls geſagt, geſchworen; und wozu jene genannten Ritter ſich bekannten, zu dem bekenne auch ich mich. So ziehe ich denn durch dieſe Wüſten und Einöden auf Abenteuer aus, feſt entſchloſſen, meinen Arm und mein Leben an das Gefährlichſte zu wagen, was das Schickſal mir ſendet, um den Schwachen und Hülfsbedürftigen beizuſtehen."

Durch dieſe Worte wurden die Reiſenden vollends in der Ueberzeugung beſtärkt, daß es Don Quijote im Verſtande fehle; ſie wußten nun, welcher Art die Narrheit ſei, die ihn beherrſchte, worüber ſie natürlich ſich nicht weniger verwunderten, als alle, welche ſie zum erſten Male kennen lernten. Und Vivaldo, der

ein sehr gescheidter und zu Scherzen aufgelegter Mann war, beschloß, um auf dem kurzen Wege, den sie noch bis zu dem Begräbnißplatze zurückzulegen hätten, keine Langweile zu haben, dem Ritter Gelegenheit zu geben, seine Thorheiten weiter auszukramen. Er sagte deßhalb zu ihm: „Mich dünkt, Herr fahrender Ritter, Euer Gnaden hat eine der strengsten Ordensregeln gewählt, die es auf der Erde gibt; ich glaube sogar, daß selbst der Orden der Karthäuser nicht so streng ist."

„So streng mag er wohl sein", antwortete unser Don Quijote, „daß er aber so nöthig in der Welt ist, das möchte ich doch bezweifeln. Denn wenn man die Wahrheit sagen will, so thut der Soldat, welcher vollführt, was ihm sein Hauptmann befiehlt, nicht weniger, als der Hauptmann, der ihm befohlen. Ich will damit sagen, daß die Geistlichen in aller Ruh' und Frieden den Himmel um das Heil der Erde bitten, während wir Krieger und Ritter, was sie beten, vollführen und die Welt durch die Kraft unsrer Arme und die Schneide unsrer Schwerter vertheidigen; und nicht unter schützendem Dache, sondern unter freiem Himmel, im Sommer den unerträglichen Strahlen der Sonne, im Winter den rauhen Stürmen ausgesetzt. Auf solche Weise sind wir Diener Gottes auf Erden und der Arm, durch welchen Gerechtigkeit auf derselben geübt wird. Und da Kriegerthat und was damit zusammenhängt, nicht vollbracht werden kann ohne Schweiß, Müh' und Arbeit, so folgt daraus, daß die, welche sich zum Kriegshandwerk bekennen, sicherlich mehr Mühseligkeit zu ertragen haben, als jene, welche in aller Ruhe und in Frieden Gott anflehen, daß er die Schwachen beschütze. Ich will damit nicht sagen, und denke auch gar nicht daran, daß der Stand des fahrenden Ritters besser sei, als der des Mönches in der Clausur; ich möchte nur aus dem, was ich selbst leide, schließen, daß er mit mehr Mühe und Last, Hunger und Durst verbunden, kurz, daß er elender, lumpiger und lausiger sei, denn es läßt sich doch nicht leugnen, daß die fahrenden Ritter früherer Zeiten im Verlaufe ihres Lebens viel Ungemach ertragen haben. Und wenn es Einzelnen gelungen, durch die Tapferkeit ihres Armes Kaiser zu werden, wahrlich, so kostete

es ihnen Bluts und Schweißes genug; und wenn es denen, welche eine so hohe Stufe erstiegen, an der Unterstützung von Zauberern und Weisen gefehlt, so wären sie sicher in ihren Wünschen getäuscht und um ihre Hoffnungen betrogen worden."

„Ich bin ganz Euret Meinung", versetzte der Reisende; „eins unter vielem andern gefällt jedoch bei den fahrenden Rittern nicht, daß sie nämlich, wenn sie ein großes und gefährliches Abenteuer zu bestehen haben, mit dem wirkliche Lebensgefahr verbunden ist, in dem Augenblicke, wo sie sich hineinstürzen, nie daran denken, ihre Seele Gott zu befehlen, wie es jedes Christen Pflicht in solcherlei Gefahren ist, sondern sich mit solcher Inbrunst und Andacht ihrer Dame befehlen, als wenn sie ihr Gott wäre. Das, wie mich dünkt, schmeckt doch etwas nach dem Heidenthume."

„Mein Herr", antwortete Don Quijote, „das kann durchaus nicht anders sein und es würde einem fahrenden Ritter schlimm bekommen, wenn er es anders machte, denn es ist bei der fahrenden Ritterschaft Brauch und Sitte, daß der Ritter, der eine große Waffenthat vorhat, sich an seine Herrin wende, seine Augen zärtlich und liebevoll zu ihr erhebe, als bäte er durch sie, daß sie ihn in dem zweifelhaften Kampfe, den er unternehme, schütze und schirme; und wenn ihn auch Niemand hört, ist er doch verpflichtet, einige Worte zwischen den Zähnen zu murmeln, wodurch er sich ihr von ganzem Herzen befiehlt, wovon wir unzählige Beispiele in der Geschichte haben. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß sie es gänzlich unterlassen sollen, sich Gott zu befehlen, denn es bleibt ihnen Zeit und Gelegenheit genug, es im Verlauf der Waffenthat selbst zu thun."

„Bei alledem", erwiderte der Reisende, „bleibt mir doch noch ein Bedenken. Ich habe nämlich oft gelesen, daß zwei fahrende Ritter, die mit einander plauderten, sich im Laufe des Gesprächs dermaßen erhitzten, daß sie ihre Pferde umwandten, ein gutes Stück Wegs zurückritten und dann in vollem Lauf aufeinander losrannten; unterwegs befahlen sie sich ihrer Dame; und die gewöhnliche Folge eines solchen Zusammenstoßes war, daß der Eine rücklings über das Pferd herabstürzte, durchbohrt

von der Lanze des Gegners; und auch der andre würde, wenn er sich nicht an der Mähne seines Pferdes gehalten, aus dem Sattel geworfen worden sein. Nun begreife ich nicht, wie der Todte Zeit gehabt haben sollte, bei einer so raschen That seine Seele Gott zu befehlen; da wäre es doch besser gewesen, daß er die Worte, die er während des Anrennens an seine Dame verschwendete, an Gott gerichtet hätte, wozu er als Christ verbunden und verpflichtet war, um so mehr, da ich überzeugt bin, daß nicht alle Ritter Damen haben, denen sie sich befehlen können, weil nicht alle verliebt sind."

„Das kann nicht sein", antwortete Don Quijote, „ich sage, es kann nicht sein, daß ein fahrender Ritter ohne Dame wäre, da es ihnen so eigenthümlich und natürlich ist, verliebt zu sein, als dem Himmel Sterne zu haben; und sicherlich hat man nie eine Geschichte zu Gesicht bekommen, in welcher ein fahrender Ritter ohne Liebe vorgekommen wäre. Und wenn auch der Fall vorkäme, daß sich einer fände ohne Liebe, so könnte man ihn eben nicht für einen ächten Ritter halten, sondern müßte ihn für einen Bastard erklären, der in die Burg der Ritterschaft nicht durch das Thor, sondern wie ein Straßenräuber und Dieb durch das Fenster eingedrungen."

„Dennoch", sagte der Reisende, „meine ich, wenn ich mich recht erinnere, gelesen zu haben, daß Don Galaor, der Bruder des tapfern Amadis von Gaula, niemals eine bestimmte Dame hatte, der er sich hätte befehlen können, und doch wurde er darum nicht geringer geachtet und war ein sehr tapferer und berühmter Ritter."

„Eine Schwalbe macht noch keinen Frühling", antwortete Don Quijote, „und außerdem weiß ich, daß dieser Ritter insgeheim sehr verliebt war; alles, was er hübsch fand, auch zu lieben, das war eben seine Naturanlage, für die er nichts konnte. Und dennoch ist es eine ausgemachte Sache, daß er sich eine Dame zur Gebieterin seines Willens erkoren hat, der er sich gar oft wenn auch ganz im Stillen befahl, weil er stolz darauf war, ein verschwiegener Ritter zu sein."

„Wenn es denn so wesentlich ist, daß ein fahrender Ritter verliebt sei", sagte der Reisende, „so muß man wohl glauben, daß auch Euer Gnaden es ist, da Ihr zu diesem Stande gehört, und wenn Ihr keinen so großen Werth darauf legt, verschwiegen zu sein, wie Galaor, so bitte ich Euch dringend im Namen der ganzen Gesellschaft, wie in meinem eignen, daß Ihr mir Namen, Vaterland, Stand und Schönheit Eurer Dame kund thut; denn sie darf sich glücklich schätzen, wenn die ganze Welt weiß, daß ein solcher Ritter, wie Euer Gnaden zu sein scheint, ihr seine Huldigungen und Dienste weiht."

Don Quijote seufzte tief und sagte: „Ich kann nicht entscheiden, ob es meiner süßen Feindin angenehm oder nicht, wenn die Welt erfährt, daß ich ihr diene; ich kann nur als Antwort auf die höfliche Bitte sagen, daß ihr Name Dulcinea, ihre Heimat Toboso, ein Dorf in der Mancha, ist. Ihr Stand muß zum mindesten der einer Fürstin sein, da sie meine Königin und Herrin ist; ihre Schönheit aber ist übermenschlich, denn in ihr verwirklichen sich die unglaublichsten und seltensten Attribute der Schönheit, welche Dichter je ihren Heldinnen angedichtet: ihre Haare sind Gold, ihre Stirne elysische Gefilde, ihre Brauen Regenbogen, ihre Augen Sonnen, ihre Wangen Rosen, ihre Lippen Korallen, ihre Zähne Perlen, Alabaster ihr Hals, ihre Brust Marmor, ihre Hände Elfenbein, ihre Weiße Schnee; und die Theile, welche die Schamhaftigkeit den Augen des Sterblichen entzieht, sind, wie ich überzeugt bin, der Art, daß nur die zarteste Liebe sie zu schätzen, aber nimmer zu vergleichen weiß."

„Auch ihren Stammbaum, ihr Geschlecht und ihre Verwandtschaft wünschten wir kennen zu lernen", versetzte Vivaldo.

Hierauf antwortete Don Quijote: „Sie stammt weder von den alten Curtiern, Gaiern und Scipionen der Römerzeit, noch von den feurigen Colonnas und Ursinis; weder von den Moncadas oder Requesenes Cataloniens, noch von den Rebellas und Villanovas Valencias; nicht von den Palafoxes, Nuzas, Rocabertis, Corellas, Lunas, Alagones, Urreas, Foces und Gurreas Aragons; nicht von den Cerdas, Manriquez, Mendozas und Guzmanes Castiliens, oder den Alencastros,

Pallas und Meneſes Portugals, ſondern aus dem Hauſe Toboſo in der Mancha, einem Geſchlechte, das zwar zu den neuern gehört, aber doch ſo bedeutend iſt, daß es den erlauchteſten Familien der kommenden Jahrhunderte einen edeln Urſprung zu geben vermag. Und Niemand wage, etwas dagegen einzuwenden, es ſei denn unter der Bedingung, die Zerbino unter die Trophäe der Waffen Orlandos ſchrieb:

Rühre Niemand dieſe Waffen an,
Der ſich nicht mit Roland meſſen kann.

„Obgleich ich von den Cachopines von Laredo abſtamme", antwortete der Reiſende, „würde ich es doch nicht wagen, mich mit denen der Toboſo von der Mancha zu vergleichen, wenn ich auch geſtehen muß, daß ich von einem Geſchlechte dieſes Namens bis heute nichts vernommen."

„Wie, ihr Ruf ſollte nicht bis zu Euch gelangt ſein?" verſetzte Don Quijote.

Mit großer Aufmerkſamkeit hörten alle Anweſenden dem Geſpräch der Beiden zu und ſelbſt die Ziegenhirten und Schäfer merkten, bis zu welchem Grade die Verrücktheit unſres Don Quijote bereits geſtiegen war. Nur Sancho Panza hielt alles, was ſein Herr ſagte, für Wahrheit, denn er wußte, was er war, da er ihn von Jugend an gekannt; woran er allein etwa zweifelte, war die Geſchichte mit der zarten Dulcinea von Toboſo, da ihm nie von einem ſolchen Namen oder einer ſolchen Fürſtin etwas bekannt geworden, obgleich er die Leute aus Toboſo gar wohl kannte. Unter ſolchen Geſprächen zogen ſie ihres Weges, als ſie aus einer Schlucht, welche zwei hohe Berge bildeten, ungefähr zwanzig Schäfer herabkommen ſahen, alle in ſchwarze Schafpelze gehüllt und mit Zweigen das Haupt umſchlungen, welche, wie ſich ſpäter zeigte, von Taxus oder Cypreſſen waren. Sechs von ihnen trugen eine Bahre, die mit Blumen und Zweigen aller Art bedeckt war. Einer der Hirten, welcher den Zug bemerkte, ſagte: „Dort kommen ſie mit der Leiche des Griſoſtomo, und dort am Fuße jenes Berges iſt der Ort, wo er begraben zu werden verlangte." Sie eilten deßhalb, an Ort und Stelle zu kommen und langten auch gerade an, als die

Träger die Bahre auf den Boden setzten, und vier von ihnen mit scharfen Hauen anfingen, das Grab an einer Seite des harten Felsens auszuhöhlen.

Man begrüßte sich gegenseitig höflich, und Don Quijote und die andern, welche mit ihm kamen, traten näher, sich die Bahre zu betrachten, und sahen, von Blumen bedeckt, eine Leiche im Gewande eines Schäfers, dem Anschein nach im Alter von dreißig Jahren; noch an dem Todten sah man, daß er im Leben ein schöner Mann von heiterem Character gewesen sein mußte. Um ihn her lagen auf der Bahre verschiedene Bücher und eine Menge offne und zusammengefaltete Papiere. Die Zuschauer, wie die, welche das Grab öffneten, und die andern Anwesenden beobachteten ein feierliches Schweigen, bis einer von den Leichenträgern zum andern sagte: „Seht zu, Ambrosio, ob dieß die Stelle ist, welche Grisostomo bezeichnet, da Ihr doch wollt, daß alle Verordnungen seines Testamentes pünctlich vollzogen werden."

„Ja wohl ist sie's", antwortete Ambrosio; „wie oft hat mir mein unglücklicher Freund hier die Geschichte seines Mißgeschicks erzählt. Hier, sagte er mir, habe er zum ersten Male jene Todfeindin des Menschengeschlechts erblickt; hier war es auch, wo er ihr zum ersten Male seine eben so ehrbaren als glühenden Gefühle offenbart; hier endlich war's, wo Marcela ihn zum letzten Male durch ihre verschmähenden Worte so aus allen seinen Himmeln stürzte, daß er der Tragödie seines elenden Lebens ein Ende machte; und hier zum Angedenken an so viel Mißgeschick wollte er in den Schooß der ewigen Ruhe eingesenkt werden." Indem er sich nach diesen Worten an Don Quijote und die Reisenden wandte, fuhr er fort: „Dieser Leichnam, meine Herren, den Ihr mit gerührtem Auge betrachtet, war einst die Hülle einer Seele, in welche der Himmel einen unendlichen Theil seiner Reichthümer niedergelegt hatte. Es ist der Leichnam des Grisostomo, eines Mannes einzig an Geist, ohne Gleichen an Höflichkeit, außerordentlich an Liebenswürdigkeit, ein Phönix der Freundschaft, freigebig ohne Grenzen, stolz ohne Anmaßung, heiter ohne Gemeinheit, kurz, der Erste in allem,

was trefflich, und ohne Seinesgleichen in allem, was Unglück heißt. Er liebte und ward verschmäht; er betete an und ward verabscheut; er flehte um Gnade bei einer Grausamen, er warb mit Ungestüm um einen Marmor, haschte nach dem Winde, klagte bei der Einsamkeit, diente der Undankbarkeit, die ihm dadurch lohnte, daß sie ihn mitten in seinem Lebenslauf zu einer Beute des Todes machte, den ihm eine Schäferin gab, die er hier zu verewigen suchte, daß sie fortlebe im Andenken der Menschen. Dieß könnten die Papiere bezeugen, die Ihr hier betrachtet, wenn er mir nicht befohlen hätte, daß ich sie dem Feuer überliefre, sobald sein Leib der Erde übergeben sei."

„Dann würdet Ihr strenger und grausamer damit verfahren, als ihr eigner Verfasser", sagte Vivaldo; „denn es ist weder recht noch billig, daß man den Willen dessen erfüllt, der ganz widersinnige Dinge befiehlt, und Kaiser Augustus würde nicht gut daran gethan haben, wenn er darein gewilligt, daß das ausgeführt worden wäre, was der göttliche Mantuaner in seinem Testament verfügt. Wenn Ihr deßhalb, Herr Ambrosio, die Leiche Eures Freundes der Erde übergebt, so braucht Ihr nicht auch seine Schriften der Vergessenheit zu übergeben; denn wenn er aus Aerger und Kränkung solches verordnet, so ziemt es sich nicht, daß Ihr als Vernünftiger es ausführt. Im Gegentheil thut, indem Ihr diese Papiere erhaltet, das Eure, um das Andenken an die Grausamkeit der Marcela lebendig zu erhalten, damit sie denen, die in künftigen Zeiten leben, als Warnung diene, und sie sich hüten, in ähnliche Abgründe zu stürzen; denn ich und alle, die mit mir gekommen sind, kennen bereits die Geschichte Eures verliebten und unglücklichen Freundes, kennen Eure Freunde und den Grund seines Todes, wissen endlich auch, was er vor dem Ende seines Lebens verordnet hat. Aus dieser traurigen Geschichte kann man allerdings schließen, wie groß die Grausamkeit Marcela's, die Liebe Grisostomo's und das Vertrauen auf Eure Freundschaft gewesen; man lernt aber auch das Ende kennen, zu welchem es führt, wenn man, von blinder Liebe fortgerissen, mit verhängtem Zügel den Weg dahinsprengt, welchen wahnwitzige Liebe vor uns aufthut. Diese Nacht erfuhren wir

den Tod des Grisostomo und daß er an diesem Orte begraben werden sollte; darum verließen wir aus Neugierde und Theilnahme unsern geraden Weg und beschlossen, hierher zu kommen, um mit eignen Augen zu sehen, was uns schon beim Anhören mit so tiefem Mitleid erfüllt hatte. Und zum Lohn für unsre Theilnahme, sowie zur Erfüllung des in uns erwachten Wunsches, helfen zu können, bitten wir Dich, weiser Ambrosio (wenigstens ich meinerseits bitte), daß Du, statt diese Papiere zu verbrennen, mir einige davon überlassest."

Und ohne die Antwort des Schäfers abzuwarten, streckte er die Hand aus und nahm einige von den nächstliegenden. Als Ambrosio dieß sah, sagte er: „Aus Gefälligkeit gebe ich meine Einwilligung, daß Ihr die behaltet, die Ihr bereits genommen; wenn Ihr aber glaubt, daß ich davon abstehen werde, die übrigen zu verbrennen, so ist das eine Täuschung."

Vivaldo, welcher sehen wollte, was die Papiere enthielten, öffnete sogleich eines derselben, und fand die Ueberschrift: „Lied der Verzweiflung".

Als Ambrosio dieß hörte, sagte er: „Das ist das letzte, was der Unglückliche schrieb, und damit Ihr seht, Herr, wie weit ihn sein Mißgeschick getrieben, so leset es laut, daß es alle hören; Ihr habt Zeit genug dazu, bis das Grab geöffnet ist."

„Dazu bin ich gerne bereit", sagte Vivaldo; und da alle Umstehenden von dem gleichen Wunsche beseelt waren, so stellten sie sich im Kreise umher und er las mit vernehmlicher Stimme nachfolgendes Gedicht:

Vierzehntes Kapitel.

Das verzweiflungsvolle Gedicht des verstorbenen Schäfers nebst andern unerwarteten Ereignissen.

Lied des Grisostomo.

Du willst es, Grausame, es soll die Kunde
Von Mund zu Mund, von Volk zu Volke dringen,
Wie unerbittlich Du in Deinem Grimme!
So hol' ich selber aus dem Höllenschlunde
Den Schmerzenston, der furchtbar klingen
Und anders tönen wird als meine Stimme;
Und meinem heißen Wunsche, alles Schlimme
Zu künden Deines Thuns und meiner Leiden,
Wird jener Ton mir seine Schauer borgen,
Und ihre Qual noch zu erhöhen sorgen,
Ein Theil von meines Herzens Eingeweiden.
Ja lausche nur, es dringt zu Deinem Herzen
Nicht süßer Wohlklang, bittrer Klang der Schmerzen,
Gestöhne nur aus tiefgequälter Seele,
Von wildem Wahne ausgebrütet,
Lust meiner Seele bietet, Dich um so herber quäle.

Des Wolfes Heulen und des Löwen Brüllen,
Das scheußliche Gezisch der schupp'gen Schlange,
Das Krächzen des Gewürms und der prophetschen Krähe,
Des Windes Klagen, die die Luft erfüllen,
Wenn er der Fluten nasse Wangen
Zerpeitscht, daß sie zum Himmel lechzen,
Des überwundnen Stieres Aechzen,
Der Taubenwittwe schwer Gestöhne,
Das düstre Klagelied der vielgehaßten Eule,
Und jenes allesübertäubende Geheule
Der ganzen schwarzen Brut der Höllensöhne,
Das alles tön' aus dem gequälten Herzen
Und mische sich zu einem Ton der Schmerzen,
Um jedes Ohr wild zu zerfleischen:
Denn Qualen, unerhört wie meine Schmerzen,
Aus tiefstem Herzen unerhörte Töne heischen.

Nicht Vater Tajo's Sand ſoll dieſe Töne,
Und nicht des Bätis ölbaumreiche Küſte
In lautem Echo widerhallen:
Hier nur ertön' mein Klaggeſtöhne,
Durch dieſe öde Fels- und Höllenwüſte
Soll todte Zunge ſelbſt lebendig ſchallen,
In dunklem Thal, wo nimmer wallen
Des Menſchen Füße, düſtern Schluchten,
In die kein Sonnenſtrahl gedrungen,
Wo lib'ſche Löwen unbezwungen,
In Schaaren ihre Wege ſuchten.
Doch mag das Echo jetzt auch meine Klagen
In rauhem Tone nur durch Wüſten tragen,
Wird Deiner Kälte unerhörte Kunde,
Durch meinen Tod ſich raſch verbreiten
In ferne Weiten und von Mund zu Munde.

Verſchmäht ſein, das iſt Tod; des Argwohns Plagen,
Berechtigt oder falſch, ſind unerträglich,
Doch Eiferſucht iſt tödtlicher als alle.
Von ihr getrennt ſein macht verzagen,
Und Furcht vor dem Vergeſſen quält unſäglich,
Nicht Glücksgewißheit ſchützt uns vor dem Falle.
Gewiſſer Tod droht hier für alle, alle,
Doch ich muß, Wunder über Wunder, leben,
Trotz Eiferſucht, Entfernung, überführet,
Wo ſonſt Verdacht ſchon tödtlich uns berühret.
Und im Vergeſſenſein, daß Flammen ſich erheben,
Und unter allen Qualen läßt das Hoffen
Nicht eine Spalte nach dem Lichte offen.
Verzweifelnd will ich nichts von Hoffnung hören,
Nein einſam will ich leben meinen Klagen,
Es kühn zu wagen will ich jetzt und immer ſchwören.

Wer kann zugleich, im ſelben Augenblicke,
Der Furcht und Hoffnung leben, o des Thoren,
Hat man zu fürchten doch verſtärkte Gründe.
Soll ich nicht öffnen meine Blicke
Der Eiferſucht, die, hätt' ich ſie verloren,
Aus jeder Wunde meiner Seele neu erſtünde.

Warum des Mißtrauns Ohr nicht offen ſtünde,
Wo das Verſchmähn zur Schau trägt ſeine Züge,
Und was wir Aergſtes ahnten im Verdachte,
O bittre Wandlung, endlich wahr ſich machte,
Die lautre Wahrheit ſich verkehrt in Lüge.
O Eiferſucht, Tyrann in Amors Landen,
Gib mir den Dolch aus ſcharfem Stahl zu Handen,
Weih' mich Verachtung Deinen Todesſtricken,
Doch wehe mir, in Deinem holden Bilde,
Das mich erfüllte, muß mein Leid erſticken.

Genug, ich ſterbe, da ich nimmer hoffen
Auf Glück im Tode kann und nicht im Leben,
Beharr' ich feſt in meinen Phantaſeien:
Wer liebt, iſt glücklich, ſag' ich offen,
Der Freiſte iſt, wer ganz ſich hat ergeben
In Amors alte Liebestyranneien,
Und ſtets werd' ich des Ruhmes Worte leihen
Den Reizen ihrer Schönheit ſondergleichen,
Denn ihr Verſchmähn iſt ach nur mein Verſchulden;
Indeß ich muß der Liebe Schmerzen dulden
Herrſcht Ruh' und Fried' in Amors Reichen,
So fühl' ich und mit dieſem ſtarken Strange
Entwind' ich mich des Unglücks herbem Drange,
Ich biete Leib und Seel' den rauhen Winden,
Von ihrem Haſſe ſchwer betroffen,
Und ohne Hoffen, jemals Heil zu finden.

O Du, die mir mit grundlos bittern Qualen
Den Grund gibt, mich dem Tod zu weihen
Und das verwünſchte Leben ſchon zu laſſen,
O ſäheſt Du aus meines Herzens Malen,
Aus tauſend Zeichen nur, wie ich voll Freuen
Geduldig trage all Dein bitter Haſſen,
Doch ſollte Mitleid einſt Dein Herz erfaſſen,
Und Wolken Deiner Augen Licht umſchweben,
O weine nicht um meines Todes willen,
Nicht Thränen ſollen Deine Augen füllen,
Um mein für Dich geopfert Leben.
Verkünd es laut mit heller Lache,

Welch hohe Freud' mein Tod Dir mache.
Wie thöricht iſt's, Dein Auge d'rauf zu richten,
Weiß ich denn nicht, Dein Stolz iſt's eben,
Mein armes Leben früh ſchon zu vernichten.

So ſteiget denn, die Zeit iſt da, aus Euren Gründen,
Erſcheine Tantalus mit Deines Durſtes Leiden,
Komm Siſyphus mit Deinem ſchweren Steine,
Steig Tityus mit dem Geier aus den Schlünden,
Ixion mit dem Rad zeig' ſich bei Zeiten,
Der Danaiden Schweſternſchaar erſcheine.
O laßt die Schmerzen aller im Vereine
Sich auf mich wälzen, gönnt mir ihre Klagen,
Die ihr mir grauſam mögt nicht wehren,
Ziemt's einen todten Mörder noch zu ehren,
Dem ſelbſt das Leichentuch ſie rauh verſagen,
Du Cerberus, Du Hund der drei Geſichter,
Erhebe mit der Hölle ſcheußlichem Gelichter
Die Stimme zu dem ernſten Trauerchore,
Nicht ziemet größ're, ſchön're Leichenfeier
Verſchmähtem Freier an der Hölle Thore.

Verzweifelt Lied, o hemme Deine Klage,
Wenn ich mein traurig Lebewohl Dir ſage;
Nein, daß ſie nicht, von der ich ach Dich habe,
Beglückt durch meinen Jammer ſich aufs Neue
Des Unglücks freue, lächle noch am Grabe.

Das Lied des Griſoſtomo gefiel allen, die es gehört hatten, obſchon der, welcher es las, meinte, es ſcheine ihm nicht mit der Schilderung von der Sittſamkeit und Tugend Marcela's im Einklange zu ſtehen, denn Griſoſtomo beklage ſich darin über die Eiferſucht, das Mißtrauen und den Zwang der Trennung, was alles der guten Meinung und dem guten Rufe Marcela's nachtheilig ſein müſſe, worauf Ambroſio, als der, welcher die geheimſten Gedanken ſeines Freundes kannte, antwortete:

„Damit Ihr Euch wegen dieſes Zweifels beruhiget, Herr, müßt Ihr wiſſen, daß der Unglückliche, als er dieſes Gedicht ſchrieb, von Marcela entfernt lebte; er hatte dieß aus eignem

Willen gethan, um zu sehen, ob auch auf ihn die Entfernung die gewöhnliche Wirkung habe. Weil aber auf den Liebenden, ferne von seiner Geliebten, alles einen peinlichen Eindruck macht, und Argwohn ihn auf Schritt und Tritt quält, so ließen auch Grisostomo eingebildete Eifersucht und Hirngespinnste, die er für Wirklichkeit hielt, keine Ruhe; und so bleibt denn alles wahr, was dieser Ruf von Marcela's Vorzügen sagt; denn abgesehen davon, daß sie grausam, ein wenig stolz und sehr spröde ist, könnte ihr selbst der Neid nichts Schlimmeres nachsagen."

„Das ist durchaus wahr", antwortete Vivaldo, und eben war er im Begriffe, ein andres von den Blättern zu lesen, die er aus dem Feuer gerettet hatte, als er von einer wunderbaren Erscheinung (und eine solche war sie) gefesselt wurde, die sich unerwartet ihren Augen bot. Auf dem Gipfel des Felsens nämlich, in welchem man das Grab aushöhlte, erschien die Schäferin Marcela, in so herrlicher Schönheit, daß sie selbst den Ruf ihrer Anmuth noch übertraf. Die, welche sie bislang noch nicht gesehen, betrachteten sie in stummer Bewunderung; aber selbst die, welche an ihren Anblick gewöhnt waren, standen nicht minder entzückt da, als die andern, die sie zum ersten Male sahen. Kaum hatte sie Ambrosio jedoch erkannt, als er mit dem Ausdruck der höchsten Entrüstung sagte:

„Kommst Du etwa, Du blutdürstiger Basilisk dieser Berge, um zu sehen, ob in Deiner Gegenwart die Wunden des Unglücklichen, den Deine Grausamkeit geopfert, aufs Neue bluten, oder willst Dich noch der grausamen Thaten Deiner Kälte rühmen oder von dieser Höhe herabschauen, ein zweiter barbarischer Nero auf die Flammen seines brennenden Rom, oder trotzig den unglücklichen Leichnam mit Füßen treten, wie die undankbare Tochter des Servius Tullius den ihres Vaters? Sage uns, weßhalb Du kommst, oder was Du eigentlich wünschest; denn da ich weiß, daß die Gedanken des lebenden Grisostomo nur immer Dir gehorchten, so sollen nun auch alle, welche sich seine Freunde nannten, selbst jetzt, da er todt ist, sich ganz nach Deinem Willen richten."

„Aus keiner von all den Ursachen, deren Du gedacht, komme ich, Ambrosio", antwortete Marcela, „sondern um mich zu vertheidigen und zu zeigen, wie unbillig alle diejenigen denken, welche mir die Leiden und den Tod Grisostomo's zur Last legen; ich bitte deßhalb Euch alle, die Ihr zugegen seid, daß Ihr auf mich achtet; denn ich werde weder viel Zeit, noch viel Worte verschwenden, um die Vernünftigen zu überzeugen. Der Himmel hat mich, wie Ihr sagt, so schön geschaffen, daß Euch meine Schönheit zur Liebe zwingt, vor der Ihr Euch nicht zu schützen vermögt; und zum Lohn für die Liebe, die Ihr mir zeigt, sagt Ihr, ja fordert Ihr, daß ich verpflichtet sein soll, Euch zu lieben. Der natürliche Verstand, den mir Gott verliehen, sagt mir auch, daß alles Schöne liebenswerth; aber ich begreife nicht, daß man deßhalb, weil man um seiner Schönheit willen geliebt wird, zur Gegenliebe verpflichtet sein soll; es könnte ja überdieß geschehen, daß der Liebhaber des Schönen häßlich wäre, und da das Häßliche Abscheu verdient, so würde es unrecht sein, zu sagen: Ich liebe Dich, weil Du schön bist, Du mußt mich lieben, obgleich ich häßlich bin. Setzen wir aber auch den Fall, daß Beider Schönheit sich gleich wäre, so ist damit noch nicht gesagt, daß auch die Wünsche Beider dieselben sein müßten. Nicht alle Schönheit macht verliebt; die eine erfreut das Auge zwar, aber beugt nicht auch den Willen. Wenn jede Schönheit Liebe zeugte und zur Liebe zwänge, so würde eine solche Verwirrung, ein solches Durchkreuzen aller Wünsche entstehen, daß man gar nicht wüßte, wie und wo man Halt fassen sollte; denn, da der Schönheiten Zahl unendlich ist, würden auch die Wünsche unendlich sein; während, wie ich gehört, die wahre Liebe untheilbar ist und freiwillig, nicht gezwungen sein muß. Wenn dem so ist, wie ich überzeugt bin, warum verlangt Ihr denn, daß ich meiner Neigung Gewalt anthue, bloß weil Ihr sagt, daß Ihr mich liebt. Wenn nicht, so sagt mir, wenn der Himmel mich statt schön häßlich geschaffen hätte, wäre es dann gerecht, daß ich mich über Euch beklagte, weil Ihr mich nicht liebt? Und noch mehr, Ihr solltet bedenken, daß meine Schönheit nicht mein Werk ist, daß der Himmel sie mir aus

Gnade verlieh, ohne daß ich darum gebeten, noch sie gewählt. Und wie man die Viper wegen des Giftes, das sie in sich trägt, nicht tadeln darf, weil die Natur es ihr verliehen, wenn sie auch damit tödtet, eben so wenig verdiene ich um meiner Schönheit willen Vorwürfe; denn die Schönheit eines sittsamen Weibes gleicht einem fernen Feuer oder einem scharfen Schwerte, von denen das eine weder brennt, noch das andre verwundet, wenn man sich ihnen nicht nähert. Ehre und Tugend sind ein Schmuck der Seele, ohne welche der Körper, wenn er es auch wäre, niemals schön erscheinen würde. Ist nun züchtiges Wesen eine von den Tugenden, welche Körper und Seele am meisten schmücken und verschönern, warum soll denn die, die man um ihrer Schönheit willen liebt, jenen Schmuck verlieren, um der Neigung dessen sich hinzugeben, der, bloß weil es ihm gerade gefällt, mit aller Kraft darauf bedacht ist, sie ihr zu rauben. Ich bin frei geboren, und um frei zu leben, wählte ich mir die Einsamkeit der Gefilde: die Bäume dieser Berge sind meine Gesellschaft, die klaren Wasser dieser Bäche sind mein Spiegel; mit den Bäumen und den Wassern theile ich meine Gedanken und meine Schönheit. Fernes Feuer bin ich und ein zur Seite gelegtes Schwert. Die, welche ich durch meinen Anblick zur Liebe entflamme, habe ich durch Worte enttäuscht; und wenn die Wünsche sich durch Hoffnungen nährten, so kann man, da ich weder Grisostomo, noch irgend einem andern je solche eingeflößt, wohl sagen, daß ihn eher sein Eigensinn, als meine Grausamkeit getödtet. Wenn man mir einwendet, daß seine Absichten rein waren, daß ich deßhalb ihm hätte Gehör schenken müssen, so antworte ich, daß ich an eben dieser Stelle, wo man ihm jetzt sein Grab gräbt, als er mir seine redlichen Absichten erklärte, ihm erwiderte, meine Absicht sei, ein eheloses Leben zu führen, und nur die Erde solle die Frucht meiner Abgeschiedenheit und die Blüte meiner Reize pflücken; wenn er nun nach dieser Enttäuschung von seiner Hoffnung nicht abließ und gegen den Wind steuerte, was Wunder, daß er im Strudel seiner Leidenschaft versank? Hätte ich ihn hingehalten, so hätte ich ein falsches Spiel getrieben; hätte ich seine Wünsche erfüllt, würde ich gegen meine

beſſere Einſicht, gegen meine feſten Vorſätze gehandelt haben. Er beharrte jedoch trotz meiner offnen Erklärung und überließ ſich der Verzweiflung, ohne doch von mir gehaßt zu ſein; urtheilt deßhalb, ob man mir mit Recht die Schuld ſeiner Leiden zur Laſt legen kann. Der Betrogne mag ſich beklagen, verzweifeln mag der, dem die vorgeſpiegelten Hoffnungen fehlgeſchlagen; den ich zu mir rufe, der vertraue, dem ich gewähre, der rühme ſich meiner Gunſt; aber der nenne mich nicht grauſam und mörderiſch, dem ich nichts verſpreche, den ich nicht täuſche, den ich nicht an mich gelockt, noch dem ich irgend etwas gewährt. Der Himmel hat bis jetzt noch nicht gewollt, daß es mein Schickſal ſei, zu lieben, und daß ich aus eignem Triebe lieben ſollte, daran darf man nicht denken. Dieſe offne Erklärung diene jedem, der um mich wirbt, zu eigenem Nutzen und Frommen; und man wiſſe fortan, daß, wenn noch Jemand um meinetwillen ſtirbt, nicht Eiferſucht und Unglück ihn ums Leben gebracht, denn wer Niemand liebt, kann auch nicht Urſache zur Eiferſucht geben, und eine offne Erklärung darf man nicht für Verachtung nehmen. Wer mich unmenſchlich, wer mich einen Baſilisk nennt, der laſſe von mir, als von etwas Böſem und Gefährlichem; wer mich undankbar nennt, der verſchone mich mit ſeinen Huldigungen; wer glaubt, ich wolle ihn aus Stolz nicht kennen, der kenne mich auch nicht; wem ich grauſam erſcheine, der folge mir nicht; denn dieſe Unmenſchliche, dieſer Baſilisk, dieſe Undankbare, dieſe Grauſame und Stolze wird Euch weder aufſuchen, noch Euch huldigen, Euch nicht kennen, noch gar Euch nachlaufen. Wenn Griſoſtomo ſein Ungeſtüm und ſeine ungebändigte Leidenſchaft getödtet hat, warum muß man meiner Sittſamkeit und meiner Zurückhaltung die Schuld davon zuſchreiben? Wenn ich unter den Bäumen meine Unſchuld bewahre, wie kann er verlangen, daß ich ſie verletze, der doch fordert, daß ich ſie mir unter den Menſchen erhalte? Ich beſitze, wie Ihr wißt, eigne Reichthümer, und verlange nach keinen fremden; ich bin frei und will mich Niemand unterwerfen; ich liebe und haſſe Niemand; ich täuſche nicht den Einen, buhle nicht um den Andern; ich ſcherze nicht mit Dieſem, koſe nicht

mit Jenem. Der harmlose Umgang mit den Mädchen aus diesen Dörfern und die Sorge für meine Ziegen, das ist meine Unterhaltung; diese Berge umschließen meine Wünsche, und wenn sie darüber hinausgehen, so geschieht es, um die Schönheit des Himmels zu betrachten, ein Weg, der die Seele zu ihrem ersten Wohnplatze führt."

Mit diesen Worten wandte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, den Anwesenden den Rücken und verlor sich in dem Dickicht eines nahen Berges, während alle Umstehenden ihr voll Bewunderung ihrer Klugheit und Schönheit nachschauten. Einige, die von dem mächtigen Blitzstrahl ihrer schönen Augen getroffen waren, machten Miene ihr zu folgen, ohne auf die nachdrückliche Warnung zu achten, die sie vernommen. Als Don Quijote dieß sah, schien ihm der Augenblick gekommen, sein Ritteramt auszuüben und der bedrängten Jungfrauen sich anzunehmen; er legte darum die Hand an den Griff seines Schwertes und rief mit lauter, weithin vernehmlicher Stimme: „Niemand, weß Standes und Berufes er auch sei, vermesse sich, der schönen Marcela zu folgen, wenn er nicht meinem furchtbarsten Zorne verfallen will. Sie hat mit klaren und genügenden Gründen bewiesen, daß sie keinerlei Schuld an dem Tode Grisostomo's trägt, und wie ferne sie davon ist, den Wünschen irgend eines ihrer Verehrer sich zu fügen; es ist darum billig, anstatt ihr zu folgen oder sie zu verfolgen, daß sie von allen Guten der Welt geachtet und geehrt werde; denn wir müssen wahrlich die hochachten, die solchen Grundsätzen gemäß lebt."

War es nun die Folge von Don Quijote's Drohungen, oder weil Ambrosio sie bat, ihrem guten Freunde die letzte Ehre zu erweisen, keiner der Hirten rührte sich von der Stelle oder entfernte sich gar, bis sie, als das Grab fertig und die Papiere Grisostomo's verbrannt waren, seine Leiche unter vielen Thränen der Umstehenden bestattet hatten. Sie schlossen das Grab mit einem großen Felsstück, bis ein Leichenstein fertig wäre, den Ambrosio, wie er sagte, machen und mit folgender Inschrift versehen zu lassen beabsichtigte:

Ein Schäfer, krank an Liebeswunden,
Unter dieſem Leichenſteine,
Deckend ſeines Leibs Gebeine,
Hat ſein kühles Grab gefunden.

Des ſtolzen Weibes Quälereien
Machten ihn ſo früh zur Leiche;
So vergrößern ihre Reiche
Amors harte Tyranneien.

Dann ſtreute man Blumen und Laub in reicher Fülle auf das Grab und ſchied unter allgemeinen Beileidsbezeugungen von dem Freunde des Verſtorbenen. Vivaldo und ſeine Reiſegefährten thaten daſſelbe, während Don Quijote von ſeinen Wirthen und den Reiſenden Abſchied nahm, welche ihn aufforderten, doch mit ihnen nach Sevilla zu gehen, da dieſer Ort zu Abenteuern wie gemacht ſei, denn auf jeder Straße und hinter jeder Ecke böten ſich dort ihrer mehr, als irgend anderswo. Don Quijote dankte ihnen für den Rath, ſowie für den Eifer, den ſie an den Tag legten, ihm gefällig zu ſein, ſagte aber, daß er vor der Hand nicht nach Sevilla gehen wolle und könne, bis er erſt das ganze Gebirge von dem ſpitzbübiſchen Geſindel der Räuber geſäubert, von welchen es, wie man ſagte, wimmeln ſolle. Als die Reiſenden von dieſer löblichen Abſicht hörten, ſtanden ſie davon ab, weiter in ihn zu dringen, nahmen nochmals Abſchied und ſetzten ihren Weg fort, auf welchem es ihnen nicht an Geſprächſtoff gebrach; die Geſchichte Griſoſtomo's und Marcela's, die Verrücktheit Don Quijote's bot ihnen deſſen genug. Don Quijote aber beſchloß die Schäferin Marcela aufzuſuchen und ihr ſeine Dienſte anzubieten. Aber es geſchah nicht, wie er ſich dachte, was im Verlauf dieſer wahrhaften Geſchichte berichtet werden wird, deren zweiten Theil wir hiermit beſchließen.

Fünfzehntes Kapitel.

Erzählt das unglückliche Abenteuer, das Don Quijote begegnet, indem er einigen ungeschlachten Yanguesen begegnet.

Der weise Cid Hamete Benengeli erzählt, daß Don Quijote, nachdem er sich von seinen Wirthen und allen, welche dem Begräbniß des Grisostomo angewohnt, verabschiedet, sich mit seinem Schildknappen in dasselbe Gehölz begab, in welches sie die Schäferin Marcela hatten hineingehen sehen. Und nachdem sie länger als zwei Stunden, nach allen Seiten suchend, umhergestreift waren, ohne sie finden zu können, hielten sie auf einer Wiese an, die in frischem Grüne stand, an der ein so frischer, stiller Bach vorüberfloß, daß sie versucht, ja genöthigt waren, hier die Stunden der Mittagshitze zuzubringen, welche sich bereits mit drückender Schwere anmeldeten. Don Quijote und Sancho stiegen ab, ließen den Esel und Rocinante nach Gelüste von dem üppigen Grase fressen, das hier wuchs, öffneten den Schnappsack und begannen ohne weitere Umstände, Herr und Diener, in Frieden und Freundschaft zu verzehren, was sich darin vorfand. Sancho hatte jedoch nicht daran gedacht, Rocinante den Spannstrick anzulegen, da er ihn als so sanftmüthig und wenig streitsüchtig kannte, daß ihn alle Stuten der Weide von Cordoba nicht vom rechten Wege abzubringen vermochten. Der Zufall aber und der Teufel, der selten schläft, fügten es, daß durch jenes Thal eine Heerde kleiner galicischer Pferde von yanguesischen Hirten getrieben wurde, welche die Gewohnheit haben, mit ihren Thieren an grasigen und wasserreichen Orten Siesta zu halten; und der Ort, wo Don Quijote sich niedergelassen, war deßhalb ganz nach dem Geschmack der Yanguesen. Da geschah es, daß dem Rocinante die Lust ankam, sich mit den Pferdedamen ein wenig gütlich zu thun, und er hatte sie kaum gewittert, als er auch schon gegen seine sonstige Natur und Gewohnheit und ohne seinen Herrn um Erlaubniß zu fragen, sich in einen kleinen Trab setzte, um sein Bedürfniß

mit ihnen zu befriedigen. Die Pferde aber, denen mehr an der Weide, als an dergleichen gelegen schien, empfingen ihn mit den Hufen und Zähnen, und zwar so kräftig, daß sie ihm bald den Gurt gesprengt hatten und er nackt und ohne Sattel dastand. Was er aber noch stärker zu fühlen hatte, war, daß die Viehtreiber, als sie sahen, welche Gewalt er ihren Thieren anthun wollte, mit ihren Knütteln herbeigelaufen kamen und ihn so tüchtig mit Schlägen tractirten, daß er übel zugerichtet im Staube liegen blieb.

Don Quijote und Sancho, welche die Durchprügelung Rocinante's mit ansahen, eilten keuchend herbei, und Don Quijote rief Sancho zu: „So viel ich sehe, Freund Sancho, sind dieß keine Ritter, sondern schlechtes, gemeines Volk. Ich sage dieß, weil Du mir mit Fug und Recht helfen kannst, die Schmach gebührend zu rächen, welche Rocinante vor unsern Augen angethan wurde."

„Was zum Teufel können wir da rächen", antwortete Sancho Panza, „da ihrer mehr als zwanzig sind, und wir nur unser zwei oder vielleicht nur anderthalb."

„Ich zähle für hundert", versetzte Don Quijote, und ohne noch weiter Worte zu verlieren, legte er Hand an sein Schwert, und griff die Yanguesen an, und Sancho Panza, von dem Beispiel seines Herrn aufgemuntert und angefeuert, that das Gleiche. Der erste Hieb, den Don Quijote einem der Yanguesen versetzte, trennte ihm das lederne Koller, das er anhatte, vom Leib und ein großes Stück von der Schulter dazu.

Die Yanguesen, die sich von diesen zwei einzelnen Menschen solchergestalt mißhandelt sahen, während sie ihrer so viele waren, griffen zu ihren Knütteln, nahmen die Beiden in die Mitte und begannen nun mit der größten Wuth und Leidenschaft auf sie loszuprügeln. Aber schon beim zweiten Hiebe lag Sancho in dem Staube, und dasselbe begegnete Don Quijote, ohne daß seine Gewandtheit und sein Muth ihm etwas genützt hätten. Sein Schicksal wollte, daß er gerade zu den Füßen Rocinante's niedersank, der sich bis dahin noch nicht wieder erhoben hatte, woraus man abnehmen kann, mit welcher

Wuth die Prügel in den rohen und grimmigen Händen gewirthschaftet hatten. Als die Yanguesen aber sahen, welches Unheil sie angerichtet, trieben sie in größtmöglicher Eile ihre Koppeln zusammen, setzten ihren Weg fort, und ließen die beiden Abenteurer in schlimmem Zustande und noch schlimmerer Laune zurück.

Der Erste, der seinen Gefühlen Luft machte, war Sancho Panza. Mit schwacher, kläglicher Stimme seufzte er, als er sich neben seinem Herrn liegen sah: „Herr Don Quijote! Ach, Herr Don Quijote!"

„Was willst Du, Bruder Sancho?" antwortete Don Quijote mit eben so schwachem und schmerzerfülltem Tone, wie Sancho.

„Ich wollte, wenn es möglich wäre", antwortete Sancho Panza, „Euer Gnaden gäbe mir einige Tropfen von jenem Trank des Feo Blas, wenn Ihr ihn zur Hand habt; vielleicht hilft er für zerschlagene Knochen so gut, wie für Wunden."

„Daß ich ihn doch hier hätte, ich Unglücklicher! was fehlte uns dann!" antwortete Don Quijote; „ich schwöre Dir jedoch, Sancho Panza, bei dem Worte eines fahrenden Ritters, daß ich, ehe zwei Tage vergehen, wenn das Schicksal nicht anders will, ihn in meinem Besitze habe, oder es müßte mir alles zuwider sein."

„Nun, in wie viel Tagen glaubt Euer Gnaden, daß wir die Füße rühren können?" versetzte Sancho Panza.

„Von mir kann ich sagen", erwiderte der durchweichte Ritter Don Quijote, „daß ich den Termin nicht zu bestimmen vermag; aber ich trage an Allem die Schuld; was brauchte ich auch die Hand an den Degen zu legen, gegen Leute, welche nicht wie ich zum Ritter geschlagen waren? Deßhalb glaube ich auch, daß der Gott der Schlachten, zur Strafe dafür, daß ich die Gesetze der Ritterschaft überschritten, diese Züchtigung über mich verhängt hat. Merke Dir darum, Bruder Sancho, was ich Dir jetzt sagen will, weil es zu unser beider Wohlergehen dienen wird: wenn Du nämlich siehst, daß ähnliches Gesindel uns eine Ungebühr zufügen will, so warte nicht, bis ich die Hand ans

Schwert gegen sie lege, weil ich es durchaus nicht thun werde, sondern lege Du die Hand an Dein Schwert und züchtige sie nach Herzenslust. Kommen dann Ritter ihnen zu Hülfe, um sie zu vertheidigen, so werde ich Dich zu schützen und Dir mit aller Macht zu helfen wissen und Du hast aus tausend Zeichen und Proben gesehen, wie weit sich die Kraft dieses meines tapfern Armes erstreckt." So eingebildet war der arme Ritter durch die Besiegung des tapfern Biscayers geworden.

Die Ermahnung seines Herrn dünkte Sancho Panza indeß nicht ganz so trefflich, er konnte sich deßhalb nicht enthalten zu antworten: „Herr, ich bin ein friedlicher, stiller, ruhiger Mensch, und weiß jede Art von Beleidigung zu ertragen, weil ich Weib und Kind ernähren und erziehen muß, deßhalb möge Euer Gnaden sich's gesagt sein lassen, denn befehlen kann ich nicht, daß ich in keinem Falle mein Schwert ziehen werde, weder gegen Bauern, noch gegen Ritter, und daß ich von nun an, im Angesicht Gottes sei's geschworen, jede Kränkung, die mir je angethan werden wird, vergebe, mag sie mir nun von einem Hohen oder Geringen, von einem Reichen oder Armen, von einem Ritter oder Knecht, ich nehme keinen Stand oder Beruf aus, zugefügt worden sein, zugefügt werden oder künftig noch zuzufügen sein."

Als sein Herr dieß hörte, antwortete er: „Ich wünsche nur, daß ich so viel Athem hätte, um ohne Beschwerde reden zu können, und daß der Schmerz, den ich in dieser Schulter habe, sich etwas milderte, um Dir den Irrthum zu zeigen, in dem Du Dich befindest, Panza. Sage mir, Sünder, wenn der Wind des Glückes, der bislang so conträr war, sich zu unsern Gunsten wendete und die Segel unsrer Wünsche schwellte, daß wir sicher und ungefährdet in den Hafen einer der Inseln einliefen, die ich Dir versprochen, was wäre dann, wenn ich sie eroberte und Dich zum Herrn derselben machte? Aber Du wirst mir das zur Unmöglichkeit machen, weil Du kein Ritter bist, und keiner sein willst, und weder den Muth, noch den festen Willen hast, die Dir angethanen Beleidigungen zu rächen und Deine Herrschaft zu vertheidigen. Denn Du mußt wissen, daß in den neueroberten Reichen und Provinzen die Gemüther der Einge-

borenen niemals so ruhig sind und so zum neuen Herrn halten, daß man nicht stets eine Umwälzung fürchten müßte, die sie unternähmen, um die Lage der Dinge abermals neu zu gestalten und, wie man zu sagen pflegt, in einem Umsturz ihr Heil zu versuchen. Darum muß der neue Herr Verstand haben, um herrschen, und Tapferkeit, um sich in jeder Lage schützen und vertheidigen zu können."

„In der Lage, in der wir uns eben befanden", antwortete Sancho Panza, „hätte ich freilich den Verstand und die Tapferkeit besitzen mögen, von der Euer Gnaden spricht; aber ich schwöre, bei dem Worte eines armen Menschen, daß mein Sinn mehr nach Pflastern, als nach schönen Redensarten steht. Seht zu, Gnaden, ob Ihr Euch erheben und Rocinante auf die Beine helfen könnt, der's freilich nicht verdient, denn er ist an aller der Prügelei schuldig. Ich hätte das nie von Rocinante geglaubt; ich hielt ihn für so keusch und friedliebend wie mich. Aber man sagt freilich mit Recht, daß es viele Zeit kostet, die Leute auszukennen, und daß man in diesem Leben auf nichts zählen kann. Wer hätte geglaubt, daß auf die gewaltigen Hiebe, die Euer Gnaden jenem unglücklichen fahrenden Ritter gab, so bald hinterher ein so großes Prügelwetter sich über unsere Schultern entladen würde!"

„Und doch, Sancho", versetzte Don Quijote, „sind die Deinigen für ähnliche Wolkenbrüche geschaffen, aber die meinigen, in feiner holländischer Leinwand aufgewachsen, müssen auch den Schmerz dieses Unfalls stärker fühlen; und bildete ich mir nicht ein, was sage ich einbilden, wüßte ich nicht gewiß, daß all diese Unannehmlichkeiten mit dem Waffenhandwerk eng verknüpft sind, so würde ich hier vor lauter Zorn augenblicklich sterben."

Der Schildknappe entgegnete hierauf: „Herr, wenn diese Widerwärtigkeiten die Früchte der Ritterschaft sind, so sage mir Euer Gnaden, ob solche oft nach einander eintreffen, oder ob sie ihre bestimmten Zeiten haben; denn mir dünkt, daß wir nach zwei solchen Ernten die dritte nicht wohl brauchen könnten, wenn Gott in seiner unendlichen Gnade uns nicht beisteht."

„Wiſſe denn, Freund Sancho", antwortete Don Quijote, „daß das Leben der fahrenden Ritter tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten ausgeſetzt iſt, aber eben ſo ſehr liegt es auch in der unmittelbaren Macht der fahrenden Ritter, Könige und Kaiſer zu werden, wie es die Erfahrung an vielen Rittern bewieſen, deren Geſchichte ich genau kenne: und ich könnte Dir ſogleich, wenn der Schmerz es mir erlaubte, von Einigen erzählen, welche einzig durch die Tapferkeit ihres Armes zu der hohen Stellung gelangt ſind, die ich nannte, und ſelbſt dieſe befanden ſich vor- wie nachher in gar mancherlei Gefahr und Unglück. So ſah ſich einſt der tapfere Amadis von Gaula in der Gewalt ſeines Todfeindes, des Zauberers Arcalaus, von dem man aufs Beſtimmteſte verſichert, daß er ihn an eine Säule in ſeinem Hofe feſt angebunden und ihm mehr als zweihundert Hiebe mit ſeinem Pferdezaume gab; ein anonymer Schriftſteller, der indeß ſehr großes Anſehen genießt, ſagt ſogar, daß er dem Ritter Phöbus, nachdem er ihn mittelſt einer Fallthüre, die ſich in einem gewiſſen Schloſſe unter ſeinen Füßen öffnete, bei welchem Fall er in einen tiefen Abgrund unter der Erde geſtürzt, in ſeine Gewalt bekommen, Hände und Füße band, ihm ein ſogenanntes Klyſtier von Schneewaſſer und Sand beibringen ließ, das ihm in den Kopf ſtieg; und wenn ihm in dieſer peinlichen Lage nicht ein anderer Zauberer, der ſein Freund war, zu Hülfe gekommen, ſo wäre es dem armen Ritter ſchlimm ergangen. Ich kann mich alſo mit ſo vielen Tapfern tröſten, denn ſie haben wahrlich noch weit größern Unglimpf erfahren müſſen, als uns bis jetzt begegnet iſt; denn Du mußt wiſſen, Sancho, daß die Wunden, die man mit Werkzeugen beibringt, wie man ſie gerade zur Hand hat, nicht beſchimpfen, und daß in den Geſetzen des Duelles ausdrücklich geſchrieben ſteht: wenn der Schuſter mit dem Leiſten, den er in der Hand hält, Jemanden ſchlägt, wäre der Leiſten auch von Holz, man doch von dieſem nicht ſagen könne, er ſei durchgeholzt worden. Ich ſage Dir dieß, damit Du nicht denkeſt, wir ſeien durch die Prügel beſchimpft worden, mit denen man uns in dieſem Kampfe durchgeweicht; denn die Waffen, welche dieſe Leute gehandhabt, und

mit denen sie uns zerbläut, waren nichts andres als ihre Stöcke, und keiner von ihnen, wie mir dünkt, besaß Degen, Schwert oder Dolch."

„Mir ließen sie gar nicht Zeit", antwortete Don Quijote, „mich so weit umzusehen, denn kaum legte ich die Hand an meinen Degen, als sie auch schon mit ihren Hebebäumen auf mich losdroschen, daß mir Hören und Sehen verging und ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, sondern zu Boden fiel, wo ich noch liege und wo ich mir nicht die Mühe nehmen werde, darüber nachzudenken, ob die Prügel ein Schimpf waren oder nicht, genug, daß ich die Schmerzen von den Hieben habe, die mir so tief ins Gedächtniß eingeprägt sind, als in die Schultern."

„Bei alle dem mußt Du wissen, Bruder Panza", versetzte Don Quijote, „daß die Zeit jede Erinnerung tilgt und der Tod jeden Schmerz vernichtet."

„Nun, kann es denn ein größeres Unglück geben", erwiderte Panza, „als ein solches, das erst die Zeit tilgen und der Tod vernichten muß? Wäre doch unser Unglück der Art, daß es sich mit ein Paar Pflastern heilen ließe, dann stünd' es nicht so schlimm; aber ich sehe schon, daß alle Pflaster eines Hospitals nicht hinreichen würden, um uns wieder einigermaßen in Stand zu setzen."

„Laß das und raffe Dein bischen Verstand zusammen, Sancho", antwortete Don Quijote; „ich will es auch so machen; laß sehen, wie es mit Rocinante steht, denn wie mir dünkt, hat den Armen nicht gerade der geringste Theil des Unglücks getroffen."

„Das ist nicht zu verwundern", antwortete Sancho, „denn er gehört ebenfalls zur fahrenden Ritterschaft; was mich allein wundert, ist, daß mein Esel so frei und mit heiler Haut davon kam, während wir keine ganze Rippe mehr haben."

„Das Glück läßt bei allen Unglücksfällen immer noch eine Thüre offen, um sie wieder gut machen zu können", sagte Don Quijote; „ich meine damit, daß das Thierchen da Rocinante's Stelle vertreten, und mich nach irgend einem Schlosse bringen

könnte, wo ich mich von meinen Wunden erholen will. Eine solche Reiterei kann mir nicht zur Schande gereichen, denn ich erinnere mich, daß jener gute alte Silen, der Pflegevater und Erzieher des lustigen Gottes des Lachens, als er in die hundertthorige Stadt einzog, ganz vergnügt auf einem sehr schönen Esel ritt."

„Wohl möglich, daß er so geritten kam, wie Euer Gnaden sagt", antwortete Sancho; „aber es ist doch ein Unterschied zwischen Reiten und quer über dem Esel Hängen, wie ein Sack mit Mist."

Darauf antwortete Don Quijote: „Die Wunden, die man in Schlachten empfängt, bringen Ehre, statt sie uns zu nehmen; darum, Freund Sancho, sage nichts mehr, sondern, wie ich Dich bereits aufgefordert, erhebe Dich, so gut Du kannst, und lege mich auf die Art, wie es Dir am besten dünkt, auf Deinen Esel; wir wollen uns aufmachen, ehe die Nacht kommt und uns in dieser Einöde überrascht."

„Aber ich habe Euer Gnaden sagen hören", versetzte Panza, „daß den fahrenden Rittern nichts lieber sei, als den größten Theil des Jahres in Wüsten und Einöden zuzubringen und daß sie das für ihr größtes Glück ansehen."

„Das ist allerdings der Fall", sagte Don Quijote, „wenn sie nicht weiter kommen können oder wenn sie verliebt sind; und es ist wahr, daß es manchen Ritter gegeben, der sich auf einem Felsen der Sonne und dem Schatten und aller Ungunst der Witterung ausgesetzt, ohne daß seine Geliebte auch nur davon wußte: und einer von diesen war Amadis, als er sich Beltenebros nannte und auf dem Armutsfelsen, ich weiß nicht acht Jahre oder acht Monate lang wohnte; es ist mir das nicht mehr genau in der Erinnerung; genug, er weilte dort, um seinem Grame über ich weiß nicht welchen Kummer nachzuhängen, den ihm seine angebetete Oriana angethan. Aber lassen wir das jetzt, Sancho, und machen wir uns auf, ehe dem Esel auch ein Unglück begegnet, wie dem Rocinante."

„Nun, das wäre noch der Teufel!" sagte Sancho, und mit dreißig Achen, sechzig Wehen und hundert und zwanzig Flüchen und Verwünschungen über den, der ihn hierher geführt, erhob

er sich, blieb aber mitten auf dem Wege stehen, zusammengekrümmt, wie ein türkischer Säbel, da er sich nicht ganz aufrichten konnte. Trotz aller Beschwerde machte er doch seinen Esel zurecht, der sich bei der ungewöhnlichen Freiheit dieses Tages etwas verlaufen hatte, und richtete dann Rocinanten auf, der, wenn er eine Zunge gehabt, um zu klagen, sicher Sancho und seinem Herrn nichts nachgegeben haben würde. Kurz, Sancho packte Don Quijote auf den Esel, legte Rocinante an den Koppelstrick, führte seinen Esel am Halfterstrick, und machte sich endlich auf den Weg, in der Richtung, in welcher er die Hauptstraße vermuthete. Das Schicksal, welches seine Sachen stets vom Guten zum Bessern führt, brachte ihn, nachdem sie noch gar nicht weit gegangen, auf die Landstraße, wo er eine Schenke entdeckte, welche zu seinem Leidwesen, aber zu Don Quijote's Freude, von diesem für ein Schloß angesehen wurde. Sancho bestand darauf, es sei eine Schenke, und Don Quijote darauf, es sei ein Schloß; und das Hin- und Herstreiten dauerte so lange, daß sie den Ort erreichten, ehe sie damit zu Ende waren. Sancho aber zog, ohne sich erst zu vergewissern, mit seiner ganzen Koppel ein.

Sechzehntes Kapitel.

Was dem scharfsinnigen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Schloß hielt.

Der Wirth, welcher Don Quijote quer über dem Esel liegen sah, fragte Sancho, was ihm fehle. Sancho aber antwortete, es sei nichts weiter, als daß er von einem Felsen gefallen, und sich die Rippen ein wenig zerschellt habe. Der Wirth hatte eine Frau, wie man sie gewöhnlich unter diesem Stande nicht findet: denn sie war gar mitleidiger Natur und grämte sich ob dem Unglück ihrer Nächsten. Sie eilte deßhalb, Don Quijote zu verbinden, und befahl ihrer Tochter,

einem hübschen jungen Mädchen, ihr den Verband bei dem Gaste anlegen zu helfen.

In der Schenke diente aber auch eine asturische Magd mit breitem Gesicht, dickem Nacken, stumpfer Nase und einem schielenden Auge, während das andre nicht ganz gesund war; die Zierlichkeit des Wuchses aber, das muß man zugeben, verdeckte die übrigen Fehler; sie war von der Sohle bis zum Scheitel nicht volle sieben Spannen hoch, und ihre Schultern, welche sie ein wenig hinabzogen, nöthigten sie, mehr als ihr lieb war, auf den Boden zu sehen. Dieses hübsche Mädchen half der Wirthstochter, und sie machten Don Quijote ein ziemlich schlechtes Bett auf einem Dachboden zurecht, der deutliche Spuren trug, daß er früher viele Jahre als Heuboden gedient hatte. Auf dem gleichen Boden lagerte auch ein Säumer, der sein Bett etwas entfernt von Don Quijote aufgeschlagen hatte; und obgleich es nur aus den Decken und Tuchfätteln seiner Thiere bestand, hatte es doch große Vorzüge vor dem von Don Quijote, das nur aus vier schlecht gehobelten Brettern über zwei ungleichen Böcken, einer Matratze, welche so dünn wie eine Zeltdecke und dabei voll Knollen war, die man nach der Härte würde für Kieselsteine gehalten haben, wenn nicht einige Risse gezeigt hätten, daß sie von Wolle seien, und endlich aus zwei Bettdecken, die wie aus Schildleder gemacht schienen, sowie einer Decke bestand, deren Fäden, wenn man Lust hatte, zählen konnte, ohne daß einer dem Auge entgangen wäre.

Auf diesem verwünschten Bette machte sich Don Quijote zurecht, und alsbald verpflasterte ihn die Wirthin und ihre Tochter von oben bis unten, während Maritornes — so hieß die Asturierin — ihnen leuchtete; wie die Wirthin aber beim Verbinden sah, daß Don Quijote da und dort mit Striemen bedeckt war, meinte sie, diese würden mehr von Schlägen, als von einem Sturze herrühren.

„Es waren keine Schläge", sagte Sancho, „sondern der Fels hatte viele Spitzen und Ecken, und jede hinterließ ihr Mal;" auch meinte er: „Richtet es doch so ein, Frau, daß einige Fetzen übrig bleiben, denn es wird sich wohl Jemand

finden, dem man sie auflegen kann: auch mich schmerzt es ein wenig im Kreuz."

„So seid Ihr wohl auch gefallen", antwortete die Wirthin.

„Ich bin nicht gefallen", antwortete Panza, „aber der Sturz, den ich meinen Herrn machen sah, schmerzt mich so am ganzen Körper, als wenn ich tausend Stockstreiche bekommen hätte."

„Das kann wohl sein", sagte das Mädchen, „denn es hat mir gar oft geträumt, ich stürze von einem Thurme herunter und falle ins Endlose fort, ohne auf den Boden zu kommen; wenn ich dann vom Schlafe erwachte, war ich so zerquetscht und zerschlagen, als wenn ich wirklich gefallen wäre."

„Da sitzt der Knoten, Fräulein", antwortete Sancho Panza; „obgleich ich nicht geträumt, sondern noch wacher war, als ich jetzt bin, habe ich kaum weniger Male, als mein Herr Don Quijote."

„Wie nennt sich der Ritter?" fragte die Asturierin Maritornes.

„Don Quijote von der Mancha", antwortete Sancho Panza. „Er ist ein abenteuernder Ritter und einer von den besten und tapfersten, die man in langer Zeit in der Welt gesehen."

„Was ist denn ein abenteuernder Ritter?" versetzte die Magd.

„So unerfahren in der Welt seid Ihr, daß Ihr das nicht wißt?" antwortete Sancho Panza; „nun so erfahrt denn, liebe Schwester, ein abenteuernder Ritter ist ein Ding, das im Handumdrehen entweder ein Durchgeprügelter oder ein Kaiser ist; heute ist er das unglücklichste und hülfsbedürftigste Geschöpf von der Welt, und morgen hat er zwei oder drei Kronen von Königreichen an seinen Schildknappen zu verschenken."

„Nun, wie kömmt es denn, daß Ihr, als der Schildknappe eines so guten Herrn, noch nicht mal, wie es scheint, eine Grafschaft habt?"

„Es ist noch zu früh", antwortete Sancho, „denn es ist kaum ein Monat, seit wir auf Abenteuer auszogen, und es ist

uns noch keines begegnet, das diesen Namen verdiente. Gar häufig aber trifft es sich, daß man das Eine sucht, und etwas Andres findet. Wahrlich, wenn mein Herr Don Quijote sich von diesen Schlägen oder dem Falle erholt, und ich nicht dabei zum Krüppel werde, so tausche ich meine Aussichten nicht mit dem besten Titel in Spanien."

Das ganze Gespräch hatte Don Quijote aufmerksam mit angehört und indem er sich, so gut es ging, in seinem Bette aufrichtete, sagte er, die Hand der Wirthin ergreifend: „Glaubt mir, schöne Frau, Ihr könnt Euch glücklich preisen, daß Ihr eine Person wie mich in Euer Schloß aufgenommen; ich will mich zwar nicht loben, weil man zu sagen pflegt, Eigenlob stinke, aber mein Schildknappe wird Euch künden, wer ich bin. Nur das will ich Euch sagen, daß ewig in mein Gedächtniß eingeschrieben sein wird, was Ihr mir gethan, und ich es Euch danken werde, so lange Euer Leben währt. Hätte es dem Himmel nicht gefallen, daß die Liebe mich den Befehlen und den Blicken jener undankbaren Schönen, ich sag' es leise! so ganz und gar zu eigen gegeben, so wären die Augen dieses schönen Fräuleins die Gebieter meiner Freiheit geworden."

Die Wirthin und ihre Tochter nebst der guten Maritornes wußten nicht, was sie denken sollten, als sie den fahrenden Ritter also sprechen hörten, denn sie verstanden so wenig davon, als wenn er griechisch gesprochen hätte; indessen nahmen sie doch so viel daraus ab, daß alle seine Worte auf Dank und Schmeicheleien hinausliefen, und da sie an eine solche Sprache nicht gewöhnt waren, starrten sie ihn voll Verwunderung an, denn er erschien ihnen als ein ganz andrer Mann, denn die Leute, mit denen sie sonst umgingen; doch dankten sie ihm mit Wirthshausredensarten für seine Höflichkeit; und die Asturierin Maritornes verband Sancho, der es nicht weniger nöthig hatte, als sein Herr.

Der Maulthiertreiber hatte mit ihr ausgemacht, daß sie die Nacht sich mit einander erlustigen wollten, und sie hatte ihm ihr Wort gegeben, daß, sobald sich die Gäste zur Ruhe begeben, und die Herrschaft schliefe, sie ihn aufsuchen und ihm in allem,

was er begehrte, zu Willen sein wolle. Und man erzählte von dem guten Mädchen, daß sie nie ein solches Wort gegeben, ohne es zu erfüllen, und hätte sie's auch in einem Walde und ohne Zeugen gegeben, denn sie hielt viel auf ihr artig Wesen, obgleich sie es nicht für eine Schande ansah in der Schenke zu dienen; denn sie sagte, Ungunst des Schicksals und Unstern aller Art hätten sie in diese Lage gebracht. Das harte, schmale, lumpige und nichtswürdige Bett Don Quijote's stand mitten in dem von den Sternen erhellten Stalle und dicht daneben hatte Sancho das seine, das nur aus einer Binsenmatte und einer Decke bestand, die eher aus Bindfaden, als aus Wolle gewoben schien; hinter diesen beiden Betten kam das des Maulthiertreibers, das, wie bereits erzählt, aus den Decken und dem ganzen Geschirr der beiden besten Maulthiere bestand, deren er im ganzen zwölf hatte, lauter hübsche, fette und prächtige Thiere, denn er war einer der reichsten Maulthiertreiber von Arevalo, wie der Verfasser dieser Geschichte behauptet, der desselben besondre Erwähnung thut, weil er genau mit ihm bekannt, ja, wie Einige sagen, sogar ein wenig mit ihm verwandt war. Ueberhaupt war Cid Hamete Benengeli ein sehr pünctlicher und genauer Geschichtschreiber, der sich um alles kümmerte, was man daraus abnehmen kann, daß er die erwähnten Umstände, welche so klein und geringfügig sind, nicht mit Schweigen überging, woran sich die Geschichtschreiber ein Beispiel nehmen mögen, welche uns die Ereignisse so kurz und gedrängt erzählen, daß sie uns kaum davon kosten lassen, indem sie aus Gleichgültigkeit, Bosheit oder Unwissenheit das Wesentlichste im Tintenfasse stecken lassen. Da lobe ich mir tausendmal den Verfasser des Tablante de Ricamonte und jenes andern Buches, in welchem die Thaten des Conde Tomillas erzählt werden: mit welcher Pünctlichkeit beschreiben diese Alles!

Nachdem der Maulthiertreiber seine Koppel aufgesucht und ihr das zweite Futter gegeben, legte er sich auf seine Sattelkücher und erwartete die pünctliche Maritornes. Sancho lag verbunden bereits in seinem Bette, und obgleich er zu schlafen versuchte, wollte es ihm doch wegen seiner Rückenschmerzen nicht

gelingen, und Don Quijote hatte ebenfalls vor Schmerzen die Augen weit offen wie ein Hase. Die ganze Schenke lag in tiefem Schweigen und kein andres Licht brannte in derselben, als eine in der Mitte des Thorwegs aufgehängte Lampe.

Diese wunderbare Ruhe und die Gedanken, welche unsern Ritter immer auf die Ereignisse zurückführten, die sich auf jedem Blatte der an seinem Unglück schuldigen Bücher erzählt finden, gaukelten ihm eine der größten Tollheiten, die man sich nur denken kann, vor. Er bildete sich nämlich ein, in ein sehr berühmtes Schloß gerathen zu sein (denn Schlösser dünkten ihm, wie bereits erzählt, alle Schenken, wo er wohnte), und die Tochter des Schenkwirths, welche für ihn die Tochter des Schloßherrn war, besiegt von seiner Liebenswürdigkeit, habe sich in ihn verliebt und ihm versprochen, in dieser Nacht ohne Wissen ihrer Eltern zu ihm zu kommen und eine gute Weile bei ihm zu liegen. Dieses Hirngespinnst, das er sich ausgesonnen, hielt er so sehr für Wahrheit und Wirklichkeit, daß er unruhig zu werden und an die Gefahr zu denken begann, in die sich seine Keuschheit gestürzt sah; er nahm sich deßhalb fest vor, keine Untreue an seiner Herrin Dulcinea von Toboso zu begehen, wenn ihm auch die Königin Ginebra sammt ihrer Dame Quintañona erscheinen sollte. Während er noch mit diesen tollen Gedanken beschäftigt war, rückte Zeit und Stunde heran (für ihn eine Unglücksstunde), wo die Asturierin, im Hemde und baarfuß, die Haare in ein grobes Netz gehüllt, mit leisen und vorsichtigen Schritten in das Gemach trat, wo die drei ihr Nachtlager hatten, um den Maulthiertreiber zu besuchen. Aber kaum war sie in die Thüre getreten, als Don Quijote sie auch schon hörte; und sich trotz seiner Pflaster und Schmerzen im Kreuze von seinem Lager erhebend, breitete er die Arme aus, um das schöne Fräulein zu empfangen. Die Asturierin, welche still und stumm mit den Händen herumtappte, um ihren Liebhaber zu suchen, kam mit den Armen Don Quijote's in Berührung, der sie kräftig beim Handgelenk packte, und sie an sich zog, während sie es nicht wagte, einen Laut von sich zu geben, bis es ihm gelang, sie auf sein Bett zu setzen; sogleich betastete

er ihr Hemd, das von grober Leinwand war, ihm aber vom feinsten und zartesten Linnen dünkte. An den Handgelenken trug sie einige Schnüre Glaskorallen, ihm aber leuchteten sie in der Dunkelheit wie die köstlichsten orientalischen Perlen; die Haare, welche Pferdehaaren nicht unähnlich waren, erschienen ihm wie Fäden des funkelndsten arabischen Goldes, dessen Glanz selbst den der Sonne verdunkelte; und ihr Athem, welcher ohne Zweifel nach übernächtlichem Pöckelfleisch riechen mochte, duftete ihm aus ihrem Munde mit süßem balsamischen Wohlgeruch entgegen: kurz, er malte sie sich in seiner Phantasie ganz so aus, wie er in seinen Büchern von einer Prinzessin gelesen, welche, mit allen vorbesagten Reizen geschmückt, einen verwundeten Ritter besuchte, der ihre Liebe gewonnen; und die Verblendung des armen Ritters ging so weit, daß weder Gefühl, noch Geruch, noch irgend etwas, was das gute Mädchen an sich hatte, ihn enttäuschten, während jeder andere, der nicht ein Maulthiertreiber war, sich hätte erbrechen müssen; er aber glaubte die Göttin der Schönheit in seinen Armen zu halten.

Er umschlang sie deßhalb fest mit seinen Armen und flüsterte ihr mit lieberfülltem Tone zu: „Schönes und hochgebornes Fräulein, ich wünschte, im Stande zu sein, so große Gnade, wie Ihr sie mir durch den Anblick Eurer erhabenen Schönheit erweiset, gebührend zu erwidern; aber das Schicksal, welches nicht aufhört, die Guten zu verfolgen, hat mich auf dieß Bett hingestreckt, wo ich mich so zerschlagen und gerädert fühle, daß ich unmöglich, wenn ich auch wollte, Eure Wünsche erfüllen könnte, zumal da sich zu dieser Unmöglichkeit noch eine andre gesellt, nämlich die Treue, die ich der unvergleichlichen Dulcinea von Toboso, der einzigen Beherrscherin all meiner geheimsten Gedanken, gelobt. Wenn dieß mich nicht hinderte, so würde ich kein so thörichter Ritter sein, daß ich die glückliche Gelegenheit aus den Händen ließe, welche mir Eure große Güte entgegenbringt."

Maritornes schwitzte vor Angst und Beben, als sie sich so von Don Quijote festgehalten sah, und ohne auf seine Worte zu hören, oder etwas davon zu verstehen, suchte sie sich in aller Stille von ihm loszumachen. Der gute Maulthiertreiber, den

seine sündige Lust wach hielt, hatte von dem Augenblicke, da sein Liebchen zur Thüre hereintrat, sie auch bemerkt und aufmerksam auf alles gehorcht, was Don Quijote sagte, und eifersüchtig, daß die Asturierin um eines andern willen ihm das Wort brach, rückte er näher an Don Quijote's Lager heran und wartete, wie das Gespräch ablaufen würde, von dem er nichts verstehen konnte. Als er aber sah, daß das Mädchen sich mit aller Gewalt losmachen wollte, Don Quijote sie dagegen festzuhalten suchte, ging es ihm doch über den Spaß: er holte deßhalb mit dem Arme aus und versetzte dem verliebten Ritter auf seine dürren Wangen einen so furchtbaren Schlag, daß der ganze Mund in Blut schwamm, und damit nicht zufrieden, sprang er ihm auf den Rücken und trabte ihm auf dem ganzen Leib herum. Das Bett, das etwas schwach und nicht auf festen Füßen stand, konnte die Last des Maulthiertreibers nicht tragen und brach zusammen; der Wirth erwachte bei dem heftigen Geräusch und dachte gleich, es würden Händel sein, an welchen Maritornes schuld sei, da sie auf sein Rufen nicht geantwortet hatte. Mit diesem Verdacht erhob er sich, zündete ein Licht an und ging nach dem Orte zu, von wo er das Geräusch vernommen.

Das Mädchen aber, als es sah, daß sein Herr kam, und nicht in der besten Stimmung, schlich sich voll Angst und Schaam zum Lager Sancho Panza's, der, so gut es eben ging, bereits schlief, und krümmte sich wie ein Knäuel zusammen.

Der Wirth aber trat mit den Worten ein: „Wo bist Du, Hure? Das hast Du ganz gewiß wieder angerichtet."

Darüber erwachte Sancho, und wie er den Klumpen so auf sich liegen fühlte, glaubte er, ihn drücke der Alp, und fing an nach allen Seiten Faustschläge auszutheilen, von welchen natürlich auch etwelche Maritornes trafen. Als sie den Schmerz fühlte, setzte sie alle Schaam beiseite, und gab Sancho seine Hiebe so redlich zurück, daß sie ihm wider seinen Willen den Schlaf vollends vertrieb. Als er sich nun so mißhandelt fühlte, ohne zu wissen, von wem, richtete er sich, so gut er konnte, auf, faßte Maritornes um den Leib, und nun begann zwischen den Zweien

das lebhafteſte und anmuthigſte Scharmützel von der Welt. Da der Maulthiertreiber bei dem Lichte des Wirthes gewahr wurde, wie ſchlimm es ſeinem Liebchen erging, ließ er den Ritter liegen und eilte herbei, ihr die nöthige Hülfe zu bringen; daſſelbe that der Wirth, nur mit der entgegengeſetzten Abſicht, nämlich die Dirne zu züchtigen, da er der Meinung war, ſie allein ſei die Urſache von all dem Lärm. Und nun ging es, wie das Sprichwort ſagt: „Die Katze über die Ratze, die Ratze über den Strick, der Strick über den Stock“: der Eſeltreiber walkte Sancho durch, Sancho die Dirne, die Dirne ihn, der Wirth die Dirne, und alle arbeiteten mit ſolchem Eifer, daß ſie ſich keinen Augenblick Ruhe gönnten. Das Ende war, daß dem Wirth ſein Licht ausging; denn als ſie nun im Dunkeln waren, droſchen ſie ſo unbarmherzig auf einander los, daß, wo eine Hand hinfiel, kein geſunder Fleck blieb.

Zufällig wohnte in derſelben Nacht in der Schenke ein Häſcher von der ſogenannten alten heiligen Hermandad von Toledo. Wie dieſer nun gleichfalls den ſchauerlichen Lärm hörte, den die Schlägerei veranlaßte, nahm er ſeinen kleinen Amtsſtab und die blecherne Büchſe mit ſeiner Beſtallung in die Hand, trat im Finſtern in die Kammer und rief: „Im Namen der Juſtiz! Im Namen der heiligen Hermandad!“ Und der erſte, mit dem er zuſammenſtieß, war der zerdroſchene Don Quijote, der in ſeinem zertrümmerten Bette auf dem Rücken lag, und völlig gefühllos war. Indem er dieſen am Barte packte, rief er unaufhörlich: „Reſpect vor der Juſtiz!“ Als er aber ſah, daß der, welchen er gepackt hatte, ſich weder rührte, noch regte, hielt er ihn für todt, und die in der Kammer Anweſenden für ſeine Mörder und fing an, wegen dieſes Verdachtes noch lauter zu rufen: „Schließt die Thüre der Schenke, ſeht, daß niemand hinausgeht; hier iſt ein Menſch ermordet!“

Dieſer Ausruf fuhr ihnen allen durch die Glieder und jeder ließ, nach Maßgabe des Eindrucks, den die Stimme auf ihn machte, von dem Kampfe ab. Der Wirth ſchlich nach ſeiner Kammer zurück, der Maulthiertreiber nach ſeinem Lager, und das Mädchen nach ſeinem Verſchlag. Nur die beiden Unglücks-

gefährten Don Quijote und Sancho konnten sich nicht von der Stelle rühren.

Nun ließ auch der Häscher Don Quijote's Bart los und ging fort, um Licht zu holen und die Delinquenten aufzusuchen und zu ergreifen. Aber er fand keines, denn der Wirth hatte mit Fleiß die Lampe ausgelöscht, als er sich in seine Kammer zurückgezogen; er war deßhalb gezwungen, an den Herd zu gehen, wo es ihm viel Zeit und Mühe kostete, bis er ein andres Licht angezündet hatte.

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Verlauf der unzähligen Leiden, die der tapfere Don Quijote und sein braver Schildknappe Sancho Panza in der Schenke durchzumachen hatte, welche Don Quijote unseliger Weise für ein Schloß hielt.

Don Quijote hatte sich inzwischen von seiner Ohnmacht erholt und mit demselben Ton, mit dem er am Tage vorher seinem Knappen zugerufen, als er im Prügelthale ausgestreckt lag, rief er auch jetzt wieder: „Freund Sancho, schläfst Du? schläfst Du, Freund Sancho?"

„Wie sollt' ich schlafen, das wäre auch!" antwortete Sancho voll Verdruß und Unmuth; „ist's doch, als ob alle Teufel diese Nacht mit mir ihr Wesen getrieben."

„Das kannst Du auch wirklich glauben", antwortete Don Quijote, „denn ich müßte mich sehr irren, wenn dieß Schloß nicht verzaubert wäre; so wisse denn — aber was ich Dir jetzt sage, mußt Du mir schwören, bis nach meinem Tode geheim zu halten."

„Ich schwöre!" antwortete Sancho.

„Ich verlange dieß", versetzte Don Quijote, „weil ich es nicht ertrage, daß Jemand an seiner Ehre gekränkt werde."

„Ich sage ja, daß ich schwöre", erwiderte Sancho noch einmal, „ich werde es verschweigen bis nach Eurem Tode, und Gott gebe, daß ich es morgen schon entdecken kann."

„So schlimm gehe ich mit Dir um, Sancho", sagte Don Quijote, „daß Du meinen Tod so bald herbeiwünschest?"

„Es ist nicht deßwegen", antwortete Sancho, „sondern weil ich ein Feind vom langen Aufbewahren bin und die Sachen nicht gerne behalte, bis sie verfaulen."

„Sei es, weßhalb es wolle", erwiderte Don Quijote; „ich setze mehr Vertrauen in Deine Liebe und gute Lebensart. Wisse denn, daß mir diese Nacht eines der seltsamsten Abenteuer begegnet ist, deren ich mich je werde rühmen können; und um es Dir kurz zu erzählen, so erfahre, daß kaum eben erst die Tochter des Herrn dieses Schlosses zu mir kam, das reizendste und schönste Mädchen, das man weit und breit finden mag. Was soll ich Dir von den Reizen ihrer Person sagen, was von ihrem herrlichen Verstande, was von den andern verborgenen Dingen, die ich aus Treue gegen meine Gebieterin Dulcinea von Toboso unberührt lasse und mit Schweigen übergehe! Nur das will ich Dir sagen, daß entweder das Schicksal neidisch war über so viel Glück, das mir in den Schooß fiel, oder daß, was wahrscheinlicher, wie ich Dir bereits gesagt, dieses Schloß verzaubert ist; denn da ich eben in den süßesten und lieberfülltesten Gesprächen mit ihr begriffen war, kam unversehens und ohne daß ich wußte woher eine Hand, die zu irgend einem ungeheuren Riesenarme gehören mußte, und versetzte mir einen solchen Streich auf die Kinnbacken, daß sie noch jetzt im Blute schwimmen, und dann walkte sie mich der Art durch, daß ich noch schlimmer daran bin, als gestern, da die Maulthiertreiber uns wegen Rocinantens Unfug den bekannten Unglimpf anthaten: woraus ich denn schließe, daß der Schatz der Schönheit dieses Fräuleins einem verzauberten Mohren zur Bewachung anvertraut ist, und mir nicht vergönnt sein sollte."

„Und wohl auch mir nicht", antwortete Sancho, „denn mehr als vierhundert Mohren haben mich der Art zerdroschen, daß die Prügel von gestern Torten und Honigkuchen dagegen

waren. Aber ſagt mir, Herr, wie könnt Ihr das ein ſchönes und ſeltnes Abenteuer nennen, da wir doch ſo ſchlimm dabei weggekommen ſind! Euer Gnaden freilich nicht ſo ſchlimm, weil Ihr beſagte unvergleichliche Schönheit in den Armen gehalten, aber ich, was habe ich davon, als die furchtbarſten Prügel, die ich wohl je in meinem Leben bekommen werde. Wehe mir und meiner Mutter, die mich gebar! Ich bin weder fahrender Ritter, noch denke ich es jemals zu werden, und von allen Widerwärtigkeiten fällt mir der größere Theil zu."

„Wie, Du biſt auch geprügelt worden?" fiel Don Quijote alsbald ein.

„Nun, habe ich es denn nicht ſchon geſagt? Daß ſich der Himmel meiner Kinder erbarme!" antwortete Sancho.

„Gib Dich nur zufrieden, Freund", ſagte Don Quijote: „denn ich werde jetzt ſogleich den köſtlichen Balſam bereiten, mit dem wir uns in einem Augenblicke curiren.

Dem Häſcher war es inzwiſchen gelungen, das Licht anzuzünden, und er trat nun ein, um nach dem vermeintlich Todten zu ſchauen; und als Sancho ihn ſo im Hemde, mit einem Tuch um den Kopf, das Licht in der Hand und mit zorniger Miene hereinkommen ſah, fragte er ſeinen Herrn: „Iſt das etwa der verzauberte Mohr, der noch einmal kommt, um uns zu züchtigen, weil ihm noch etwas im Tintenfaß geblieben?"

„Das kann nicht der Mohr ſein", antwortete Don Quijote, „denn die Verzauberten laſſen ſich vor Niemand ſehen."

„Wenn ſie ſich nicht ſehen laſſen, ſo laſſen ſie ſich doch fühlen", ſagte Sancho; „wenn Ihr's nicht glaubt, mein Rücken kann davon ſprechen."

„Der meinige kann auch ein Wörtchen davon ſprechen", antwortete Don Quijote; „aber dieß Zeichen genügt noch nicht, um zu glauben, daß es der verzauberte Mohr ſei."

Der Häſcher trat näher und ward ſtutzig, als er ſie ſo ruhig mit einander im Geſpräche fand. Don Quijote lag freilich noch immer mit offnem Munde da, ohne ſich rühren zu können, ganz zerſchlagen und verpflaſtert. Der Häſcher trat auf ihn zu und ſagte: „Nun, wie geht es, guter Mann?"

„Ich würde doch etwas höflicher reden", antwortete Don Quijote, „wenn ich an Eurer Stelle wäre. Ist man hier zu Lande so mit fahrenden Rittern zu sprechen gewohnt, Flegel?"

Als sich der Häscher von einem so armselig aussehenden Menschen auf diese Weise behandelt sah, schwoll ihm der Zorn; er holte mit der gefüllten Lampe aus und warf sie Don Quijote solchergestalt an den Kopf, daß er ihm beinahe den Schädel gespalten hätte; und da nun wieder alles im Finstern lag, machte er sich auf und davon; Sancho aber sagte: „Wahrhaftig, Herr, das ist der verzauberte Mohr; den Schatz muß er für Andre aufheben, für uns hat er nur die Püffe und Lampenwürfe."

„Allerdings", antwortete Don Quijote, „aber man muß sich aus solchen Zaubereien nicht viel machen, noch darüber ärgern und erzürnen; denn da sie unsichtbarer und phantastischer Natur sind, weiß man nicht, wie man sich rächen soll, man mag es anfangen, wie man will. Steh' auf, Sancho, wenn Du kannst, und rufe den Vogt dieses Schlosses; bitte ihn, daß er mir etwas Oel, Wein, Salz und Rosmarin gebe, um den heilsamen Trank bereiten zu können; denn ich glaube wirklich, daß ich seiner im Augenblick sehr bedarf; die Wunde, die mir dieß Gespenst geschlagen, blutet stark."

Sancho erhob sich unter großen Schmerzen in seinen Knochen und tappte im Dunkeln nach dem Zimmer des Wirths; er stieß jedoch auf den Häscher, welcher horchte, wie es mit seinem Feinde abliefe, und sagte zu ihm: „Herr, wer Ihr auch seid, thut uns den Gefallen und erzeigt uns die Wohlthat, uns ein wenig Rosmarin, Oel, Salz und Wein zu geben, deren wir bedürfen, um einen der größten fahrenden Ritter, die es auf der Erde gibt, zu curiren; er liegt schwer verwundet von dem verzauberten Mohren, welcher in dieser Schenke umgeht, in jener Kammer."

Als der Häscher ihn so sprechen hörte, hielt er ihn für verrückt, und weil es schon anfing, zu tagen, öffnete er die Thüre der Schenke, rief dem Wirth und sagte ihm, was der arme Schelm verlangte. Der Wirth versah ihn mit allem und Sancho

brachte es Don Quijote, der sich den Kopf mit den Händen hielt und über die Schmerzen klagte, die ihm der Lampenwurf verursachte, der ihm jedoch nichts weiter als ein Paar tüchtige Beulen geschlagen; denn was er für Blut hielt, war nichts als Schweiß, den ihm der Unmuth über die ausgestandenen Qualen ausgetrieben hatte. Er nahm seine Arzneistoffe, mischte sie untereinander, schüttelte sie und ließ sie vollends kochen, bis der Trank gar geworden. Dann forderte er eine Phiole, um den Trank hineinzugießen, und da es keine in der Schenke gab, so entschloß er sich, ihn in eine blecherne Oelflasche zu schütten, die ihm der Wirth schenkte. Darauf sprach er über dem Gefäß mehr als achtzig Paternoster und eben so viele Avemaria, Salve und Credo und begleitete jedes Wort mit einem Kreuz zum Zeichen des Segens. Der ganzen Scene wohnte Sancho, der Wirth und der Häscher bei; der Maulthiertreiber aber war bereits in aller Stille hinausgegangen, um nach seinen Thieren zu sehen. Als Don Quijote fertig war, wollte er sogleich die Probe der Vortrefflichkeit dieses nach seiner Ansicht köstlichen Balsams machen, und trank von dem, was nicht in die Oelflasche ging und deßhalb in dem Topfe, in dem es gekocht worden, zurückgeblieben, ziemlich einen halben Schoppen. Kaum aber war das geschehen, als er sich in einer Weise erbrechen mußte, daß nichts mehr in seinem Magen blieb. Die Angst und das Würgen beim Erbrechen trieb ihm einen so starken Schweiß aus, daß er bat, man möchte ihn zudecken und allein lassen. Das thaten sie auch und er schlief mehr als drei Stunden, nach deren Verfluß er aufwachte und sich so gestärkt am ganzen Leibe fühlte, daß er sich für hergestellt hielt und wirklich glaubte, das sei der ächte Balsam des Fierabras und er könne nun mit diesem Mittel in Zukunft ganz unbesorgt sich in alle Händel, Kämpfe und Streitigkeiten einlassen, wie gefährlich sie auch sein möchten.

Sancho Panza, welcher ebenfalls die Besserung seines Herrn für ein Wunder hielt, bat ihn, daß er ihm den Rest in dem Topfe überlasse, was gerade keine geringe Quantität war. Don Quijote gewährte ihm seine Bitte und er, mit beiden Händen nach dem Topfe greifend, trank in guter Zuversicht und mit

noch besserem Appetite den Rest mit einem herzhaften Zuge aus: es mochte kaum weniger gewesen sein, als sein Herr getrunken hatte. Der Magen des armen Sancho mußte indeß nicht so reizbar sein, als der seines Herrn, denn ehe es zum Erbrechen bei ihm kam, verursachte ihm der Trank solche Beklemmung und Uebelkeit, solchen Angstschweiß und solche Schwächen, daß er ganz sicher glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen: und in seinem Schmerze und seiner Angst verwünschte er den Balsam und den Schuft, der ihm denselben gegeben.

Als Don Quijote ihn in diesem Zustande sah, sagte er zu ihm: „Ich glaube, Sancho, all Deine Noth kommt daher, weil Du nicht zum Ritter geschlagen bist; denn es scheint mir fast, als ob dieser Trank denen, die es nicht sind, auch nicht bekommen könne."

„Wenn Euer Gnaden dieß wußte", antwortete Sancho, „— Gott sei mir und meinen Kindern gnädig, — warum habt Ihr's mich dann trinken lassen?"

In diesem Augenblick begann der Trank zu wirken und der arme Knappe entlud sich aus beiden Canälen mit solchem Ungestüm, daß sowohl die Binsenmatte, auf welche er sich gelegt hatte, als die Decke von Segeltuch, mit welcher er sich zudeckte, nicht mehr zu brauchen waren. Dabei schwitzte er und troff in solchen Verzuckungen, daß nicht nur er, sondern auch alle andern glaubten, er gebe den Geist auf. Dieses stürmische Ungewitter dauerte zwei Stunden. Als es aber vorüber war, befand er sich nicht so wohl wie sein Herr, sondern fühlte sich so elend und matt, daß er sich nicht aufrecht halten konnte. Don Quijote aber, der, wie gesagt, sich erleichtert und wohl fühlte, hatte bereits wieder im Sinne aufzubrechen, um auf Abenteuer auszuziehen, da jede Minute Zeit, die er länger hier verweilte, ihm ein Raub an der Welt und an denen dünkte, die seines Schutzes und seines Beistandes bedürften, denn sein Balsam flößte ihm eine ganz besondere Sicherheit und Zuversicht ein. Von diesem Verlangen gereizt, sattelte er selbst seinen Rocinante und legte dem Esel seines Schildknappen den Saumsattel auf, worauf er ihm beim Anziehen und beim Besteigen des Thieres

behülflich war. Dann setzte auch er sich zu Pferde und nahm aus einem Winkel der Schenke eine Stange, welche dort stand, um sich derselben als Lanze zu bedienen.

Die ganze Sippschaft in der Schenke, ihrer mehr denn zwanzig Personen, stand staunend umher; auch die Tochter des Wirths sah ihm verwundert zu; und er verlor sie nicht aus den Augen und stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus, der so dumpf klang, als wenn er aus dem Innersten seiner Eingeweide käme; die Umstehenden aber, zum Mindesten die, welche ihn hatten die Nacht zuvor bepflastern sehen, glaubten, er seufze vor lauter Kreuzschmerzen.

Als sie endlich beide beritten waren und bis an das Thor der Schenke gekommen, rief er dem Wirthe und sagte in feierlichem und ernstem Tone: „Viel und groß sind die Gunstbezeugungen, Herr Burgvogt, die ich in Eurem Schlosse empfangen habe, und ich werde alle Tage meines Lebens Euch ein dankbares Andenken bewahren. Kann ich Euch vergelten, indem ich Euch an einem Uebermüthigen räche, der Euch ein Unrecht angethan, so wißt, daß es meine Pflicht ist, den Schwachen beizustehen, die Unterdrückten zu rächen und die Frevler zu züchtigen. Denkt ein wenig nach, und wenn Ihr irgend etwas findet, was Ihr mir auftragen könnt, so sagt es ohne Scheu; denn ich verspreche Euch bei dem Rittereid, den ich geschworen, daß ich all Euer Wünsche erfüllen und Euch Genugthuung verschaffen werde."

Der Wirth antwortete ihm nicht minder gelassen: „Herr Ritter, ich habe nicht nöthig, daß Euer Gnaden irgend eine Unbill räche, die mir angethan worden, denn ich weiß mir selbst Rache zu verschaffen, wenn man mich beleidigt. Ich will von Euer Gnaden nichts, als daß Ihr mich für die Nachtherberge in der Schenke bezahlt, und zwar sowohl für das Futter und die Streu für die beiden Thiere, als für das Nachtessen und die Betten."

„Wie, ist denn das eine Schenke?" versetzte Don Quijote

„Und zwar eine sehr ehrbare", antwortete der Wirth.

„Dann habe ich bisher in einem Irrthum gelebt", antwortete Don Quijote; „denn ich habe wirklich geglaubt, es sei ein Schloß, und zwar kein geringes. Weil es aber kein Schloß ist, sondern eine Schenke, so müßt Ihr mich wegen der Bezahlung für jetzt entschuldigen; ich kann dem Gesetz des Ordens der fahrenden Ritter nicht zuwiderhandeln, von denen man auf das Bestimmteste weiß, daß sie nie in einer Schenke, wo sie einkehrten, für Quartier oder irgend etwas Anderes bezahlt haben; denn man ist ihnen jede Art freundlicher Aufnahme schuldig, die man ihnen erzeigen kann, und zwar zum Lohn für die große Last und Mühe, die sie haben, indem sie sich bei Tag und Nacht, im Winter und Sommer, zu Fuß und zu Pferde, unter Hunger und Durst, bei Kälte und Wärme, aller Ungunst des Himmels und allem Ungemach der Erde aussetzen."

„Das kümmert mich wenig", antwortete der Wirth; „bezahlt mir, was Ihr mir schuldig seid, und laßt mich mit Eurem Geschwätz und der Ritterschaft in Ruhe; denn ich kümmere mich um nichts, als daß ich das Meinige zusammenhalte."

„Ihr seid ein thörichter und schlechter Gastwirth", versetzte Don Quijote, gab Rocinante die Sporen, legte seine Stange oder Lanze ein und sprengte aus der Schenke, ohne daß ihn jemand aufgehalten hätte. Ohne sich umzusehen, ob sein Knappe folge, ritt er eine gute Strecke weit fort. Der Wirth, als er ihn so davon reiten sah, ohne daß er bezahlt hatte, lief zu Sancho hin, um Beschlag auf ihn zu legen; dieser aber meinte, da sein Herr nicht bezahlt habe, brauche auch er nicht zu zahlen, denn da er der Schildknappe eines fahrenden Ritters sei, gelte für ihn dieselbe Regel, wie für seinen Herrn, nämlich ebenfalls in Wirthshäusern und Schenken nichts zu bezahlen. Der Wirth ward darob sehr böse und drohte ihm, wenn er nicht bezahle, wolle er sich an ihm auf eine Art bezahlt machen, daß es ihn reue. Sancho aber entgegnete, daß nach dem Gesetz der Ritterschaft, das sein Herr beschworen, er ebenfalls nicht einen Heller bezahlen werde, und kostete es ihn auch sein Leben, denn der gute und alte Brauch der fahrenden Ritterschaft dürfe durch ihn nicht leiden, und die Schildknappen derselben sollen sich einst

nicht über ihn beklagen und ihm vorwerfen können, daß er ihren gerechten Ansprüchen etwas vergeben habe.

Der Unstern des armen Sancho wollte jedoch, daß unter den Gästen der Schenke sich vier Tuchscherer von Segovia, drei Nadler vom Pferdebrunnen in Cordova und zwei Bewohner des Marktplatzes von Sevilla befanden, muthwilliges, schlaues, durchtriebenes und lustiges Volk. Diese, wie von einem Geiste getrieben, packten Sancho und zogen ihn vom Esel. Einer von ihnen lief hinein, um die Bettdecke des Wirths zu holen; dann warfen sie ihn darauf, blickten aber empor und sahen, daß die Decke etwas zu nieder für das Werk war, das sie beginnen wollten. Sie beschlossen deßhalb, in den Hof zu gehen, der nur vom Himmel umspannt war; und hier, nachdem sie Sancho mitten auf die Decke gelegt, begannen sie ihn in die Höhe zu schwingen und ihren Spaß mit ihm zu treiben, wie mit einem Hund in der Fastnacht.

Der arme Geprellte schrie so furchtbar, daß es bis zu den Ohren seines Herrn drang. Dieser hielt an und horchte aufmerksam, denn er glaubte schon, ein neues Abenteuer sei im Anzug, bis er ganz deutlich erkannte, daß der Schreiende sein Schildknappe war, und sein Pferd umwendend, kehrte er nach der Schenke zurück und ritt, als er sie geschlossen fand, um sie herum, ob er nicht irgendwo einen Eingang finde. Aber er war noch nicht an die Mauer des Hofes herangekommen, die nicht sehr hoch war, als er sah, wie übel seinem Schildknappen mitgespielt wurde. Er sah ihn mit solcher Leichtigkeit und Geschwindigkeit durch die Luft fliegen, daß, wenn der Zorn es ihm erlaubt, er sicherlich laut hätte lachen müssen. Er versuchte vom Pferd aus den Mauerrand zu ersteigen, aber er war noch so zerschlagen und schwach, daß er nicht mal einen Fuß zur Erde setzen konnte, und so hub er vom Pferde aus an, eine solche Masse von Schimpf- und Schmähworten über die, welche Sancho prellten, zu ergießen, daß es unmöglich wäre, sie alle zu Papier zu bringen. Sie hörten darum aber nicht auf zu lachen und zu prellen und der fliegende Sancho ließ nicht nach mit seinem Jammern, das er bald mit Drohungen, bald mit Bitten ver-

miſchte. Das half jedoch alles nichts, bis ſie vor Ermüdung endlich ſelbſt nachließen. Sie brachten ihn dann zu ſeinem Eſel, ſetzten ihn darauf, wickelten ihn in ſeinen Mantel, während die mitleidige Maritornes, als ſie ihn ſo erſchöpft ſah, es für gut hielt, ihm mit einem Kruge Waſſer zu Hülfe zu kommen, den ſie erſt vom Brunnen holte, damit er ganz friſch ſei. Sancho nahm ihn, hob ihn an den Mund, hielt aber wieder inne, als er ſeinen Herrn rufen hörte: „Sancho, mein Junge, trinke kein Waſſer, mein Junge, trink' es nicht, es bringt Dir den Tod. Sieh, hier habe ich den gebenedeiten Balſam (dabei zeigte er ihm die blecherne Flaſche mit dem Trank), zwei Tropfen davon müſſen Dich unfehlbar geſund machen."

Bei dieſen Worten warf ihm Sancho einen Seitenblick zu und rief noch lauter: „Zum Teufel, hat Euer Gnaden vergeſſen, daß ich kein Ritter bin, oder wollt Ihr, daß ich die Gedärme, die ich noch im Leibe habe, herausſpeien ſoll. Behaltet Euren Trank ſammt allen Teufeln bei Euch und laßt mich ungeſchoren." Und dieß ſagen und den Krug anſetzen, war eins; als er jedoch beim erſten Schlucke merkte, daß es Waſſer war, hatte er keine Luſt, weiter zu trinken, und bat Maritornes, ſie möchte ihm Wein bringen; das that ſie auch willig und bezahlte den Wein von ihrem eigenen Gelde; denn man behauptet von ihr, daß ſie, trotz ihres leichtſinnigen Lebenswandels, doch noch Spuren und Merkmale einer guten Chriſtin an ſich trug. Sobald Sancho getrunken hatte, gab er ſeinem Eſel die Hacken, ſtieß das Thor der Schenke weit auf und ritt hinaus, ſehr zufrieden, daß er nichts bezahlt und ſeinen Willen durchgeſetzt hatte, ungeachtet es auf Koſten ſeines gewöhnlichen Bürgen, nämlich ſeines Rückens ging. Der Wirth hatte ſich freilich mit ſeinem Schnappſack bezahlt gemacht; aber Sancho merkte das in der Verwirrung nicht, in der er von dannen zog. Der Wirth wollte, ſobald er ihn draußen ſah, das Thor der Schenke ſchließen, aber die Preller gaben es nicht zu, denn es waren Leute, die ſich nicht zwei Heller um Don Quijote gekümmert hätten, wäre er auch ſelbſt einer der fahrenden Ritter der Tafelrunde geweſen.

Achtzehntes Kapitel.

Gespräche, welche Sancho Panza mit seinem Herrn Don Quijote führte, nebst andern erzählenswerthen Abenteuern.

Sancho kam so erschöpft und ohnmächtig zu seinem Herrn, daß er seinen Esel kaum mehr lenken konnte. Als ihn Don Quijote in diesem Zustande sah, sagte er zu ihm: „Jetzt glaube ich vollends, guter Sancho, daß jenes Schloß oder jene Schenke wirklich verzaubert war, denn die Leute, welche ein so grausames Spiel mit Dir getrieben, was konnten sie anders sein, als Gespenster und Wesen aus der andern Welt? Und ich beharre darauf, denn als ich an der Hofmauer hielt, und die Auftritte Deiner traurigen Tragödie mit ansah, war es mir weder möglich, auf die Mauer zu steigen, noch von Rocinanten abzusitzen, weil man mich verzaubert haben mußte. Ich schwöre Dir bei meinem ritterlichen Worte, daß, wenn ich hätte hinauf- oder herabsteigen können, ich Dich dergestalt gerächt haben würde, daß jene Schufte und Straßenräuber ewig an diesen Spaß hätten denken sollen, wenn ich auch wohl gewußt, daß ich damit den Gesetzen der Ritterschaft zuwider gehandelt hätte, welche, wie ich Dir schon oft gesagt, einem Ritter nicht gestatten, an einen Andern, der es nicht ist, Hand anzulegen, wenn es nicht gilt, sein eigen Leben und seine Person zu vertheidigen, aber auch dann nur in den dringendsten und äußersten Fällen."

„Auch ich würde mich gerächt haben, wenn ich gekonnt", sagte Sancho, „wäre ich nun ein geschlagener Ritter gewesen oder nicht, aber ich war es außer Stande. Ich bin jedoch der Meinung, daß die, welche sich mit mir erlustigten, weder Gespenster noch verzauberte Menschen gewesen, wie Euer Gnaden behauptet, sondern Menschen von Fleisch und Bein, wie wir; denn sie hatten alle ihre Namen, die ich nennen hörte, während sie mich prellten; der eine hieß Pedro Martinez, der andre Tenorio Hernandez, den Wirth aber nannten sie Juan Palomeque, der Linke. Daß

Ihr, gnädiger Herr, nicht über die Mauerbrüstung springen, noch von dem Pferde absteigen konntet, daran war nicht die Verzauberung, sondern ein anderer Grund schuld. Was mir aber aus alle dem klar wird, ist, daß die Abenteuer, die wir aufsuchen, uns am Ende noch in solche Widerwärtigkeiten hineinstürzen, daß wir zuletzt nicht mehr wissen, welches unser rechter Fuß ist. Es wäre darum nach meinem geringen Verstande besser und sicherer, wir kehrten nach unserem Dorfe zurück, da jetzt eben Erntezeit ist, und sähen nach unsrem Hab und Gut, statt die Kreuz und Quer herumzuschweifen und beständig vom Regen in die Traufe zu kommen."

„Wie wenig verstehst Du, Sancho, was das Wesen der Ritterschaft ist", antwortete Don Quijote. „Schweige und beruhige Dich; der Tag wird kommen, wo auch Du mit leibhaftigen Augen sehen wirst, was für ein ehrenvoll Ding es um diesen Beruf ist. Oder sage mir, welche größere Befriedigung kann es in der Welt geben, oder welche Freude kann sich mit der vergleichen, in einem Kampfe zu siegen und über seinen Feind zu triumphiren. Keine, ganz gewiß keine!"

„Das mag wohl sein", antwortete Sancho, „obgleich ich es nicht verstehe. Nur so viel weiß ich, daß seit der Zeit, da wir fahrende Ritter sind, oder Euer Gnaden es ist, denn mich darf ich wohl unter diese achtbare Zahl nicht rechnen, wir niemals in einem Kampfe gesiegt, als in dem gegen den Biscayer, und auch in diesem kam Euer Gnaden nur mit einem halben Ohre und einem halben Helme davon. Seitdem hat es nichts gesetzt als Prügel und wieder Prügel, Faustschläge und wieder Faustschläge und für mich noch obendrein die Prelle; da diese Streiche mir aber von verzauberten Personen angethan worden, an denen ich mich nicht rächen kann, so kann ich nicht einmal wissen, wie groß das Vergnügen ist, seinen Feind zu besiegen, was Euer Gnaden so hoch preiset."

„Das ist's eben, was mich verdrießt und auch Dich verdrießen muß, Sancho", antwortete Don Quijote; „ich werde deßhalb von jetzt an darauf bedacht sein, ein Schwert zu bekommen, das ein solches Meisterstück ist, daß der, welcher es bei

sich führt, vor jedem Zauber geschützt ist, und es könnte gar wohl sein, daß mir das Glück das Schwert verschaffte, das Amadis besaß, als er „der Ritter vom flammenden Schwerte" hieß, eines der besten Schwerter, das jemals ein Ritter in der Welt besessen; denn außer dem genannten Vorzug besaß es auch noch den, daß es wie ein Scheermesser schnitt, und keine Rüstung, sie mochte so stark und so verzaubert sein als sie wollte, konnte ihm Widerstand leisten."

„Ich bin ein solches Glückskind", sagte Sancho, „daß, wenn dieß auch der Fall wäre und Euer Gnaden bekäme ein solches Schwert, so würde es doch nur wieder demjenigen nützen und zu Gute kommen, der zum Ritter geschlagen ist, gerade wie der Balsam; die Schildknappen aber müssen stets die Kastanien aus dem Feuer holen."

„Fürchte das nicht, Sancho", sagte Don Quijote, „der Himmel wird es besser mit Dir vorhaben."

Unter solchen Gesprächen ritten Don Quijote und sein Schildknappe weiter. Plötzlich bemerkte der Erstere, daß eine große und dichte Staubwolke sich auf sie zuwälzte. Sobald er sie gewahr wurde, drehte er sich nach Sancho um und sagte zu ihm: „Dieß ist der Tag, an welchem es sich zeigen muß, welch ein Glück der Himmel für mich aufbewahrt hat. Dieß ist der Tag, sage ich, an welchem sich wie immer die Kraft meines Armes bewähren muß und an welchem ich Thaten verrichten werde, die im Buche des Ruhmes für alle Zeiten aufbewahrt zu werden verdienen. Siehst Du jene Staubwolke, welche sich dort erhebt, Sancho? Ein gewaltiges Kriegsherr, aus verschiedenen, ja unzähligen Völkern, die die Straße einherziehen, wühlt sie auf."

„Auf diese Weise wohl zwei, denn von der andern Seite her erhebt sich eine ganz ähnliche Staubwolke", sagte Sancho.

Don Quijote drehte sich, um nach jener Seite zu sehen, und gewahrte nun, daß dem wirklich so sei, was ihm eine außerordentliche Freude machte, da er sicher glaubte, es seien zwei Heere, die hier zusammenstoßen und sich auf dieser weiten Ebene eine Schlacht liefern würden; denn er hatte zu allen Zeiten und

Stunden den Kopf voll von Schlachten, Verzauberungen, glücklichen und unglücklichen Abenteuern, Liebesgeschichten und Ausforderungen, wie sie in den Ritterbüchern erzählt wurden, und alles, was er sprach, dachte und that, lief auf ähnliche Dinge hinaus. Die Staubwolken aber, die er erblickte, wurden von zwei großen Schaf- und Hammelheerden aufgewühlt, welche von verschiedenen Seiten des Weges daher kamen, die man aber, ehe sie ganz nahe waren, wegen des Staubes nicht sehen konnte. Don Quijote indeß bestand so fest darauf, daß es Heere seien, daß Sancho ihm zuletzt glaubte und sagte: „Herr, was werden wir nun anfangen?"

„Was?" fragte Don Quijote, „den Bedrängten und Schwachen beistehen. Du mußt wissen, Sancho, das Heer, das uns hier entgegenkommt, führt und befehligt der große Kaiser Alifanfaron, der Herr der großen Insel Trapobana; das andre aber, welches hinter mir drein kommt, ist das Heer seines Feindes, des Königs der Garamanten, Pentapolin mit dem aufgestreiften Aermel, so geheißen, weil er immer im Kampfe den rechten Arm entblößt hat."

„Aber warum sind denn jene Heerführer in solcher Feindschaft gegen einander?" fragte Sancho.

„Sie bekämpfen sich", antwortete Don Quijote, „weil jener Alifanfaron ein wüthender Heide ist und sich in die Tochter des Pentapolin verliebt hat, eine sehr schöne und anmuthige Christin. Ihr Vater will sie dem heidnischen König nicht geben, wenn er nicht den Glauben seines falschen Propheten Mohammed zuvor abschwört und sich zu dem seinigen bekehrt."

„Bei meinem Bart", sagte Sancho, „Pentapolin thut ganz recht daran und ich denke ihm beizustehen, so gut ich kann."

„Da wirst Du nur thun, was Deine Pflicht ist, Sancho", sagte Don Quijote: „denn um sich in einen solchen Kampf einzulassen, braucht man nicht zum Ritter geschlagen zu sein."

„Das glaub' ich wohl", antwortete Sancho, „aber wohin thun wir den Esel, daß wir sicher sind, ihn wieder zu finden, wenn der Kampf aus ist; denn daß man so beritten in den Kampf zieht, war bis jetzt, glaube ich, nicht der Brauch."

„Allerdings nicht", sagte Don Quijote; „was Du thun kannst, ist, ihn seinem Schicksal zu überlassen, mag er nun verloren gehen oder nicht; denn wir werden eine solche Auswahl an Pferden haben, wenn wir Sieger bleiben, daß selbst Rocinante Gefahr läuft, gegen ein anderes Roß vertauscht zu werden. Merke auf und sieh wohl zu, denn ich will Dir jetzt die bedeutendsten Ritter nennen, die in jenen beiden Heeren heranziehen; und damit Du sie besser sehen und merken kannst, wollen wir uns auf jene Höhe zurückziehen, von welcher man die beiden Heere muß überschauen können."

Dieß thaten sie und stellten sich auf eine Anhöhe, von welcher man die beiden Heerden, die Don Quijote als zwei Heere erschienen, hätte unterscheiden können, wenn die Staubwolken, die sie aufwühlten, ihnen nicht die Aussicht genommen und sie getäuscht hätten. Trotzdem sah er in seiner Einbildung alles, was er nicht sah und was auch nicht da war. Mit lauter Stimme begann er denn: „Jener Ritter, den Du dort siehst, in der gelben Rüstung, der in seinem Schilde einen gekrönten Löwen zu den Füßen einer Dame führt, ist der tapfere Laurcalco, der Herr von der silbernen Brücke. Der andre mit der goldgeblümten Rüstung, welcher auf dem Schilde drei silberne Kronen im blauen Felde führt, ist der gefürchtete Micocolembo, der Großherzog von Quirocia. Jener mit dem riesenhaften Gliederbau, der zu seiner Rechten reitet, ist der stets unverzagte Brandabarbaran von Boliche, der Herr der drei Arabien: er ist in eine Schlangenhaut gekleidet und hat in seinem Schilde ein Thor, das, wie die Sage behauptet, zu dem Tempel gehörte, den Simson abbrach, als er sich mit seinem Tode an seinen Feinden rächen wollte. Aber wende nun die Blicke nach jener andern Seite und Du wirst an der Spitze des Heeres den immer siegreichen und niemals besiegten Timonel von Carcajona, den Fürsten von Neubiscaya erblicken, dessen Rüstung in vier Farben glänzt, blau, grün, weiß und gelb, während er im Schilde eine goldene Katze in dunkelbraunem Felde führt, mit der Inschrift Miau, denn dieß ist der Anfang des Namens seiner Dame, welche der Sage nach die unvergleichliche Miaulina sein soll, die

Tochter des Herzogs Alfeñiquen von Algarbe. Jener dort, welcher den Rücken des kräftigen, muskulösen Rosses belastet und zusammenpreßt, eine schneeweiße Rüstung und einen weißen Schild ohne Sinnbild hat, ist ein kaum erst zum Ritter geschlagener Franzose, Namens Pierres Papin, Herr der Baronieen von Utrique; jener endlich, der die Weichen des gestreiften und leichten Zebra's mit seinen eisernen Sporen bearbeitet und eine ganz himmelblaue Rüstung hat, ist der mächtige Herzog von Nervia, Esparraguilardo vom Holze, der als Sinnbild in seinem Schilde eine geschossene Spargel mit dem castilischen Wahlspruch führt: „Mein Glück wächst noch". So zählte er noch viele Ritter und Riesen aus dem einen und andern Heere auf, wie sie gerade vor seine Phantasie traten, und allen verlieh er improvisirte Rüstungen, Farben, Sinnbilder und Wahlsprüche, wie sie ihm seine unerhört verrückte Einbildungskraft eingab. Und ohne inne zu halten, fuhr er fort: „Das Heer uns gegenüber bilden Truppen von den verschiedensten Nationen; hier die, welche die süßen Wasser des berühmten Xanthus trinken; dort die Bewohner der massilischen Berggegenden, hier die, welche das feine zarte Gold des glücklichen Arabien waschen. Dort die Bewohner der berühmten kühlen Ufer des klaren Thermodon, dort die, welche auf mancherlei und verschiedene Weise den goldenen Pactolus ausbeuten, die unzuverlässigen Numidier, die Perser, an ihren Bogen und Pfeilen kenntbar; die Parther, die Meder, welche fliehend fechten, die Araber von den Wanderzelten, die Scythen, die eben so grausam als weiß sind, die Aethiopen mit den durchbohrten Lippen und so ins Unendliche fort Völker, deren Gesichter ich kenne und sehe, deren Namen ich mich aber nicht mehr entsinne. In dem andern Heere kommen die, welche die krystallhellen Wasser des olivenumpflanzten Bätis trinken; die, welche ihre Gesichter mit dem Naß des ewig reichen und goldenen Tajo waschen; solche, welche die heilsamen Fluten des göttlichen Jenil trinken; die, welche die fetten Weiden der tartesischen Felder betreten; die, welche sich in den elysischen Feldern von Xeres vergnügen; die reichen, mit goldenen

Aehren gekrönten Manchaner; die Eisengerüsteten, uralte Reste gothischen Blutes; die, welche sich im Pisuerga baden, der durch seine sanfte Strömung berühmt ist; die, welche ihre Heerden auf den weiten Triften des krümmungenreichen Guadiana weiden, der wegen seines verborgenen Laufes berühmt ist; die, welche in den waldigen Pyrenäen und auf den weißen Kuppen des hohen Apennins Frost und Kälte ertragen müssen; kurz, alle Völker, welche Europa umfaßt und in sich schließt."

Hilf Himmel! wie viel Provinzen kannte er, wie viel Nationen zählte er auf, und jeder gab er mit bewundernswerther Schnelligkeit die ihr zugehörenden Attribute, ganz versunken und vertieft in das, was er in seinen lügenvollen Büchern gelesen. Sancho Panza hing am Munde seines Herrn und sprach kein Wort, sondern blickte nur von Zeit zu Zeit in der angedeuteten Richtung, um zu sehen, ob die Ritter und Riesen wirklich sich zeigten, welche sein Herr aufzählte; da er aber keinen von Allen entdeckte, so sagte er: „Herr, der Teufel soll mich holen, wenn ein Mensch, Ritter oder Riese, von denen Euer Gnaden spricht, sich weit und breit zeigt; wenigstens sehe ich sie nicht; vielleicht ist wieder Zauberei im Spiele wie bei den Erscheinungen der gestrigen Nacht."

„Wie kannst Du nur so reden!" antwortete Don Quijote, „Hörst Du nicht das Wiehern der Rosse, das Schmettern der Trompeten, den Schall der Pauken?"

„Ich höre nichts andres", versetzte Sancho, „als das Geblök von vielen Schafen und Hammeln;" und so war es auch in der That, denn die beiden Heerden waren inzwischen ziemlich nahe herangekommen.

„Deine Furchtsamkeit", sagte Don Quijote, „läßt Dich weder deutlich sehen noch hören, denn es ist eine der Eigenschaften der Furchtsamkeit, daß sie die Sinne täuscht und macht, daß die Dinge nicht erscheinen, wie sie sind. Wenn Du Dich so sehr fürchtest, so ziehe Dich zurück und laß mich allein, denn ich bin allein schon Manns genug, der Partei den Sieg zu verleihen, zu der ich mich schlage." Und mit diesen Worten gab

er Rocinanten die Sporen, legte die Lanze ein und sprengte wie der Blitz die Anhöhe hinab.

Sancho rief ihm laut nach: „Kehrt um, Euer Gnaden, Herr Don Quijote, ich schwöre Euch bei Gott, es sind nichts als Schafe und Hammel, die Ihr befehdet, kehrt um! O, daß mich mein Vater nie gezeugt! Was ist das für ein Wahnsinn! Seht doch, daß nirgend ein Riese oder Ritter, keine Katzen, noch Rüstungen, keine getheilten, noch ungetheilten Schilde, kein ächtes Himmelblau, noch gemischtes weit und breit ist. Was macht Ihr denn? Sünder, der ich bin!"

Aber Don Quijote kehrte deßhalb doch nicht um, sondern rief mit lauter Stimme: „Wohlauf, Ritter, die Ihr unter den Schaaren des tapfern Kaisers Pentapolin mit dem aufgestreiften Aermel kämpft, folgt mir Alle! Ihr sollet sehn, wie leicht ich ihm Rache an seinem Feinde Alifanfaron von Trapobana verschaffe."

Mit diesen Worten ritt er mitten unter das Heer von Schafen hinein und begann so verwegen und wüthend auf sie loszustechen, als wenn es gälte, seine Todfeinde niederzuwerfen. Die Hirten und Schafknechte, welche die Heerde begleiteten, riefen ihm zu, er solle das bleiben lassen; als sie aber sahen, daß sie damit nichts ausrichteten, nahmen sie die Schleudern vom Gurt und begrüßten seine Ohren mit faustgroßen Steinen.

Don Quijote kümmerte sich nicht um die Steine, sondern sprengte bald da-, bald dorthin ein und rief: „Wo bist Du, stolzer Alifanfaron? Komm heran, ich bin ein einzelner Ritter und will mich Mann gegen Mann mit Dir messen und Dir zur Strafe für die Schmach, die Du dem tapfern Pentapolin Garamanta anthust, den Garaus machen."

Im selben Augenblick kam ein Bachkiesel gelogen, fuhr ihm in die Seite und schlug ihm zwei Rippen in da Leib. Als er sich so übel zugerichtet sah, glaubte er nicht anders, als er sei todt, oder zu Tode verwundet. Da erinnerte er sich seines Tranks, holte seine Flasche heraus, setzte sie an den Mund und wollte eben zu trinken beginnen; ehe er aber noch die nach seiner Ansicht nöthige Portion geschluckt, kam ein zweiter solcher Mandelkern und traf ihn so voll auf die Hand und die Flasche, daß er

diese in Stücke schlug, unterwegs drei bis vier Backenzähne mitnahm und ihm zwei Finger an der Hand schwer verletzte. Diese beiden rasch auf einander folgenden Schläge rissen den armen Ritter aus dem Sattel. Die Hirten eilten herzu, und da sie nicht anders glaubten, als sie hätten ihn umgebracht, trieben sie in größter Eile ihre Heerde zusammen, luden die todten Stücke, deren mehr als sieben waren, auf und machten, ohne sich weiter umzusehen, sich aus dem Staube.

Sancho blieb die ganze Zeit auf der Anhöhe und sah den Tollheiten, die sein Herr trieb, zu, indem er sich den Bart raufte und die Stunde und den Augenblick verfluchte, wo ihn sein Unstern mit dem Ritter bekannt gemacht. Als er ihn aber so im Staube liegen und die Hirten sich auf die Ferse machen sah, kam er von der Anhöhe herab und eilte zu Don Quijote, den er sehr schlimm zugerichtet, aber noch bei Bewußtsein fand. „Sagte ich es Euch nicht, Herr Don Quixote", rief Sancho, „daß Ihr umkehren solltet, denn das, was Ihr angreifen wollet, seien keine Heere, sondern Hammelheerden?"

„Wie der Erzschuft von Zauberer, mein Feind, mir doch alles verwandeln und verfälschen kann! Wisse, Sancho, diesen Zauberern ist es leicht, uns alles erscheinen zu lassen, wie sie wollen, und jener Schurke, der mich aus Neid über den Ruhm verfolgt, den ich in diesem Kampfe geerntet haben würde, hat die feindlichen Heere in Schafheerden verwandelt. Wenn Du mir nicht glauben willst, so thue mir um des Himmels willen einen Gefallen, Sancho, damit Du Dich von Deinem Irrthum erholest, seheſt, daß ich die Wahrheit spreche. Besteige Deinen Esel und folge ihnen behutsam, Du wirst sehen, daß sie in einiger Entfernung von hier wieder ihre frühere Gestalt annehmen und statt Hammel ächte und gerechte Menschen werden, wie ich sie Dir zuvor beschrieben ... Aber gehe lieber jetzt noch nicht: denn ich bedarf Deiner Hülfe und Deines Beistandes; beuge Dich zu mir herab und sieh, wie viele Backen- und Vorderzähne mir fehlen; denn mir ist's, als hätte ich gar keinen mehr im Munde."

Sancho beugte sich so nahe herab, daß er ihm beinahe die Augen in den Mund steckte und zwar gerade in dem Momente,

als der Balsam in dem Magen Don Quijote's seine Wirkung gethan; und während ihm Sancho so in den Mund guckte, entlud sich heftiger als aus einer Büchse, was er darin hatte, und fuhr in den Bart des mitleidigen Knappen.

„Heilige Maria!" sagte Sancho, „was ist mir geschehen? der arme Sünder muß auf den Tod verwundet sein, wenn das Blut ihm so aus dem Munde schießt." Bei näherer Untersuchung erkannte er jedoch an Farbe, Geruch und Geschmack, daß es kein Blut war, sondern der Balsam aus der Flasche, den er ihn hatte trinken sehen, und es wandelte ihn ein solcher Ekel an, daß der Magen sich ihm um und um drehte, und er wiederum seinen Herrn bespie, daß sie Beide wie von Perlen glänzten. Sancho eilte zu seinem Esel, um etwas aus seinem Schnappsack zu holen, womit er sich reinigen und seinen Herrn verbinden könnte, als er ihn aber nicht fand, fehlte nicht viel, daß er um den Verstand gekommen wäre. Er verwünschte sich aufs Neue und nahm sich im Stillen fest vor, seinen Herrn zu verlassen, und nach seiner Heimat zurückzukehren, wenn er auch den Lohn für seine Dienste und die Hoffnung auf die Regierung der versprochenen Insel verlieren sollte.

Don Quijote stand indessen auf und steckte die linke Hand in den Mund, damit ihm die Zähne nicht herausfielen, mit der andern aber faßte er Rocinante am Zügel, der sich bis jetzt neben seinem Herrn nicht gerührt hatte (ein so treues und wohlerzogenes Thier war es); dann trat er zu seinem Schildknappen, der, das Kinn in die Hand gestützt, quer über seinen Esel gelehnt stand, wie ein Mensch, der ganz in Gedanken versunken ist. Als Don Quijote ihn in diesem niedergeschlagenen Zustande erblickte, sagte er zu ihm: „Wisse, Sancho, daß ein Mensch nicht mehr ist, als der andere, wenn er nicht mehr thut, als der andre; all diese Stürme, die jetzt über uns dahinziehen, sind Zeichen, daß das Wetter sich bald aufheitern wird, und das Glück zu unsern Gunsten sich wenden wird, denn das Glück wie das Unglück können nie lange dauern, und daraus folgt, daß, nachdem das Unglück lange genug gedauert, das Glück nahe sein muß. Du darfst Dich deßhalb von dem Ungeschick, das mir

widerfahren, nicht beugen lassen, da Dir kein Theil davon zufällt."

„Wiesern nicht?" antwortete Sancho: „war etwa der, den sie gestern prellten, nicht der Sohn meines Vaters, und der Schnappsack, der mir jetzt sammt all meinen Habseligkeiten fehlt, gehört er einem anderen als mir?"

„Wie, Dein Schnappsack fehlt Dir, Sancho?" sagte Don Quijote.

„Allerdings!" antwortete Don Quijote.

„Auf diese Weise hätten wir heute nichts zu essen", versetzte Don Quijote.

„Freilich", erwiderte Sancho, „wenn anders es auf diesen Wiesen an den Kräutern fehlte, von denen Euer Gnaden sagt, daß Ihr sie kennt, und mit denen die unglücklichen fahrenden Ritter, wie Euer Gnaden einer ist, sich in ähnlichen Fällen den Mangel zu ersetzen wissen."

„Bei alle dem", antwortete Don Quijote, „wäre mir jetzt doch ein Stück Weißbrot, oder ein Laib, und ein Paar Härings-köpfe lieber, als alle Kräuter, welche Dioscorides beschreibt, und wären auch alle Commentare des Doctor Laguna dabei; steig indeß auf Deinen Esel, guter Sancho, und folge mir nach, denn Gott, der für alle Dinge sorgt, wird es auch uns nicht fehlen lassen, zumal da wir in seinem Dienste leben; denn er verläßt die Mücken nicht in der Luft, noch die Würmer auf der Erde, ja selbst den Froschlaich nicht im Wasser. Er läßt in seiner Barm-herzigkeit die Sonne aufgehen über die Guten wie über die Bösen und regnen über Gerechte und Ungerechte."

„Euer Gnaden", sagte Sancho, „würde besser zum Pfarrer, als zum fahrenden Ritter taugen."

„Fahrende Ritter wissen von allem und müssen von allem wissen, Sancho", sagte Don Quijote, „denn in früheren Jahr-hunderten gab es fahrende Ritter, die mit solcher Leichtigkeit, mitten auf der Landstraße, eine Predigt oder Rede hielten, als wenn sie auf der Universität Paris graduirt hätten, und daraus folgt, daß nie die Lanze die Feder, noch die Feder die Lanze stumpf macht."

„Nun, dem mag so sein, wie Euer Gnaden sagt", versetzte Sancho; „machen wir uns jetzt auf den Weg, und sehen wir, wo wir heute Nacht ein Unterkommen finden; und Gott gebe, daß das irgendwo sei, wo wir weder eine Prellerei, noch Preller, weder Gespenster, noch verzauberte Mohren finden; sind aber wieder welche da, so hol' der Teufel die ganze Wirthschaft."

„Bitte nur Gott darum, Sohn", sagte Don Quijote, „und führe mich, wohin Du willst; denn dießmal will ich Dir die Wahl unsrer Nachtherberge überlassen; aber gib mir die Hand und befühle mich mit dem Finger, sieh genau zu, wie viel Vorder- und Backzähne an der rechten obern Kinnlade fehlen; denn hier fühle ich Schmerzen."

Sancho steckte die Finger hinein und fragte, indem er ihn aufmerksam befühlte: „Wie viel Backzähne hatte Euer Gnaden sonst auf dieser Seite?"

„Vier", antwortete Don Quijote, „außer dem Weisheitszahn, alle ganz und gesund."

„Euer Gnaden, besinnt Euch wohl, was Ihr sagt", antwortete Sancho.

„Ich sage vier, wenn es nicht gar fünfe waren", antwortete Don Quijote; „denn in meinem ganzen Leben hat man mir keinen Vorder- oder Backzahn ausgezogen, eben so wenig als mir einer ausgefallen, oder von der Zahnfäule oder von einem Flusse ausgegangen wäre."

„Nun, auf dieser Seite unten", sagte Sancho, „hat Euer Gnaden nicht mehr als zwei und einen halben Backzahn und oben weder einen halben, noch einen ganzen, denn da ist alles glatt wie meine flache Hand."

„Ich Unglücklicher!" sagte Don Quijote, als er die traurige Kunde von seinem Knappen vernahm; „ich wollte lieber, sie hätten mir einen Arm abgehauen, wenn es nur der nicht war, mit dem man das Schwert führt; denn Du mußt wissen, Sancho, ein Mund ohne Zähne ist wie eine Mühle ohne Stein, und ein Zahn ist höher zu achten, als ein Diamant. Aber dem allem sind wir ausgesetzt, die wir zu dem strengen Orden der

Ritterschaft zählen. Steig auf, mein Freund, und reite voran, damit ich Dir auf dem Wege folge, den Du einschlägst."

Sancho that wie ihm befohlen und schlug die Richtung ein, wo er eine Herberge zu finden hoffte, ohne von der Landstraße abzuweichen, die hier gerade fortging. Während sie so gemächlich ihres Weges zogen, da der Zahnschmerz Don Quijote beständig quälte und nicht rascher reiten ließ, suchte Sancho ihn zu unterhalten und zu zerstreuen, indem er ihm dieß und jenes vorschwatzte und unter anderm auch erzählte, was im folgenden Kapitel berichtet werden soll.

Neunzehntes Kapitel.

Kluges Gespräch, welches Sancho mit seinem Herrn führte, und das Abenteuer, das ihm mit einem Leichnam begegnete, nebst andern außerordentlichen Begebenheiten.

„Mich dünkt, gnädiger Herr, alle die Unglücksfälle, die uns in den letzten Tagen begegnet sind, sollen eine Strafe für Euer Gnaden Vergehen an dem Orden der Ritterschaft sein, denn Ihr habt Euren Schwur nicht erfüllt, auf keinem Tischtuche zu essen, noch mit Königinnen Euch zu erlustigen, nebst allem andern, was sonst noch zu befolgen, bis Ihr die Blechhaube von jenem Malandrino, oder wie sich der Mohr nennt, der mir gerade nicht beifällt, erobert habt."

„Du hast ganz recht, Sancho", erwiderte Don Quijote, „aber offen gesagt, es war mir ganz aus dem Gedächtniß entschwunden, und doch kannst Du auf der andern Seite überzeugt sein, daß Du zur Strafe, weil Du mich nicht zur rechten Zeit daran erinnerst, die Prelle aushalten mußtest; doch ich will es wieder gut machen, denn im Orden der Ritterschaft gibt es für Alles Mittel."

„Nun, habe ich denn etwa geschworen?" fragte Sancho.

„Das hat nichts zu sagen, daß Du nicht geschworen", ant-

wortete Don Quijote; „genug, daß ich weiß, daß Du nicht ganz von der Mitschuld frei bist, und mag dem nun sein, wie ihm wolle, es wird immer gut sein, auf Mittel zu denken."

„Nun, wenn dem so ist", sprach Sancho, „so gebt nur Acht, daß Ihr es nicht gerade so vergeßt, wie den Schwur; denn sonst könnte die Gespenster noch einmal die Lust anwandeln, mit mir ihren Scherz zu treiben, ja am Ende auch mit Euer Gnaden, wenn sie so viel Zuversicht sehen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen überfiel sie mitten auf dem Wege die Nacht, ohne daß sie an einem Orte waren oder einen solchen entdecken konnten, wo man dieselbe zubringen sollte; das Schlimmste aber war, daß sie vor Hunger beinahe umkamen, denn da ihnen der Schnappsack fehlte, fehlte ihnen auch jeglicher Vorrath an Lebensmitteln, und um ihr Unglück voll zu machen, begegnete ihnen ein Abenteuer, das in der That und ohne Zuthat der Phantasie ein solches war. Es brach die Nacht mit ziemlicher Dunkelheit herein, sie ritten aber nichts desto weniger weiter, da Sancho der Ansicht war, sofern dieß die Landstraße sei, müßten sie nothwendig in ein oder zwei Meilen auf eine Schenke stoßen. Als sie nun so bei dunkler Nacht ihres Weges zogen, der Schildknappe voll Hunger, der Herr voll Lust zu essen, sahen sie plötzlich auf demselben Wege, auf dem sie sich befanden, eine große Masse Lichter ihnen entgegen kommen, welche ganz wie Sterne aussahen, die sich bewegten. Sancho war ganz starr, als er dieß sah, und auch Don Quijote war nicht wohl zu Muthe: der Eine zog daher am Halfter seines Esels, der andre an den Zügeln seines Pferdes, und so erwarteten sie, aufmerksam in die Ferne blickend, was das werden sollte. Sie sahen, wie ihnen die Lichter immer näher kamen und mit jedem Schritte größer wurden. Bei diesem Anblick fing Sancho an wie Espenlaub zu zittern und Don Quijote stiegen die Haare zu Berge. Endlich sich etwas erholend, sagte er: „Ohne Zweifel, Sancho, ist dieß das größte und gefährlichste Abenteuer, bei dem es all meinen Muth und meine Kraft aufzuwenden gilt."

„Unglücklicher, der ich bin!" rief Sancho, „wenn zufällig

dieß Abenteuer wieder mit Geſpenſtern zu thun hat, wie mir ſcheint, wo ſoll ich den Rücken hernehmen, um das auszuhalten?"

„Mögen es auch Geſpenſter ſein", ſagte Don Quijote, „ſo werde ich doch nimmer dulden, daß ſie Dir einen Faden an Deinem Kleide berühren; wenn ſie das letzte Mal ihren Unfug mit Dir getrieben, ſo geſchah es, weil ich nicht über die Mauer des Hofes hinüber konnte, aber jetzt ſtehen wir im offnen Felde, wo ich mein Schwert handhaben kann, wie ich will."

„Wenn ſie es aber verzaubern und kraftlos machen, wie das jüngſt geſchehen", ſagte Sancho, „was hilft es dann, ob wir im offnen Felde ſtehen oder nicht."

„Trotz alledem", verſetzte Don Quijote, „bitte ich Dich, Sancho, guten Muths zu ſein; die Erfahrung wird Dir zeigen, daß ich es bin."

„Ja, ich will guten Muthes ſein, wenn es Gottes Wille iſt", antwortete Sancho. Zugleich ſtellten ſie ſich Beide auf eine Seite des Wegs, um genau zu beobachten, was das mit den Lichtern, die immer näher rückten, ſein möge, und ſo kamen ſie endlich der Sache auf die Fährte, denn ſie konnten gegen zwanzig Geſtalten unterſcheiden, in weißen Hemden, ſämmtlich zu Pferd, die brennenden Windlichter in der Hand, bei deren Anblick Sancho Panza am ganzen Leibe zu zittern begann, daß ihm die Zähne klapperten, als hätte er das viertägige Fieber. Und ſein Zittern und Zähneklappern wurde immer ſtärker, als ſie deutlich erkennen konnten, daß hinter den Männern in den weißen Gewändern eine ſchwarz behangene Bahre folgte, und hinter dieſer wieder ſolche, bis an die Füße ihrer Maulthiere in Schwarz gehüllte Reiter kamen, denn daß es nicht Pferde waren, bemerkten ſie an dem gemächlichen Gang. Die Männer in den weißen Hemden zogen mit leiſem, wehklagendem Geſang einher. Dieſe ſeltſame Erſcheinung zu ſolcher Stunde und an ſo einſamem Orte war hinreichend, um nicht nur Sancho, ſondern auch ſeinem Herrn Furcht einzujagen; und Don Quijote war kaum von ihr erfaßt, als Sancho bereits all ſeinem Muthe den Abſchied gegeben. Sein Herr aber faßte ſich wieder einigermaßen, da ihm ſeine Phantaſie augenblicklich vorgaukelte,

das sei eines von den Abenteuern, wie er sie in seinen Büchern gefunden.

Er bildete sich ein, die Tragbahre sei eine Todtenbahre, auf welcher ein Schwerverwundeter oder Todter getragen werde, dessen Rache ihm allein aufbehalten sei; und ohne ein Wort zu verlieren, legte er seine Lanze ein, setzte sich in seinem Sattel fest und stellte sich mit edlem Anstand und stolzer Haltung mitten auf dem Wege auf, den die Männer in den weißen Hemden nothwendig kommen mußten; und als er sie ganz in seiner Nähe sah, erhob er die Stimme und sagte: „Haltet an, Ritter, wer Ihr auch sein mögt, und gebt mir Rechenschaft, wer Ihr seid, woher Ihr kommt, wohin Ihr geht, und wer der ist, den Ihr auf dieser Bahre habt; denn nach dem äußern Scheine habt Ihr entweder ein Unrecht verübt, oder es ist Euch eines zugefügt worden, und es ziemt sich und ist von Nöthen, daß ich es wisse, um entweder Euch zu züchtigen für das Unrecht, das Ihr gethan, oder die Ungebühr zu rächen, die man Euch angethan."

„Wir haben Eile", antwortete einer von den Männern in den weißen Hemden, „und die Schenke ist noch weit; wir können Euch daher nicht die umständliche Rechenschaft geben, die Ihr verlangt." Damit gab er dem Maulthier die Sporen und wollte vorüber reiten.

Don Quijote aber nahm diese Antwort übel auf; er fiel dem Thier in die Zügel und rief dem Daraufsitzenden zu: „Haltet an und seid höflicher; gebt mir die Rechenschaft, die ich verlange, wenn nicht, so erkläre ich Euch alle mit mir in Fehde."

Das Maulthier scheute leicht und war deßhalb, als man ihm in den Zügel fiel, so erschrocken, daß es in die Höhe bäumte und mit seinem Reiter überschlug. Ein Bursche, der zu Fuß war und den im Hemde niederstürzen sah, begann auf Don Quijote hineinzuschimpfen, der, schon sehr aufgeregt, ohne sich weiter zu bedenken, seine Lanze einlegte, auf den schwarzverhüllten und trotzigen Burschen losstürzte und ihn zu Boden warf. Dann wandte er sich zu den übrigen, und es war der Mühe werth zu sehen, mit welcher Behendigkeit er sie angriff und auf sie einhieb; man hätte glauben sollen, Rocinanten seien

in diesem Augenblick Flügel gewachsen, so leicht und stolz wandte er sich nach rechts und links. All die Männer in den weißen Hemden waren furchtsames unbewaffnetes Volk und darum leicht und rasch in die Flucht geschlagen, und sie liefen mit den brennenden Windlichtern über das Feld weg, daß es gerade aussah, als wenn sie einen Maskenscherz in der Luft einer Fastnacht ausführten. Die Trauerleute konnten sich in den weiten Schleppen und Oberröcken kaum bewegen; Don Quijote stach sie deßhalb, ohne für seine eigene Haut etwas befürchten zu müssen, nach Herzenslust zusammen, und zwang sie ihren Posten zu verlassen, denn alle glaubten, es sei kein Mensch, sondern ein Teufel aus der Hölle, der ihnen die Leiche abjagen wolle, die sie auf der Bahre trugen.

Sancho sah dem allen zu, ganz verwundert über die Kühnheit seines Gebieters, und sagte bei sich selber: „Mein Herr ist doch wirklich so tapfer und muthig, als er behauptet."

Eine brennende Fackel lag neben dem, welcher zuerst vom Maulthier gestürzt war, und bei ihrem Schein konnte Don Quijote ihn erkennen; er trat deßhalb zu ihm, setzte ihm die Spitze der Lanze auf die Brust und forderte ihn auf, sich zu ergeben: wo nicht, so werde er ihn niederstoßen.

Der Gestürzte aber antwortete: „Ich habe mich bereits ergeben, denn ich kann mich nicht rühren; ich habe ein Bein gebrochen. Ich bitte Euch, gnädiger Herr, wenn Ihr ein Christ seid, mich nicht umzubringen, Ihr würdet eine große Todsünde begehen, denn ich bin Licentiat und habe die ersten Weihen."

„Nun, wer hat Euch denn hierhergeführt", sagte Don Quijote, „wenn Ihr ein Mann der Kirche seid?"

„Wer?" antwortete der am Boden Liegende, „mein Unstern."

„Aber es droht Euch noch ein größerer", sagte Don Quijote, „wenn Ihr mir nicht in allem willfahrt, was ich zuerst von Euch verlangt."

„Ich kann Euer Gnaden leicht befriedigen", antwortete der Licenciat; „so wißt denn, daß, obgleich ich vorhin mich für einen Licenciaten ausgab, ich doch nur ein Baccalaureus bin. Ich heiße

Alonso Lopez, bin aus Alcovendas gebürtig, komme aus der Stadt Baeza mit elf andern Geistlichen, jenen, die eben mit den Windlichtern entflohen sind; wir gehen nach Segovia und begleiten eine Leiche, die auf einer Bahre liegt; sie gehört einem Ritter, der in Baeza starb und dort beigesetzt ward; nun führen wir seine Gebeine nach seinem Familienbegräbniß zu Segovia, woher er gebürtig ist."

„Und wer hat ihm den Tod gegeben?" fragte Don Quijote.

„Gott, vermittelst eines tödtlichen Fiebers, das ihm den Garaus machte", antwortete der Baccalaureus.

„So hat mich also", sagte Don Quijote, „der Herr im Himmel der Mühe überhoben, seinen Tod zu rächen, was meine Pflicht gewesen, wenn ein andrer ihn getödtet. Da er es aber ist, der ihn getödtet, so kann ich nichts thun, als schweigen und mich darein ergeben, denn dasselbe müßte ich thun, wenn er mir selbst das Leben nähme. Ihr müßt wissen, ehrwürdiger Herr, daß ich ein Ritter aus der Mancha bin, Don Quijote geheißen, und daß es meine Pflicht und Aufgabe ist, die Welt zu durchziehen, um Unrecht wieder gut zu machen und allen Beschwerden abzuhelfen."

„Ich weiß nicht, wie das Unrecht gut machen heißt", sagte der Baccalaureus, „wenn Ihr, was an mir gerade war, krumm gemacht, indem Ihr mir ein Bein brachet, das all sein Lebtage nicht mehr gerade wird, und die Beschwerde, der Ihr bei mir abgeholfen, hat mir auf eine Weise geholfen, daß sie mich immer und ewig beschweren wird; es ist kein geringer Unstern, der mich mit Euch zusammengeführt hat, Euch, der nur auf Abenteuer ausgeht."

„Nicht alles", antwortete Don Quijote, „geschieht auf einerlei Weise; das Unglück war, Herr Baccalaureus Alonso Lopez, daß Ihr so bei Nacht, in diesen Verhüllungen, mit den brennenden Windlichtern, Gebete murmelnd und in Trauergewändern einherziehen mußtet, so daß es ganz aussah, wie eine böse Sache und eine Mummerei aus der andern Welt; deßhalb mußte ich meine Pflicht thun und Euch angreifen, und wahrlich, ich hätte Euch angegriffen, wenn ich auch gewußt, Ihr seiet die

leibhaftigen Teufel aus der Hölle, wofür ich Euch wirklich ansah und hielt."

„Da es nun mein Unstern so gewollt", sagte der Baccalaureus, „so bitte ich Euer Gnaden, Herr fahrender Ritter, der Ihr so schlimm mit mir umgegangen, daß Ihr mir unter dem Maulthier hervorhelft, denn das eine Bein steckt mir zwischen Steigbügel und Sattel."

„Ich hätte lieber vollends bis morgen gewartet", sagte Don Quijote; „bis wann wolltet Ihr es denn aufschieben, mir zu sagen, was Euch fehlt."

Alsbald rief er Sancho Panza, daß er herbeikomme; dieser beeilte sich aber nicht, denn er war gerade damit beschäftigt, einen Kücheneſel abzupacken, welchen die guten Herren mit sich führten und der tüchtig mit Eßwaaren beladen war. Sancho hatte einen Sack auf dem Kücheneſel entdeckt und stopfte Alles, was er zusammenraffen konnte, hinein, lud es auf seinen Esel und folgte dann seinem Herrn, dem er den Baccalaureus unter der Last des Maulthiers hervorziehen half, dann setzte er ihn hinauf und gab ihm das Windlicht. Don Quijote aber sagte zu ihm, daß er seine in die Flucht geschlagenen Gefährten aufsuchen und sie in seinem Namen um Verzeihung für die erlittene Ungebühr bitten solle, da es nicht in seiner Macht gestanden, das Gethane zu unterlassen.

Und Sancho fügte hinzu: „Wenn die Herren etwa wissen wollen, wer der Tapfere gewesen, der ihnen so zugesetzt, so sage ihnen Euer Gnaden, daß es der berühmte Don Quijote von der Mancha war, der auch der Ritter von der traurigen Gestalt genannt wird."

Der Baccalaureus entfernte sich nach diesen Worten. Ich vergaß jedoch zu erzählen, daß er zuvor zu Don Quijote sagte: „Euer Gnaden möge wissen, daß Ihr excommunicirt seid, weil Ihr die Hand ungerechter Weise an eine geheiligte Sache gelegt, denn es heißt: juxta illud, si quis suadente diabolo etc."

„Ich verstehe kein Latein", antwortete Don Quijote; „aber das weiß ich, daß ich nicht die Hand angelegt, sondern diese Lanze; es ist mir überdieß nicht eingefallen, einen Priester oder

ein Mitglied der Kirche zu kränken, welche ich achte und verehre, wie es einem katholischen und getreuen Christen, der ich bin, ziemt: ich hielt sie für Gespenster und Schreckbilder der Unterwelt. Doch wäre dem auch so, ich weiß ganz wohl, was dem Cid Rui Diaz begegnete, als er den Stuhl des königlichen Gesandten vor Seiner Heiligkeit dem Papste zertrümmerte; dieser that ihn in den Bann. Der tapfere Rodrigo de Vivar zeigte sich an jenem Tage als ein sehr ehrenhafter und tapferer Ritter."

Der Baccalaureus entfernte sich, wie wir bereits gesagt ohne ein Wort zu sprechen. Don Quijote aber bat Sancho, ihm zu sagen, was ihn bewogen, ihn jetzt, da er es doch nie gethan, den „Ritter von der traurigen Gestalt" zu nennen.

„Ich werde es Euch sagen", antwortete Sancho; „ich betrachtete Euch eine Weile bei dem Lichte jener Fackel, die der Unglückliche trug, und wahrhaftig, Euer Gnaden hatte die traurigste Gestalt, die ich jemals gesehen; mocht' es nun davon kommen, daß Ihr Euch in diesem Kampfe zu sehr angestrengt, oder war's, weil Euch die vordern und Backenzähne fehlen."

„Das ist es nicht", versetzte Don Quijote, „sondern dem Weisen, dem es aufbehalten ist, die Geschichte meiner Thaten zu schreiben, dünkte es ohne Zweifel gut, daß ich mir einen Beinamen wähle, wie ihn alle Ritter der Vorzeit führten. So hieß einer der Ritter vom flammenden Schwert, ein andrer der vom Einhorn; dieser der Ritter von den Jungfrauen, jener der vom Phönix, ein andrer der Ritter vom Greifen und noch ein andrer der Ritter vom Tode, und unter diesen Namen und Wahrzeichen waren sie auf dem ganzen Erdenrunde bekannt, und also sage ich, daß der bereits genannte Weise Dir in Sinn und Mund gelegt, daß Du mich den „Ritter von der traurigen Gestalt" nennen sollst, wie ich mich von jetzt an ebenfalls nennen werde. Damit aber dieser Name sich noch besser für mich eigne, bin ich entschlossen, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, mir auf den Schild eine überaus traurige Gestalt malen zu lassen."

„Die Zeit und Kosten, Herr, könnt Ihr Euch sparen, die Euch das Abmalen kosten würde", sagte Sancho; „Ihr braucht nur die eigne Gestalt zu zeigen und diejenigen, so Euch betrachten,

Euer Antlitz sehen zu lassen, so werden Euch alle ohne Weiteres und ohne anderes Bild und Schild „den Ritter von der traurigen Gestalt" nennen, und glaubt mir, ich sage die Wahrheit, denn ich bürge dafür, Herr (das ist aber nur Spaß), daß der Hunger und die mangelnden Backenzähne Euch das Gesicht so übel zugerichtet, daß man, wie ich bereits gesagt, das traurige Bild vollständig entbehren kann."

Don Quijote lachte über den Scherz Sancho's, nahm sich aber doch vor, sich diesen Namen beizulegen, sowie er sich auch seinen Schild oder Tartsche bemalen lassen wollte, da er sich's einmal in den Kopf gesetzt.

Don Quijote wollte nachsehen, ob die Leiche, die auf der Bahre lag, aus Haut und Knochen bestehe oder nicht. Sancho aber war damit durchaus nicht einverstanden und sagte: „Euer Gnaden hat dieß gefährliche Abentener von allen, die ich mit angesehen, am glücklichsten bestanden. Aber diese Bande, obgleich besiegt und in die Flucht geschlagen, könnte sich doch einfallen lassen, daß sie ein Einzelner überwunden, und deßhalb aufgebracht und beschämt umkehren, um uns aufzusuchen und die Scharte auszuwetzen, indem sie uns etwas hinter die Ohren schrieben. Der Esel ist im besten Zustande, das Gebirg nahe, der Hunger im Ueberflusse vorhanden; ich wüßte nicht, was wir andres thun wollten, als uns sachte zurückzuziehen, wie man sagt: laßt den Todten ins Grab und den Lebendigen nach dem Brotlaib gehen." Und seinen Esel vorwärts treibend, bat er seinen Herrn ihm zu folgen, der denn auch, da ihm Sancho recht zu haben schien, ohne Widerspruch folgte. Sie waren noch nicht lange zwischen zwei niederen Bergen fortgeritten, als sie sich in einem weiten und einsamen Thale befanden, wo sie abstiegen und Sancho den Esel ablud. Auf dem grünen Grase ausgestreckt, nahmen sie nun mit der Würze des Hungers Frühstück, Mittagessen, Abendbrot und Nachtmahl auf einmal ein, indem sie ihren Magen mit mehr als einem Leckerbissen kitzelten, den die Herren Geistlichen, welche die Leiche begleiteten, auf den Küchenesel geladen hatten; denn diese Herren sind gewöhnlich sehr gut versehen. Es begegnete ihnen aber ein neuer Unstern,

den Sancho für den schlimmsten von allen hielt; sie hatten nämlich keinen Wein zu trinken und nicht einmal Wasser, um den Mund naß zu machen. So vom Durste geplagt, sagte Sancho, als er die Wiese, auf der sie lagen, mit grünem und dichtem Grase bedeckt sah, was man im folgenden Kapitel finden wird.

Zwanzigstes Kapitel.

Das niegesehene, unerhörte Abenteuer, das der tapfre Ritter Don Quijote von der Mancha mit weniger Gefahr bestand, als je ein berühmter Ritter in der Welt.

„Es ist nicht anders möglich, Herr, jenes frische Grün deutet darauf hin, daß hier in der Nähe eine Quelle oder ein Bach ist, die jenes Gras bewässern; es wird deßhalb gut sein, wenn wir etwas weiter gehen, damit wir ein Mittel finden, den furchtbaren Durst zu stillen, der uns quält und entschieden eine größere Pein verursacht, als der Hunger."

Der Rath dünkte Don Quijote gut; er nahm deßhalb Rocinante am Zügel und Sancho seinen Esel am Halfterriemen, nachdem er ihm zuvor die Ueberbleibsel von der Mahlzeit aufgeladen, und so begannen sie tappend über die Wiese hinzuziehen, denn die Dunkelheit der Nacht ließ sie nichts sehen. Aber sie waren noch nicht zweihundert Schritte weit gekommen, als ein lautes Brausen von Wasser an ihr Ohr schlug, als ob es von hohen und steilen Felsen herabstürzte. Das Geräusch machte ihnen eine große Freude, und als sie sich anschickten, zu horchen, von welcher Seite dasselbe komme, hörten sie plötzlich ein andres Geräusch, das ihnen die Freude über das Wasser wieder etwas vergällte, vorzüglich Sancho, der vom Hause aus etwas furchtsam und schwachmüthig war. Sie hörten nämlich tactmäßige Schläge mit einem Geklirr wie von Eisen und Ketten, die, von dem wilden Brausen des Wassers begleitet, jedem andern Herzen, als dem Don Quijote's, Furcht eingejagt hätten.

Die Nacht war, wie gesagt, dunkel und sie gingen zufällig gerade zwischen hohen Bäumen, deren Blätter, von sanftem Winde bewegt, ein unheimlich dumpfes Geräusch machten. Die Einsamkeit der Gegend, die Dunkelheit, das Rauschen des Wassers und der Blätter, alles zusammen mußte ihnen Furcht und Schrecken einflößen, namentlich als sie sahen, daß weder die Schläge aufhörten, noch der Wind sich legen wollte, noch auch daß der Morgen anbrach; zu alle dem kam, daß sie den Ort, wo sie sich befanden, gar nicht kannten.

Don Quijote aber, den sein unerschrockener Muth nicht verließ, schwang sich auf den Rocinante, ergriff seinen Schild, legte die Lanze ein und sagte: „Freund Sancho, Du mußt wissen, daß ich nach der Fügung des Himmels in diesem eisernen Zeitalter geboren bin, um in demselben das goldne oder das vergoldete, wie man es nennt, wieder zu erwecken. Ich bin der, für den die Gefahren, die Großthaten, die Werke der Tapferkeit aufbewahrt sind; ich bin es, sage ich noch einmal, in dem die Ritter der Tafelrunde, die zwölf Päre von Frankreich und die neun Männer des Ruhms wieder aufleben, bin der, welcher die Platire, Tablante, Olivante und Tirante, die Phöbus und Belianis und die ganze Schaar der berühmten fahrenden Ritter der Vorzeit vergessen machen wird, indem ich in der Zeit, in der ich lebe, so große, außerordentliche Waffenthaten vollbringe, daß sie die glanzvollsten, welche jene verrichtet, in Schatten stellen. Du bemerkst, treuer und redlicher Knappe, die Finsterniß dieser Nacht, die tiefe Stille, das dumpfe und wirre Rauschen der Blätter, das unheimliche Geräusch des Wassers, das wir zu suchen im Begriffe sind und das sich von den hohen Bergen des Mondes herabzustürzen scheint, jenes unaufhörliche Klopfen, das an unser Ohr schlägt und uns betäubt; dieß alles zusammen und jedes einzeln wäre hinreichend, Furcht, Angst und Schauer selbst in der Brust eines Mars zu erregen, wie vielmehr in der Brust dessen, der nicht an dergleichen unvermuthete Begebnisse und Abenteuer gewöhnt ist. Dieß alles aber, was ich Dir hier schildere, muß meinen Muth erwecken und entzünden, und schon schwillt mir das Herz in der Brust von dem

Wunsche, dieß Abenteuer zu bestehen, so schwierig es auch zu sein den Anschein hat. Schnalle denn dem Rocinante den Sattelgurt fester und gehabe Dich wohl. Erwarte mich hier an dieser Stelle drei Tage lang, aber nicht länger; denn wenn ich bis dahin nicht zurück bin, magst Du in unser Dorf heimkehren, und von dort, wenn Du mir einen Gefallen und ein gutes Werk erzeigen willst, begibst Du Dich nach Toboso, wo Du meiner unvergleichlichen Gebieterin Dulcinea sagen wirst, daß ihr treu ergebener Ritter bei Vollbringung von Thaten umgekommen, die ihn würdig machten, sich den Ihren zu nennen."

Als Sancho seinen Herrn so sprechen hörte, begann er mit der größten Rührung von der Welt zu weinen und sagte: „Herr, ich weiß gar nicht, warum Euer Gnaden dieses schauerliche Abenteuer bestehen will. Es ist jetzt Nacht und Niemand sieht uns; wir können deßhalb ganz gut einen andern Weg einschlagen und so der Gefahr ausweichen, müßten wir selbst drei Tage lang nichts trinken; denn wenn uns Niemand sieht, kann uns auch Niemand feige heißen, namentlich da ich unsern Pfarrer im Dorfe, den Euer Gnaden wohl kennt, oftmals predigen hörte, aß, wer sich in Gefahr begibt, darin umkommt. Es ist nicht gut, Gott zu versuchen und in ein so übermüthiges Wagniß sich einzulassen, aus dem man nur durch ein Wunder ungeschlagen hervorgehen kann. Der Himmel hat aber schon Wunder genug an Euer Gnaden gethan, indem er Euch vor dem Prellen bewahrt hat und Euch unangefochten und mit heiler Haut als Sieger aus den vielen Feinden hervorgehen ließ, die die Leiche begleiteten; und wenn dieß alles Euer starres Herz nicht bewegt und erweicht, so laßt Euch wenigstens durch den Gedanken erweichen und glaubt mir, daß ich, sobald Euer Gnaden sich von hier entfernt hat, dem Ersten Besten meine Seele zu eigen gebe, der sie haben will. Ich habe meine Heimat verlassen und bin von Weib und Kind gegangen, um Euer Gnaden zu dienen, weil ich glaubte, mich zu verbessern, nicht zu verschlimmern. Wie aber die Habsucht den Seckel zerreißt, so hat sie auch meine Hoffnungen vernichtet; denn eben als ich mir am

lebhafteſten einbildete, jene verwünſchte Hölleninſel zu bekommen, die Euer Gnaden mir ſo oft verſprochen, ſehe ich, daß Ihr mich zum Lohne und zum Tauſche dafür an einem von allem menſchlichen Verkehr ſo verlaſſenen Orte allein laſſen wollt. Bei dem alleinigen Gott, Herr, beſchwöre ich Euch, thut mir ſolches Herzeleid nicht an, und wenn ja Euer Gnaden nicht davon abſtehen will, ſolche Heldenthat zu verrichten, ſo verſchiebt es wenigſtens bis zum Anbruch des Morgens, denn nach der Kenntniß, die ich mir als Schäfer verſchafft, kann es von jetzt bis zum Tagesgrauen kaum noch drei Stunden ſein, denn das Maul des kleinen Bären ſteht uns über dem Kopfe, während es in der Linie des linken Arms Mitternacht bedeutet."

„Wie kannſt Du denn ſehen, Sancho", ſagte Don Quijote, „wo ſich dieſe Linie oder das Maul oder der Hintertheil des Kopfes befindet, da die Nacht ſo dunkel iſt, daß ſich am ganzen Himmel kein Stern zeigt?"

„Das kann ich", ſagte Sancho, „denn die Angſt hat viele Augen und ſieht die Dinge unter der Erde, wie vielmehr die am Himmel. Ueberdieß kann man wohl ausrechnen, daß wenig mehr zum Tage fehlt."

„Fehlt oder nicht", antwortete Don Quijote, „aber man ſoll jetzt und niemals von mir ſagen, daß Thränen oder Bitten mich davon abgebracht, das zu thun, was ich als Ritter zu thun verpflichtet war; darum bitte ich Dich, Sancho, zu ſchweigen. Gott, der es mir ins Herz gegeben, jenes unerhörte und furchtbare Abenteuer zu beſtehen, wird auch darauf bedacht ſein, mich aus der Gefahr zu retten und Dich in Deiner Betrübniß zu tröſten. Du aber ziehe Rocinanten den Sattelgurt feſter und bleibe hier; bald werde ich lebendig oder todt wieder bei Dir ſein."

Als Sancho ſeinen Herrn ſo feſt entſchloſſen ſah und bemerkte, wie wenig er mit ſeinen Thränen, Rathſchlägen und Bitten ausrichtete, beſchloß er, ſich einer Liſt zu bedienen, um ihn wenigſtens bis zum Tage zurückzuhalten, wenn es irgend möglich ſei. Während er nämlich mit dem Feſterſchnallen des Pferdegurts beſchäftigt war, band er dem Rocinante in aller

Stille, und ohne daß man es merkte, mit dem Halfterriemen seines Esels beide Füße zusammen, so daß Don Quijote, als er fortreiten wollte, es nicht im Stande war, weil das Pferd sich nur in Sprüngen bewegen konnte. Sancho Panza aber, den guten Erfolg seiner List gewahrend, sagte: „Seht, Herr, der Himmel, von meinen Thränen und Bitten bewegt, hat es so gefügt, daß Rocinante sich nicht bewegen kann: und wenn Ihr in Eurem Starrsinn ihn noch spornen und schlagen wollt, so heißt dieß das Schicksal erzürnen und, wie man sagt, wider den Stachel löcken."

Don Quijote war in Verzweiflung, und je mehr er dem Pferde die Sporen gab, desto weniger brachte er es von der Stelle. Er kam nicht auf den Gedanken, daß das Thier gebunden sein könne, hielt es deßhalb auch für das Beste, sich zu beruhigen und zu warten, bis entweder der Morgen käme oder Rocinante sich von selbst bewegte, da er ganz sicher glaubte, die Sache käme von einer andern Seite, und nicht entfernt an die List Sancho's dachte. Er sagte deßhalb zu ihm: „Da es nun einmal so ist, Sancho, daß Rocinante sich nicht bewegen kann, so will ich still harren, bis der Morgen anbricht, obgleich ich weinen möchte, daß er so lange zögert."

„Dabei ist nichts zu weinen", antwortete Sancho, „ich will Euer Gnaden, bis es Tag wird, mit Geschichten unterhalten, wenn Ihr absteigen und Euch nach dem Brauch der fahrenden Ritter ein wenig auf dem grünen Grase ausstrecken und schlafen wollt, damit Ihr ausgeruht seid, wenn der Tag anbricht, und mit frischen Kräften das unvergleichliche Abenteuer bestehen könnt, das Ihr erwartet."

„Was sprichst Du von Absteigen und Schlafen?" fragte Don Quijote. „Gehöre ich etwa zu den Rittern, welche der Ruhe pflegen, wenn ihnen Gefahren bevorstehen? Schlafe Du, der Du zum Schlafen geboren bist, und thue, was Du willst; ich werde thun, was mir in meiner Lage das Passendste dünkt."

„Erzürnt Euch nicht, gnädiger Herr", erwiderte Sancho, „ich meine es ja nicht böse."

Damit trat er zu ihm heran, legte die eine Hand auf den Sattelknopf, die andre auf den hintern Bausch, so daß er den linken Schenkel seines Herrn umfaßt hielt, ohne auch nur einen Fingerbreit von dem letztern zu weichen; so groß war seine Furcht vor den Schlägen, die man noch immer im Tacte hörte. Don Quijote sagte zu ihm, er möge irgend eine Geschichte erzählen, um ihn, wie er versprochen, zu unterhalten. Sancho aber antwortete, er würde es gerne thun, wenn ihm die Furcht vor dem Getöse nicht die Zunge bände.

„Dessenungeachtet will ich mich zwingen, eine Geschichte zu erzählen, die, wenn ich mit ihr zu Ende komme und man mich nicht stört, die schönste von allen Geschichten ist. Und hört mir aufmerksam zu, denn jetzt fange ich an. Es war einmal so wie es war; das Gute, das kommt, sei für Jeden, und das Böse für den, der es sucht ... Und merkt es Euch, mein gnädiger Herr, der Anfang, den die Alten ihren Geschichten gaben, war keine gleichgültige Sache; es ist ein Ausspruch des Römers Cato Zonsorinus: das Böse ist für den, der es sucht, und das paßt hier, wie der Ring am Finger, damit Euer Gnaden ruhig sei und nirgends etwas Böses suche, sonst würden wir einen andern Weg einschlagen, da Niemand uns zwingt, diesen zu gehen, der uns so viel Furcht einjagt."

„Mach' Du mit Deiner Geschichte voran, Sancho", sagte Don Quijote, „und laß mir die Wahl, welchen Weg wir gehen wollen."

„Ich sage also", fuhr Sancho fort, „daß in einem Dorfe von Estremadura ein Ziegenhirt war (ich meine einen, der die Ziegen hütete), dieser Hirt oder Ziegenhirt, wie er in meiner Geschichte weiter heißt, nannte sich Lope Ruiz und dieser Lope Ruiz war verliebt in eine Hirtin, die sich Torralva nannte, und diese Torralva war die Tochter eines reichen Viehhändlers und dieser reiche Viehhändler ..."

„Wenn Du auf diese Weise Deine Geschichte erzählst, Sancho", fiel Don Quijote ein, „und alles zweimal wiederholst, was Du sagen willst, so wirst Du in zwei Tagen nicht fertig

werden. Erzähle ohne Unterbrechung und wie ein vernünftiger Menſch, ſonſt erzähle lieber gar nicht."

„Gerade, wie ich erzähle", antwortete Sancho, „werden in meiner Heimat alle Geſchichten erzählt, und ich weiß auf keine andere Weiſe zu erzählen; es iſt nicht recht, daß Euer Gnaden von mir verlangt, ich ſoll einen neuen Brauch einführen."

„Nun ſprich, wie Du willſt", antwortete Don Quijote; „da das Schickſal einmal für gut findet, daß ich Dir zuhören ſoll, ſo fahre fort."

„Nun, lieber Herr", fuhr Sancho fort, „wie ich bereits geſagt, dieſer Hirte war in Torralva, die Hirtin, verliebt, ein robuſtes, etwas wildes und männlich ausſehendes Mädchen, das einen kleinen Schnurrbart hatte; es iſt mir, als ob ich ſie vor mir ſähe."

„Alſo haſt Du ſie gekannt?" fragte Don Quijote.

„Nein, ich habe ſie nicht gekannt", antwortete Sancho; „aber der, der mir dieſe Geſchichte erzählte, ſagte mir, es ſei ſo gewiß und wahr, daß ich wohl, wenn ich die Geſchichte Jemand erzähle, verſichern und ſchwören könnte, ich hätte alles geſehen. Wie nun ſo die Tage kommen und gehen, trieb der Teufel, der niemals ſchläft und alles verwirrt, ſein Spiel ſolchergeſtalt, daß die Liebe, die der Hirte für die Hirtin fühlte, ſich in tödtlichen Haß und Abſcheu verwandelte; die Urſache davon war, wie einige böſe Zungen behaupten, daß ihm das Mädchen allerlei Urſachen zur Eiferſucht gab, die bisweilen über die Schicklichkeit gingen und an die Unſchicklichkeit grenzen mochten; und das ging ſo weit, daß der Hirt ſie fortan haßte und verabſcheute und ſich vornahm, die Gegend zu verlaſſen und irgendwohin zu gehen, wo ſeine Augen ſie nie mehr ſehen würden. Die Torralva, welche ſich von Lope verſchmäht ſah, liebte ihn nun plötzlich leidenſchaftlicher, als ſie ihn je zuvor geliebt."

„Das iſt ganz die Art der Weiber", ſagte Don Quijote, „den zu verſchmähen, der ſie liebt, und zu lieben, der ſie verabſcheut. Fahre fort, Sancho."

„Der Hirte führte ſeinen Vorſatz aus", ſagte Sancho,

„und seine Ziegen vor sich hertreibend, durchzog er die Gefilde von Estremadura, um sich nach dem Königreich Portugal zu begeben. Die Torralva, welche es erfuhr, zog ihm nach und folgte ihm barfuß und zu Fuß von ferne mit einem Stabe in der Hand und einem Quersack auf dem Rücken, worin sie, wie man behauptet, ein Stück von einem Spiegel, einen zerbrochnen Kamm und ein Töpfchen mit weißer Schminke fürs Gesicht hatte. Doch mag sie darin gehabt haben, was sie will (ich kann es jetzt nicht näher untersuchen), ich sage nur, daß man erzählt, der Hirte sei mit seiner Heerde an den Guadiana gekommen und habe über denselben setzen wollen; der Fluß war aber gerade sehr hoch angeschwollen und nahe am Austreten, und da, wo sich der Hirte befand, war weder Schiff noch Nachen, noch irgend Jemand, der ihn und seine Heerde übergesetzt hätte. Darüber war er nicht wenig ungehalten, da er sah, daß die Torralva ihm schon sehr nahe war und er sich denken konnte, daß sie ihm mit ihren Klagen und Thränen sehr zusetzen würde. Er suchte so lange umher, bis er einen Fischer gewahr wurde, der einen Kahn hatte; freilich war derselbe so eng, daß man nur eine Person und eine Ziege aufnehmen konnte. Er sprach indessen mit dem Fischer und kam mit ihm überein, daß er ihn und seine dreihundert Ziegen, die er bei sich hatte, hinüberschaffen sollte. Der Fischer stieg in den Kahn und brachte eine Ziege hinüber, dann kehrte er zurück und holte die zweite ... Euer Gnaden gebe nun wohl Achtung auf die Ziegen, die der Fischer hinüberführt, denn wenn Ihr eine einzige vergeßt, so ist die Geschichte aus und es ist nicht möglich, ein Wort weiter davon zu erzählen. Ich fahre also fort und erzähle, daß das Ufer an der andern Seite sehr kothig und schlammig war und der Fischer viel Zeit mit dem Hin- und Herfahren verlor, aber dennoch kam er immer wieder und holte eine Ziege um die andre."

„Erzähle einfach, daß er sie alle hinüberbrachte", sagte Don Quijote; „wenn Du so beständig hin- und herfährst, bringst Du sie in einem ganzen Jahre nicht hinüber."

„Wie viele Ziegen hat er denn bis jetzt hinübergeführt?" fragte Sancho.

„Ja, wie zum Teufel weiß ich das", antwortete Don Quijote.

„Das ist's ja, was ich sagte, daß Ihr pünktlich rechnen sollt; denn, bei Gott, jetzt ist die Geschichte aus und ich habe nichts weiter zu erzählen."

„Wie kann das sein?" fragte Don Quijote. „Ist das so wesentlich bei Deiner Geschichte, die Ziegen genau zu wissen, welche hinübergeführt wurden, daß, wenn eine von der Zahl ausfällt, Du mit der Geschichte nicht weiter fortfahren kannst?"

„Nein, Herr, das geht nicht", antwortete Sancho, „denn sowie ich Euer Gnaden bat, mir zu sagen, wie viel Ziegen übergesetzt waren, und Ihr antwortetet, Ihr wißt es nicht, im selben Augenblick war mir auch aus dem Gedächtniß, was ich Euch noch sagen wollte; und es war doch, meiner Treu, eine sehr wahre und ergötzliche Geschichte."

„So wäre also Deine Geschichte wirklich zu Ende?" fragte Don Quijote.

„So zu Ende wie meine Mutter", sagte Sancho.

„Dann versichere ich Dir", antwortete Don Quijote, „daß Du eine der neusten Fabeln, Märchen oder Geschichten, die man nur in der Welt ausspinnen kann, erzählt hast, und daß eine solche Art zu erzählen, oder die Erzählung abzubrechen, ganz unerhört ist und unerhört bleiben wird, obgleich ich von Deinem Verstande nichts anderes erwartet habe. Aber ich wundere mich nicht, denn die unaufhörlichen Schläge haben Dir vermuthlich den Verstand verrückt."

„Das kann sehr wohl sein", antwortete Sancho, „aber ich weiß, daß es in meiner Geschichte nichts mehr zu erzählen gibt, weil sie genau da aufhört, wo der Rechnungsfehler beim Uebersetzen der Ziegen beginnt."

„Mag sie in Gottes Namen aufhören, wo sie will", sagte Don Quijote, „laß sehen, ob sich Rocinante noch immer nicht bewegen kann." Er gab ihm aufs Neue die Sporen und Rocinante machte ein paar Sprünge und blieb dann wieder stehen, so gut war er gebunden.

Indem geschah es, daß Sancho, entweder in Folge der Morgenluft, die man bereits spürte, oder weil er einige durchschlagende Speisen genossen oder aus irgend einem andern natürlichen Grunde (was wohl am glaublichsten), einen Reiz fühlte und den Wunsch hegte, das zu thun, was kein andrer für ihn thun konnte: die Furcht jedoch, die sich in sein Herz geschlichen, war so groß, daß er sich nicht einen Schritt von seinem Herrn zu entfernen wagte. Aber er durfte auch nicht daran denken, das zu unterlassen, wonach er eben Verlangen hatte. Was er also um seiner Ruhe willen that, war, daß er mit der rechten Hand den Sattelbausch losließ, und mit derselben rasch und ohne Geräusch den Nestel, der allein seine Hosen festhielt, losmachte, worauf ihm diese wie Fußschellen herabfielen; dann zog er das Hemde, so gut es ging, hinauf und streckte beide Hinterbacken, die nicht sehr mager waren, in die Luft. Nachdem dies geschehen, womit er glaubte das Nöthigste gethan zu haben, um sich aus dieser peinlichen Lage zu helfen, — gerieth er in eine noch größere Verlegenheit, da er nämlich nicht ohne Geräusch und Lärm sich seines Geschäftes entledigen zu können glaubte. Er biß die Zähne zusammen, zog die Schultern zurück und hielt, so gut es ging, den Athem an; aber trotz all dieser Vorsicht hatte er doch das Unglück, daß er zuletzt etwas laut wurde und einen Ton von sich gab, der von dem sehr verschieden war, welcher ihn in so große Angst versetzte.

Don Quijote hörte es und sagte: „Was ist das für ein Geräusch, Sancho?"

„Ich weiß es nicht", antwortete dieser: „es muß irgend etwas Neues sein, denn Glück und Unglück kommt niemals allein." Er versuchte nun zum zweiten Male sein Glück und es gelang ihm so gut, daß er ohne weitres Geräusch oder Lärm sich seiner Last, die ihm so viel Beschwer verursacht, entledigte. Da jedoch bei Don Quijote der Geruchssinn so fein war wie der Gesichtssinn, und Sancho sich so dicht bei ihm befand, daß die Dünste beinahe in senkrechter Linie zu ihm aufstiegen, so konnte es nicht fehlen, daß einige bis in seine Nase drangen, und kaum war dieß geschehen, als er ihr zu Hülfe kam, indem er sie zwischen

zwei Finger nahm und mit näselndem Tone sagte: „Du scheinst mir große Angst zu haben?“

„Ja wohl“, antwortete Sancho, „aber woran merkt Euer Gnaden das jetzt mehr, als sonst?“

„Weil Du jetzt mehr als sonst riechst und zwar nicht nach Ambra“, antwortete Don Quijote.

„Das kann wohl sein“, sagte Sancho, „aber nicht ich bin daran schuld, sondern Euer Gnaden, weil Ihr mich so zur Unzeit und auf so ungewohnten Wegen herumschleppt.“

„Begib Dich ein paar Schritte weiter, Freund“, sagte Don Quijote, ohne die Finger von der Nase zu thun, „und gib künftig ein wenig mehr auf Dich Achtung; der vertrauliche Umgang mit Dir hat diese Mißachtung meiner Person gereift.“

„Ich wette“, versetzte Sancho, „Euer Gnaden glaubt, ich hätte etwas Ungebührliches gethan.“

„Es ist besser, wir erörtern's nicht, Freund Sancho“, antwortete Don Quijote.

Unter solchen Gesprächen zwischen Herrn und Diener verging die Nacht. Als jedoch Sancho merkte, daß der Morgen mit starken Schritten nahte, löste er mit größter Behutsamkeit Rocinantens Fesseln und zog sich die Hosen wieder fest. Als sich Rocinante frei fühlte, schien er, obgleich von Hause aus nicht muthwillig, sich plötzlich zu fühlen, und schlug mit den Vorderfüßen ein paar Mal aus, denn Courbetten, mit seiner Erlaubniß sei es gesagt, waren nicht seine Sache. Als Don Quijote sah, daß sich sein Herr wieder rührte, hielt er es für ein gutes Zeichen und glaubte, es sei nun Zeit jenes furchtbare Abenteuer zu bestehen. Die Morgenröthe stieg indeß immer weiter herauf und die Dinge ringsumher wurden deutlicher. Don Quijote merkte nun, daß er unter einigen hohen Kastanienbäumen stand, die die Dunkelheit noch größer machten; er hörte auch, daß das Schlagen noch immer fortdauerte, konnte aber nicht sehen, was daran schuld war, und ohne sich länger halten zu lassen, gab er Rocinanten die Sporen, nahm von Sancho Abschied, gebot ihm, ihn drei Tage lang, aber nicht länger zu erwarten, wie er ihm bereits gesagt, und wenn er nach Verfluß derselben nicht zurück

sei, sich überzeugt zu halten, daß es Gottes Wille gewesen, ihn in diesem gefährlichen Abenteuer umkommen zu lassen. Dann wiederholte er nochmals den Auftrag und die Botschaft, die er von seiner Seite an seine Herrin Dulcinea überbringen sollte, und bat ihn, was den Lohn für seine Dienste betreffe, unbesorgt zu sein, da er sein Testament gemacht, bevor er seine Heimat verlassen, und in demselben, was ihm nach Maßgabe der Dienstzeit zukomme, angeordnet habe; wenn ihn Gott aber gesund und heil und unbeschädigt aus dieser Gefahr errette, so könne er sich auf weit mehr als die versprochene Insel gefaßt machen.

Sancho begann aufs Neue zu weinen, als er wieder solch rührende Worte von seinem guten Herrn vernahm, und beschloß, ihn nicht zu verlassen, bis die ganze Geschichte völlig ausgetragen sei. Diese Thränen und dieser ehrenhafte Entschluß Sancho Panza's gaben dem Verfasser dieser Geschichte die Vermuthung, daß er von guter Abkunft und zum mindesten ein alter Christ gewesen sein müsse. Diese Gefühle rührten seinen Herrn einigermaßen, aber doch nicht in solchem Grade, daß er eine Schwäche hätte merken lassen, vielmehr verbarg er seine Rührung so gut er konnte, und machte sich in der Richtung, woher das Getöse des Wassers und die Schläge kamen, auf den Weg.

Sancho folgte ihm zu Fuße und führte, wie gewöhnlich, seinen Esel, den treuen Gefährten in Glück und Unglück, am Halfter. Und nachdem sie ein gutes Stück Weges unter Kastanien und andern dichtbelaubten Bäumen gegangen, kamen sie auf eine kleine Wiese am Fuße hoher Felsen, von denen ein prächtiger Wasserfall herabstürzte. An die Felsen lehnten sich einige armselige Häuser, welche mehr Ruinen als Häusern ähnlich sahen, und von diesen kam, wie sie gewahr wurden, das Geräusch und der Lärm des Schlagens, welches keinen Augenblick aufgehört hatte. Rocinante wurde scheu bei dem Geräusch des Wassers und der Schläge, Don Quijote beruhigte ihn jedoch und näherte sich allmählig den Häusern, indem er sich aus vollem Herzen seiner Gebieterin befahl, und sie bat, ihm an diesem furchtbaren Tage und bei diesem gefährlichen Unternehmen beizustehen; nebenher befahl er sich auch Gott, daß er ihn nicht ver-

lasse. Sancho wich ihm nicht von der Seite, indem er den Hals so weit vorstreckte, als er konnte, um zwischen den Füßen Rocinante's das Ding zu entdecken, das ihnen so große Unruhe und Angst eingejagt. Sie mochten ungefähr hundert Schritte weiter gegangen sein, als sie, um einen Vorsprung biegend, offen und klar, daß keine Täuschung möglich war, die Ursache des furchtbaren und für sie so sehr beängstigenden Getöses, das sie die ganze Nacht in so peinlicher Aufregung erhalten, vor sich sahen. Es waren, wenn es Dich nicht ärgert und verdrießt, o Leser, die sechs Stämpfel einer Walkmühle, welche mit ihren abwechselnden Schlägen das Getöse hervorbrachten.

Als Don Quijote erkannte, was es war, wurde er stumm und starr von oben bis unten. Sancho sah ihn an und bemerkte, wie er mit unverkennbaren Zeichen von Beschämung den Kopf auf die Brust herabsinken ließ. Don Quijote sah seinerseits Sancho an und beobachtete, wie er die Backen aufgeblasen und den Mund zum Lachen aufgerissen hatte, mit den deutlichen Zeichen, daß er fast bersten wollte; und so verdrießlich er war, konnte er sich doch bei dem Anblick Sancho's des Lachens nicht erwehren; und als Sancho sah, daß sein Herr anfing, brach er gleichfalls in ein solches Gelächter aus, daß er sich mit beiden Fäusten die Seiten halten mußte, um nicht zu zerplatzen. Viermal beruhigte er sich, aber eben so oft brach er auch wieder in dasselbe ungestüme Lachen aus, bis Don Quijote sich endlich zu allen Teufeln wünschte, namentlich als er Sancho mit spöttischem Tone sagen hörte: „Du mußt wissen, Freund Sancho, daß der Himmel mich in die Welt sandte, um in diesem eisernen Zeitalter das goldne oder vergoldete wieder herauf zu beschwören; ich bin der, für den die Gefahren, die Groß- und Heldenthaten aufbehalten sind", und so fuhr er fort und wiederholte alle oder die meisten Worte, die Don Quijote gesprochen, als sie zuerst die furchtbaren Schläge hörten.

Als Don Quijote sah, daß Sancho sich auf solche Weise über ihn lustig mache, ärgerte er sich so heftig, daß er die Lanze erhob und ihm ein paar so gewaltige Hiebe versetzte, daß, wenn sie Sancho's Kopf statt seiner Schulter getroffen hätten, er den

Dienstlohn würde erspart haben, falls seine Erben keinen Anspruch erhoben. Als Sancho fand, daß sein Spaß so schlimm aufgenommen wurde, sagte er aus Furcht, die Sache könnte zu noch schlimmern Dingen führen, mit großer Unterwürfigkeit: „Beruhige sich Euer Gnaden doch; bei Gott, ich scherzte ja nur."

„Nun, wenn Du scherzest, ich scherze nicht", antwortete Don Quijote. „Laßt mal hören, lustiger Herr, glaubt Ihr denn, daß, wenn dieß, statt Walkstämpfel, ein gefährliches Abenteuer gewesen, ich den Muth nicht würde bewiesen haben, ihm ins Auge zu sehen, um es zu bestehen? Bin ich etwa verbunden, als fahrender Ritter die Töne unterscheiden zu können und von jedem zu wissen, ob er von Walkstämpfeln herrührt, oder nicht; wie wäre das auch möglich, da ich in meinem Leben noch keine Walkmühle gesehen habe, während Du als ein Bauernbengel, der zwischen ihnen aufgewachsen, sie kennen solltest. Aber laß die sechs Stämpfel sich in sechs Riesen verwandeln und bring' sie mir an den Bart, einen nach dem andern oder alle zusammen; und wenn ich sie dann nicht zu Boden werfe, daß sie die Füße in die Höhe strecken, so magst Du Deinen Spott mit mir treiben, wie Du willst."

„Nun, laßt's gut sein, Herr", versetzte Sancho, „ich gestehe, daß ich mit meinem Scherz etwas zu weit gegangen bin; aber sagt mir doch, Euer Gnaden, da wir jetzt versöhnt sind, — Gott lasse Euch aus allen künftigen Abenteuern so gesund und heil hervorgehen, wie aus dem gegenwärtigen, — war es nicht eine Geschichte zum Lachen und verdient erzählt zu werden, welche Furcht wir ausgestanden, wenigstens ich ausgestanden, denn von Euer Gnaden weiß ich, daß Ihr sie nicht kennt, und keine Ahnung von Schreck und Angst habt."

„Ich leugne nicht", antwortete Don Quijote, „daß das, was uns zugestoßen, lachenswerth ist, aber erzählt braucht es nicht zu werden, denn nicht alle Leute sind so vernünftig, um sich die Sache zurecht zu legen."

„Aber Euer Gnaden", antwortete Sancho, „wußte die Lanze zurecht zu legen, denn Ihr zieltet mir nach dem Kopfe und trafst die Schultern, was ich neben Gott meiner Gewandtheit

verdanke, die mich geschickt ausweichen ließ; doch es mag hingehen, denn es wird sich alles beim Aufwaschen finden. Ich habe immer sagen hören: wen der Herr lieb hat, den züchtigt er; auch pflegen ja die großen Herren, wenn sie einem Diener ein böses Wort gegeben, ihm gleich auch ein paar Hosen zu schenken. Ich weiß nun freilich nicht, was sie ihm zu schenken pflegen, wenn sie ihm Schläge gegeben; die fahrenden Ritter machen vielleicht die Prügel mit Inseln und Königreichen auf dem Festland wieder gut."

„So könnte freilich der Würfel fallen", sagte Don Quijote, „und alles, was Du sagst, wahr werden; vergib deßhalb das Geschehene. Du wirst klug sein und wissen, daß die ersten Regungen nicht immer in der Gewalt des Menschen liegen, und merke Dir eines für die Zukunft: halte Dich in Schranken und sprich nicht so ungeziemend mit mir; denn so viele Ritterbücher ich auch gelesen, deren Zahl Legion ist, so habe ich doch nirgend gefunden, daß ein Knappe mit seinem Herrn so viel gesprochen, wie Du mit mir, und ich halte das für einen großen Fehler von Deiner wie von meiner Seite; von Deiner, daß Du mich zu wenig achtest, von meiner, daß ich mich nicht in größeres Ansehen setze. Denn man liest von Gandalin, dem Schildknappen des Amadis von Gaula, der später Graf von der festen Insel wurde, daß er mit seinem Herrn stets das Baret in der Hand, gebeugten Hauptes und vorgebogenen Körpers, more turquesco, gesprochen. Und was soll man von Gasabar sagen, dem Schildknappen des Don Galaor, der so schweigsam war, daß sein Name, um eben diese wunderbare Schweigsamkeit zu beweisen, nur ein einziges Mal in dieser eben so großen als wahren Geschichte erwähnt wird. Aus allem Gesagten magst Du folgern, Sancho, daß es sich ziemt, einen Unterschied zwischen Herrn und Diener, Gebieter und Knecht, Ritter und Schildknappen zu machen. Wir wollen uns deßhalb von jetzt an mit größerem Respect behandeln und uns nicht foppen, denn wenn ich mich wieder einmal über Dich erzürne, so möcht' es dem Krug, der gegen den Stein stößt, übel bekommen. Die Gnaden und Wohlthaten, die ich Euch versprochen, werden Euch zu ihrer

Zeit zu Theil werden, und geschieht dieß auch nicht, so kann Euch wenigstens nicht der Gehalt verloren gehen, wie ich Euch schon einmal gesagt."

„Alles, was Euer Gnaden da sagt, ist ganz gut", versetzte Sancho, „aber ich möchte doch wissen, — denn wenn die Zeit der Gnaden nicht eintrifft, müßte ich wohl zu meinem Gehalt die Zuflucht nehmen — wie viel der Schildknappe eines fahrenden Ritters zu jenen Zeiten erhielt, und ob sie monat- oder tagweise bezahlt wurden, wie die Handlanger der Maurer."

„Ich glaube nicht", antwortete Don Quijote, „daß die Schildknappen jemals um Lohn dienten, sondern ganz nur um der Gnade willen, und wenn ich Dir in meinem zu Hause hinterlassenen, versiegelten Testamente etwas ausgesetzt, so that ich es nur aus Vorsicht; denn man weiß nicht, wie es in diesen schlimmen Zeiten der fahrenden Ritterschaft ergehen kann, und ich möchte nicht, daß meine Seele in der andern Welt wegen so geringfügiger Dinge gepeinigt würde, denn Du mußt wissen, es gibt in dieser Welt keinen gefahrvollern Stand als den eines Abenteurers."

„Das ist wahr", sagte Sancho, „denn schon der Lärm der Walkstämpfel kann das Herz eines so tapfern Abenteurers wie Euer Gnaden in Angst und Furcht versetzen; aber Ihr könnt sicher sein, daß ich von jetzt an meine Lippen nicht mehr öffnen werde, um über Euer Gnaden zu scherzen, sondern nur um meinem natürlichen Gebieter und Herrn zu huldigen."

„Auf diese Art", versetzte Don Quijote, „wirst Du lange leben im Lande, denn nächst den Aeltern muß man seine Herrschaft wie diese ehren."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Erzählt das große Abenteuer mit dem Helm des Mambrin und den reichen Gewinn, den Don Quijote damit machte, nebst andern Dingen, die unsrem unüberwindlichen Ritter begegneten.

Inzwischen fing es ein wenig zu regnen an und Sancho wünschte, daß sie so lange in die Walkmühle einträten; aber Don Quijote hatte wegen des vorgefallenen Spaßes einen solchen Abscheu davor, daß er durchaus nicht eintreten wollte. Er schlug deßhalb den Weg nach rechts ein und sie geriethen dadurch in eine andere Richtung, als die bisher eingeschlagene. Es währte nicht lange, so entdeckte Don Quijote einen Reiter, der auf dem Kopfe ein Ding hatte, das wie Gold funkelte; und kaum hatte er es gesehen, als er sich nach Sancho umwandte und sagte: „Wahrhaftig, Sancho, es gibt kein Sprichwort, das nicht wahr wäre, denn alle Sprichwörter schöpfen aus der Erfahrung selbst, und diese ist die Mutter der Weisheit: besonders wahr ist das Sprichwort: „Wenn sich eine Thüre schließt, geht die andere auf.“ Wenn diese Nacht das Geschick uns die Thüre vor dem Abenteuer schloß, das wir aufsuchten, und uns mit Walkmühlen täuschte, so thut es mir jetzt zu einem andern bessern und sicherern Abenteuer die Thore so weit auf, daß, wenn ich nicht darin einträte, es meine Schuld wäre und ich sie nicht auf meine Unkenntniß von Walkmühlen und die Dunkelheit der Nacht schieben könnte. Wenn ich mich nicht täusche, so kommt uns ein Mann entgegen, der auf seinem Kopfe den Helm des Mambrin trägt, wegen dessen ich, wie Du weißt, einen Schwur gethan.“

„Seht zu, gnädiger Herr, was Ihr sagt, und noch mehr, was Ihr thut“, sagte Sancho, „ich möchte nicht, daß es abermals Stämpfel wären, die uns unsern Verstand vollends zusammenstampften.“

„Du dummer Teufel!“ rief Don Quijote, „was hat der Helm mit den Stämpfeln zu schaffen?“

„Ich weiß nicht", antwortete Sancho, „aber wenn ich reden dürfte, wie sonst, so würde ich vielleicht solche Gründe vorbringen können, daß Euer Gnaden sich überzeugte, Ihr irret in Eurer Behauptung."

„Wie kann ich mich in dem, was ich sage, irren, nichtswürdiger Zweifler?" sagte Don Quijote. „Sage mir, siehst Du jenen Ritter nicht, der dort mit einem Apfelschimmel uns entgegenkommt und auf dem Kopfe einen Helm von Gold trägt?"

„Was ich sehen und erkennen kann", antwortete Sancho, „ist ein Mensch, der auf einem grauen Esel, wie der meine, reitet und auf seinem Kopfe ein Ding trägt, das funkelt."

„Nun, das ist der Helm des Mambrin", sagte Don Quijote, „geh' auf die Seite und laß mich allein mit ihm; Du wirst sehen, wie ich, ohne ein Wort zu sprechen, um die Zeit zu sparen, dieses Abenteuer zu Ende führe und zu einem Helm komme, den ich mir so sehr gewünscht."

„Das Beiseitegehen will ich mir gesagt sein lassen", versetzte Sancho, „aber wollte Gott, sage ich noch einmal, daß es Dosten wären und keine Walkmühlen."

„Ich habe Dir bereits gesagt, mein Freund, Du sollst nie wieder, ja auch selbst in Gedanken nicht, auf diese Walkmühlen zurückkommen", sagte Don Quijote, „oder ich gelobe ... ich will nicht mehr sagen, ich walke Dir die Seele zusammen."

Sancho schwieg still, aus Furcht, sein Herr möchte das Gelübde vollziehen, das er ihm so rund wie eine Kugel ins Gesicht geschleudert.

Es verhielt sich nun aber mit Helm, Pferd und Reiter, welche Don Quijote gesehen, folgendermaßen:

In jener Gegend lagen zwei Dörfer, von denen das eine so arm war, daß es weder Apotheke, noch Barbier hatte, während das andre dicht dabeiliegende beides besaß; so bediente denn der Barbier des größern Ortes den kleinern, in welchem gerade ein Kranker sich zur Ader lassen mußte, ein Andrer sich den Bart scheeren lassen wollte. Zu diesem Zwecke kam nun der Barbier und hatte ein Rasirbecken bei sich. Da nun der Zufall wollte, daß es gerade zu regnen anfing, und er seinen Hut, der neu

sein mochte, schonen wollte, so setzte er sich das Rasirbecken auf den Kopf, das, weil es polirt war, auf eine halbe Meile glänzte. Er kam, wie Sancho sagte, auf einem grauen Esel geritten. Dieß alles war die Veranlassung, daß Don Quijote einen Apfelschimmel, einen Ritter und einen goldenen Helm zu sehen glaubte, denn alles, was er sah, richtete er mit der größten Leichtigkeit nach seinen verrückten Ritterideen und abenteuernden Gedanken ein. Und als er sah, daß der arme Barbier ihm nahe genug war, sprengte er, ohne sich mit ihm mündlich einzulassen, in vollem Laufe Rocinante's und mit eingelegter Lanze auf ihn los, um ihn durch und durch zu bohren. Als er ihm aber ganz nahe war, rief er, ohne den vollen Lauf seines Pferdes zu hemmen, ihm zu: „Vertheidige Dich, furchtsames Geschöpf, oder überliefere mir freiwillig, was mir nach allem Rechte zukömmt."

Der Barbier, welcher so unerwartet und unversehens dieses Gespenst auf sich zukommen sah, wußte kein andres Mittel, um sich vor dem Stoß der Lanze zu schützen, als sich vom Esel herabfallen zu lassen; und er hatte den Boden noch nicht berührt, als er sich leichter wie eine Gemse erhob und über die Wiese hinzurennen begann, daß ihn der Wind nicht eingeholt hätte.

Das Rasirbecken aber blieb auf dem Boden liegen, womit Don Quijote sich zufrieden gab; er meinte, der Heide habe klug gehandelt und den Biber nachgeahmt, der sich, wenn er sich von den Jägern verfolgt sehe, mit den Zähnen dasjenige abbeiße und wegwerfe, um dessentwillen man ihn, wie ihm sein natürlicher Instinct sagt, verfolge.

Er befahl Sancho, den Helm aufzuheben. Dieser nahm ihn in die Hand und sagte: „Bei Gott, das Rasirbecken ist schön und ist seine acht Realen wie einen Maravedi werth." Damit gab er es seinem Herrn, der es sogleich auf den Kopf setzte und es hin- und herdrehte, um das Visir zu finden; da er es jedoch nicht fand, sagte er: „Der Heide, für den dieser Helm zuerst geschmiedet wurde, muß einen ungeheuren Kopf gehabt haben; das Schlimmste ist, es fehlt ihm die Hälfte."

Als Sancho das Rasirbecken einen Helm nennen hörte, konnte er das Lachen nicht halten; da ihm aber der Zorn seines Herrn wieder einfiel, hielt er mitten inne.

„Worüber lachst Du, Sancho?" fragte Don Quijote.

„Ich lache nur", antwortete er, „weil ich mir den großen Kopf denke, den der Heide gehabt haben muß, dem diese Sturmhaube gehörte, die genau nicht anders aussieht als ein Rasirbecken."

„Weißt Du, was ich mir einbilde, Sancho? Dieses berühmte Stück des bezauberten Helms muß durch einen außerordentlichen Zufall in die Hände eines Menschen gefallen sein, der seinen Werth nicht kannte und nicht zu schätzen wußte, und so ohne zu wissen, was er that, da er sah, daß er von reinstem Golde war, die eine Hälfte einschmolz, um sie zu verwerthen, und aus der andern das Ding machte, das, wie Du sagst, einem Barbierbecken ähnlich sieht. Aber sei dem, wie ihm wolle, für mich, der ich den Helm kenne, ist die Verwandlung ohne Bedeutung; ich werde ihn im nächsten Orte, wo sich ein Schmid befindet, wieder herrichten lassen und das auf eine Weise, daß ihn jener Helm nicht übertrifft, ja nicht einmal gleichkommt, den der Gott der Schmide für den Gott der Schlachten verfertigte. Inzwischen aber will ich ihn tragen, so gut es geht, denn es ist besser etwas, als gar nichts; jedenfalls wird er genügen, um mich gegen einen Steinwurf zu schützen."

„Das ist richtig", sagte Sancho; „nur dürfen die Steine nicht mit Schleudern geworfen werden, wie bei dem Zusammenstoß der beiden Heere, wo sie Euer Gnaden die Backenzähne einschlugen und die Flasche zerbrachen, in welcher sich jener gebenedeite Trank befand, der mich fast die Eingeweide ausspeien ließ."

„Das macht mir nicht viel, daß ich ihn eingebüßt; Du weißt ja, Sancho", sagte Don Quijote, „daß ich das Recept auswendig kenne."

„Auch ich weiß es auswendig", versetzte Sancho, „aber wenn ich ihn jemals wieder mache oder versuche, so sei das meine letzte Stunde, zumal da ich mich wohl hüten werde, ihn nöthig zu haben; denn ich denke all meine fünf Sinne zusammenzunehmen, um mich nicht verwunden zu lassen oder irgend Jemand

zu verwunden. Doch daß ich noch einmal geprellt werden könnte, davon will ich nichts sagen; denn solchen Unfällen läßt sich schwer vorbeugen; und wenn sie kommen, kann man nichts weiter thun, als die Schultern einziehen, den Athem anhalten, die Augen schließen und dann sich gehen lassen, wohin uns das Schicksal und die Decke führt."

„Du bist ein schlechter Christ, Sancho", sagte Don Quijote, als er dieß hörte; „denn Du vergissest niemals eine Beleidigung, die Dir zugefügt worden. Aber wisse, daß es edeln und großmüthigen Seelen ziemt, auf dergleichen Kleinigkeiten nicht zu achten. Auf welchem Beine bist du lahm? welche Rippe hast Du gebrochen? wo ist Dir der Kopf zerschlagen? Daß Du diesen Spaß gar nicht vergessen kannst! Die Sache genau besehen, war's doch nur ein Spaß und Zeitvertreib, und hätte ich es nicht so aufgefaßt, so wäre ich lange dahin zurückgekehrt, und hätte, Dich zu rächen, mehr Schaden angerichtet, als die Griechen um der geraubten Helena willen, die, wenn sie in unsrer Zeit gelebt, oder meine Dulcinea in jener, sicher keinen so großen Ruf der Schönheit behauptet hätte, als sie ihn jetzt besitzt." Und dabei stieß er einen Seufzer aus, der bis zu den Wolken emporstieg.

„Nun es mag für Spaß gelten", versetzte Sancho, „da aus der Rache kein Ernst werden kann. Aber ich weiß, wie es mit diesem Ernst und Spaß beschaffen war, und weiß auch, daß er mir niemals aus dem Gedächtniß entschwinden wird, wie mir die Prügel der Yanguesen niemals auf dem Rücken versauren werden. Aber lassen wir das beiseite und sagt mir, Euer Gnaden, was wir mit diesem Apfelschimmel machen, der wie ein grauer Esel aussieht, und den jener Merlin im Stiche gelassen, den Euer Gnaden in die Flucht geschlagen, denn nach der Art, wie er ausriß und das Hasenpanier ergriff, wird nicht anzunehmen sein, daß er je wieder kommt, und bei meinem Barte, der Apfelschimmel ist nicht übel!"

„Es war niemals meine Gewohnheit", sagte Don Quijote, „diejenigen zu berauben, die ich überwunden. Auch ist es nicht Brauch der Ritterschaft, ihnen die Pferde zu nehmen, und sie zu Fuß laufen zu lassen, wenn es nicht etwa geschieht, daß der

Sieger das seinige im Kampfe verloren; in solchem Falle ist es erlaubt, das Pferd des Besiegten sich anzueignen und als gute Beute zu betrachten. Darum, Sancho, laß dieses Pferd oder diesen Esel, oder was er Dir zu sein dünkt. Wenn sein Herr sieht, daß wir uns entfernt haben, so wird er schon wieder umkehren."

„Gott weiß, wie gerne ich ihn mitnehmen möchte", sagte Sancho, „zum mindesten austauschen sollte ich ihn dürfen, gegen den meinigen, der mir nicht so gut dünkt. Wahrhaftig, die Gesetze der Ritterschaft sind höchst sonderbar, daß sie nicht einmal so weit sich dehnen lassen, daß man einen Esel für einen andern austauschen kann, und ich möchte wissen, ob ich nicht wenigstens das Sattelzeug aussetzen darf."

„Darüber bin ich nicht ganz im Reinen", antwortete Don Quijote, „und in diesem zweifelhaften Falle, bis wir besser unterrichtet sind, entscheide ich, daß Du es umtauschen darfst, wenn Du es durchaus nothwendig hast."

„Ich habe es so nothwendig", antwortete Sancho, „daß, wenn ich es für meine eigne Person brauchte, ich es nicht nöthiger haben könnte;" und im Besitze der Erlaubniß, nahm er sogleich die mutatio capparum vor und umgab seinen Esel mit den tausend Reizen, die ihn zehnmal schöner machten, denn zuvor."

Nachdem dieß geschehen, frühstückten sie von den Resten der Beute, die sie dem Kücheneſel abgenommen, und tranken von dem Wasser des Baches, der die Walkmühle trieb, ohne sich nach ihr umzusehen, so stark war der Abscheu, den sie gegen sie empfanden, da sie ihnen so große Furcht eingejagt. Nachdem sie den Zorn und Verdruß überwunden, stiegen sie zu Pferde, und ohne einen bestimmten Weg einzuschlagen (da es eine Eigenthümlichkeit der fahrenden Ritter ist, sich keinen bestimmten Weg vorzusetzen), zogen sie die Straße, welche Rocinante wählte; denn der Wille des Pferdes war immer stärker, als der seines Herrn und auch der des Esels, der ihm stets folgte, wohin ihn dieser in Freundschaft und Liebe führte. Sie kamen indeß dennoch auf diese Art auf die Landstraße hinaus und ritten planlos auf derselben fort.

„Herr, wollt Ihr mir wohl erlauben", sagte Sancho zu seinem Herrn, als sie so des Weges zogen, „daß ich ein wenig mit Euch plaudre? Seit Ihr mir die harte Pflicht des Schweigens auferlegt habt, sind mir mehr als vier Dinge im Magen verfault; und jetzt habe ich etwas auf der Zunge, das ich nicht gerne umkommen lassen möchte."

„So sage es", antwortete Don Quijote, „und sei kurz in dem, was Du sprichst, denn Niemand liebt das Weitläufige."

„Ich sage also, gnädiger Herr", antwortete Sancho, „daß ich seit einigen Tagen meine Betrachtungen darüber angestellt, wie wenig dabei herauskommt und man vor sich bringt, wenn man, wie Euer Gnaden, in solchen Einöden die Kreuz und Quer auf Abenteuer herumzieht, von denen, wenn auch die gefährlichsten siegreich bestanden werden, Niemand etwas sieht oder weiß. So bleiben sie in ewigem Schweigen begraben, mag Euer Gnaden es auch ganz anders wünschen und die Thaten es ganz anders verdienen. Es schiene mir deßhalb besser (ohne dem Ermessen Euer Gnaden vorgreifen zu wollen), wenn wir uns in die Dienste eines Kaisers oder eines andern großen Fürsten begäben, der Krieg führt und in dessen Diensten Euer Gnaden Eure persönliche Tapferkeit, Eure gewaltige Kraft und Euren noch herrlicheren Verstand zeigen könnte. Siegt dann der Herr, dem wir dienen, so muß er nothwendig jeden von uns nach seinem Verdienst belohnen, und dort wird es auch nicht an einem Manne fehlen, der die Thaten Euer Gnaden zu ewigem Gedächtniß niederschreibt. Von den meinigen will ich nicht sprechen, da sie nicht über den Knappendienst hinausreichen, obwohl ich mit Zuversicht sagen darf, daß, wenn es bei der Ritterschaft Brauch ist, die Thaten der Schildknappen aufzuzeichnen, man der meinigen nicht vergessen wird."

„Du hast nicht Unrecht, Sancho", antwortete Don Quijote, „allein ehe man dazu schreitet, muß man zuvor die Welt durchziehen und gewissermaßen zur Probe auf Abenteuer ausgehen, damit man durch sie sich Namen und Ruhm erwerbe, und der Ritter, wenn er an den Hof eines großen Herrschers kommt, bereits

durch seine Thaten so bekannt sei, daß die Kinder, wenn sie ihn durch das Stadtthor einziehen sehen, ihm alle folgen und mit lauter Stimme rufen: „Das ist der Sonnenritter (oder der Schlangenritter oder der Ritter von irgend einem andern Sinnbilde, unter welchem er seine Großthaten verrichtete); das ist der, müssen sie sagen, der im Zweikampf den Riesen Brosabrimo, den Mann der gewaltigen Kraft, überwand, der den großen Mamelucken von Persien aus dem langen Zauber erlöste, in dem er fast neunhundert Jahre gebannt war.“ So geht dann der Ruf seiner Thaten von Mund zu Mund; und auf das Geschrei der Kinder und des übrigen Volks wird sich der König jenes Reiches an die Fenster seines Palastes begeben und kaum den Ritter gewahr werden, den er an seinem Wappen oder am Sinnbilde auf dem Schilde erkennt, so wird er mit lauter Stimme rufen: „Steht auf, ihr Ritter alle meines Hofes, die Blume der Ritterschaft zu empfangen, die dort herankommt!“ Auf diesen Befehl stürzen alle hinaus, er selbst geht ihm auf der Treppe entgegen, umarmt ihn aufs Wärmste und heißt ihn willkommen, indem er ihn auf den Mund küßt, und ihn in das Gemach der Königin führt, wo diese mit der Infantin, ihrer Tochter, weilt, die eine der schönsten und vollendetsten Frauen ist, wie man sie nur mit großer Mühe in dem größten Theile der bekannten Welt wiederzufinden vermöchte. Dann wird es geschehen, daß sie alsbald die Blicke auf den Ritter und er auf sie heftet und Jeder wird dem Andern eine überirdische Erscheinung dünken, und ohne zu wissen wie, werden sie in das unentwirrbare Netz der Liebe verwickelt sein, einen großen Schmerz im Herzen, da sie nicht wissen, wie sie sich ihre leidenschaftlichen Gefühle mittheilen sollen. Dann wird man den Ritter in ein reich eingerichtetes Zimmer des Palastes führen, ihm die Waffen abnehmen und einen Scharlachmantel umlegen, in den er sich hüllen soll; und wie schön er auch in der Rüstung erschienen, nicht minder schön, ja schöner wird er im Waffenrocke aussehen. Bricht die Nacht an, so wird er mit dem König, der Königin und der Infantin speisen, von der er die Augen nicht abwenden kann, und der er immer, von den Umstehenden unbemerkt, Blicke

zuwirft. Sie thut das Nämliche mit der gleichen Vorsicht, denn wie ich bereits gesagt, sie ist ein gar kluges Fräulein. Die Tafel wird aufgehoben und plötzlich tritt durch die Saalthüre ein häßlicher, kleiner Zwerg, mit einer schönen Frau, die zwischen zwei Riesen hinter dem Zwerge erscheint, und die Prophezeiung eines alten Weisen ausspricht, daß der, welcher sie erfüllen werde, für den besten Ritter der Welt gelten solle. Und der König befiehlt alsbald allen anwesenden Rittern, daß sie das Abenteuer bestehen, keiner aber wird eine Miene machen, es zu thun, als der ritterliche Gast, was seinem Ruhm große Ehren bringt und worüber sich auch die Infantin höchlich freut, da sie sich glücklich und reich belohnt fühlt, ihre Liebe einem so herrlichen Manne geschenkt zu haben. Das Beste aber ist, daß dieser König oder Fürst, oder was er sonst ist, einen sehr hartnäckigen Krieg mit einem andern ebenso mächtigen Fürsten führt; und der ritterliche Gast bittet ihn nach Verlauf einiger Tage, die er an seinem Hofe zugebracht, um die Erlaubniß, in den genannten Krieg ziehen und ihm dienen zu dürfen. Der König wird ihm diese mit größter Freude geben und der Ritter ihm für die gewährte Gunst die Hand küssen; und noch in derselben Nacht wird er sich von der Infantin durch das Gitter ihres Schlafgemachs verabschieden, welches auf einen Garten hinausgeht, und durch das sie ihn schon oft gesprochen, da eine Frau, welche das volle Vertrauen der Infantin genießt, ihre Zusammenkünfte begünstigt und vermittelt. Er seufzt, sie wird ohnmächtig, die Zofe bringt Wasser, ängstigt sich aber sehr, weil der Morgen schon zu grauen beginnt und sie um der Ehre ihres Fräuleins willen nicht möchte, daß sie entdeckt würden. Endlich kommt die Infantin wieder zu sich, reicht durch das Gitter ihre rechte Hand dem Ritter, der sie tausend- und abertausendmal küßt und in Thränen badet. Es wird zwischen beiden verabredet, wie sie sich ihre freudigen und traurigen Schicksale zu wissen thun wollen, und die Prinzessin bittet den Ritter, seine Abwesenheit so viel als möglich abzukürzen; er verspricht es unter tausend Schwüren, küßt ihr noch einmal die Hände und verabschiedet sich mit so großem Schmerze, daß es ihm beinahe das Leben kostet. Er geht dann in sein

Gemach, wirft sich auf sein Bett und kann vor Kummer über die Trennung nicht schlafen. Mit frühestem Morgen steht er auf und geht, um sich von dem König, der Königin und der Infantin zu verabschieden. Man theilt ihm mit, nachdem er sich von den beiden Ersten beurlaubt, daß die Infantin nicht wohl sei, und darum keinen Besuch empfangen könne; der Ritter ahnt wohl, daß es der Schmerz über seinen Abschied sei, der sie in ihre Zimmer banne, und grämt sich so sehr darob, daß er seinem Kummer beinahe Worte leiht. Aber die Vertraute ist zugegen, merkt sich alles und eilt zu ihrer Gebieterin, um es ihr zu sagen; die Prinzessin empfängt sie mit Thränen und sagt ihr, daß es ihr größter Schmerz, nicht zu wissen, wer ihr Ritter sei und ob er königlichen Stammes oder nicht; die Zofe aber versichert ihr, daß so viel höfisches Wesen, Anstand und Tapferkeit, wie ihr Ritter besitze, nur bei einem Sprößling königlichen Stammes sich vereinigt finden könne. Mit diesem Troste beruhigt sie sich und sucht sich zu fassen, um ihren Aeltern keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, und erscheint nach Verlauf von zwei Tagen wieder öffentlich. Der Ritter ist bereits in den Kampf gezogen; er schlägt sich tapfer, und besiegt den Feind des Königs; er erobert viele Städte, siegt in vielen Schlachten, kehrt dann an den Hof zurück, spricht seine Geliebte an dem gewohnten Stelldichein und verabredet mit ihr, daß er sie zum Lohne für seine Dienste sich zur Gemahlin erbitten wolle. Der König aber will sie ihm nicht geben, weil er nicht weiß, wer er ist. Allein sei es, daß er sie entführt, oder wie es sonst geschehen, die Infantin wird doch seine Gemahlin, und der Vater hält es zuletzt selbst für ein Glück, weil er sich überzeugt, daß der Ritter der Sohn eines tapfern Königs von ich weiß nicht welchem Reiche ist, es ist wohl gar nicht auf der Karte verzeichnet; der Vater stirbt, die Infantin erbt das Reich und der Ritter wird König, ehe man die Hand umdreht. Jetzt ist es Zeit, seinem Schildknappen und allen, die ihm zu seiner Erhebung behülflich waren, seine dankbaren Gesinnungen zu zeigen; er vermählt deßhalb seinen Schildknappen mit einer Zofe der Infantin, vermuthlich der, welche die Zwischenträgerin bei seinem

Liebeshandel war und die Tochter eines sehr vornehmen Herzogs ist."

„Darum bitt' ich", sagte Sancho, „und zwar recht von Herzen, ich verlasse mich darauf, weil sich das alles bis aufs Tüpfelchen an Euer Gnaden, dem Ritter von der traurigen Gestalt, verwirklichen wird."

„Zweifle nicht daran, Sancho", versetzte Don Quijote; „denn gerade auf diese Art und Weise, wie ich Dir erzählt, sind die fahrenden Ritter Könige und Kaiser geworden. Wir müssen uns jetzt nur umsehen, welcher christliche oder heidnische König Krieg führt und eine schöne Tochter hat; doch hat es damit noch gute Weile, denn wie ich Dir bereits gesagt, wir müssen uns zuerst anderswo Lorbeeren holen, ehe wir uns zu Hof begeben. Mir fehlt jedoch etwas Anderes: gesetzt den Fall auch, daß es einen König gäbe, der Krieg führte und eine schöne Tochter hätte, daß ich mir ferner einen unglaublichen Ruhm in der weiten Welt errungen, so weiß ich doch nicht, wie ich es angreifen müßte, um von königlichem Geblüte oder wenigstens der Seitenverwandte eines Kaisers zu sein; denn der König wird sich nicht herbeilassen, mir seine Tochter zur Gemahlin zu geben, wenn er nicht zuvor hierüber im Reinen ist, so sehr auch meine Thaten auf ganz Andres mir ein Anrecht gäben. Dieser Mangel wird mir, ich fürchte fast, die Verdienste meines Armes rauben. Es ist wohl wahr, daß ich ein Edelmann aus bekanntem Hause bin, welcher Grund und Boden besitzt, und daß ich fünfhundert Sueldos (3500 Fl.) Einkünfte habe; auch könnt' es sein, daß der Weise, der meine Geschichte schreibt, meine Verwandtschaft und Abkunft der Art auseinandersetzt, daß er mich zum fünften oder sechsten Enkel eines Königs macht. Denn Du mußt wissen, Sancho, daß es zwei Arten von Geschlechtern in der Welt gibt: die eine leitet ihre Abstammung von Fürsten und Monarchen her; sie sind jedoch im Verlaufe der Zeit nach und nach so heruntergekommen, daß sie umgekehrt auslaufen, wie die Pyramiden, und sich in einem einzigen Punkte verlieren; die andre ist aus niedrigem Volke entsprungen und steigt von Stufe zu Stufe, bis sie vornehme Leute geworden. Auf diese Weise besteht der

Unterschied darin, daß die Einen jetzt sind, was sie vordem nicht waren, die Andern waren, was sie jetzt nicht mehr sind. So könnte es auch sein, daß ich, wenn man genau nachforschte, zu denen gehörte, deren Ursprung groß und berühmt gewesen, womit sich dann mein Schwiegervater, der König, begnügen müßte. Wenn nicht, so wird mich die Infantin doch so leidenschaftlich lieben, daß sie mich ihrem Vater zum Trotze, wenn sie auch genau wüßte, ich sei der Sohn eines Tagelöhners, zu ihrem Herrn und Gemahl erküren wird; und geschähe auch dieß nicht, so würde ich sie rauben und dahin bringen, wo mir's gefiele, bis die Zeit oder der Tod dem Zorne ihrer Aeltern eine Ende machte."

„Da tritt dann auch das ein", meinte Sancho, „was einige Schelme behaupten: Man soll nicht in Gutem erbitten, was man mit Gewalt nehmen kann, oder wie man noch richtiger sagen könnte: Rauben lohnt besser, als Betteln. Ich meine nämlich, wenn der Herr König, Euer Gnaden Schwiegervater, sich nicht herbeilassen wollte, Euch meine Herrin, die Infantin, zu geben, so bliebe, wie Euer Gnaden sagt, nichts übrig, als sie zu rauben und zu entführen. Das Schlimmste bei der Sache ist nur, daß, so lange kein Friede gemacht und man sich nicht im ruhigen Besitz des Königreichs befindet, der arme Schildknappe auf seinen Lohn warten muß, wenn nicht etwa die vermittelnde Zofe, die seine Frau werden sollte, mit der Infantin auf und davon geht, und er sein Unglück mit ihr theilt, bis der Himmel es endlich anders fügt; denn ich denke wohl, daß sein Herr sie ihm ohne weitres zur rechtmäßigen Frau geben kann."

„Das kann ihm Niemand wehren", antwortete Don Quijote.

„Nun, wie dem auch sei", versetzte Sancho, „wir wollen uns Gott befehlen und dem Schicksal seinen Lauf lassen."

„Gott füge es, wie ich wünsche", entgegnete Don Quijote, „und Du, Sancho, es brauchst. Niedrig bleibe der, der sich für niedrig hält."

„Das mag er, bei Gott!" rief Sancho. „Ich bin ein alter Christ und das ist für mich genug, um ein Graf zu werden."

„Ja, mehr als genug", ſagte Don Quijote, „und wenn Du es nicht wäreſt, würde es auch nichts thun; denn wenn ich der König bin, kann ich Dir den Adel verleihen, ohne daß Du Geld dafür bezahlſt oder mir Dienſte erweiſeſt. Denn wenn ich Dich zum Grafen mache, ſo kannſt Du Dich als Ritter betrachten, ſie mögen ſagen, was ſie wollen; ſie müſſen Dich gnädiger Herr nennen, ſo ſchwer es ihnen ankommen mag."

„Und wahrhaftig", ſagte Sancho, „ich werde mich in Deſpect zu ſetzen wiſſen."

„Reſpect wollteſt Du ſagen, nicht Deſpect", verſetzte ſein Herr.

„Wohl denn", antwortete Sancho Panza; „ich meine nur, ich würde mich gut darein zu finden wiſſen; denn bei meinem Leben, als ich einmal Aufwärter bei einer Brüderſchaft war, ſtand mir der Aufwärterrock ſo gut, daß Jeder ſagte: ich hätte das Zeug dazu, den Haushofmeiſter der Brüderſchaft vorzuſtellen. Wie wird's aber erſt werden, wenn ich mir einen Herzogsmantel um die Schultern hänge, oder mich mit Gold und Perlen ſchmücke, wie ein fremdländiſcher Graf. Ich denke, die Leute ſollen auf hundert Meilen weit kommen, um mich zu ſehen."

„Du wirſt freilich gut ausſehen", ſagte Don Quijote; „aber Du wirſt Dir den Bart ſauber ſcheeren müſſen, denn er iſt ſo ſtruppig und dick und ſchlecht gepflegt, daß, wenn Du Dir ihn nicht wenigſtens alle zwei Tage abſchneideſt, man Dir auf einen Steinwurf anſehen wird, wer Du biſt."

„Was braucht's da weiter", meinte Sancho, „als daß ich mir einen eigenen Barbier im Hauſe halte. Und wenn es nöthig, laſſe ich ihn hinter mir drein gehen, wie ein Grande ſeinen Stallmeiſter."

„Woher weißt Du, daß die Grauden Stallmeiſter hinter ſich drein gehen haben?" fragte Don Quijote.

„Das will ich Euch ſagen", antwortete Sancho. „Vor einigen Jahren brachte ich einen Monat bei Hofe zu und da ſah ich einen kleinen Herrn ſpazieren gehen, von dem ſie ſagten, daß er ein ſehr großer Herr ſei; ein Mann folgte ihm auf Schritt und Tritt zu Pferde, als wenn er ſein Schwanz wäre. Ich

fragte, warum der Mensch niemals neben, sondern immer hinter ihm reite, und man antwortete mir, er sei sein Stallmeister und es sei Gebrauch bei den Großen, daß sie solche hinter sich haben; von daher weiß ich es so gut, daß ich es nicht mehr vergessen habe."

„Du hast recht", sagte Don Quijote, „und Du magst Deinen Barbier haben; die Bräuche sind nicht alle mit einmal aufgekommen und zugleich erfunden worden; Du magst deßhalb der erste Graf sein, der einen Barbier hinter sich hat; und es fordert überdieß mehr Vertrauen, sich den Bart scheeren, als ein Pferd satteln zu lassen."

„Ueberlaßt den Barbier meiner Sorge", sagte Sancho, „Euer Gnaden sorge nur dafür, daß Ihr König werdet und mich zum Grafen macht."

„Das soll geschehen", antwortete Don Quijote, und als er die Augen aufschlug, sah er, was in dem folgenden Kapitel beschrieben wird.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Don Quijote vielen Unglücklichen die Freiheit gab, welche man dahin führte, wohin sie nicht gerne gingen.

Cide Hamete Benengeli, der arabische Schriftsteller aus der Mancha, fährt in dieser wichtigen, erhabenen, umständlichen, zarten und unerhörten Geschichte fort und erzählt, daß nach den Gesprächen, welche zwischen dem berühmten Don Quijote von der Mancha und Sancho Panza, seinem Schildknappen, geführt worden, und welche wir am Schlusse des vorigen Kapitels berichtet, Don Quijote die Blicke erhob und sah, daß auf dem Wege, den er ritt, ungefähr ein Dutzend Leute gegangen kamen, welche sämmtlich, wie die Kügelchen an einem Rosenkranze, mit dem Halse an eine große eiserne Kette gereiht waren und außerdem Handschellen trugen.

Sie wurden von drei Berittenen und zwei Männern zu Fuß begleitet; die Reiter mit Büchsen, die Fußgänger mit Spießen und Degen bewaffnet. Als Sancho Panza sie gewahr wurde, sagte er: „Das ist eine Kette von Sträflingen, die zum Zwangsdienst für den König nach den Galeeren gehen."

„Wie so, zum Zwangsdienst?" fragte Don Quijote; „ist es möglich, daß der König irgend Jemand Gewalt anthut?"

„Das sage ich nicht", antwortete Sancho, „sondern nur, daß es Leute sind, die wegen ihrer Verbrechen zum Dienst für den König auf den Galeeren gezwungen sind."

„Nun", erwiderte Don Quijote, „dem sei wie ihm wolle, diese Leute werden doch mit Gewalt weggeführt und gehen nicht freiwillig."

„Allerdings", sagte Sancho.

„Wohlan", versetzte sein Herr, „so muß ich meine Pflicht thun, der Gewalt steuern und den Unglücklichen Beistand und Hülfe leisten."

„Bedenkt doch, gnädiger Herr", rief Sancho, „daß die Gerechtigkeit, welche der König ist, solchem Volk keine Gewalt oder Unrecht anthut, sondern sie nur für ihre Verbrechen bestraft."

Inzwischen war die Kette der Galeerensclaven näher gekommen und Don Quijote bat mit größter Höflichkeit die Aufseher, die sie begleiteten, sie möchten ihn von der Ursache oder den Ursachen unterrichten, weßhalb diese Leute auf solche Weise transportirt würden.

Einer von den Aufsehern zu Pferde antwortete, es seien Galeerensträflinge, Leute Seiner Majestät, die man nach den Galeeren bringe; er könne ihm nichts weiter sagen, aber der Herr brauche auch nicht mehr zu wissen.

„Doch", versetzte Don Quijote, „ich möchte von jedem derselben die Ursache seines Unglücks erfahren."

Er fügte daran noch so viele und höfliche Worte, um sie zu bewegen, ihm seinen Wunsch zu erfüllen, daß der andre berittene Aufseher sagte: „Wir haben zwar das Verzeichniß und die Abschrift des Urtheils eines jeden dieser Schurken bei uns; es ist jedoch nicht die Zeit, uns aufzuhalten, um sie hervorzusuchen und

Euch vorzulesen; Euer Gnaden mag nur näher kommen und sie selbst befragen, damit sie Euch sagen, was Ihr zu wissen wünscht, denn dieß Gesindel macht sich ein Vergnügen daraus, Schurkereien zu begehen und zu erzählen."

Mit dieser Erlaubniß, welche Don Quijote sich genommen haben würde, wenn man sie ihm nicht gegeben, trat er an die Kette heran und fragte den Ersten, wegen welches Verbrechens er sich in dieser traurigen Lage befinde.

Er antwortete, weil er sich verliebt habe.

„Darum und nicht weiter?" antwortete Don Quijote; „nun wenn die Galeeren für die Verliebten wären, so müßte ich schon lange darauf sitzen."

„Es ist nicht die Liebe, wie sie Euer Gnaden im Sinne hat", sagte der Sträfling; „meine Liebe war auf einen Korb mit weißer Wäsche gerichtet, den ich mit solcher Inbrunst umarmte, daß ich ihn bis diesen Augenblick nicht aus den Händen gelassen, wenn die Justiz mich nicht gezwungen hätte; man ertappte mich auf frischer That, brauchte keine Tortur anzuwenden, sprach das Urtheil, zählte mir hundert auf den Rücken und schickte mich auf drei Jahre obendrein auf die Gurapen und damit war die Sache abgethan."

„Gurapen, was ist das?" fragte Don Quijote.

„Gurapen, das sind die Galeeren", antwortete der Sträfling, ein junger Mann von ungefähr vierundzwanzig Jahren, aus Piedrahita gebürtig.

Ebenso fragte Don Quijote den Zweiten, der kein Wort antwortete, sondern traurig und melancholisch drein sah; für ihn antwortete der Erste und sagte: „Der geht als Kanarienvogel mit, ich meine damit als Musiker und Sänger."

„Wie das?" versetzte Don Quijote, „als Musiker und Sänger? Kommt man dafür auf die Galeeren?"

„Allerdings, Herr", antwortete der Sträfling, „denn es gibt kein schlimmer Ding, als wenn man auf der Folter singt."

„Ich hörte früher sagen: Wer singt, sein Leid bezwingt", meinte Don Quijote.

„Hier ist es umgekehrt", sagte der Sträfling: „Wer einmal singt, sein ganzes Leben weint."

„Das verstehe ich nicht", antwortete Don Quijote. Aber einer der Aufseher sagte: „Herr Ritter, auf der Folter singen heißt bei diesem Gesindel so viel als auf der Folter bekennen. Diesem Verbrecher nun gab man die Folter und er gestand sein Vergehen, daß er ein Pferdedieb sei, und da er gestanden, verurtheilten sie ihn zu sechs Jahren Galeeren und zweihundert Stockstreichen, die er bereits auf dem Rücken hat. Er geht immer in Gedanken und traurig einher, weil die andern Räuber, die ihn begleiten, ihn beständig darob necken, beschimpfen, verhöhnen und verächtlich behandeln, daß er bekannt hat und nicht den Muth besessen, zu schweigen, denn sie sagen, Nein habe gerade so viel Silben wie Ja und ein Verbrecher könne sich glücklich schätzen, wenn sein Leben oder Tod von seinem Worte abhängt und nicht von Zeugen und Beweisen. Darin, meine ich, sind sie auch nicht ganz auf dem falschen Wege."

„Auch ich bin Eurer Ansicht", antwortete Don Quijote, der, zum Dritten übergehend, ihn wie die andern frug. Dieser antwortete ihm rasch und mit großer Keckheit: „Ich besuche die Frau Gurapa auf fünf Jahre, weil mir zehn Ducaten gefehlt haben."

„Ich würde zwanzig mit dem größten Vergnügen geben", sagte Don Quijote, „wenn ich Euch von der Last befreien könnte."

„Das kommt mir gerade vor", antwortete der Sträfling, „wie wenn einer mitten auf dem Meere Geld hat und doch vor Hunger sterben muß, weil er das, was er braucht, nicht kaufen kann: ich meine damit, hätt' ich die zwanzig Ducaten, die Euer Gnaden mir jetzt anbietet, zur rechten Zeit gehabt, so würde ich damit die Feder der Gerichtsschreiber geschmiert und den Verstand der Procuratoren dermaßen erhellt haben, daß ich mich jetzt auf dem Zocodover in Toledo befände und nicht auf diesem Wege, wie ein Jagdhund an der Koppel angebunden. Aber Gott ist groß: Geduld, und damit genug!"

Don Quijote ging zum Vierten, einem Mann von ehrwürdigem Aussehen, mit einem weißen Barte, der ihm bis an den Gürtel reichte. Als er hörte, daß man ihn um die Ursache fragte, warum er hier sei, fing er zu weinen an und antwortete nicht eine Silbe; aber der fünfte Verurtheilte sprach statt seiner und sagte: „Dieser ehrenwerthe Mann geht auf vier Jahre nach den Galeeren, nachdem er den üblichen Triumphritt im vollen Pompe gehalten."

„Das heißt wohl", sagte Sancho Panza, „er hat den Schandesel reiten müssen."

„Allerdings", antwortete der Sträfling, „und die Schuld, weßhalb er diese Strafe erleidet, ist, daß er für einen Ohrenmäkler gilt, der wohl auch den ganzen Körper vermäkelte; kurz, dieser Ritter gilt für einen Kuppler und soll sich nebenbei auch mit Hexerei abgegeben haben."

„Hättet Ihr das Letzte nicht hinzugefügt", sagte Don Quijote, „so verdiente er als bloßer Kuppler nicht selbst auf die Galeere zu kommen, sondern man sollte ihm den obersten Befehl über die Galeerensträflinge anvertrauen; denn das Geschäft eines Kupplers ist keine Kleinigkeit; es gehört dazu ein verständiger Mann und er ist höchst nothwendig in einem wohlgeordneten Staate. Nur Leute von guter Geburt sollten das Geschäft ausüben dürfen; sie müßten einer Aufsicht und Prüfung unterworfen sein, wie alle anderen Gewerbe, und ihre Zahl müßte bestimmt und bekannt sein, wie die der Mäkler an der Börse. Auf diese Weise würde viel Unglück verhütet, was dadurch entsteht, daß dieß Amt und Geschäft von unwissenden, unverständigen Leuten besorgt wird, wie gemeinen Weibspersonen, Knaben und jungen Possenreißern, die keine Erfahrung haben und die bei wichtigen Gelegenheiten und wo Gewandtheit Noth thut, den Bissen zwischen Mund und Hand kalt werden lassen und nicht wissen, welches ihre rechte Hand ist. Ich würde mich gerne ausführlicher darüber ergehen, und die Gründe angeben, weßhalb eine sorgfältige Auswahl unter Denen getroffen werden muß, welche im Staate ein so nothwendiges Geschäft betreiben, aber es ist hier nicht der geeignete Ort dazu; ich werde

es seiner Zeit solchen Personen mittheilen, welche dafür sorgen und die nöthigen Vorkehrungen treffen können. Ich sage nur so viel, daß ich das Mitleid, das mir der Anblick der weißen Haare und des ehrwürdigen Antlitzes einflößte, als ich es in solchem Elend und nur wegen Kupplerei sah, mich über seine Hexerei wegsehen ließ; ich weiß überdieß wohl, daß es keine Zauberer in der Welt gibt, welche auf fremden Willen einwirken und ihn zwingen können, wie einfältige Leute glauben. Denn unser Wille ist frei und kein Kraut und kein Zauber kann ihn zwingen; alles, was einfältige Betteln und verschmitzte Gauner thun können, ist, daß sie Mixturen und Gifte bereiten, mit denen sie den Leuten den Verstand verwirren, indem sie ihnen weiß machen, sie könnten zur Liebe reizen, während es doch, wie gesagt, ganz unmöglich ist, den Willen eines andern zu zwingen."

„So ist es", sagte der gute Alte, „und wahrhaftig, Herr, ich bin an der Hexerei unschuldig; die Kupplerei jedoch kann ich nicht leugnen. Aber ich habe nie daran gedacht, daß etwas Schlimmes dabei sei; alles, was ich damit erreichen wollte, war, daß die ganze Welt sich freue und in Ruhe und Frieden lebe, ohne Streit und Verdruß. Meine gute Absicht nützte mir jedoch zu nichts; ich muß dahin wandern, von wannen ich nimmer zu kommen hoffen kann; denn mich drücken die Jahre und ein schlimmes Harnübel, das mir nicht einen Augenblick Ruhe läßt." Damit fing er wieder wie zuvor zu weinen an, und Sancho überkam ein solches Mitleid, daß er ein Vierrealenstück aus dem Busen zog und es ihm als Almosen gab.

Don Quijote ging weiter und fragte einen andern nach seinem Vergehen; dieser antwortete nicht so traurig wie sein Vorgänger, sondern im Gegentheil sehr heiter: „Ich gehe nach den Galeeren, weil ich mit einem Paar leiblicher Nichten und zwei andern Nichten, die nicht mit mir verwandt waren, über die Gebühr Kurzweil trieb; zuletzt war aber die Kurzweil der Art geworden, daß sich meine Verwandtschaft so verwickelte, daß kein Teufel daraus klug werden konnte. Man bewies mir das Alles, ich hatte keine Gönner, kein Geld und ich war auf dem Puncte,

baumeln zu müssen; doch schickte man mich zuletzt auf sechs Jahre nach den Galeeren, womit ich ganz zufrieden war ... es ist eine Strafe für meine Schuld; ich bin ein junger Mensch, das Leben ist lang; damit wird sich Alles wieder ausgleichen. Wenn Euer Gnaden, Herr Ritter, etwas bei sich hat, womit Ihr diese armen Teufel unterstützen könnt, so wird es Euch der Herr im Himmel lohnen und wir wollen auf Erden in unsern Gebeten Eurer gedenken, daß Euch Gott so viel Glück und so langes Leben verleihe, als Euer gutes Aussehen verdient." Der Sprecher trug sich wie ein Student, und einer der Aufseher versicherte, daß er ein großer Schwätzer, aber ein guter Lateiner sei.

Zuletzt kam ein Mann von sehr gutem Aussehen, ungefähr dreißig Jahre alt, der aber so stark schielte, daß ein Auge stets das andere ansah. Er war ein wenig anders geschlossen, als die Uebrigen; denn er trug eine Kette am Fuß, die so lang war, daß sie ihm um den ganzen Leib ging, und um die Kehle zwei Halseisen, von denen das eine an einer Kette befestigt, das andere ein sogenannter „Schau auf Freund" war, von dem zwei Stangen auf den Gürtel herabgingen, an denen zwei Handschellen befestigt waren, welche die Hände vermittelst zweier großer Schlösser festhielten, so daß er weder die Hände hinauf zum Kopf, noch den Kopf zu den Händen hinab bewegen konnte.

Don Quijote fragte, warum dieser Mann mit so viel mehr Fesseln als die andern belastet sei.

Die Wache antwortete, daß dieser Eine mehr Verbrechen begangen, als alle andern zusammen, und daß er ein so verwegener und frecher Bursche sei, daß sie, obgleich man ihn so stark gefesselt, seiner nicht sicher wären und immer befürchten müßten, daß er ihnen entkomme.

„Was für Verbrechen hat er denn begangen?" fragte Don Quijote, „wenn er trotzdem keine größere Strafe verdient hat, als auf die Galeeren geschickt zu werden?"

„Er geht auf zehn Jahre dahin", antwortete der Aufseher, „und das ist so viel wie bürgerlicher Tod: man braucht nicht mehr zu wissen, als daß dieser brave Mann der berüchtigte

Gines von Pasamonte ist, den man wohl auch Ginesillo von Parapilla nennt."

„Gemach, Herr Commissär", fiel jetzt der Sträfling ein, „verhunzt mir nicht Namen und Zunamen; ich heiße Gines und nicht Ginesillo, und Pasamonte ist meine Heimat, nicht Parapilla, wie Ihr sagt; Jeder kehre vor seiner Thüre, so hat er genug zu thun."

„Schreit nicht so laut", versetzte der Commissär, „Herr Allerweltsgauner, wenn ich Euch nicht mit Gewalt zum Schweigen bringen soll, daß Ihr's gern besser hättet."

„Es scheint wohl, daß der Mensch gehen muß, wohin es Gott gefällt, aber gewisse Leute sollen eines Tages erfahren, ob ich Ginesillo von Parapilla heiße oder nicht."

„Nennt man Dich etwa nicht so, Heuchler?" sagte der Aufseher.

„Wohl thut man's", antwortete Gines, „aber ich will's ihnen schon vertreiben, mich gelüstet ordentlich danach. Herr Ritter, wenn Ihr uns etwas geben wollt, so gebt und geht mit Gott, denn es langweilt uns schon, daß Ihr da in andrer Leute Lebenswandel herumstänkert und so viel fragt. Wenn Ihr mein Leben kennen lernen wollt, so wißt, daß ich Gines von Pasamonte bin, dessen Leben mit diesen Fingern beschrieben ist."

„Das ist wahr", sagte der Commissär, „er hat selbst sein Leben geschrieben, daß man's nicht schöner wünschen mag, und hat sein Buch im Gefängniß um zweihundert Realen versetzt."

„Und wird's wieder einlösen, wenn es auch für zweihundert Ducaten versetzt wäre."

„So gut ist es?" fragte Don Quijote.

„Allerdings", antwortete Gines, „so gut, daß Lazarillo von Tormes und alle Geschichten ähnlicher Art, die schon geschrieben sind und noch geschrieben werden, sich daneben nicht sehen lassen können. Was ich Euer Gnaden sagen kann, ist, daß es lauter wahre Geschichten enthält und zwar so artige, lustige und wahre Geschichten, daß man keine erlogenen auftreiben kann, die sich mit ihnen messen dürften."

„Und wie heißt das Buch?" fragte Don Quijote.

„Das Leben des Gines von Pasamonte", antwortete er.

„Und ist es bereits vollendet?" fragte Don Quijote.

„Wie kann es vollendet sein", antwortete Jener, „da mein Leben noch nicht vollendet ist? Was geschrieben ist, geht von meiner Geburt bis zu dem Augenblicke, da ich das letzte Mal nach den Galeeren geschickt wurde."

„Seid Ihr denn schon einmal dagewesen?" fragte Don Quijote.

„Gott und dem König zu dienen, war ich schon einmal vier Jahre dort. Weiß auch schon, wie Schiffszwieback und Ochsenziemer schmecken", antwortete Gines, „ich mache mir deßhalb auch nicht viel daraus, noch einmal hin zu gehen, weil ich dort Zeit haben werde, mein Buch zu vollenden; denn ich werde noch Vieles zu sagen haben, und auf den spanischen Galeeren hat man mehr Ruhe, als nöthig ist, wiewohl ich zu dem, was ich zu schreiben habe, nicht viel brauche, da ich alles auswendig weiß."

„Du scheinst mir ein gewandter Bursche", sagte Don Quijote.

„Aber sehr unglücklich", antwortete Gines, „denn das Unglück verfolgt immer die guten Köpfe."

„Es verfolgt die Spitzbuben", sagte der Commissär.

„Ich habe Euch schon einmal gesagt, Herr Commissär, daß Ihr gemach thun sollt", antwortete Pasamonte, „denn die Herren haben Euch Euren Amtsstab nicht dazu gegeben, daß Ihr arme Teufel, wie uns, mißhandelt, sondern daß Ihr sie geleitet und dahin bringt, wo Seine Majestät befohlen; wenn nicht, so schwöre ich ... doch genug! denn es wird sich eines Tages bei der Wäsche alles finden. Darum sei Jeder still und thue recht und rede besser, und nun laßt uns weiter gehen, denn es ist wahrlich genug des Geschwätzes!"

Der Commissär erhob den Gerichtsstab, um Pasamonte für seine Drohungen eines zu versetzen; Don Quijote aber legte sich ins Mittel und bat ihn, den armen Teufel nicht zu mißhandeln, da man es einem, dem die Hände so gebunden seien, nicht

verargen könne, wenn er von seiner Zunge Gebrauch mache. Dann wandte er sich an sämmtliche Glieder der Kette und sagte: „Aus Allem, was Ihr mir gesagt habt, meine lieben Brüder, ersehe ich deutlich, daß, obwohl Ihr die Strafe für Eure Verbrechen erleidet, Ihr doch keinen großen Gefallen daran findet, und daß Ihr die Strafe nur sehr ungern und mit großem Widerwillen antretet. Es könnte wohl sein, daß des Einen geringer Muth auf der Folter, des Andern Mangel an Geld, des Dritten Mangel an Gunst und endlich gar das verschrobene Urtheil des Richters die Ursache Eures Verderbens war, sonst würdet Ihr, die Ihr die Gerechtigkeit auf Eurer Seite hattet, besser davon gekommen sein. Das alles tritt mir jetzt in einer Weise vor den Geist, daß es mir sagt, mich überredet, ja mich zwingt, ein Beispiel zu statuiren, zu welchem Ende mich der Himmel in die Welt gesandt und mich den Orden der Ritterschaft erwählen, sowie den Schwur leisten ließ, allen Hülfsbedürftigen und von den Mächtigen Unterdrückten beizustehen. Da ich jedoch weiß, daß es eine Klugheitsregel ist, was man in Gutem erreichen kann, nicht in Bösem zu erzwingen, so will ich zuerst diese Herren Aufseher und den Herrn Commissär bitten, daß sie Euch die Fesseln abnehmen und in Frieden ziehen lassen; denn es wird nicht an Solchen fehlen, welche dem König besser dienen, und es scheint mir hart, zu Sclaven zu machen, wen Gott und die Natur frei geschaffen. Und dann, Ihr Herren Aufseher", fügte Don Quijote hinzu, „diese armen Teufel haben Euch ja nichts gethan: jeder mag seine Sünde selbst verantworten. Es lebt ein Gott im Himmel, der, deß bin ich sicher, die Bösen bestrafen und die Guten belohnen wird, und es ziemt sich nicht, daß ehrenwerthe Menschen die Henker der andern seien, die ihnen nichts zu leide gethan. Ich bitte mir dieß von Euch in Freundschaft und in Güte aus, damit ich, wenn Ihr die Bitte erfüllt, Euch etwas zu danken habe; thut Ihr's aber nicht gutwillig, so werden diese Lanze und dieser Degen mit der Kraft meines Armes Euch dazu zwingen."

„Eine allerliebste Unverschämtheit!" antwortete der Commissär. „Ein hübscher Spaß, mit dem Ihr zum Schluß Eures

Geschwätzes herausrückt. Die Gefangenen des Königs, verlangt Ihr, sollen wir frei lassen, als wenn wir dazu befugt wären, sie loszubinden, oder Ihr, es uns zu befehlen. Geht in Gottes Namen, gnädiger Herr, Eures Weges, rückt das Rasirbecken, das Ihr auf dem Kopfe habt, zurecht und sucht nicht nach einer dreibeinigen Katze."

„Ihr seid die Katze und die Maus und ein Schurke dazu!" antwortete Don Quijote und stürzte mit diesen Worten so ungestüm auf ihn los, daß er nicht Zeit hatte, sich zur Wehre zu setzen, und von einem Lanzenstich schwer verwundet zu Boden stürzte. Es war ein Glück für Don Quijote, daß er gerade den traf, der mit einer Büchse bewaffnet war. Die andern Aufseher standen anfangs ganz erstaunt und bestürzt über den unerwarteten Anfall da; als sie jedoch wieder zu sich kamen, legten die Reiter Hand an ihre Schwerter, die zu Fuße aber an ihre Spieße, und stürzten auf Don Quijote los, der sie mit der größten Ruhe erwartete, und ohne Zweifel wäre es ihm schlimm ergangen, wenn nicht die Sträflinge die Gelegenheit, die sich ihnen darbot, frei zu werden, wahrgenommen und die Ketten gebrochen hätten, mit denen sie gefesselt waren.

Der Aufstand war so groß, daß die Aufseher, sich bald gegen die Sträflinge, die sich losmachten, bald gegen Don Quijote, der auf sie einhieb, wehren mußten und eben darum nirgend etwas ausrichteten. Sancho seinerseits half Ginés von Pasamonte sich losmachen, und dieser war der Erste, der frei und fesselos auf dem Felde umherlief, sich über den Commissär hermachte, ihm Degen und Büchse abnahm, und bald auf diesen, bald auf jenen zielend, ohne jedoch loszuschießen, alle in die Flucht trieb, so daß zuletzt weit und breit keine Wache mehr zu sehen war, weil sie theils vor der Büchse Pasamonte's, theils vor den Steinwürfen geflohen, mit welchen die losgelassenen Sträflinge sie verjagten. Sancho Panza war es jedoch bei diesem Erfolge nicht geheuer, da er erwartete, daß die Fliehenden die heilige Hermandad durch Sturmläuten zum Schutze aufrufen würden, und diese den Verbrechern nachzusetzen sich veranlaßt sehen möchte. Er theilte seinem Herrn diese Befürch-

tung mit, und bat ihn, sich sogleich von hier zu entfernen und sich in dem nahegelegenen Gebirge zu verbergen.

„Schon recht", sagte Don Quijote, „aber ich weiß, was es jetzt zu thun gibt!" Er rief die Sträflinge zusammen, welche sich zerstreut hatten, nachdem sie den Commissär bis auf die Haut ausgeplündert, und als sie sich im Kreise um ihn hergestellt, um zu hören, was er ihnen befehlen würde, sagte er: „Für Leute von guter Herkunft ziemt es sich, empfangene Wohlthaten anzuerkennen, und eine der Sünden, welche Gott am meisten kränken, ist die Undankbarkeit. Ich sage das, weil Ihr gesehen, meine Herren, und deutlich genug erfahren habt, welche Wohlthat ich Euch erwiesen; zum Danke dafür wünsche und verlange ich, daß Ihr diese Kette aufnehmt, die ich Euch vom Halse geschafft, und Euch alsbald nach der Stadt Toboso auf den Weg macht, und dort vor der Dame Dulcinea von Toboso erscheint und ihr saget, daß ihr Ritter, der Ritter von der traurigen Gestalt, sich ihr empfehlen lasse, und daß Ihr ihr Punct für Punct alles genau erzählt, wie sich dieses Abenteuer begeben, bis zu dem Augenblick, da Ihr in Freiheit gesetzt wurdet. Sobald dieß geschehen, könnt Ihr ziehen, wohin es Euch beliebt."

Gines von Pasamonte antwortete für die übrigen Sträflinge und sprach: „Was uns Euer Gnaden befiehlt, mein Herr und Befreier, ist die allergrößte Unmöglichkeit, weil wir nicht gemeinsamen Weges gehen können, sondern jeder allein und für sich seine Straße ziehen und sich eher in den Eingeweiden der Erde verbergen muß, um nicht von der heiligen Hermandad aufgegriffen zu werden, welche ohne Zweifel nach uns streifen wird. Was Euer Gnaden thun kann, und billiger Weise thun wird, ist, daß Ihr diesen Dienst und Tribut, den Ihr uns der Dame Dulcinea von Toboso zu entrichten befehlt, in eine bestimmte Anzahl von Ave Maria und Credo verwandelt, welche wir für Euer Seelenheil sprechen wollen; das läßt sich bei Tage, bei Nacht, fliehend und ausruhend, im Frieden und im Kampfe thun. Aber der Gedanke, jetzt zu den Fleischtöpfen Egyptens zurückzukehren, d. h. unsre Ketten wieder aufzunehmen und uns

auf den Weg nach Toboso zu machen, wäre gerade so widersinnig, als wenn man sagen wollte, es sei jetzt Nacht, während es doch die zehnte Tagesstunde ist, und man eben so gut von uns verlangen könnte, Birnen von einer Ulme zu pflücken."

„Nun, so schwör' ich", rief Don Quijote im höchsten Zorne, „Du Hurensohn, Don Ginesillo von Parapilla, oder wie Du sonst heißest, daß Du allein, mit dem Schwanz zwischen den Beinen und der Kette auf dem Nacken nach Toboso gehen sollst."

Pasamonte aber, — welcher nicht gerade sehr geduldiger Natur war, und überdieß bereits gemerkt hatte, daß es bei Don Quijote nicht richtig sein müsse, da er den Narrenstreich begangen, ihnen die Freiheit zu geben, — sobald er sah, daß man ihn derart behandeln wolle, gab seinen Kameraden einen Wink, worauf sie sich auf die Seite stellten und mit so großen Steinen auf Don Quijote loszuwerfen begannen, daß er sich kaum mit seinem Schilde decken konnte. Der arme Rocinante aber gab so wenig auf die Sporenstiche, als wenn er von Erz wäre. Sancho setzte sich hinter seinen Esel und schützte sich mit ihm gegen den Wolkenbruch von Steinen, der auf sie niedergoß. Don Quijote konnte sich nicht so gut mit seinem Schilde schützen, daß ihn nicht einige Bachkiesel so gewaltig auf den Leib getroffen hätten, daß sie ihn zu Boden warfen. Und kaum war er gestürzt, als sich der Student über ihn hermachte, ihm das Rasirbecken vom Kopfe nahm, damit ein paar Hiebe auf den Rücken versetzte, und es mehrmals auf den Boden schlug, daß es fast in Stücke ging. Dann zogen sie ihm den Waffenrock aus, den er über der Rüstung trug, und hätten ihm auch die Hosen geraubt, wenn es die Beinschienen nicht verhindert hätten. Sancho zogen sie den Regenmantel aus und ließen ihn ohne Oberkleider stehen. Nachdem sie die Kampfesbeute unter sich getheilt, ging jeder seines Weges, mehr darauf bedacht, der Hermandad auszuweichen, vor der sie allen Respect hatten, als die Kette auf sich zu nehmen, und dem Fräulein Dulcinea von Toboso ihre Aufwartung zu machen. Nur der Esel und Rocinante, Sancho und Don Quijote blieben zurück; der Esel mit gesenktem Kopfe und nachdenklich, nur von Zeit zu Zeit die Ohren

ſchüttelnd, weil er meinte, der Steinhagel, der ihm um die Ohren geflogen war, ſei noch nicht vorüber; Rocinante neben ſeinem Herrn ausgeſtreckt, da auch er von einem Steinwurf zu Boden geſtürzt war; Sancho im Wamms und zitternd vor der heiligen Hermandad; Don Quijote endlich außer ſich vor Zorn, daß ihm ſo übel von denen gelohnt wurde, denen er ſo viel Gutes erwieſen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Was dem berühmten Don Quijote in der Sierra Morena begegnete, eines der ausgezeichnetſten Abenteuer, die in dieſer wahrhaften Geſchichte erzählt werden.

Als ſich Don Quijote ſo ſchlimm zugerichtet ſah, ſagte er zu ſeinem Schildknappen: „Ich habe immer ſagen hören, Sancho, daß, wenn man gemeinem Volke Gutes erzeugt, es ſo viel ſei, als wenn man Waſſer ins Meer trüge. Wenn ich geglaubt hätte, was Du mir ſagteſt, ſo würde ich mir dieſen Verdruß erſpart haben, aber nun iſt's geſchehen und es heißt Geduld! Wir werden uns künftig zu hüten wiſſen, denn wir ſind gewitzigt worden!"

„Ja, Ihr werdet gewitzigt werden", warf Sancho ein, „ſo ſicher als ich ein Türke bin! Da Ihr jedoch ſeht, daß, wenn Ihr mir geglaubt, Ihr Euch dieſen Verdruß hättet erſparen können, ſo glaubt mir wenigſtens jetzt und Ihr erſpart Euch noch größeren; denn Ihr müßt wiſſen, die heilige Hermandad kümmert ſich nichts um die Rittergeſchichten, ſie gibt für alle fahrenden Ritter zuſammen nicht zwei Maravedis, und glaubt mir, es iſt mir, als wenn ihre Spieße mir ſchon um die Ohren ziſchten."

„Du biſt eine feige Natur, Sancho", ſagte Don Quijote; „damit Du aber nicht ſagen kannſt, ich ſei eigenſinnig und thue nie was Du mir räthſt, ſo will ich dießmal Deinem Rathe

folgen, und dem Ungethüm aus dem Wege gehen, das Du so sehr fürchtest; jedoch unter einer Bedingung: nie im Leben und Tode darfst Du Jemand sagen, ich hätte mich aus Furcht dieser Gefahr entzogen, sondern blos um Deinen Bitten zu willfahren; wenn Du anders sprächest, würdest Du auch lügen; dann wie jetzt, jetzt wie dann, würde ich Dich Lügen strafen und sagen, Du lügst und wirst lügen jedes Mal, so oft Du es sagst oder auch nur denkst, und sprich mir kein Wort dagegen, denn wenn Du nur denkst, daß ich vor irgend einer Gefahr zurückschrecken könnte, namentlich vor dieser, die allerdings einen gewissen Schatten von Furcht hervorrufen könnte, so bleibe ich hier und warte ganz allein nicht nur auf die heilige Hermandad, vor der Du Dich fürchtest, sondern auch auf alle Brüder der zwölf Stämme Israels und die sieben Maccabäer, wie auf Castor und Pollux und auf alle Brüder und Brüderschaften*) der Welt."

„Herr", antwortete Don Quijote, „sich zurückziehen heißt noch nicht fliehen und warten ist nicht klug, wenn die Gefahr unsre Kräfte übersteigt. Der Kluge schont sich heute für morgen und setzt nicht Alles an einem Tag aufs Spiel, denn Ihr müßt wissen, wenn ich gleich nur ein gemeiner Bauer bin, so habe ich doch ein wenig von dem, was man Lebensweisheit nennt. Es darf Euch deßhalb nicht reuen, wenn Ihr meinem Rathe folgt und den Rocinante besteigt, wenn Ihr könnt, andern Falls helfe ich Euch; folgt mir, denn mein Geist sagt mir, daß wir jetzt die Füße nöthiger haben als die Hände."

Don Quijote stieg auf, ohne ein Wort einzuwenden; Sancho ritt mit seinem Esel voran und so betraten sie die Sierra Morena, in deren Nähe sie sich gerade befanden. Sancho hatte die Absicht, sie quer zu durchziehen, den Weg nach Viso und Almodovar del Campo einzuschlagen und sich in diesen wilden Gegenden zu verbergen und nicht gefunden zu werden, wenn die Hermandad sie suchte. Dazu gab ihm besonders das Muth, daß er sah, der Vorrath, den der Esel trug, war den Räuberhänden der Sträflinge entgangen, was er für ein Wunder

*) Hermandad zu deutsch Brüderschaft.

halten mußte, nach dem, wie die Sträflinge ihn durchsucht und geplündert hatten.

Als Don Quijote die Gebirgsgegend betrat, freute sich sein Herz, denn diese Orte erschienen ihm wie auserlesen für die Abenteuer, die er suchte. In seinem Gedächtniß tauchten all die wunderbaren Fährlichkeiten auf, welche den fahrenden Rittern in solchen Einöden und Wildnissen begegnet waren, und er war so tief in Gedanken darüber versunken, daß er alles Uebrige darob vergaß. Sancho aber hatte keinen andern Gedanken, als er sah, daß sie sich auf einem sichern Wege befanden, denn seinem Magen zu fröhnen und ihn mit den Ueberbleibseln, welche der geistliche Esel zurückgelassen, zu befriedigen. Nach Frauenart auf seinem Esel sitzend, zog er hinter seinem Herrn drein, indem er beständig ein Stück aus seinem Mantel zog und in seinen Wanst schob. Er hätte keinen Deut um ein neues Abenteuer gegeben, so lange es so fortging.

Plötzlich schlug er die Augen auf und sah, daß sein Herr stille hielt und mit der Spitze der Lanze etwas, was einem Bündel ähnlich sah und auf dem Boden lag, aufzuspießen suchte. Er eilte deßhalb rasch hinzu, um ihm beizustehen, wenn es nöthig wäre. Gerade aber, als er bei ihm anlangte, hob Don Quijote mit der Spitze seiner Lanze ein Reitkissen mit einem dicken festgeschnürten Mantelsacke in die Höhe, welche halb verfault oder vielmehr ganz verfault und verwittert waren, und dabei so schwer, daß Sancho absteigen mußte, um sie aufzuheben. Don Quijote befahl ihm nachzusehen, was in dem Mantelsacke sei; Sancho that es mit größtem Eifer, und obgleich der Mantelsack mit einer Kette und einem Schloß verwahrt war, sah er doch bei dem verfaulten Zustande desselben, was sich darin befand, nämlich vier Hemden von feiner holländer Leinwand, nebst andrer eben so feiner als weißer Wäsche; in einem kleinen Tuche endlich fand er ein gutes Häufchen Goldthaler. Als er dieser ansichtig würde, rief er: „Gepriesen sei der Himmel, der uns auch einmal auf ein Abenteuer stoßen ließ, das glücklich abläuft.“ Und bei noch längerem Nachsuchen fand er ein reichgebundenes Notizbuch. Um dieses bat ihn Don

Quijote und befahl ihm das Geld für sich zu behalten. Sancho küßte ihm zum Dank dafür die Hand, nahm die Wäsche aus dem Mantelsack, steckte sie in den Beutel mit den Eßwaaren hinein.

Als Don Quijote dieß sah, sagte er: „Es scheint mir, Sancho (und es kann wohl auch nicht anders sein), daß irgend ein Reisender in diesem Gebirge sich verirrt hat, von Räubern angefallen und erschlagen, und dann wohl auch in diesem einsamen Orte begraben worden."

„Das ist nicht möglich", antwortete Sancho, „denn wenn es Räuber gewesen, würden sie das Geld nicht zurückgelassen haben."

„Du hast Recht", sagte Don Quijote, „aber dann habe ich keine Ahnung, was es gewesen; doch warte mal, wir wollen in diesem Notizbuche nachsehen, ob nicht etwas Geschriebenes sich darin findet, was uns auf die Spur helfen und den gewünschten Aufschluß geben könnte."

Er öffnete es und das erste, was ihm in die Augen fiel, war der gut geschriebene Entwurf eines Sonetts, und damit es Sancho auch hören könne, las er es folgendermaßen laut vor:

Weiß Amor nichts von meinen bittern Schmerzen,
So ist er grausam, denn es kann kein Leiden
So herber Art die kleine Schuld bereiten,
Wie quälend es gewühlt in meinem Herzen.

Ein Gott ist Amor, — jeder muß es wissen, —
Und Götter können nimmer grausam strafen:
Was aber macht mich dann zum armen Sclaven,
Was hat mein Herz so martervoll zerrissen?

Sag ich, du seist es, Phyllis, nein, ich irre, —
Könnt' so viel Böses Gutem sich verbinden,
Der Himmel solche Götterqual bereiten?

Ich sterbe bald, — nur das in dem Gewirre
Ist sicher, Heilung läßt sich nimmer finden,
Ergründet man die Krankheit nicht bei Zeiten.

„Aus dieſen Reimen", ſagte Sancho, „werden wir auch nicht klüger, wenn nicht etwa das Füllen, von dem darin ſteht, auf ihre Mutterſtute ſchließen läßt."

„Was ſteht denn hier von einem Füllen?" ſagte Don Quijote.

„Es war mir doch, als hörte ich Euer Gnaden von einem Füllen ſprechen."

„Ich ſagte Phyllis", antwortete Don Quijote, „und das iſt ohne Zweifel der Name der Dame, über welche der Verfaſſer dieſes Sonetts ſich beklagt, und der muß ein vorzüglicher Dichter ſein, oder ich verſtehe nichts von der Kunſt."

„Wie?" rief Sancho, „verſtehet Euer Gnaden denn auch etwas von der Kunſt des Verſemachens?"

„Und weit mehr, als Du glaubſt", antwortete Don Quijote, „Du wirſt es ſchon ſehen, wenn Du mal einen von oben bis unten mit Verſen beſchriebenen Brief an meine Gebieterin Dulcinea von Toboſo zu bringen haſt; denn Du mußt wiſſen, Sancho, daß alle, oder wenigſtens die meiſten fahrenden Ritter der Vorzeit große Trubadure und Sänger waren, denn dieſe beiden Geſchicklichkeiten, oder beſſer geſagt Gaben, ſind unzertrennlich von verliebten Rittern; freilich athmen die Lieder der alten Ritter mehr Geiſt, als Kunſt."

„Leſet, gnädiger Herr", ſagte Sancho, „wir werden vielleicht etwas finden, was uns auf die Spur hilft."

Don Quijote ſchlug ein Blatt um und ſagte: „Das iſt Proſa und ſcheint ein Brief."

„Ein Sendſchreiben?" fragte Sancho.

„Dem Anfang nach ſcheint es ein Liebesbrief", antwortete Don Quijote.

„Dann leſet laut", ſagte Sancho, „denn ich habe ein großes Wohlgefallen an dergleichen Liebesgeſchichten."

„Das will ich wohl", antwortete Don Quijote, und laut leſend, wie Sancho gewünſcht, fand man folgenden Inhalt:

„Dein falſches Verſprechen und mein ſicheres Unglück treiben mich an einen Ort, von wo Du eher die Nachricht meines Todes, als die Stimme meiner Klagen vernehmen

wirst. Undankbare, Du hast mich um eines Andern willen, der mehr besitzt, aber nicht mehr Werth hat, verschmäht. Wäre Tugend ein Reichthum, der geschätzt wird, so würde ich fremdes Glück nicht beneiden müssen, noch eignes Unglück beweinen. Was Deine Schönheit aufgebaut, haben Deine Thaten niedergerissen; aus jener schloß ich, Du seiest ein Engel, aus diesen weiß ich, Du bist ein Weib. Lebe wohl und sei glücklich, Du, die mich so unglücklich gemacht, und der Himmel gebe, daß der Betrug an Deinem Verlobten ewig unbekannt bleibe, damit Du nicht bereuest, was Du gethan, und ich nicht gerächt werde, wo ich es nicht wünsche."

Als Don Quijote mit dem Brief zu Ende war, sagte er: „Aus dieser Prosa läßt sich wie aus den Versen schließen, daß der Verfasser ein verschmähter Liebhaber war." So blätterte er in dem Buche fort und fand noch weitre Verse und Briefe, von denen er einige lesen konnte, andre wieder nicht; sämmtliche aber enthielten Klagen, Thränen, Vorwürfe, Worte der Sehnsucht und des Hasses, der Liebe und Verachtung; die einen waren voll Jubel, die andern voll Jammer. Während Don Quijote so das Buch durchlief, suchte Sancho in dem Reisesack, und es entging ihm hier wie in dem Reitkissen kein Winkel, keine Falte, die er nicht durchstöbert und durchmustert, keine Naht, die er unaufgetrennt, kein Flöckchen Wolle, das er unaufgezupft gelassen, damit nicht durch seine Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit irgend etwas verloren ginge; so sehr hatten die gefundenen Goldstücke, deren es mehr als hundert waren, seine Habgier rege gemacht, und obgleich er nicht mehr fand, als er bereits gefunden, so hielt er sich doch für das Prellen, das Speien des Wundertrankes, die Prügel mit den Stangen, die Faustschläge des Maulthiertreibers, den Verlust seines Schnappsackes, den Raub seines Reitmantels und all den Hunger, Durst und die Mühseligkeit, die er im Dienste seines guten Herrn ertragen, mehr als reichlich belohnt, da er ihm all das Gefundene so gnädig abtrat.

Der Ritter von der traurigen Gestalt hätte gar zu gerne gewußt, wer der Eigenthümer des Mantelsacks war, da er aus

dem Sonett und dem Briefe, aus dem Gold und den vielen guten Hemden schloß, daß er ein Verliebter aus gutem Hause sein müsse, den die Kälte und die Gleichgültigkeit seiner Dame zu einem verzweifelten Schritte getrieben haben müßten; da aber an diesem unbewohnten und rauhen Orte wohl Niemand sich zeigen würde, von dem er sich Auskunft erholen konnte, so dachte er nur daran, weiter zu kommen, indem er es Rocinanten ganz allein überließ, den Weg zu wählen, den er gehen wollte, oder vielmehr konnte, fest überzeugt, daß es ihm in diesen Waldesöden nicht an außerordentlichen Abenteuern fehlen könne. Während er unter solchen Gedanken weiter ritt, ward er auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe, die sich ihnen gerade gegenüber befand, eines Menschen gewahr, der mit unglaublicher Leichtigkeit von Fels zu Fels und von Busch zu Busch sprang. Er schien halb nackt zu sein, einen schwarzen, dichten Bart zu tragen, dickes, struppiges Haar zu haben, und barfuß, — ohne Schuhe und Strümpfe — zu gehen. Ein Paar Hosen, wie es schien, von dunkelrothem Sammt, bedeckten seine Beine; sie waren aber so zerrissen, daß an manchen Stellen die bloße Haut durchsah. Er ging barhäuptig; und obgleich er, wie gesagt, mit der größten Geschwindigkeit vorüberlief, bemerkte der Ritter von der traurigen Gestalt doch all diese Kleinigkeiten. Er gab sich alle Mühe, ihn einzuholen, aber es war unmöglich, da Rocinante's Gebrechlichkeit ihm nicht erlaubte, über diese Klippen wegzusetzen, zumal er von Hause aus sehr kurze Schritte machte und mehr als phlegmatisch war. Don Quijote kam gleich auf den Gedanken, das werde der Eigenthümer des Mantelsacks und Reitkissens sein; er nahm sich deßhalb vor, ihn aufzusuchen, wenn er auch ein ganzes Jahr in diesen Bergen umherstreifen müßte, bis er ihn finde. Er befahl darum Sancho, von seinem Esel abzusteigen und den einen Theil des Gebirges zu durchstreifen, während er den andern durchsuchen wollte, um vielleicht auf diese Weise den Menschen aufzufinden, der mit so großer Eile an ihnen vorübergesprungen."

„Das kann ich nicht thun", antwortete Sancho, „denn sowie ich mich von Euer Gnaden trenne, überkommt mich die

Furcht, die mich mit tausend Fratzen und Schreckbildern verfolgt; laßt Euch das gesagt sein, daß ich mich nicht einen Finger breit mehr von Euch entferne."

„Gut denn", sagte der Ritter von der traurigen Gestalt, „es freut mich, daß Du so viel Vertrauen auf meinen Muth hast, der Dich auch nicht verlassen wird, wenn Dir selbst die Seele zum Teufel ginge. Folge nur langsam hinter mir drein, wie es eben geht, und halte die Augen offen, so lange wir den Hügel hinaufsteigen; vielleicht stoßen wir auf den armen Menschen, den wir vorhin sahen, und der ohne Zweifel kein andrer ist, als der Eigenthümer unsres Fundes."

„Es wäre weit besser, ihn gar nicht zu suchen", versetzte Sancho; „denn wenn wir ihn suchen und er vielleicht der Eigenthümer des Geldes wäre, so müßte ich's ja offenbar wieder herausgeben; darum wäre es klüger, statt sich diese unnöthige Mühe zu machen, es im guten Glauben zu behalten, bis auf eine andre minder gesuchte und mühevolle Weise sich sein Herr zeigt. Vielleicht hätte ich dann das Geld bereits verthan und der Kaiser sein Recht verloren."

„Da irrst Du Dich, Sancho", antwortete Don Quijote, „denn sobald wir die Vermuthung haben, daß wir den Eigenthümer wissen, so sind wir auch verpflichtet, ihn aufzusuchen und ihm das Seinige wiederzugeben; und finden wir ihn selbst nicht, so legt uns die dringende Vermuthung, daß wir wissen, wer der Eigenthümer, dieselbe Schuld auf, als wenn er's wirklich wäre; deßhalb, Freund Sancho, laß Dich's nicht verdrießen, ihn aufzusuchen, denn es würde mir ein Stein vom Herzen fallen, wenn wir ihn finden."

Damit gab er Rocinanten die Sporen, und Sancho folgte ihm auf seinem Esel, und nachdem sie einen Theil des Gebirgs durchzogen, fanden sie in einem Bache ein gesatteltes und gezäumtes Maulthier, das jedoch todt und bereits von Hunden angefressen und von Raben zerpickt war, was sie noch mehr in ihrer Ansicht bestärkte, der Vorübergeflohene sei der Eigenthümer des Reitkissens und Mantelsacks.

Während sie noch das Thier betrachteten, hörten sie eine Pfeife, wie von einem Hirten, der seine Heerde hütete, und im selben Augenblick kam von der Linken eine große Ziegenheerde, und hinter dieser, auf der Höhe des Berges, erschien der Hirte, ein ältlicher Mann, der sie weidete. Don Quijote rief ihn an und bat ihn herunter zu kommen. Der Hirte rief dagegen mit kreischender Stimme: wer sie denn an diesen Ort geführt, der sonst nie oder nur selten betreten werde und dann nur von Ziegen, Wölfen und andern wilden Thieren. Sancho antwortete, er möchte nur herabkommen, dann wollten sie ihm alles sagen.

Der Hirte stieg denn auch wirklich herab und sagte, als er zu Don Quijote herangekommen war: „Ich will wetten, Ihr betrachtet den Miethesel, der hier in der Schlucht todt liegt; es ist wahrhaftig schon sechs Monate, daß er so daliegt; sagt mir: habt Ihr etwa seinen Herrn irgendwo getroffen?"

„Wir haben Niemand getroffen", antwortete Don Quijote, „nur einen Mantelsack und ein Reitkissen fanden wir unfern von hier."

„Die habe ich auch gefunden", antwortete der Hirte; „aber ich mochte sie weder aufheben, noch anrühren, aus Furcht vor einem Unglück, und damit man mich nicht des Diebstahls zeihe; denn der Teufel ist gar schlau und wirft dem Menschen manchmal einen Fallstrick zwischen die Füße, über den er stolpert und fällt, ohne zu wissen wie."

„Das ist es ja, was ich auch sage", antwortete Sancho; „auch ich habe es gefunden, hätte mich aber nicht auf Steinwurfweite nahen mögen; ich ließ es liegen und dort liegt es, wie vorher; denn ich mag keinen Hund mit einer Schelle."

„Sagt mir, guter Mann", fragte Don Quijote, „wißt Ihr, wer der Eigenthümer jener Sachen ist?"

„Was ich Euch zu sagen weiß", erwiderte der Hirt, „ist, daß vor ungefähr sechs Wochen bei einem drei Meilen von hier liegenden Pferch ein junger Mann von feinem Wuchs und Ansehen erschien, welcher auf eben dem Maulthier ritt, das dort todt liegt, und eben den Mantelsack und das Reitkissen bei sich

führte, das Ihr, wie Ihr sagt, gefunden, aber nicht angerührt. Er fragte uns, welches der rauheste und unbegangenste Theil dieses Gebirges sei; wir bezeichneten ihm den Ort, wo wir uns jetzt befinden; und das ist denn auch wirklich wahr, denn wenn Ihr noch eine halbe Meile weiter reitet, so findet Ihr Euch vielleicht gar nicht wieder heraus, und ich wundre mich schon, wie Ihr nur so weit gekommen, da kein Weg noch Steg hierher führt. Der junge Mann jedoch hatte unsre Antwort kaum vernommen, als er sein Thier umwandte und den Weg nach der ihm bezeichneten Richtung einschlug; wir bewunderten alle seine schöne Gestalt, verwunderten uns aber auch über seine Frage und die Eile, mit welcher wir ihn dem Gebirg hatten zureiten sehen. Von da an trafen wir ihn nicht wieder, bis er vor einigen Tagen einem unsrer Hirten den Weg verstellte, und ohne ein Wort zu verlieren, sich über ihn hermachte, ihm tüchtig mit Faustschlägen und Rippenstößen zusetzte, über den Packesel herfiel und ihm alles, was er von Brot und Käse bei sich führte, abnahm, worauf er mit der erstaunlichsten Geschwindigkeit nach dem Gebirge zurücklief. Als einige von uns Hirten dieß erfuhren, streiften wir zwei Tage bis in die abgelegensten Schluchten, wo wir ihn endlich in der Höhlung eines mächtigen Korkbaumes versteckt fanden. Er kam uns sehr freundlich entgegen, seine Kleider waren zerrissen und sein Gesicht so entstellt und sonnverbrannt, daß wir ihn kaum wieder erkannten; nur eben die Kleider, obgleich zerrissen, waren uns erinnerlich und sagten uns, daß er es sei, den wir suchten. Er begrüßte uns höflich und sagte uns mit wenigen, aber ganz vernünftigen Worten, daß wir uns nicht wundern sollten, ihn in diesem Zustande zu sehen, denn es geschehe dieß, um eine gewisse Buße zu erfüllen, die ihm seiner vielen Sünden wegen aufgelegt worden. Wir baten ihn, uns doch zu sagen, wer er sei, aber wir konnten ihn durchaus nicht dazu vermögen; auch forderten wir ihn auf, wenn er etwas zu seinem Unterhalt nöthig habe, ohne welchen er doch nicht leben könne, es uns doch zu sagen, wo wir ihn finden sollten, weil wir ihm mit größter Freude und gerne alles bringen würden, und wenn auch dieß nicht nach seinem Sinne sei, so möchte er

wenigstens kommen und verlangen, statt es den Hirten mit Gewalt abzunehmen. Er nahm denn auch unser Anerbieten dankbar an, bat wegen seines kürzlichen Ueberfalls um Vergebung, und versprach künftig darum als Almosen zu bitten, ohne Jemand zu belästigen. Was seinen Aufenthaltsort betreffe, so habe er keinen andern, als wo ihn zufällig die Nacht überrasche. Er schloß seine Rede mit so herzbrechendem Weinen, daß wir, die wir ihn hörten, hätten von Stein sein müssen, wenn wir nicht mit ihm geweint, namentlich wenn wir uns zu Herzen nahmen, wie wir ihn das erste Mal gesehen und wie er dagegen jetzt aussah; denn er war, wie gesagt, ein sehr feiner und artiger junger Mann, der so hübsch und klug sprach, daß man wohl sah, er mußte von guter Geburt und Erziehung sein; denn waren wir auch nur Landleute, die wir ihn umstanden, so lag doch sein edles Wesen so klar am Tage, daß es selbst einem Bauern in die Augen springen mußte. Als er mitten im besten Reden war, hielt er plötzlich inne, verstummte und heftete die Augen ziemlich lange auf den Boden, während wir erwartungsvoll ihn umstanden, begierig, was aus dieser Betäubung werden sollte, die wir mit nicht geringem Mitleiden beobachteten. Als er aber die Augen das eine Mal weit öffnete und ohne den Augapfel zu bewegen, fest auf den Boden sah, das andre Mal sie schloß, die Lippen zusammenbiß und die Stirne runzelte, merkten wir wohl, daß er einen Anfall von Tollheit habe; und er ließ uns nicht lange im Zweifel, daß wir uns nicht täuschten, denn er sprang in der höchsten Wuth vom Boden auf, auf den er sich geworfen hatte, und packte den Nächststehenden mit solcher Raserei, daß er ihn mit Faustschlägen und Zahnbissen würde umgebracht haben, wenn wir ihn nicht befreit hätten. Und dabei schrie er beständig: „Ha, verruchter Fernando! jetzt sollst Du alles Unrecht büßen, das Du mir gethan; diese Hände sollen Dir das Herz ausreißen, das alle Ruchlosigkeiten der Erde hegt und birgt, vor allem aber Falschheit und Trug."

Und diese Verwünschungen verbrämte er mit noch vielen andern, die alle darauf hinausliefen, jenen Fernando als einen treulosen Verräther zu brandmarken. Mit nicht geringer Mühe

machten wir unsern Kameraden von dem Rasenden los, der sich ohne ein Wort auf und davon machte und sich in so ungestümem Laufe zwischen Dornen und Hecken verlor, daß es unmöglich war, ihm zu folgen; wir mußten aus Allem abnehmen, daß die Verrücktheit ihn nur zu Zeiten befiel und daß ihm irgend Einer, der Fernando hieß, ein großes Herzeleid zugefügt, das ihn in einen so traurigen Zustand versetzen konnte. Dieß hat sich denn auch später bei den häufigen Begegnungen bestätigt, denn das einemal flehte er die Hirten an, ihm doch etwas zu essen zu geben, das andremal nahm er es ihnen mit Gewalt ab; wenn er seinen Anfall von Raserei hat, kümmert er sich nicht darum, ob ihm die Hirten, was er braucht, freiwillig anbieten, sondern nimmt es ihnen mit Faustschlägen ab; ist er aber bei Sinnen, so bittet er freundlich und höflich darum und vergießt dabei Thränen. Und wahrhaftig, ich versichere Euch, Ihr Herren", fuhr der Ziegenhirte fort, „ich und vier andre Hirten, von denen zwei Knechte, zwei meine Freunde sind, haben uns verabredet, ihn aufzusuchen, bis wir ihn finden, und haben wir ihn gefunden, ihn mit Güte oder Gewalt nach der Stadt Almodovar zu bringen, welche acht Meilen von hier entfernt ist, um ihn heilen zu lassen, wenn seine Krankheit heilbar ist, oder von ihm zu erfahren, falls er gerade bei Verstande, was er ist und ob er Verwandte hat, denen wir Nachricht von seinem Unglück geben könnten. Das ist alles, meine Herren, was ich Euch auf Eure Fragen antworten kann, und Ihr dürft glauben, daß die Dinge, die Ihr gefunden, eben Dem gehören, den Ihr mit so großer Geschwindigkeit und halb nackt habt vorüberspringen sehen. Don Quijote hatte ihm nämlich schon erzählt, wie er jenen Menschen hatte durch das Gebirg hin springen sehen. Er war nicht wenig erstaunt ob dem, was er den Hirten berichten hörte, und hätte nun noch lieber gewußt, wer der unglückliche Verrückte sei; er nahm sich deßhalb aufs Neue vor, was er bereits bei sich beschlossen, das ganze Gebirg zu durchstreifen und keine Kluft, keine Höhle undurchsucht zu lassen, bis er ihn gefunden. Das Glück fügte es aber besser, als er dachte und hoffte, denn im selben Augenblicke trat aus einer Felsenkluft des Gebirges, die

sich gerade an dem Orte aufthat, wo sie standen, der junge Mann, den er suchte, und der vor sich hinmurmelte, aber so leise, daß man ihn nicht mal in der Nähe, viel weniger in der Ferne verstehen konnte. Sein Anzug war, wie wir ihn beschrieben, und Don Quijote sah, als er näher kam, daß er ein zerfetztes Lederkoller trug, das ihn jedoch überzeugte, daß er schon seiner Kleidung nach nicht von geringer Abkunft sein könne. Der junge Mann trat näher und begrüßte sie mit einer heiseren und rauhen Stimme, jedoch mit großer Höflichkeit. Don Quijote erwiderte seine Artigkeit nicht minder verbindlich, stieg mit edler Haltung und Würde von seinem Rocinante, umarmte ihn und hielt ihn geraume Zeit so fest umfangen, als kennte er ihn schon lange. Der Andere, den wir den „Zerrissenen von der häßlichen Gestalt" nennen wollen, wie Don Quijote den „von der traurigen Gestalt", schob ihn, nachdem er sich hatte genugsam umarmen lassen, sanft von sich, legte dann beide Hände auf Don Quijote's Schultern und sah ihn fragend an, als wenn er sich besänne, ob er ihn schon einmal gesehen, denn er wunderte sich vielleicht nicht weniger über Don Quijote's Gestalt und Aufzug, als dieser über ihn: kurz, der Erste, der nach der Umarmung wieder sprach, war der Zerrissene, welcher sagte, was in der Folge erzählt wird.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morena.

Die Geschichte erzählt, daß Don Quijote mit der größten Aufmerksamkeit dem unglücklichen Ritter vom Gebirge zuhörte, der in folgender Weise das Wort nahm: „Wahrlich, Herr, wer Ihr auch seid (denn ich kenne Euch nicht), ich bin Euch für die Beweise von Wohlwollen, die Ihr mir gegeben, sehr verbunden, und ich wünschte im Stande zu sein, Euch für den freundlichen Empfang, den Ihr mir bereitet, mit mehr als dem bloßen guten

Willen dienen zu können; aber das Schicksal hat mir versagt, Euch mehr zu bieten, womit ich die guten Werke aufwiegen könnte, als eben den frommen Wunsch."

„Mein Wunsch, Euch zu dienen", antwortete Don Quijote, „ist so lebhaft, daß ich mir vorgenommen, dieß Gebirge nicht zu verlassen, bis ich Euch gefunden, um von Euch zu erfahren, ob es für den Schmerz, der sich in der Sonderbarkeit Eures Lebens deutlich genug ausspricht, keinerlei Linderung gibt, und wenn es eine solche ausfindig zu machen gälte, sie mit größtem Eifer ausfindig zu machen. Wäre aber Euer Unglück der Art, daß es jedem Troste sich verschlösse, so wollte ich mit Euch weinen und mit Euch klagen, so gut ich könnte: denn es ist immer ein Trost, im Unglück Jemanden zu finden, der mit uns trauert. Wenn meine gute Absicht verdient, durch irgend eine Gefälligkeit erwidert zu werden, so bitte ich Euch, Herr, im Namen der Güte, die aus Euren Zügen leuchtet, und beschwöre Euch bei dem Wesen, das Ihr in diesem Leben am meisten geliebt oder noch liebt, mir zu sagen, wer Ihr seid und was Euch dazu gebracht, in diesen Einöden wie ein wildes Thier zu leben und zu sterben, denn sterben müßt Ihr in dieser Euch so fremden Umgebung; und daß sie Euch fremd, sagt mir Euer ganzes Wesen, Euer Benehmen. Ich schwöre", fügte Don Quijote hinzu, „bei dem Ritterschlage, den ich, obgleich ein Unwürdiger und Sünder, empfangen, daß, wenn Ihr meinen Wunsch erfüllt, ich Euch mit all dem Eifer dienen werde, zu dem mein Stand mich verpflichtet, es sei, Eurem Unglück zu steuern, wenn es noch möglich, oder mit Euch zu weinen, wie ich es versprochen."

Der Buschritter, der den Ritter von der traurigen Gestalt also reden hörte, mußte ihn wieder und wieder betrachten und schaute ihn von oben bis unten an und sagte endlich, nachdem er ihn lange genug betrachtet: „Wenn Ihr etwas zu essen habt, so gebt es mir, um Gottes Willen; denn sobald ich gegessen habe, will ich gerne alles thun, was man von mir verlangt, um Euch für den guten Willen zu danken, den Ihr mir an den Tag gelegt."

Sogleich holte Sancho aus seinem Sack und der Hirte aus seiner Hirtentasche etwas hervor, womit der Zerrissene seinen Hunger stillen konnte, und er verzehrte, was man ihm gab, wie ein Rasender mit solcher Hast, daß er fast keine Pause zwischen den einzelnen Bissen machte, die er mehr verschlang, als schluckte. Während er aß, sprach weder er, noch die, welche ihm zusahen, ein Wort. Als er endlich fertig war, winkte er ihnen, daß sie ihm folgen sollten, was sie auch thaten, und er führte sie auf einen grünen Wiesenplan, der nicht weit von da hinter einem Felsvorsprung lag. Dort streckte er sich auf dem Grase aus, und die andern thaten dasselbe, ohne ein Wort zu sprechen, bis der Zerrissene, nachdem er es sich in seiner Lage bequem gemacht, also begann: „Wenn es Euch recht ist, meine Herren, daß ich Euch mit kurzen Worten mein unermeßliches Unglück schildere, so müßt Ihr mir versprechen, daß Ihr mit keiner Frage oder sonst etwas den Faden meiner traurigen Geschichte unterbrecht, denn im Augenblicke, wo Ihr das thun würdet, würde ich auch aufhören, zu erzählen."

Diese Worte des Zerrissenen erinnerten Don Quijote an die Erzählung seines Schildknappen, der, als er sich in der Zahl der über den Fluß setzenden Ziegen verrechnet hatte, mit seiner Geschichte ebenfalls ins Stocken gerieth. Wenden wir uns indeß wieder zu dem Zerrissenen, der also fortfuhr: „Ich brauche diese Vorsicht deßhalb, weil ich gerne rasch über die Erzählung meiner Leiden hinwegkäme, denn indem ich sie wieder an meiner Erinnerung vorüberziehen lasse, häufe ich nur neues Leiden auf das alte; je weniger Ihr also fragt, um so rascher komme ich mit meiner Erzählung zu Ende; ich werde jedoch nichts übergehen, was von Wichtigkeit sein könnte, um Euren Wunsch ganz zu erfüllen."

Don Quijote versprach ihm im Namen aller Uebrigen, was er verlangt hatte; und so begann er denn, durch diese Zusicherung beruhigt: „Mein Name ist Cardenio, meine Vaterstadt eine der besten Städte Andalusiens; meine Herkunft ist edel; meine Aeltern sind reich, mein Unglück aber ist so groß, daß meine Aeltern es zwar beweinen, meine Verwandten es beklagen,

mir aber mit all ihrem Reichthum nicht helfen konnten, denn das Verhängniß des Himmels können irdische Glücksgüter nicht abwenden. Dort, auf der nämlichen Erde, wohnte der Himmel, den die Liebe mit all ihren Reizen geschmückt, die ich mir nur wünschen mochte; so groß war die Schönheit Lucindens, eines eben so edeln und reichen Mädchens, wie ich, das nur weniger beständig war, als es meine redlichen Gesinnungen verdient hätten. Von frühester Jugend an liebte ich diese Lucinde, betete sie an und umwarb sie; auch sie liebte mich wieder mit jener Wahrheit und Aufrichtigkeit, die ihrer Jugend eigen ist. Unsre Aeltern kannten unsre Neigung und waren ihr nicht entgegen; denn sie sahen wohl, daß, wenn sie von Dauer sein würde, sie kein andres Ende als unsre Verbindung haben könnte, welche außerdem die Gleichheit unsres Standes und Reichthums begünstigte. Wir wuchsen heran und auch unsre Liebe nahm mit den Jahren zu, so daß es Lucindens Vater zuletzt angemessen schien, mir des Anstandes halber den Eintritt in sein Haus zu versagen, indem er auf solche Weise die Aeltern jener von den Dichtern so oft besungenen Thisbe nachahmte; dieß Verbot machte Flamme über Flamme, Wunsch über Wunsch emporlodern; denn hatte man auch unsern Zungen Schweigen auferlegt, unsern Federn konnte man es nicht, die nur mit weit größerer Ungebundenheit als die Zungen den Liebenden die Empfindungen des Herzens kund thun; gar oft macht die Gegenwart des geliebten Wesens den entschiedensten Willen und die kühnste Zunge verwirrt und stumm.

„O Himmel! wie viele Briefchen habe ich ihr geschrieben, wie viele zärtliche und doch dabei streng ehrbare Antworten erhielt ich! Wie viele Gedichte schrieb ich und wie viele verliebte Verse, in welchen mein Herz seine Gefühle ergoß und dolmetschte, seine heißen Wünsche schilderte, ihr Bild sich vor die Augen zauberte und meine Hoffnungen nährte. Als meine Geduld jedoch endlich ihre Grenzen erreicht und mein Herz vor Sehnsucht nach ihrem Anblick fast verging, entschloß ich mich, einen entscheidenden Schritt zu thun und zu dem Mittel zu greifen, das mir das geeignetste erschien, endlich zu dem

gewünschten und verdienten Ziele zu gelangen, nämlich sie von ihrem Vater zur Gattin zu begehren, was ich denn auch that. Er antwortete mir, daß er mir für die ehrenvolle Absicht danke, die ich an den Tag lege, indem ich mich mit seinem Hause verbinden wolle, da jedoch mein Vater noch am Leben sei, so sei es von Rechtswegen dessen Sache, eine solche Bitte zu thun, denn wenn es nicht ganz nach dessen Willen und Sinn wäre, so sei Lucinde nicht die Frau, die man sich heimlicher Weise nehme oder gebe. Ich dankte ihm für seine freundliche Gesinnung, da mir, was er sagte, ganz vernünftig zu sein schien, und versprach, mein Vater werde selbst zu diesem Zwecke kommen, sobald ich es ihm nur sagte. Ich begab mich denn auch alsbald zu meinem Vater, um ihm meinen Wunsch vorzutragen; als ich aber in sein Zimmer trat, hielt er eben einen offnen Brief in der Hand, den er mir, ehe ich noch eine Silbe vorgebracht, mit den Worten übergab: „Aus diesem Briefe wirst Du ersehen, Cardenio, wie viel Gnade der Herzog Ricardo für Dich hat.“ Dieser Herzog Ricardo, wie Ihr wissen müßt, ist ein Grande von Spanien, dessen Güter in den schönsten Gegenden von Andalusien liegen.

„Ich nahm den Brief und las: er war so liebenswürdig, daß es mir selbst unbillig erschienen wäre, wenn mein Vater ausgeschlagen, um was er ihn bat, nämlich, daß er mich alsbald nach dem Orte schicke, wo der Herzog sich eben befand, damit ich seinem ältern Sohne nicht Dienste, sondern Gesellschaft leiste, indem er zugleich versprach, für mich so zu sorgen, wie es seiner Achtung vor mir entspreche. Ich las den Brief und sprach kein Wort, als ich ihn gelesen, namentlich als mein Vater sagte: „In zwei Tagen wirst Du abreisen, Cardenio, um das Begehren des Herzogs zu erfüllen: und danke Gott, daß sich Dir eine Laufbahn öffnet, auf der Du das erreichen kannst, was Du nach meiner Ueberzeugung verdienst.“ Diesen Worten fügte er schließlich noch einige väterliche Ermahnungen hinzu. Die Zeit meiner Abreise rückte heran; ich sprach eines Abends mit Lucinden und erzählte ihr alles, was vorgefallen; das Gleiche that ich gegenüber ihrem Vater, den ich bat, noch einige Zeit zu

warten, und die Verheirathung seiner Tochter so lange hinauszuschieben, bis ich wüßte, was Ricardo von mir wolle. Er versprach es mir auch und sie bekräftigte es mit tausend Schwüren und Zeichen ihres Kummers. Ich kam endlich nach dem Wohnsitze des Herzogs Ricardo und ward von ihm so freundlich aufgenommen und behandelt, daß sogleich der Neid sein Spiel trieb, indem mich die alten Diener verfolgten, da sie nicht anders glaubten, als die Huld, die mir der Herzog beweise, müsse ihnen zum Nachtheil ausschlagen. Wer sich aber am meisten über mein Erscheinen freute, war ein zweiter Sohn des Herzogs, welcher Fernando hieß, ein heitrer, feiner, herablassender und verliebter junger Mann, der mich in kurzer Zeit so sehr zu seinem Freunde machte, daß man allgemein davon sprach; und wiewohl auch der Aeltere sich freundlich und gütig gegen mich bezeigte, ging er doch nicht so weit wie Don Fernando. Da es nun unter Freunden kein Geheimniß gibt, das man sich nicht mittheilte, und der vertrauliche Umgang, den ich mit Don Fernando pflegte, zuletzt zur innigsten Freundschaft sich gestaltet hatte, so theilte er mir all seine Gedanken mit, namentlich eine Liebesgeschichte, die ihm ein wenig Sorge machte. Er war nämlich in ein Bauernmädchen, eine Unterthanin seines Vaters, verliebt, welche sehr reich und dabei so schön, sittsam, klug und tugendhaft war, daß, wer sie kannte, schwer zu entscheiden vermochte, welche von diesen Eigenschaften die hervorragendere und vollkommnere sei. Diese Vorzüge des schönen Bauernmädchens steigerten die Wünsche Don Fernando's endlich in solchem Grade, daß, da er kein andres Mittel sah, die Unschuld des Bauernmädchens zu gewinnen, er ihr die Heirath versprach; denn auf andre Art war das Unmögliche nicht zu erreichen. Meine Freundschaft legte mir die Pflicht auf, mit allen Gründen, die mir zu Gebote standen, und mit den überzeugendsten Beweisen, die mir zur Hand waren, ihn davon abzubringen und ihm seinen Plan auszureden zu suchen; da ich aber sah, daß ich meinen Zweck nicht erreichte, nahm ich mir vor, dem Herzog, seinem Vater, die Sache zu entdecken. Don Fernando aber war klug und schlau genug, um sich zu sagen und

zu fürchten, daß ich mich als getreuer Diener dazu verpflichtet halten werde, eine Sache, welche für die Ehre meines Herrn, des Herzogs, so nachtheilig sein müßte, nicht geheim zu halten. Um mich deßhalb irre zu leiten und zu täuschen, sagte er mir, er wisse kein besseres Mittel, die Schönheit, die ihn so gefesselt halte, aus seiner Erinnerung zu bannen, als sich auf einige Monate zu entfernen, und diese Entfernung sollte darin bestehen, daß wir uns beide nach dem Wohnsitz meines Vaters begäben. Dem Herzog werde er als Vorwand den Kauf einiger der schönen Pferde angeben, die man nirgends besser als in meiner Vaterstadt finde.

„Kaum hörte ich dieß, so gab ich, von meiner eignen Liebe bewogen, meine Zustimmung zu seinem Entschluß, als dem vernünftigsten von der Welt — obgleich er nicht aus lauterer Quelle floß, — da ich darin die willkommene Gelegenheit erblickte, meine Lucinde wieder zu sehen. Von diesem Gedanken und Wunsche beseelt, billigte ich seine Absicht und drängte ihn zur Ausführung, indem ich ihn bat, die Sache möglichst zu beschleunigen, da die Entfernung sicher nicht verfehlen würde, ihre Wirkung zu thun, wenn die Liebe auch noch so tiefe Wurzel geschlagen. Als er mir dieß vorspiegelte, hatte er, wie ich später erfuhr, des Bauernmädchens letzte Gunst bereits unter dem Titel eines Gemahls genossen und wartete nur auf eine bequeme Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen und sich dann seinem Vater zu entdecken, da er sich vor den Wuthausbrüchen des Herzogs fürchtete, wenn dieser seinen Streich erführe. Weil aber bei den meisten jungen Leuten die Liebe nichts Anderes ist, als sinnliche Begier, die, wenn sie ihr höchstes Ziel, den Genuß, erreicht hat, schwindet und vergeht, und was Liebe schien, in sich ersticken muß, da es nicht über den Punct hinaus kann, den ihm die Natur gesteckt, ein Punct, den die wahre Liebe nicht kennt, so hatte auch Don Fernando kaum die Gunst des Bauernmädchens genossen, als seine Begierde sich legte und seine Sehnsucht erkaltete, und wenn er anfänglich vorgegeben, er wolle sich entfernen, um sie zu vergessen, so drängte er jetzt wirklich zur Abreise, um nicht sein Versprechen erfüllen zu müssen.

„Der Herzog gab ihm die Erlaubniß, und befahl mir, ihn zu begleiten. Wir kamen nach meiner Vaterstadt, wo ihn mein Vater seinem Stande gemäß empfing. Ich eilte meine Lucinde zu begrüßen, und meine Leidenschaft (obgleich sie niemals erkaltet oder erloschen war) flammte von Neuem wieder auf. Zu meinem Unglück entdeckte ich Don Fernando meine Liebe, da ich glaubte, ihm um der vielen Freundschaft, die er mir bewiesen, nichts verschweigen zu dürfen. Ich pries ihm die Schönheit, die Anmuth und den Verstand Lucindens so lebhaft, daß mein Lob den Wunsch in ihm rege machte, das Mädchen zu sehen, das mit solchen Vorzügen ausgestattet sei; ich erfüllte zu meinem Verderben seinen Wunsch, indem ich sie ihm eines Abends bei Kerzenscheine an dem Fenster zeigte, wo wir uns zu sprechen pflegten. Er fand sie so schön, daß er alle Schönheiten, die er bislang gesehen, darüber vergaß. Er wurde still, verlor seine Heiterkeit, ward in sich gekehrt und zuletzt so verliebt, wie Ihr im Verlauf der Erzählung meines Unglücks finden werdet. Seine Liebe, die er mir verbarg und nur dem Himmel offenbarte, noch mehr zu entflammen, fand er durch Zufall eines Tages ein Billet von ihr, aus welchem so viel Klugheit, Anstand und Liebe sprach, daß er, nachdem er es gelesen, mir versicherte, nur in Lucinden finde er alle Reize des Körpers und des Geistes vereinigt, die man bei den übrigen Frauen der Welt vereinzelt treffe. Ich muß gestehen, daß, wenn ich auch das Lob, das Don Fernando Lucinden zollte, nur gerecht fand, mir dieß Lob gerade aus seinem Munde nicht gefallen wollte, und daß ich bereits anfing, mich vor ihm zu fürchten und zurückhaltend gegen ihn zu werden, da kein Augenblick verging, wo er nicht mit mir über Lucinden sprechen wollte und das Gespräch auf sie brachte, wenn er es auch hätte mit den Haaren herbeiziehen müssen. Meine Eifersucht erwachte mehr und mehr, nicht weil ich in die Liebe und Treue Lucindens irgend einen Zweifel gesetzt, sondern weil mich mein Schicksal etwas von dem ahnen ließ, was er mir bereitete. Don Fernando verlangte stets die Briefe zu lesen, die ich Lucinden sandte, und die sie mir schickte, indem er vorgab, der Geist, der aus ihnen spreche,

gewähre ihm den größten Genuß. Es traf sich nun einst, daß Lucinde mich um ein Ritterbuch gebeten (was ihre Lieblingslectüre war) und mich in dem Briefchen, das sie mir zu diesem Zwecke schrieb, aufforderte, bei ihrem Vater um sie anzuhalten; dieses Briefchen legte sie in das Buch, wo es Don Fernando fand; das Buch aber war der Amadis von Gaula . . ."

Kaum hatte Don Quijote das Wort Ritterbuch nennen hören, als er ausrief: „Hättet Ihr mir nur gleich zu Anfang Eurer Erzählung gesagt, daß Fräulein Lucinde eine Freundin von Ritterbüchern ist, so hättet Ihr Euch nicht zu bemühen gebraucht, mir die Hoheit ihres Geistes zu rühmen; denn sie würde sicher nicht solch hohen Geistes sein, wie Ihr sie geschildert, wenn sie an einer so anmuthigen Lectüre keinen Geschmack fände. Ihr braucht darum mir gegenüber kein Wort mehr zu verlieren, um ihre Schönheit, ihren Werth und ihren Geist zu schildern; nachdem ich jetzt diese ihre Neigung kenne, erkläre ich sie für die schönste und klügste Frau von der Welt. Ich wünschte nur, mein Herr, daß Euer Gnaden ihr neben dem Amadis von Gaula auch den Don Rugel von Griechenland geschickt; ich weiß gewiß, Fräulein Lucinde würde ihre große Freude an Daraida und Garaya und an den sinnreichen Einfällen des Schäfers Darinel, wie an den vortrefflichen Versen seiner Hirtengedichte gehabt haben, die er mit so viel Anmuth, Geist und Freimuth singt und vorträgt. Aber es kann eine Zeit kommen, wo sich diese Lücke ausfüllen läßt; Euer Gnaden braucht nur den Wunsch auszusprechen, mich nach meinem Dorfe zu begleiten; denn dort kann ich Euch mehr als hundert Bücher geben, welche die Wonne meines Herzens und das Labsal meines Lebens sind . . . . . wiewohl ich fast fürchten muß, daß ich, Dank der Bosheit schlechter und neidischer Zauberer, keines mehr besitze. Verzeiht jedoch, daß ich wider mein Versprechen, Euch nicht zu unterbrechen, gehandelt; sobald ich von Rittergeschichten und von fahrenden Rittern höre, muß ich durchaus davon reden, wie die Sonnenstrahlen erwärmen, der Mondschein befeuchten muß. Verzeiht also und fahret fort, denn das ist uns im Augenblick das Wichtigste."

Während Don Quijote dieß sprach, hatte Cardenio das

Haupt auf die Brust sinken lassen und schien in ernstes Sinnen vertieft, und obgleich Don Quijote ihn zwei Mal bat, in seiner Geschichte fortzufahren, erhob er dennoch den Kopf nicht und antwortete kein Wort. Erst nach geraumer Zeit sah er wieder auf und sagte: „Ich kann es mir nicht aus dem Kopfe schlagen und kein Mensch in der Welt kann mich von dem Gegentheil überzeugen, der Schurke von Meister Elisabad hat bei der Königin Madasima geschlafen, und ein Dummkopf ist, wer etwas Andres sagt oder glaubt."

„Das ist bei Gott nicht wahr!" rief Don Quijote in der höchsten Entrüstung, und wie gewöhnlich aufbrausend. „Es ist die größte Bosheit oder besser gesagt Schurkerei, das zu behaupten. Die Königin Madasima war die vortrefflichste Frau und es ist nicht anzunehmen, daß eine so erhabene Fürstin mit einem solchen Quacksalber gebuhlt haben sollte. Wer das Gegentheil sagt, der lügt wie ein großer Schurke und ich will es ihm beweisen, zu Fuß oder zu Pferd, mit Waffen oder ohne Waffen, bei Nacht oder bei Tag, oder wie er es sonst haben will."

Cardenio, der wieder seinen Anfall von Wahnsinn hatte, sah ihn starr an und war außer Stande, in seiner Geschichte fortzufahren; Don Quijote wäre indeß eben so wenig in der Stimmung gewesen, ihn anzuhören, da es ihn im höchsten Grade entrüstete, was er hatte von Madasima hören müssen. Seltsam, er nahm sich die Sache so sehr zu Herzen, als wenn es seine wahre und wahrhaftige Herrin gewesen; solchermaßen hatten ihm seine verwünschten Bücher den Kopf verwirrt. Cardenio, welcher sich in seiner Verrücktheit auch noch Lügner und Schurke schimpfen und mit noch andern Titeln beehren hörte, nahm den Spaß übel auf, ergriff einen Stein, der in seiner Nähe lag, und schleuderte denselben Don Quijote so heftig auf die Brust, daß dieser rückwärts zu Boden fiel. Als Sancho Panza seinem Herrn so übel mitspielen sah, stürzte er mit geballter Faust auf den Verrückten los; der Zerrissene empfing ihn aber so, daß er ihn mit einem Schlag zu Boden warf und sich über ihn hermachte und ihm nach Herzenslust die Rippen zusammentrat. Der Ziegenhirte, der ihm beistehen wollte, kam in dieselbe

Gefahr; und erst nachdem er sie alle niedergeworfen und durchgewalkt, ließ er von ihnen ab und kehrte mit der größten Seelenruhe in das Gebirge zurück. Sancho erhob sich und in der Wuth, sich so unverdientermaßen durchgeprügelt zu sehen, wollte er an dem Hirten Rache nehmen, indem er ihm vorwarf, er habe sie nicht vorbereitet, daß dieser Mensch zu Zeiten solche Anfälle von Wahnsinn habe; wenn sie das gewußt, hätten sie sich vor ihm in Acht nehmen können. Der Hirte aber behauptete, daß er das wohl gesagt habe, und wenn er es nicht gehört, so sei das nicht seine Schuld. Sancho Panza entgegnete wieder, der Hirte aber blieb keine Antwort schuldig, bis sie sich zuletzt am Barte kriegten und sich derart mit Prügeln tractirten, daß, wenn Don Quijote nicht Frieden gestiftet, sie sich in Stücke zerrissen hätten.

Sancho, der den Hirten noch immer festhielt, rief: „Laßt mich, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, er ist ein Bauer wie ich und kein Ritter; ich kann mir also für die Unbill, die er mir angethan, mit gutem Fug und Recht Genugthuung verschaffen und die Sache Faust gegen Faust ausmachen, wie es einem rechten Kerl ziemt."

„Das ist ganz richtig", sagte Don Quijote, „aber ich weiß, daß er keine Schuld an dem Vorfall trägt."

Damit beschwichtigte sie Don Quijote und fragte den Hirten nochmals, ob es möglich sei, Cardenio's habhaft zu werden, denn er möchte um jeden Preis das Ende seiner Geschichte wissen. Der Hirte wiederholte, was er schon früher gesagt, daß man nichts Gewisses über seinen Aufenthalt wisse; wenn er aber lange genug in diesen Gegenden umherziehe, so werde er ihn sicher wo finden, sei's bei Verstand oder verrückt.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von den seltsamen Dingen, welche dem tapfern Ritter von der Mancha in der Sierra Morena begegneten, und wie er die Bußübungen des Beltenebros nachahmte.

Don Quijote nahm Abschied von dem Ziegenhirten, und indem er wiederum den Rocinante bestieg, befahl er Sancho, ihm zu folgen, was dieser, wenn auch in sehr schlimmer Laune, that. Sie ritten immer höher und tiefer in die rauhen Gegenden des Gebirges und Sancho kam fast um vor Gelüste, mit seinem Herrn zu schwatzen; aber er hätte gewünscht, daß dieser die Unterhaltung begänne, um nicht gegen den Befehl desselben zu handeln. Da er endlich jedoch sich nicht mehr halten konnte, sagte er: „Gnädiger Herr Don Quijote, gebt mir Euren Segen und den Abschied, denn ich möchte nach meiner Heimat zu Weib und Kindern zurückkehren, mit denen ich wenigstens sprechen und schwatzen kann, was mir gefällt; aber zu verlangen, daß ich Tag und Nacht mit Euch in dieser Einsamkeit herumziehn soll und nicht schwatzen, wenn mich die Lust ankommt, das heißt mich bei lebendigem Leibe begraben. Ja, wenn das Schicksal noch gewollt, daß die Thiere sprächen, wie zu den Zeiten des Ysop, dann wär's nicht so schlimm, dann könnte ich mit meinem Esel sprechen, was mir in den Sinn käme, und damit mein Unglück einigermaßen erträglich machen. Aber das ist zu hart, und das kann man nicht nur so mit Geduld hinnehmen, sein ganzes Leben auf Abenteuer herumzuziehen und nichts zu finden, als Prügel und Prellereien, Tritte und Faustschläge. Und bei alle dem soll man nicht einmal den Mund aufthun und nicht gerade heraussagen, was man auf dem Herzen hat, als ob man stumm wäre."

„Ich verstehe Dich, Sancho", antwortete Don Quijote, „Du stirbst vor Begierde, daß ich das Verbot aufhebe, womit ich Deine Zunge belegt habe; so sei es denn hiermit aufgehoben. Und nun sprich, was Du willst, unter der Bedingung jedoch,

daß dieſe Freiheit nur gilt, ſo lange wir in dieſen Gebirgen umher ziehen.“

„So ſei es“, ſprach Sancho, „und ich will gleich reden; denn Gott weiß, wie es ſpäter kommt; und um von dieſem Schutzbrief ſogleich Gebrauch zu machen, frage ich Euch, was Euer Gnaden vermocht hat, ſich ſo eifrig jener Königin Magimaſa oder wie ſie ſonſt heißt, anzunehmen? Was ging es Euch an, ob jener Abt ihr Freund geweſen oder nicht? hätte Euer Gnaden die Sache gut ſein laſſen, da Ihr doch einmal nicht der Richter ſeid, ſo glaube ich, hätte der Verrückte ſeine Geſchichte fortgeſetzt und wir hätten uns den Steinwurf und die Prügel, ſammt einem halben Dutzend Ohrfeigen erſpart.“

„Wahrhaftig, Sancho“, antwortete Don Quijote, „wüßteſt Du wie ich, welche ehrenwerthe vortreffliche Frau die Königin Madaſima geweſen, ich bin überzeugt, Du würdeſt ſagen, ich habe große Geduld geübt, daß ich das Maul nicht zerſchlug, das ſo viele Verleumdungen ausſtieß; denn es iſt eine ſchändliche Verleumdung zu ſagen, ja nur zu denken, daß eine Königin mit einem Chirurgen gebuhlt. Wahr iſt an der Geſchichte, daß jener Meiſter Eliſabad, von dem der Verrückte ſprach, ein ſehr kluger und verſtändiger Kopf war, und der Königin als Arzt und Rathgeber diente; aber zu denken, ſie ſei ſeine Geliebte geweſen, das iſt eine Widerſinnigkeit, die eine ſtarke Züchtigung verdiente, und damit Du ſiehſt, wie Cardenio gar nicht wußte, was er ſagte, ſo muß ich Dich darauf aufmerkſam machen, daß er bereits ſeinen Anfall hatte, als er es ſagte.“

„Das iſt's, was ich meine“, verſetzte Sancho, „daß man ſich um das Gerede eines Verrückten nicht kümmern ſollte; denn wenn Euch das gute Glück nicht begünſtigt hätte, und der Stein an den Kopf geflogen wäre, ſtatt nach der Bruſt, ſo wär's uns ſchlimm bekommen, daß Ihr Euch jener Dame angenommen, die Gott verderbe! Und zuletzt hätte man, beim Wetter, Cardenio als Narr noch laufen laſſen.“

„Gegen Vernünftige, wie gegen Verrückte iſt jeder fahrende Ritter verpflichtet, die Ehre der Frauen, wer ſie auch ſeien, zu vertheidigen; wie viel mehr die Ehre von Königinnen ſo erhabener

und hoher Art, wie die Königin Madasima, für die ich um ihrer erhabenen und ausgezeichneten Eigenschaften willen eine besondre Vorliebe hege. Denn abgesehen davon, daß sie aus der Maßen schön war, bewies sie auch sehr viel Klugheit und Geduld in Leiden, die über sie hereinstürmten; und eben der Rath und Umgang Meister Elisabads war ihr von großem Nutzen und eine wahre Stütze, um all ihre Drangsale klug und geduldig ertragen zu können. Dieß aber war der Anlaß, daß der unwissende und böswillige Pöbel glaubte und behauptete, sie sei seine Beischläferin gewesen; aber sie lügen, sage ich noch einmal, und lügen tausendmal alle, die dieß sagen und denken."

„Ich sag' es nicht und denk' es auch nicht", antwortete Sancho; „sie mögen's mit sich ausmachen und mögen's aufessen, wie sie sich's eingebrockt. Ob sie bei einander geschlafen oder nicht, davon haben sie Gott Rechenschaft zu geben; ich bin nicht dabei gewesen und weiß von nichts. Auch kümmere ich mich nicht gerne um andrer Leute Lebenswandel, denn wer einkauft und lügt, es auf seine Rechnung kriegt; ja nackt bin ich auf die Welt gekommen, nackt werd' ich wieder von dannen gehen, nichts verlieren, nichts gewinnen. Wenn sie's auch gethan, was kümmert's mich? Mancher glaubt, er habe Speck und hat nicht einmal den Haken dazu. Und wie kann man Thore bauen ins freie Feld! Was haben sie nicht über Gott selbst gelästert!"

„Gott stehe mir bei!" sagte Don Quijote. „Wie viele Dummheiten, Sancho, schwatzest Du da durcheinander! Was haben die Dinge, von denen wir sprechen, mit den Sprichwörtern zu schaffen, die Du da aneinanderflickst? Ich bitte Dich, Sancho, höre auf. Denke künftig nur daran, Deinen Esel anzutreiben, und laß, was Dich nicht angeht. Merke Dir mit all Deinen fünf Sinnen, daß alles, was ich bis jetzt gethan, thue und thun werde, ganz auf die Vernunft begründet und streng nach den Gesetzen der Ritterschaft ist, die ich besser kenne, als alle Ritter, welche sich jemals zu ihnen bekannten."

„Herr", antwortete Sancho, „ist es denn auch ein Gesetz der Ritterschaft, daß wir in diesen Bergen ohne Weg und Steg einem Narren nachlaufen müssen, der, wenn wir ihn gefunden,

vielleicht Luſt bekommt, ſein begonnenes Werk zu Ende zu bringen; ich meine nicht ſeine Erzählung, ſondern Euer Gnaden Kopf und meine Rippen, indem er ſie uns vollends zuſammenbricht."

„Schweige, ich ſage es Dir noch einmal", rief Don Quijote, „denn Du mußt wiſſen, daß mich nicht der Wunſch nur, den Verrückten zu finden, in dieſe Gegenden führte, ſondern das Verlangen, hier eine That zu vollbringen, die mir ewigen Namen und Ruhm auf dem ganzen entdeckten Erdenrund bereiten wird und zwar ſolchergeſtalt, daß ich damit allem, was einem fahrenden Ritter Glanz und Ruhm verleihen kann, das Siegel aufdrücken will."

„Und iſt denn eine ſolche That nicht mit großer Gefahr verknüpft?" fragte Sancho.

„Nein", antwortete der Ritter von der traurigen Geſtalt, „doch könnten die Würfel ſo fallen, daß wir Fehler ſtatt Treffer bekämen; von Deinem Eifer wird indeß alles abhängen."

„Von meinem Eifer?" fragte Sancho.

„Allerdings", ſagte Don Quijote, „denn wenn Du bald von dort zurückkehrſt, wohin ich Dich zu ſchicken denke, ſo wird mein Kampf auch bald zu Ende ſein und mein Triumph ſeinen Anfang nehmen. Und da es nicht recht wäre, wenn ich Dich länger in Ungewißheit ließe, worauf meine Worte zielen, ſo wiſſe denn, Sancho, daß der berühmte Amadis von Gaula einer der vollkommenſten fahrenden Ritter war, nein, ich habe mich falſch ausgedrückt, indem ich einer ſagte: er war der einzige, der erſte, der vornehmſte, der Herr von Allen, die zu ſeiner Zeit in der Welt lebten. Zum Henker mit Don Belianis und Allen, welche behaupteten, daß ſie ihm in irgend etwas zu vergleichen ſeien. Denn ich ſchwöre, ſie befinden ſich im Irrthum. Ich behaupte, daß ein Maler, wenn er in ſeiner Kunſt berühmt werden will, die Originale der vorzüglichſten Künſtler, die er kennt, nachahmen muß; und dieſe Regel gilt für alle Stellungen und Berufsarten, die dem Staate zur Zierde dienen. So muß und wird der handeln, der den Namen eines weiſen Dulders erlangen

will; er wird dem Ulyſſes nachahmen, in deſſen Perſon und Leiden uns Homer ein lebendiges Bild der Weisheit und Duldung malt, wie uns Virgil in der Perſon des Aeneas die Tugend eines edeln Sohnes und die Weisheit eines tapfern und klugen Feldherrn zeichnet. Sie malen und ſchildern ſie aber nicht, wie ſie waren, ſondern wie ſie hätten ſein ſollen, um der künftigen Menſchheit ein Beiſpiel ihrer Tugenden zu geben. Auf ſolche Art war Amadis der Compaß, der Leitſtern, die Sonne der tapfern und verliebten Ritter, der wir alle nachſtreben müſſen, die wir unter den Fahnen der Liebe und der Ritterſchaft kämpfen. Da ſich nun dieß alles ſo verhält, ſo glaube ich, Freund Sancho, daß der fahrende Ritter, der ihm am meiſten nacheifert, auch der höchſten Vollendung der Ritterſchaft am nächſten kommen wird. Und einer der Fälle, in welchem dieſer Ritter am glänzendſten ſeine Klugheit, Tapferkeit, Entſchloſſenheit, Ausdauer, Standhaftigkeit, und Liebe bewies, war, als er von Oriana verſchmäht, ſich zurückzog und auf dem Armutfelſen Buße that, ſeinen Namen in Beltenebros verändernd, ein Name, der gewiß ſehr bezeichnend und paſſend für das Leben iſt, das er ſich aus freien Stücken erwählt hatte. Da es mir nun leichter iſt, ihm hierin nachzuahmen, als Rieſen zu ſpalten, Drachen zu köpfen, Lindwürmer zu erlegen, Heere zu zerſtreuen, Flotten zu zerſtören und Zauber zu löſen, da dieſe Gegend überdieß zu ſolchen Vorhaben ſehr günſtig iſt, ſo darf ich die Gelegenheit nicht verſäumen, die ſich ſo bequem beim Schopf packen läßt.“

„Was wollt Ihr denn aber eigentlich in dieſer Einſamkeit anfangen?“ fragte Sancho.

„Habe ich Dir's denn noch nicht geſagt!“ rief Don Quijote. „Dem Amadis will ich's nachmachen, daß ich hier den Verzweifelten, Wahnſinnigen und Raſenden ſpiele, um damit zugleich den tapfern Don Roldan nachzuahmen, der, als er an einer Quelle die Spuren davon fand, daß Angelica die Schöne ſich mit Medoro vergangen, aus Schmerz darüber den Verſtand verlor, Bäume ausriß, das Waſſer der klaren Quellen trübte, Schäfer erſchlug, ihre Heerden zerſtreute, Hütten niederbrannte, Häuſer zertrümmerte, Pferde fortſchleppte und noch hundert-

tausend andere Gewaltthaten verübte, die des ewigen Namens und der schriftlichen Aufzeichnung würdig wären. Und wenn ich auch Roldan, Orlando, oder Rotolando — denn diese drei Namen führte er — nicht Stück für Stück in allen seinen Thorheiten nachahmen will, die er that, sagte und dachte, so will ich doch, so viel ich kann, unter denen, die mir die wesentlichsten scheinen, eine Auswahl treffen. Ja, es könnte sein, daß ich mich auch schon mit der Nachahmung des Amadis begnügte, der keine gefährlichen Tollheiten beging, sondern einzig durch Weinen und Klagen berühmt geworden, trotz irgend Einem."

„Mir dünkt indeß", sagte Sancho, „daß die Ritter, die solches thaten, dazu wohl gereizt worden, und Grund hatten, solche Tollheiten zu treiben und solchen Bußübungen sich hinzugeben, aber welche Ursache hat denn Euer Gnaden, verrückt zu werden? welche Dame hat Euch verschmäht, oder welche Spuren habt Ihr gefunden, daß die Dame Dulcinea von Toboso mit einem Mohren oder Christen Unfug getrieben?"

„Das ist ja gerade die Sache", antwortete Don Quijote, „und darin besteht eben der feine Unterschied meines Thuns; denn daß ein fahrender Ritter aus einer bestimmten Ursache verrückt wird, ist kein Verdienst, noch witziger Einfall; die Kunst liegt darin, verrückt zu werden ohne Ursache, und meiner Dame zu verstehen zu geben, daß, wenn das am grünen Holze geschieht, am dürren noch weit Schlimmeres zu befürchten stehe. Außerdem habe ich dazu hinlängliche Ursache in der langen Entfernung von meiner unvergeßlichen Herrin Dulcinea von Toboso; denn, wie Du von dem Schäfer Ambrosio neulich hören konntest, lebt der Abwesende immer zwischen Hangen und Bangen. Verliere deßhalb, Freund Sancho, keine Zeit damit, mir von diesem seltenen, glücklichen und unerhörten Einfall der Nachahmung abzurathen; ich bin ein Narr und will ein Narr bleiben, bis Du mit der Antwort auf einen Brief zurückkommst, den ich durch Dich an meine Gebieterin Dulcinea zu schicken gedenke. Ist die Antwort von der Art, wie sie meine Treue verdient, so ist auch meine Tollheit und Buße zu Ende; erfolgt aber das Gegentheil, so werde ich im Ernste verrückt, und bin ich es, so empfinde ich

auch kein Unglück mehr. Mag sie nun antworten, wie sie will, so werde ich doch aus der Ungewißheit und Drangsal erlöst, in der Du mich zurücklässest, und werde mich entweder als Vernünftiger des Glückes freuen, das Du mir verkündest, oder als Verrückter das Unglück nicht empfinden, das Du mir bringst. Aber sage mir, Sancho, verwahrst Du auch den Helm des Mambrin sorgfältig? Ich sah, daß Du ihn vom Boden aufhobst, als jener Unglückliche ihn in Stücke hauen wollte, was er freilich nicht vermochte, und woraus man sehen konnte, wie vortrefflich er gehärtet ist."

Sancho antwortete: „Beim lebendigen Gott, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, ich kann das, was Euer Gnaden da sagt, nicht so ruhig und geduldig hinnehmen; ich gerathe wirklich auf den Gedanken, daß alles, was Ihr mir von Ritterschaft, von Königreiche und Kaiserreiche Gewinnen, von Inseln Verschenken und anderem Gnaden- und Gunstbezeugungen Austheilen spracht, wie es bei den fahrenden Rittern bräuchlich sei, daß alles das in den Wind hineingesprochen und Lügen waren, nichts als Luftrösser oder Luftschlösser oder wie man es heißt; denn wenn man Euer Gnaden sagen hört, daß ein Barbierbecken der Helm des Mambrin sei, und Euch länger als einen halben Tag in diesem Irrthum beharren sieht, was soll man da denken, als daß der, welcher solchen Unsinn sagt und behauptet, nicht recht bei Sinnen sein muß. Das Barbierbecken habe ich voll von Beulen in meinem Sack und will es mit nach Hause nehmen, um es wieder zurecht machen zu lassen und mich künftig daraus zu rasiren, wenn es Gottes Wille ist, daß ich meine Frau und Kinder je wieder sehe."

„Höre, Sancho", sagte Don Quijote. „ich schwöre Dir bei demselben Gotte, bei dem Du vorhin geschworen, daß Du so schwach von Verstande bist, als je ein Schildknappe in der Welt war und ist. Wie ist es möglich, daß Du, seitdem Du mit mir umherziehst, noch nie gemerkt hast, daß alles, was die fahrenden Ritter angeht, wie Hirngespinnst, Narrheit und Unsinn aussieht, und daß alles verkehrt bei ihnen zugeht? Aber nicht, weil es wirklich so ist, sondern weil uns beständig eine Horde von Zauberern umschwärmt, die alles, was uns angeht, nach Belieben verwandelt,

verwechſelt und vertauſcht, je nachdem ſie uns begünſtigen oder ſchaden wollen. Darum erſcheint das, was Du für ein Bartbecken hältſt, mir als der Helm des Mambrin und einem Andern wird er wieder als etwas Andres erſcheinen. Auch war es eine ſeltene Vorſicht des Zauberers, der mir zur Seite ſteht, es ſo einzurichten, daß Allen als Bartbecken erſcheint, was in Wirklichkeit der Helm des Mambrin iſt, denn die ganze Welt würde mich, da er in ſo hohem Anſehen ſteht, verfolgen, um ihn mir abzujagen; da ſie ihn aber nur für ein Bartbecken anſehen, kümmern ſie ſich nicht um ihn, wie ſich's ſchon bei Jenem zeigte, der ihn zerbrechen wollte und ihn auf dem Boden liegen ließ, ohne ihn aufzuheben, was er wahrlich nicht gethan, wenn er ſeinen Werth gekannt hätte. Hebe ihn gut auf, Freund, denn für jetzt bedarf ich ſeiner nicht, ich bin vielmehr Willens, meine ganze Rüſtung abzulegen, und völlig nackt, wie ich zur Welt kam, umherzugehen, wenn ich mich nämlich bei meiner Buße mehr dem Beiſpiel des Roldan, als dem des Amadis, zu folgen entſchließe."

In jener Nacht kamen ſie tief in das Innerſte der Sierra Morena, wo Sancho gerne die Nacht und einige weitre Tage zugebracht hätte, wenigſtens ſo lange der Mundvorrath dauerte, den er bei ſich hatte; ſie ſchlugen deßhalb ihr Nachtlager zwiſchen zwei Felswänden unter einer Gruppe von Korkbäumen auf. Allein das Schickſal, das nach der Meinung der Ungläubigen alles nach ſeiner Willkür lenkt, führt und fügt, wollte, daß Gines von Paſamonte, der berüchtigte Betrüger und Räuber, der durch Don Quijote's Tapferkeit und wohl auch Narrheit frei geworden, aus Furcht vor der heiligen Hermandad, vor der er ſich allerdings zu fürchten Urſache hatte, ſich ebenfalls in dieß Gebirge geflüchtet hatte, und ſein Schickſal und ſeine Angſt ihn gerade an denſelben Ort führten, wohin ſich Don Quijote und Sancho Panza begeben hatten, und zwar noch zeitig genug, daß er ſie zu erkennen vermochte, nämlich in dem Augenblicke, da ſie einzuſchlafen im Begriffe waren. Und da Schurken immer undankbar ſind und die Noth die Mutter des Verbotenen iſt, auch das nächſte Mittel vor jedem künftigen den Vorzug hat,

ſo beſchloß Gines, der weder zu den Dankbaren noch zu den Gutgeſinnten gehörte, Sancho Panza ſeinen Eſel zu ſtehlen, denn an Rocinanten lag ihm nichts, indem er ihm zum Verſetzen wie zum Verkaufen zu ſchlecht ſchien. Während denn Sancho ſchlief, ſtahl ihm Gines ſein Thier, und ehe jener aufwachte, hatte ſich der Dieb ſchon ſo weit entfernt, daß es unmöglich war, ſeiner habhaft zu werden.

Die Morgenröthe brach an und erfüllte die Welt mit Freude, Sancho Panza aber mit Trauer, denn er hatte ſeinen Grauen nicht mehr. Und als er ſich auf ſolche Weiſe beraubt ſah, erhob er das traurigſte und jämmerlichſte Klagegeſchrei von der Welt und ſchrie ſo laut, daß Don Quijote davon aufwachte und hörte, wie er gerade rief: „O du mein Herzblatt, Eingeborner meines Hauſes, Spielgenoſſe meiner Kinder, Augenweide meiner Frau, Neidapfel meiner Nachbarn, Stütze meiner Laſt, ja Erhalter meiner halben Perſon, denn mit den ſechsundzwanzig Maravedis, die du verdienteſt, beſtritt ich jeden Tag meinen Haushalt.“

Als Don Quijote das Klagegeſchrei hörte und die Urſache davon erfuhr, tröſtete er Sancho ſo gut er konnte und bat ihn, Geduld zu haben, indem er ihm einen Wechſel auf Eſel verſprach, gegen welchen er drei von den fünfen erhalten ſollte, die er zu Hauſe gelaſſen. Sancho beruhigte ſich damit und trocknete ſeine Thränen, hörte auf zu ſchluchzen und dankte Don Quijote für die Gnade, die er ihm erweiſe. Indem er ſich mit allem belud, was ſonſt der Graue zu tragen hatte, folgte er ſeinem Herrn, wohin dieſen Rocinante trug, bis ſie unter mancherlei Geſprächen an den Fuß eines hohen Berges kamen, der wie ein behauener Felsblock einſam unter den ihn rings umgebenden Bergen ſtand. Seinem Schooß entquoll ein ſanft hinrieſelnder Bach, und rings umher lag eine Wieſe, ſo grün und üppig, daß die Augen, die darauf ruhten, ſich an dem Anblick erquicken mußten. Waldbäume und Pflanzen und Blumen aller Art machten den Ort ungemein anziehend. Dieſen Punct wählte der Ritter von der traurigen Geſtalt zu ſeiner Buße; denn ſobald er ſeiner anſichtig wurde, rief er mit lauter Stimme, als ob er bereits

den Verſtand verloren: „Dieß iſt der Ort, ihr Himmel, den ich mir auserſehe und erwähle, das Unglück zu beweinen, in das ihr mich geſtürzt! Dieß iſt der Platz, wo das Naß meiner Augen die Waſſer dieſes kleinen Baches anſchwellen wird; hier ſoll mein unaufhörlich herzerſchütternd Seufzen das Laub dieſer Waldbäume beſtändig in Bewegung ſetzen, zum Zeugniß und Beweis der Qual, die mein zerknirſchtes Herz erduldet. O, wer ihr auch ſeid, ihr Götter des Hains, die ihr an dieſem unwirthbaren Orte euren Wohnſitz habt, vernehmt die Klagen des unglücklich Liebenden, den langes Fernſein und eiferſüchtiger Argwohn dahin gebracht, in dieſen rauhen Bergen zu klagen und über den Starrſinn jener undankbaren Schönen zu jammern, welche die höchſte Vollendung aller menſchlichen Schönheit iſt. O ihr Napäen und Dryaden, die ihr in dem Schattendunkel der Berge wohnt, mögen euch die leichtfüßigen und geilen Satyrn, die umſonſt in euch verliebt ſind, niemals die ſüße Ruhe ſtören, wenn ihr mir mein Unglück beweinen helft oder wenigſtens nicht müde werdet, es anzuhören. O Dulcinea von Toboſo, Tag meiner Nacht, Wonne meiner Pein, Leuchtſtern meiner Wege, Stern meines Glücks, möge dir der Himmel ſo viel beſcheeren, als du wünſcheſt, aber gedenke des Ortes und des Zuſtandes, zu dem die Entfernung von dir mich geführt, und laß mich zu dem herrlichen Ziele gelangen, deſſen meine Treue würdig iſt. O ihr einſamen Bäume, die ihr von nun an meine Einſamkeit theilen werdet, ſagt mir mit dem ſanften Rauſchen eurer Zweige, daß euch meine Gegenwart nicht läſtig fällt. O du mein Schildknappe, werther Gefährte meiner glücklichen und unglücklichen Abenteuer, halte wohl im Gedächtniß feſt, was du mich hier wirſt thun ſehen, damit du es der Haupturheberin von alle dem erzählen und berichten kannſt.“ Und mit dieſen Worten ſtieg er von Rocinanten ab, nahm ihm im nächſten Augenblick Zaum und Sattel, gab ihm einen Schlag auf den Rücken und ſagte: „Die Freiheit gibt dir der, der die ſeine verloren, o du mein Roß, eben ſo berühmt durch ſeine Thaten als unglücklich durch ſein Schickſal! Geh, wohin du willſt, denn auf der Stirne ſteht dir geſchrieben, daß dir an Leichtigkeit nicht

Aſtolfo's Hippogryph, nicht der berühmte Frontino, der dem Bradamante ſo theuer zu ſtehen kam, ſich gleichſtellen dürfte."

Als Sancho dieß ſah, ſagte er: „Dank ſei dem, der uns der Mühe überhob, den Grauen abzuſatteln! Und wahrlich, es hätte auch mir nicht an Liebkoſungen und Lobeserhebungen für ihn gefehlt. Wäre er indeß hier, ich hätte nicht geduldet, daß man ihn abgeſattelt, denn ich wüßte nicht wozu; was gingen ihn die Wunderlichkeiten der Verliebten und Verzweifelten an, da ſelbſt ſein Herr nichts davon wiſſen wollte, und der war ich, ſo lange es Gott gefiel. Indeß, Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, wenn es mit meiner Abreiſe und Euer Gnaden Tollheit Ernſt werden ſoll, ſo wäre es gut, man ſattelte den Rocinante wieder auf, damit er mir den Grauen erſetze und wir auf der Hin- und Herreiſe Zeit erſparen. Mach' ich den Weg zu Fuße, ſo weiß ich nicht, wann ich dahin komme und wieder zurück bin, denn ich bin im Ganzen genommen ein ſchlechter Fußgänger."

„Meinetwegen, Sancho", ſagte Don Quijote, „es ſei, wie Du willſt; dein Plan ſcheint mir nicht übel. In drei Tagen magſt Du aufbrechen, denn ich wünſchte, daß Du zuvor ſeheſt, was ich um ihretwillen thue und rede, damit Du es ihr erzählen kannſt."

„Aber was ſoll ich denn noch weiter ſehen, als was ich bereits geſehen?" fragte Sancho.

„Du haſt Dich ſchön verrechnet", antwortete Don Quijote. „Ich werde mir erſt noch die Kleider zerreißen, meine Waffen umherſtreuen, den Kopf an dieſe Felſen rennen und Andres dergleichen ausführen, worüber Du Dich verwundern wirſt."

„Um Gottes willen", ſagte Sancho, „nehmt Euch mit dem Kopf an die Wand Rennen in Acht, denn Ihr könntet an einen Felſen kommen und ſo ſchlimm anrennen, daß mit dem erſten Stoß die ganze Bußübung ein Ende hätte. Ich wäre der Anſicht, wenn Euer Gnaden meint, ſolche Kopfſtöße ſeien nun einmal nöthig, und das Werk könne ohne ſie nicht vollbracht werden, Ihr begnügtet Euch, da doch alles eingebildete Spiegelfechtereien und nachgemachte Narrenspoſſen ſind, Ihr begnügtet Euch, wie geſagt, damit, daß Ihr mit dem Kopf ins Waſſer

ſpränget, oder gegen ein Ding anrenntet, das ſo weich iſt wie Baumwolle, und überließet dann mir die Sache: ich werde dem Fräulein ſchon ſagen, daß Ihr Euch den Kopf an einer Felſenkante angeſtoßen, die härter geweſen als ein Diamant."

„Ich danke Dir für Deinen guten Willen, Freund Sancho", antwortete Don Quijote, „aber Du ſollſt wiſſen, daß das, was ich thue, kein Spaß iſt, ſondern völliger Ernſt; denn das hieße ſonſt den Geſetzen der Ritterſchaft zuwiderhandeln, welche jede Lüge bei Strafe der Ausſtoßung verbieten. Ein Ding für das andere thun iſt ſo gut wie eine Lüge; meine Kopfſtöße müſſen deßhalb auch wahre, herzhafte und tüchtige ſein, ohne alle Sophiſterei und Spiegelfechterei; es iſt darum auch nöthig, daß Du mir einige Wundfaden zurückläſſeſt, um mich zu verbinden, da uns das Schickſal den Balſam geraubt hat, den wir verloren."

„Schlimmer war's jedenfalls, den Eſel zu verlieren", antwortete Sancho, „als ohne ihn den Wundfaden und alles Andere. Aber ich bitte Euer Gnaden, daß Ihr mich nicht mehr an das verwünſchte Getränk erinnert; denn wenn ich es nur nennen höre, ſo dreht ſich mir das Herz und vor allem der Magen um. Noch dringender aber bitte ich Euch, zu glauben, die drei Tage ſeien ſchon um, die Ihr mir gegönnt habt, die Thorheiten, welche Ihr begehen wollt, mit anzuſehen; denn ich will ſie gerne als geſehen und unwiderruflich geſchehen gelten laſſen und meiner Herrin Wunder erzählen; ſchreibt nur den Brief und entlaßt mich alsbald, denn ich möchte Euch gar zu gerne ſchleunigſt wieder aus dieſem Fegefeuer erlöſen, in dem ich Euch zurücklaſſe."

„Fegefeuer nennſt Du das, Sancho?" fragte Don Quijote, „du würdeſt beſſer thun, es Hölle zu heißen und noch ſchlimmer, wenn es noch etwas Schlimmeres gibt."

„Aus der Hölle", antwortete Sancho, „nulla est retentio" habe ich ſagen hören."

„Ich verſtehe nicht, was retentio ſagen will", verſetzte Don Quijote.

„Retentio iſt", antwortete Sancho, „daß, wenn einer in der Hölle iſt, er nicht wieder herauskommt und nicht mehr los kann. Davon iſt aber gerade das Gegentheil bei Euer Gnaden der Fall, oder ich müßte die Beine nicht rühren können, wenn ich dem Rocinante die Sporen geben will, um ihn leben zu machen; bin ich nur erſt einmal in Toboſo und ſtehe vor meiner Gebieterin Dulcinea, ſo will ich ihr ſchon Geſchichten erzählen von den Tollheiten und Verrücktheiten, — was wohl ein und daſſelbe iſt — die Euer Gnaden begangen hat und noch zu begehen gedenkt, daß ich ſie weicher machen werde, als einen Handſchuh, und wäre ſie auch ſo hart wie Korkholz; dann kehr' ich mit ihrer zärtlichen, honigſüßen Antwort zurück und komme durch die Lüfte dahergebrauſt, wie ein Zauberer, Euer Gnaden aus dieſem Fegefeuer zu erlöſen, das Euch die Hölle dünkt und doch nicht iſt: denn Ihr habt noch die Hoffnung, herauszukommen, welche, wie ich bereits geſagt, die nicht haben, die wirklich in der Hölle ſind. Ich bin überzeugt, daß Euer Gnaden mir hierin nicht widerſpricht."

„Das iſt richtig", ſagte der Ritter von der traurigen Geſtalt, „aber wie fangen wir's an, den Brief zu ſchreiben?"

„Und auch den Eſelswechſel", fügte Sancho hinzu.

„Nichts ſoll vergeſſen werden", ſagte Don Quijote, „und da wir kein Papier haben, ſo wäre es das Geeignetſte, daß wir, wie die Alten, auf Baumblätter oder Wachstafeln ſchrieben; freilich würde das Wachs jetzt eben ſo ſchwer aufzutreiben ſein, als das Papier. Aber da fällt mir ein, auf was ich eben ſo gut oder noch beſſer den Brief ſchreibe: in das Taſchenbuch, das dem Cardenio gehörte. Du wirſt dann beſorgt ſein, es im nächſten Dorfe auf Papier in der richtigen Briefform abſchreiben zu laſſen, wenn Du dort einen Knabenſchulmeiſter triffſt; ſonſt kannſt Du's auch jedem Küſter übertragen, nur keinem Notar, denn ſonſt könnte es der Satan nicht leſen."

„Wie ſoll man's aber mit der Unterſchrift machen?" fragte Sancho.

„Liebesbriefe unterſchreibt man nie", antwortete Don Quijote.

„Dann iſt's gut", ſagte Sancho, „aber der Wechſel muß unterſchrieben ſein; wenn man die Unterſchrift abſchriebe, ſo würde man ſagen, ſie ſei falſch und ich bekäme die jungen Eſel nicht."

„Den Wechſel werde ich in dem Taſchenbuche ſelbſt unterzeichnen, und wenn meine Nichte ihn ſieht, wird ſie keine Schwierigkeiten machen, ihn einzulöſen. Was aber den Liebesbrief betrifft, ſo kannſt Du als Unterſchrift hinzuſetzen: Der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Geſtalt. Auch wird es wenig zu bedeuten haben, daß dieß von einer fremden Hand iſt, denn ſo viel ich mich erinnere, kann Dulcinea weder ſchreiben, noch leſen und hat in ihrem ganzen Leben nie einen Brief oder ſonſt etwas Schriftliches von mir geſehen, denn meine und ihre Liebe blieb immer platoniſch, ohne ſich auf etwas Anderes zu erſtrecken, als auf ehrbare Blicke, und auch dieſe waren ſo ſelten, daß ich der Wahrheit getreu ſchwören könnte, in den zwölf Jahren, in denen ich ſie mehr als das Licht dieſer Augen liebe, die erblinden ſollen, wenn ich nicht die Wahrheit ſpreche, habe ich ſie nicht mehr als viermal geſehen, und es könnte ſogar ſein, daß von dieſen vier Malen ſie nicht einmal beachtet hat, daß ich ſie anſah; ſo ſtreng und eingezogen haben ſie ihr Vater Lorenzo Corchuelo und ihre Mutter Aldonza Nogales gehalten."

„So, ſo", ſagte Sancho, „die Tochter Lorenzo Corchuelo's iſt die gnädige Dulcinea von Toboſo und heißt mit andrem Namen Aldonza Lorenzo?"

„Allerdings", ſagte Don Quijote, „und ſie iſt es, welche die Herrin der ganzen Welt zu ſein verdient."

„Ich kenne ſie wohl", ſagte Sancho, „obgleich ich ſie niemals geſehen, und weiß auch von ihr zu ſagen, daß ſie ſo geſchickt eine Stange zu ſchleudern vermag, wie der rüſtigſte Burſche im ganzen Dorfe. So wahr ein Schöpfer lebt, ſie iſt ein tüchtiges handfeſtes Weibsbild, ſchlecht und recht, ſie hat Haar auf den Zähnen und iſt wohl im Stande, dem fahrenden Ritter, der ſie zu ſeiner Gebieterin erwählt, den Bart aus dem Dreck zu ziehen! O Du mein Hurenkind, was hat die nicht für eine Stärke und eine Stimme! Ich kann Euch verſichern, daß ſie einſt auf

den Kirchthurm des Dorfes ſtieg, um den Knechten zu rufen, welche auf dem Brachacker ihres Vaters arbeiteten, und obgleich ſie mehr als eine halbe Meile entfernt waren, hörten ſie ſie ſo gut, als ſtünden ſie am Fuße des Thurmes; und das Beſte an ihr iſt, daß ſie ſich nicht ziert, ſondern ſehr zuthulich gegen alle iſt; mit Jedem ſchäkert ſie, mit Jedem treibt ſie ihren Scherz und ihren Spaß. Deßhalb ſage ich auch, Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, daß Euer Gnaden um ihretwillen nicht nur alle möglichen Narrenſtreiche machen kann und muß, ſondern daß Ihr auch mit vollem Rechte verzweifeln und Euch aufhängen dürft; denn jeder, der es erfährt, wird ſagen, daß Ihr wohl daran thut, ſelbſt wenn Euch auch der Teufel holte. Und ich wünſchte, ich wäre ſchon auf dem Wege, nur um ſie zu ſehen, denn es iſt ſchon ſehr lange her, daß ich mir das wünſche, und ſie muß ſchon ſehr verwittert ausſehen, denn das beſtändige bei Sonne und Sturm auf dem Felde Herumlaufen verdirbt die Schönheit der Weiber gewaltig. Aber ich geſtehe Euer Gnaden, Herr Don Quijote, die Wahrheit, daß ich mich bisher in dem Zuſtande der Unwiſſenheit befunden, denn ich glaubte feſt und ſicher, die gnädige Dulcinea von Toboſo ſei eine Prinzeſſin, in die Euer Gnaden verliebt ſei, oder ſonſt eine vornehme Perſon, welche die reichen Geſchenke verdiene, die Euer Gnaden ihr geſchickt, wie den Biscayer und die Galeerenſträflinge, nebſt den vielen Andern, da Euer Gnaden in der Zeit, da ich noch nicht Euer Schildknappe war, doch wohl auch gar manchen Sieg davon getragen. Wenn man's aber recht betrachtet, was hilft's dem Fräulein Aldonza Lorenzo (— ich meine die Frau Dulcinea von Toboſo —), daß die Ueberwundenen, die Euer Gnaden ihr ſchickt und noch ſchicken wird, ihr zu Füßen fallen? denn es könnte gar wohl ſein, daß ſie gerade, wenn ſie zu ihr kommen, Flachs hechelt, oder auf der Tenne driſcht, und daß die Leute bei ihrem Anblick davon laufen, während ſie über das Geſchenk lacht und ſich luſtig macht."

„Ich habe Dir", verſetzte Don Quijote, „früher ſchon oft geſagt, Sancho, daß Du ein großer Schwätzer biſt, und daß Du bei all Deiner Dummheit doch manchmal den Scharf-

ſinnigen ſpielen willſt. Damit Du aber ſiehſt, wie thöricht Du biſt und wie klug ich bin, ſo will ich Dir eine kurze Geſchichte erzählen. Eine junge, ſchöne, unabhängige und reiche Wittwe, die außerdem ſehr lebensluſtig war, verliebte ſich in einen jungen, ſtämmigen und handfeſten Laienbruder; ſein Prior erfuhr endlich die Sache und ſagte eines Tages zu der ſchönen Wittwe im Tone brüderlicher Ermahnung: „Ich bin ſehr verwundert, gnädige Frau, und nicht ohne Grund, daß eine ſo edle, ſchöne und reiche Frau, wie Euer Gnaden, ſich in einen ſo ſchmutzigen, gewöhnlichen und einfältigen Menſchen verlieben mag, wie Fulano, da doch in dieſer Stadt ſo viele Magiſter, ſo viel Studirte und Theologen ſind, unter denen Euer Gnaden nur wie unter Birnen ausſuchen und ſagen dürfte: „Den will ich, den nicht.“ Sie antwortete jedoch mit vieler Laune und Ungezwungenheit: „Euer Ehrwürden iſt in großem Irrthum und denkt ſehr altväteriſch, wenn Ihr meint, ich ſei mit Fulano ſchlecht gefahren, ſo dumm er auch ausſieht, denn dazu, wozu ich ihn brauche, hat er ſo viel und mehr Philoſophie, als Ariſtoteles.“ Nun eben ſo iſt mir Dulcinea von Toboſo für das, wozu ich ſie will, ſo viel werth, als die vornehmſte Prinzeſſin von der Welt. So beſitzen nicht alle Dichter die Damen, die ſie unter einem angenommenen Namen preiſen, auch in Wirklichkeit. Glaubſt Du, daß alle die Amaryllis, Phyllis, die Silvien, Dianen, Galateen und Phylliden, und viele andere, von denen die Bücher, Romanzen, Barbierſtuben und Schaubühnen voll ſind, wirklich von Fleiſch und Blut und denen zu eigen ſeien, welche ſie beſingen und beſungen haben? Nein, gewiß nicht, die meiſten erfinden ſie ſich, um ihren Verſen einen Vorwurf zu geben, und damit man ſie für verliebt halte, und für Leute, die einen Werth darauf legen, es zu ſein. So genügt es auch mir, zu denken und zu glauben, daß die gute Aldonza Lorenzo ſchön und ehrbar ſei; ihre Abſtammung iſt gleichgültig, denn man braucht ſich nicht darnach zu erkundigen, da ſie kein Ordenszeichen verlangt, und ich bilde mir ein, ſie ſei die höchſte Prinzeſſin von der Welt. Denn Du mußt wiſſen, Sancho, wenn Du es noch nicht weißt, daß zwei Dinge mehr als andere zur Liebe reizen: große Schönheit und guter Ruf,

und diese beiden finden sich in höchster Vollendung bei Dulcinea, da ihr an Schönheit kein Weib gleichkommt, und an gutem Rufe wenige sich mit ihr messen können. Kurz und gut, ich bilde mir ein, daß alles so ist, wie ich's sage, nicht besser, nicht schlechter, ich male sie mir in meiner Phantasie aus, wie ich sie mir wünsche, sowohl an Schönheit wie an Adel, und weder Helena kommt ihr nahe, noch erreicht sie Lucrezia, oder irgend eine der berühmten Frauen der griechischen, barbarischen, oder römischen Vorzeit. Sage Jeder, was er mag. Werde ich auch darob von Unwissenden getadelt, die Urtheilsfähigen werden mich nicht schmähen."

„Und ich behaupte, daß Euer Gnaden in Allem Recht hat", antwortete Sancho, „und daß ich ein Esel bin. Aber ich weiß nicht, wie das Wort Esel in meinen Mund kommt, da man doch im Hause des Gehängten nicht vom Stricke reden soll; gebt mir den Brief und ich nehme Abschied und mache mich auf den Weg."

Don Quijote nahm die Schreibtafel, trat beiseite und begann mit größter Ruhe den Brief zu schreiben. Als er fertig damit war, rief er Sancho und sagte, er wolle ihm denselben vorlesen, damit er ihn auswendig wisse, wenn er ihn unterwegs verlöre; von seiner Unglückshand lasse sich alles fürchten.

Sancho entgegnete: „Schreibt Euer Gnaden den Brief nur zwei- oder dreimal in diesem Buche ab und gebt es mir; ich will es schon gut aufbewahren, denn zu glauben, ich werd' es im Gedächtniß behalten, ist Unsinn; mein Gedächtniß ist so schlecht, daß ich oft vergesse, wie ich heiße. Aber lest den Brief bei alle dem, es wird mich sehr freuen ihn zu hören, er ist gewiß wie gedruckt."

„So höre denn; er lautet also", sagte Don Quijote.

Don Quijote's Brief an Dulcinea von Toboso.

„Hohe, erhabene Gebieterin!

Der von der Schwertesspitze der Trennung Verwundete, von den Pfeilen ins Herz Getroffene, süßeste Dulcinea von Toboso, sendet Dir die Grüße, deren er selbst entbehren muß. Wenn Deine Schönheit mich geringschätzt, wenn

Deine Vortrefflichkeit mir nicht gewogen ist, wenn Dein Verschmähen meine Treue lohnt, so ertrage ich, obgleich im Dulden geübt, doch diesen Kummer nicht, der neben seiner Heftigkeit schon so lange dauert. Mein guter Schildknappe Sancho wird Dir getreulichen Bericht erstatten, schöne Undankbare, geliebte Freundin meines Herzens, was ich um Deinetwillen dulde. Wenn Du geneigt wärest, mir beizuspringen, so gehörte ich ganz Dir; wenn nicht, so thue, was Dir beliebt. Denn indem ich meinem Leben ein Ende mache, befriedige ich Deine Grausamkeit und meinen Wunsch.

Der Deinige bis in den Tod,
der Ritter von der traurigen Gestalt."

„Bei meines Vaters Leben", sagte Sancho, als er den Brief vernommen, „das ist das Erhabenste, was ich je gehört! Gnade mir Gott, wie Euer Gnaden ihr da die Meinung sagt und wie gut die Unterschrift paßt: der Ritter von der traurigen Gestalt. Wahrhaftig, Euer Gnaden ist der leibhaftige Teufel und es gibt nichts, was Ihr nicht wisset."

Ich brauche das alles in meinem Berufe", antwortete Don Quijote. „Nun", sagte Sancho, „schreibt mir jetzt auch auf das andre Blatt den Wechsel auf die drei jungen Esel und unterschreibt ihn recht deutlich, damit sie's gleich lesen können, wenn sie's bekommen."

„Das will ich", sagte Don Quijote, und nachdem er geschrieben, las er ihm Folgendes vor:

„Euer Gnaden, Fräulein Nichte, beliebe, gegen diesen Primaefelswechsel, Sancho Panza, meinem Schildknappen, drei von den fünf jungen Eseln, die ich zu Hause und unter Eurer Obhut gelassen, zu übergeben; welche Esel ich ihm auszufolgen und zu verabreichen bitte, an Zahlungsstatt für ebenso viele andre hier empfangene, was ich gegen Dieß und gegen seinen Empfangschein anerkennen werde.

Ausgestellt im Innern der Sierra Morena, am neunundzwanzigsten August laufenden Jahres."

„Das iſt gut", ſagte Sancho, „aber unterſchreibt es jetzt auch."

„Ich brauche es nicht zu unterſchreiben", ſagte Don Quijote, „ſondern nur mein Zeichen darunter zu ſetzen, das ſo viel gilt, als die Unterſchrift und für drei Eſel, ja für dreihundert genügen würde."

„Ich verlaſſe mich auf Euer Gnaden", antwortete Sancho; „entlaßt mich nun, daß ich den Rocinante ſattle, und richtet Euch, mir Euren Segen zu geben, denn ich denke mich alsbald auf den Weg zu machen, ohne die Narrheiten mit anzuſehen, die Euer Gnaden vorhat; und ich werde ſagen, ich habe deren ſo viele von Euch geſehen, daß ich nichts weiter zu ſehen wünſchte."

„Ich wünſche jedoch zum mindeſten, — und nur, weil es nöthig, wünſche ich es, — daß Du mich nackt ſiehſt, wie ich ein oder ein paar Dutzend Narrheiten begehe, — was in weniger als zwei Stunden geſchehen — denn wenn Du ſie mit Deinen eignen Augen geſehen, kannſt Du mit gutem Gewiſſen auf alle übrigen ſchwören, die Du noch hinzufügen willſt, und ich verſichere Dir, daß Du nicht ſo viel zu nennen vermagſt, als ich auszurichten gedenke."

„Um Gottes willen, lieber Herr, erlaßt mir's, Euer Gnaden nackt zu ſehen; denn es würde mich ſo traurig ſtimmen, daß ich weinen müßte, und der Kopf ſchmerzt mich noch ſo von dem Jammer um meinen Grauen, daß ich das Heulen nicht von Neuem beginnen möchte. Wenn ja Euer Gnaden wünſcht, daß ich einige Tollheiten ſehe, ſo macht ſie in den Kleidern, kurz und wie's Euch gerade in den Kopf kommt, um ſo mehr, als es für mich derſelben gar nicht bedurft hätte und es, wie geſagt, nur meine Rückkehr hinausſchiebt, die Euch doch die Nachrichten bringen ſoll, welche Euer Gnaden wünſcht und verdient. Brächt' ich ſie nicht, ſo möge ſich die Dame Dulcinea nur in Acht nehmen, denn antwortet ſie nicht, wie es ſich gebührt, ſo ſchwöre ich feierlich bei allem, was ich weiß, daß ich ihr mit Püffen und Ohrfeigen eine ordentliche Antwort aus dem Magen treiben werde, denn wie ſollte man es dulden, daß ein ſo berühmter

fahrender Ritter, wie Euer Gnaden, nur ſo mir nichts dir nichts verrückt wird und noch dazu wegen einer ... Daß mich das Fräulein nur nicht zu Worte kommen läßt. Bei Gott, ich werde offen von der Leber weg reden und ſo laut ſchreien, daß Niemand mehr ſich hören kann. Dazu bin ich ganz der Mann! Sie kennt mich ſchlecht, und wenn ſie mich kennt, ſo mag ſie Reſpect vor mir haben."

„Wahrhaftig, Sancho", ſagte Don Quijote, „wie es ſcheint, biſt Du nicht geſcheidter als ich."

„So verrückt bin ich doch nicht", antwortete Sancho, „aber ich bin hitziger. Doch das beiſeite, was will denn Euer Gnaden eſſen, ſo lange ich fort bin? Wollt Ihr, wie Cardenio, auf den Weg hinausſtürzen und den Hirten ihr Mahl abnehmen?"

„Das laß Dich nicht kümmern", antwortete Don Quijote, „denn wenn ich's auch hätte, würde ich nichts Andres eſſen, als Kräuter und Früchte, welche jene Wieſe und dieſe Bäume mir bieten. Das iſt ja eben die Blüthe meiner Aufgabe, daß ich nichts eſſe und mir noch andre harte Dinge auferlege."

„Weiß Euer Gnaden", ſagte Sancho, „was ich fürchte? Daß ich den Ort nicht wieder finde, wo ich Euch jetzt zurücklaſſe, ſo abgelegen iſt er."

„Merke Dir nur die Wahrzeichen, denn ich will mich gewiß nicht aus dieſer Gegend entfernen", ſagte Don Quijote; „ich werde mir ſogar Mühe geben, jene höchſten Felſengipfel zu erklimmen, um zu ſehen, ob ich Dich nicht entdecke, wenn Du zurückkommſt; das Sicherſte indeß wird ſein, daß Du mich nicht verfehlſt und verirrſt, Du ſchneideſt Zweige von dem reichlich hier wachſenden Pfriemenkraut ab und ſtreueſt ſie von Zeit zu Zeit auf den Boden, bis Du ins offne Thal hinauskommſt. Dieſe Zweige werden Dir als Wegweiſer und Merkzeichen dienen, damit Du mich wieder findeſt, wenn Du zurückkehrſt, gerade wie es Theſeus mit dem Faden im Labyrinthe machte."

„Das werde ich thun", ſagte Sancho Panza, und nachdem er einige Zweige abgeſchnitten, bat er ſeinen Herrn um ſeinen Segen und verabſchiedete ſich, nicht ohne viele Thränen von beiden Seiten. Darauf beſtieg er den Rocinante, den ihm Don

Quijote dringend empfahl, daß er für ihn sorge wie für seine eigne Person. Dann machte er sich auf den Weg nach der Thalebene, indem er von Zeit zu Zeit Pfriemenkrautzweige fallen ließ, wie ihm sein Herr angerathen. Dieß geschah, obgleich ihn Don Quijote drängte, doch wenigstens zwei Narrheiten mit anzusehen.

Aber er war noch nicht hundert Schritte weit gekommen, als er umkehrte und sagte: „Euer Gnaden hat doch wirklich recht gehabt; denn um ohne Gewissensbisse schwören zu können, daß ich Euch Narrheiten machen sah, wird es gut sein, wenn ich wirklich eine solche sehe, obgleich die groß genug ist, die ich bereits gesehen, nämlich, daß Euer Gnaden hier bleibt."

„Hab' ich Dir's nicht gesagt?" fragte Don Quijote, „warte, Sancho, denn bis Du ein Credo sprichst, ist's gethan." Und indem er sich in größter Eile die Hosen auszog, stand er nur noch im bloßen Hemde da. Dann machte er ohne weiteres ein paar Luftsprünge und ein paar Purzelbäume, daß der Kopf unten und die Füße oben waren, wobei er Dinge zum Besten gab, die, um sie nicht zum zweiten Male zu sehen, Sancho veranlaßten, Rocinanten die Sporen zu geben, denn er war nun ganz beruhigt und überzeugt, schwören zu können, daß sein Herr verrückt sei. Und so lassen wir ihn denn seine Straße ziehen, bis er wieder zurückkehrt, was nicht lange dauerte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Liebesmühe Don Quijote's in der Sierra Morena.

Die Geschichte, welche zu erzählen fortfährt, was der Ritter von der traurigen Gestalt gethan, sobald er sich allein sah, berichtet, daß Don Quijote, nachdem er mit seinen Luftsprüngen und Purzelbäumen, die er von unten nackt und von oben halb angekleidet ausführte, ein Ende gemacht hatte und gesehen, daß Sancho, ohne weitre Narretheien abzuwarten, fortgeritten

war, den Gipfel eines hohen Berges bestieg und dort von Neuem darüber nachdachte, was er sich schon so oft überlegt hatte, ohne zu einem Entschluß zu kommen, nämlich was besser wäre und ihm angemessener sein würde, Rolands rasende Tollheit oder Amadis' Melancholie nachzuahmen. Er sagte bei sich: „Wenn Roland ein so wackerer und tapferer Ritter war, wie man allgemein behauptet, was ist da zu wundern! Er war ja verzaubert, und es konnte ihn nichts tödten, wenn man ihm nicht eine Pfennignadel durch die Fußsohle stach; dafür trug er aber beständig Schuhe mit sieben eisernen Sohlen. Und doch nützte ihm selbst das nichts gegen Bernardo del Carpio, der um die Sache wußte und ihn bei Ronceval in seinen Armen erstickte. Aber lassen wir jetzt seine Tapferkeit bei Seite, und sprechen einzig von dem Verlust seines Verstandes; denn daß er ihn verlor, ist sicher, und zwar durch jene Beweise, die er an der Quelle fand, und durch die Mittheilungen des Hirten, der ihm sagte, daß Angelica mehr denn zwei Mal mit dem krauslockigen Mohren Medoro, dem Pagen des Agramante, ihre Mittagsruhe gehalten. Und wenn er nun von der Wahrheit überzeugt war, daß seine Dame ihm diesen Schimpf angethan, so gehörte nicht viel dazu, rasend zu werden. Wie kann ich ihn aber in seiner Raserei nachahmen, wenn ich nicht auch den Anlaß dazu nachahmen kann? Denn meine Dulcinea von Toboso, ... ich möchte schwören, daß sie all ihr Leben lang keinen Mohren gesehen, namentlich nicht in seiner eignen Tracht, und daß sie heute noch so rein ist, wie die Mutter, die sie geboren. Ich würde ein offenbares Unrecht begehen, wenn ich anders von ihr dächte und mich in die Verrücktheit des rasenden Roland hineinarbeitete. Auf der andern Seite sehe ich, daß Amadis von Gaula, ohne den Verstand zu verlieren und Rasereien zu begehen, sich wie nur irgend Einer den Ruf eines Verliebten erwarb; und alles, was er that, war, so weit seine Geschichte erzählt, daß er, sich von seiner Herrin Oriana verschmäht haltend, — sie hatte ihm verboten, nicht früher vor ihren Augen zu erscheinen, als sie's gestattete, — sich mit einem Einsiedler auf den Armutsfelsen zurückzog und dort beständig weinte, bis der Himmel ihm mitten

in seinem höchsten Jammer und seiner höchsten Noth beistand. Und wenn dieß wirklich wahr ist, wie es ist, warum soll ich mir jetzt die Mühe nehmen, mich ganz auszuziehen, oder diesen Bäumen, die mir nichts zu leide gethan, Schaden zufügen? Warum soll ich die klaren Wasser dieser Bäche trüben, die mir zu trinken geben, wenn ich Durst habe? Es lebe das Andenken des Amadis, ihm ahme Don Quijote von der Mancha nach, so viel er kann! Dann wird man von ihm sagen, was man von jenem rühmte, daß, wenn er auch nicht große Dinge vollbracht, er doch sein Leben an sie gesetzt, und wenn mich auch meine Dulcinea nicht verschmäht und verachtet, so ist es wahrlich, wie ich bereits gesagt, genug, von ihr entfernt zu sein. Darum Hand ans Werk: tretet vor mein Gedächtniß, ihr Thaten des Amadis nud lehrt mich, womit ich beginnen soll, euch nachzuahmen. Aber ich weiß schon, das Wichtigste, was er that, war, daß er betete und sich Gottes Schutz und Gnade erflehte. Doch woraus soll ich mir einen Rosenkranz machen, denn ich habe ja keinen?" Bei diesen Worten kam er auf den Einfall, wie er solchen machen könnte, nämlich aus den großen Nüssen eines Korkbaums, die er an einander reihte und zu einem Paternoster verknüpfte; dieß diente ihm denn als Rosenkranz, so lange er sich in der Einöde aufhielt, und sicher hat er tausend Ave Maria damit gebetet. Was ihn aber sehr bekümmerte, war, daß er nicht auch einen Eremiten hatte, dem er beichten und von dem er Trost empfangen konnte; er vertrieb sich deßhalb die Zeit damit, daß er auf der kleinen Wiese umherwandelte und in die Rinde der Bäume oder den dünnen Sand Verse schrieb, die alle seiner Trauer Ausdruck gaben, manche wohl auch Dulcinea verherrlichten. Als man ihn später fand, war alles, was man noch vollständig entziffern konnte, das folgende Gedicht:

Laßt euch Bäum' und Pflanzen sagen,
Die hier stolz die Blätter breiten,
Und die Kron' zum Himmel tragen:
Wollt ihr euch am Schmerz nicht weiden,
O so höret meine Klagen,
Aber härmt euch nicht zu Tode,

Wenn ich auch im Schmerz vergehe,
Denn es weint die Augen rothe
Sich der Ritter Don Quijote,
Daß er fern von Dulcinee
Von Toboſo.

Hier an dieſem trauten Orte
Birgt ſich ſtill der treuſte Ritter
Seiner Herrin. Ohne Worte,
Ohne Frage muthig ſtritt er.
Fremd blieb ihm des Unheils Pforte,
Liebe ſchleppt ihn fort im Kothe,
Stürzet ihn in Noth und Wehe,
Denn es weint die Augen rothe
Ganze Fäſſer Don Quijote,
Daß er fern von Dulcinee
Von Toboſo.

Aus zog er auf Abenteuer,
Streifend durch der Berge Oede,
Flucht dem kalten Liebesfeuer:
Denn des Mißgeſchickes Nöthe
Quälen ihn wie Ungeheuer.
Amor peitſcht ihn faſt zu Tode,
Nicht mit zarter leichter Zehe
Tritt er, nein, mit plumper Pfote;
Darum weinet Don Quijote,
Daß er fern von Dulcinee
Von Toboſo.

Die dieſe Verſe fanden, mußten nicht wenig über den Beiſatz „von Toboſo" zum Namen Dulcinea lachen, denn ſie meinten, Don Quijote bilde ſich ein, wenn er nicht von Toboſo zu Dulcinea hinzuſetze, ſo könne man die Strophe nicht verſtehen, und das war auch wirklich der Fall, wie er ſpäter eingeſtand. Er hatte noch viele andere Verſe geſchrieben, aber, wie bereits geſagt, man konnte nicht mehr als dieſe drei Strophen ganz finden. Damit, und mit Seufzen, mit Anrufen der Sonnen- und Waldgötter, der Flußnymphen und des traurigen

und thränenfeuchten Echo, daß sie ihn anhören, ihm antworten und ihn trösten sollten, brachte er seine Zeit hin; oder er suchte Kräuter, die ihm als Nahrung dienten, bis Sancho wieder käme, und wäre dieser zwei Wochen statt zwei Tage ausgeblieben, der Ritter von der traurigen Gestalt würde so entstellt gewesen sein, daß ihn die leibliche Mutter nicht erkannt hätte.

Es wird indeß gut sein, wenn wir ihn mit seinen Seufzern und Versen allein lassen, um zu erzählen, was Sancho Panza bei seiner Sendung begegnete. Sobald er auf die Landstraße hinauskam, forschte er nach dem Weg von Toboso und erreichte andern Tages die Schenke, in welcher ihm das Unglück mit der Prelldecke begegnet war. Kaum hatte er sie erblickt, als es ihm war, wie wenn er schon wieder in die Luft flöge; er hatte deßhalb keine Lust einzukehren, obgleich es die Stunde war, wo er es hätte thun können und sollen, denn es war Essenszeit; und er hatte ein ziemlich starkes Bedürfniß, etwas Warmes in den Magen zu bekommen, da schon viele Tage kalt gekocht worden war.

Dieß Bedürfniß trieb ihn denn auch in die Nähe der Schenke, obgleich er noch unentschlossen war, ob er hineingehen sollte oder nicht, und noch während er so dastand, traten aus der Schenke zwei Personen, welche ihn augenblicklich erkannten und von denen der Eine zum Andern sagte: „Glaubt Ihr nicht, Herr Licentiat, daß jener Reiter Sancho Panza ist, von welchem die Haushälterin unsres Abenteurers erzählte, daß er seinen Herrn als Schildknappe begleitet habe?“

„Allerdings“, sagte der Licentiat, „und das ist das Pferd unsres Don Quijote.“ Sie kannten ihn aber so gut, weil es der Pfarrer und der Barbier des Ortes war, dieselben, welche die Untersuchung und das peinliche Gericht mit den Büchern abgehalten. Sobald sie Sancho Panza's und Rocinante's gewiß waren, näherten sie sich ihnen voll Verlangen, etwas von Don Quijote zu hören; der Pfarrer rief ihn deßhalb beim Namen und sagte: „Freund Sancho, wo ist Euer Herr?“

Sancho Panza erkannte sie gleich und nahm sich vor, ihnen zu verschweigen, wo und wie sein Herr sich befände; er ant-

wortete ihnen deßhalb, sein Herr sei irgendwo und irgendwie mit einer Sache beschäftigt, die für ihn von der höchsten Wichtigkeit sei; er dürfe aber um keinen Preis etwas davon verrathen!

„Nein, nein", sprach der Barbier, „wenn Ihr uns nicht sagt, Sancho Panza, wo er ist, so bestärkt Ihr uns nur in dem Verdacht, daß Ihr ihn umgebracht und beraubt habt, da Ihr auf seinem Pferde angeritten kommt; wahrhaftig, Ihr müßt uns den Herrn des Rosses zur Stelle schaffen, oder nehmt Euch in Acht."

„O bei mir braucht's keiner Drohungen; ich bin kein Mensch, der stiehlt oder mordet. Meinetwegen sterbe Jeder, wie es sein Schicksal will, oder Gott, der ihn geschaffen; mein Herr thut tief im Gebirge freiwillig Buße."

Und er erzählte ihnen in der Eile und ohne inne zu halten, wie es seinem Herrn ging, berichtete von seinen ersten Abenteuern, die ihm begegnet waren, und wie er jetzt einen Brief an das Fräulein Dulcinea von Toboso zu bringen habe, die Tochter Lorenzo Corchuelo's, in die er bis über die Ohren verliebt sei. Sie verwunderten sich beide höchlich über das, was ihnen Sancho Panza erzählte; und obgleich sie die Verrücktheit Don Quijote's und seine Art bereits kannten, so wunderten sie sich doch immer von Neuem darüber, so oft sie davon hörten. Sie baten Sancho, ihnen den Brief zu zeigen, den er an das Fräulein Dulcinea von Toboso zu überbringen habe. Er sagte jedoch, daß er in ein Tagebuch geschrieben sei und sein Herr ihm befohlen habe, ihn am ersten Orte, in den er komme, auf Papier abschreiben zu lassen. Der Pfarrer versetzte, dann möge er ihm denselben nur geben, er selbst wolle ihn aufs beste ins Reine schreiben. Sancho Panza steckte die Hand in den Busen und suchte nach dem Büchlein, aber er fand es nicht und hätte es nicht finden können, wenn er auch bis auf diese Stunde gesucht, denn Don Quijote hatte es behalten und ihm nicht gegeben, während er selbst nicht daran dachte, es ihm abzufordern. Als Sancho sah, daß er das Buch nicht habe, wurde er leichenblaß, und indem er sich hastig hin und her drehte, um sich am

ganzen Leibe zu befühlen, überzeugte er sich doch zuletzt, daß er es nicht habe. Ohne weiteres fuhr er sich deßhalb mit beiden Händen in den Bart und riß sich ihn zur Hälfte aus, dann gab er sich in aller Eile und ohne abzusetzen ein halbes Dutzend Faustschläge ins Gesicht und auf die Nase, daß sie über und über von Blut troffen.

Als der Pfarrer und der Barbier dieß sahen, fragten sie ihn, was er habe, daß er sich so übel mitspiele.

„Was ich habe", antwortete Sancho, „nichts als daß ich im Handumdrehen drei junge Esel verloren, von denen jeder ein Schloß werth war."

„Wie ging das zu?" versetzte der Barbier.

„Ich habe das Taschenbuch verloren", antwortete Sancho, „worin sich der Brief an Dulcinea und ein unterschriebener Wechsel meines Herrn befand, in welchem er seine Nichte beauftragte, mir drei von den vier oder fünf jungen Eseln zu geben, welche zu Hause seien;" und bei dieser Gelegenheit erzählte er ihnen den Verlust seines Grauen.

Der Pfarrer tröstete ihn und sagte, wenn sie seinen Herrn fänden, werde er schon dafür sorgen, daß er den Wechsel noch einmal ausstelle und daß er die Anweisung dann auf Papier schreibe, wie es Sitte und Brauch sei, denn die Anweisungen, welche in Taschenbüchern geschrieben ständen, würden niemals acceptirt und honorirt.

Damit tröstete sich Sancho und sagte, wenn dem so sei, so gräme er sich nicht, daß er den Brief für Dulcinea verloren, denn er wisse ihn so gut auswendig, daß man ihn niederschreiben könne, wo und wann man wolle.

„Sagt, wie lautete er, Sancho, damit wir ihn später niederschreiben", versetzte der Barbier.

Sancho kraute sich den Kopf, um sich auf den Brief zu besinnen, stellte sich bald auf den einen, bald auf den andern Fuß, schaute das eine Mal auf den Boden, das andre Mal zum Himmel, und nachdem er sich die Hälfte einer Fingerspitze abgenagt und die Beiden das lange Warten zu verdrießen begann, sagte er endlich nach langem Besinnen: „Bei Gott, Herr

Licentiat, hol' der Teufel, was ich von dem Briefe noch weiß. Er fing jedoch so an: Hohe und verhobene Gebieterin!"

„Es wird nicht heißen: verhobene, sondern erhabene Gebieterin", warf der Barbier ein.

„So ist es", sagte Sancho. „Dann fuhr er fort, wenn ich mich recht besinne, ja, wenn ich mich recht besinne, fuhr er fort: der Verwundete, Schlaflose und Zerschlagene küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare und gefühllose Schöne, und ich weiß nicht, was er noch von Heil und Unheil sagte, das er ihr sende, und so ging's in Einem fort, bis er mit den Worten schloß: der Eure bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Gestalt."

Die Herren ergötzten sich nicht wenig an Sancho Panza's gutem Gedächtniß, erhoben es in den Himmel und baten ihn, den Brief ihnen noch ein paar Mal herzusagen, damit sie ihn auch auswendig behielten und ihn seiner Zeit zu Papier bringen könnten. Sancho wiederholte ihn noch dreimal und erzählte noch dreitausend andre Narrheiten. Darauf berichtete er verschiedenerlei von seinem Herrn, sprach aber kein Wort von der Prelle, die ihm in dieser Schenke zu Theil geworden, in der er einzukehren sich weigerte; er erzählte ihnen endlich, daß sein Herr, sobald er ihm gute Nachricht von dem Fräulein Dulcinea von Toboso bringe, sich auf den Weg machen wolle, um sich ein Kaiserreich oder wenigstens eine Monarchie zu erobern, denn so hätten sie es unter sich verabredet, und bei seiner persönlichen Tapferkeit und der Kraft seines Armes sei es gar nicht schwer, es dahin zu bringen; sei er aber einmal so weit, so werde ihn sein Herr vermählen, da er dann wohl Wittwer sei (weniger könne er nicht sein), und ihm ein Ehrenfräulein der Kaiserin zur Frau geben, welche die Erbin eines großen und reichen Staates auf dem Festlande sei, ohne Inseln und Insulaner, denn von diesen wolle er nichts.

Sancho sagte dieß, indem er sich dabei von Zeit zu Zeit in der Nase stöberte, mit solcher Ruhe und so in aller Einfalt, daß die Beiden von Neuem staunten, indem sie daran dachten, wie weit es mit dem Wahnsinn Don Quijote's gekommen sein müsse,

da er auch diesen armen Menschen um seinen Verstand gebracht. Sie dachten natürlich nicht daran, ihn aus seinem Irrthum zu reißen, denn es schien ihnen das Beste, da sein Gewissen nicht dadurch geschädigt würde, ihn dabei zu lassen und sich durch das Anhören seiner Narrheiten einen Spaß zu machen. Darum sagten sie zu ihm, er solle Gott um die Gesundheit seines Herrn bitten, weil es dann sehr leicht möglich und ausführbar sei, daß er mit der Zeit, wie er gesagt, Kaiser werde, oder wenigstens Erzbischof, oder irgend eine andre ähnliche Würde erlange.

Darauf antwortete Sancho: „Meine Herren, wenn wirklich das Schicksal die Dinge so wendete, daß es meinem Herrn in den Sinn käme, nicht Kaiser werden zu wollen, sondern Erzbischof, so möchte ich doch wissen, was die fahrenden Erzbischöfe ihren Schildknappen zu geben pflegen."

„Sie geben ihnen gewöhnlich", antwortete der Geistliche, „eine einfache oder eine mit Seelsorge verbundene Pfründe, oder eine Sacristanstelle, die ihnen einen großen jährlichen Gehalt abwirft, ganz abgesehen von den Stolgebühren, die man eben so hoch anschlagen kann."

„Da wird es wohl nöthig sein", versetzte Sancho, „daß der Schildknappe nicht verheirathet ist und wenigstens den Dienst bei der Messe versehen kann; wenn dem so ist, dann, ich Unglücklicher! daß ich verheirathet bin und nicht den ersten Buchstaben vom ABC weiß. Was sollte aus mir werden, wenn mein Herr auf den Gedanken käme, Erzbischof und nicht Kaiser zu werden, wie es sonst Sitte und Brauch bei den fahrenden Rittern ist?"

„Sei ohne Sorgen, Freund Sancho", sagte der Barbier, „denn wir wollen Deinen Herrn bitten und ihm rathen, ja ihm aufs Gewissen binden, daß er Kaiser werden soll, und nicht Erzbischof, was ihm auch leichter sein wird, da er mehr tapfer, denn gelehrt ist."

„So ist es auch mir vorgekommen", antwortete Sancho, „wiewohl ich sagen muß, daß er zu allem Geschick hat. Was ich übrigens thun will, ist, daß ich unsern Herrgott bitte, daß er

seinen Sinn dahin lenke, wo es für ihn am besten ist und er mir die meiste Gnade erzeigen kann."

„Ihr redet da sehr vernünftig", sagte der Geistliche, „und handelt wie ein guter Christ. Aber woran jetzt am meisten liegt, ist, darauf zu sinnen, wie man am besten Euren Herrn von seinen unnützen Bußübungen abbringen kann, denen er sich, wie Ihr sagt, gegenwärtig hingibt: und um uns über die Verhaltungsmaßregeln zu einigen und zu essen, wozu jetzt Zeit ist, wird es gut sein, daß wir in diese Schenke treten."

Sancho sagte, sie möchten nur eintreten, er wolle hier außen warten und ihnen später die Ursache sagen, warum er nicht hineingehe noch hineingehen könne; er bitte sie aber, daß sie ihm etwas Warmes zu essen herausschickten und zugleich etwas Gerste für Rocinante. Sie gingen hinein und ließen ihn allein; kurz darauf brachte ihm aber der Barbier etwas zu essen. Nachdem die Beiden lange überlegt hatten, wie sie zu ihrem Zwecke gelangen sollten, verfiel der Pfarrer auf eine Idee, die ganz dem Geschmacke Don Quijote's und ihren Absichten angemessen war; er wollte nämlich, wie er dem Barbier sagte, sich als fahrendes Fräulein verkleiden, dieser aber sollte, so gut es ginge, sich als Stallmeister verkappen; so wollten sie sich dann nach dem Aufenthaltsorte Don Quijote's begeben, und der Pfarrer sollte sich für eine bedrängte, hülfsbedürftige Dame ausgeben und ihn um eine Gunst bitten, die er ihr als tapferer Ritter nicht versagen könne. Die Gunst aber, um welche er ihn bitte, sei, daß er mit ihr komme, wohin sie ihn führe, um eine Schmach zu sühnen, die ihr ein böser Ritter angethan, zugleich aber solle sie ihn bitten, daß er von ihr keine Entschleierung, noch nähere Auskunft über ihre Angelegenheit verlange, bis er ihr zu ihrem Rechte gegenüber diesem Ritter verholfen. Er glaube, Don Quijote werde auf alles eingehen, was man unter dieser Form von ihm verlange; auf solche Weise würden sie ihn von dort weg und nach ihrem Dorfe bringen, wo man sich dann überlegen müsse, ob es ein Mittel gegen so wunderliche Verrücktheit gebe."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie dem Pfarrer und Barbier ihr Plan von Statten ging, nebst andern Dingen, die in dieser erhabenen Geschichte erzählt zu werden verdienen.

Der Plan des Pfarrers dünkte dem Barbier nicht übel, ja er gefiel ihm so gut, daß sie beide sogleich an die Ausführung desselben gingen. Sie baten die Wirthin um ein Weiberkleid und um eine Haube, wofür der Pfarrer eine neue Sutane zum Pfande ließ. Der Barbier machte sich einen Bart aus einem braunrothen Ochsenschwanz, in welchen der Wirth seinen Kamm zu stecken pflegte. Die Wirthin fragte sie, wozu sie diese Dinge brauchten, und der Pfarrer erzählte ihr in Kürze von Don Quijote's Narrheit und wie sie mit dieser Verkleidung ihn aus den Bergen heraus zu locken gedächten, wo er sich zur Zeit befinde. Der Wirth und die Wirthin kamen sogleich auf den Gedanken, daß der Verrückte ihr Gast, der Ritter mit dem Balsam und der Herr des geprellten Schildknappen sei, und erzählten dem Pfarrer alles, was ihnen mit ihm begegnet war, ohne zu verschweigen, was Sancho so sorgfältig geheim hielt. Die Wirthin verkleidete hierauf den Pfarrer, daß man nichts Schöneres sehen konnte; sie legte ihm nämlich einen wollenen Rock mit handbreiten ausgezackten Borten aus schwarzem Sammt, dazu ein Mieder von grünem Sammt mit weißen glatten Bandstreifen an, und Rock und Mieder schienen aus der Zeit des Königs Wamba zu sein. Der Pfarrer gab nicht zu, daß man ihm den Kopf herrichtete, sondern setzte sich selbst eine leinene, gefütterte Mütze auf, die er Nachts beim Schlafen trug, und legte um die Stirne eine Binde von schwarzem Taffet; aus einer andern machte er sich einen Schleier, mit dem er Bart und Gesicht geschickt verdeckte; dann setzte er seinen Hut auf, der ihm wohl hätte als Sonnenschirm dienen können, worauf er einen langen Mantel umwarf und sich nach Frauenart quer auf das Maulthier setzte. Das Gleiche

that der Barbier mit seinem Barte, der ihm bis auf den Gürtel herabfiel und halb roth, halb grau war, da er, wie wir bereits gesagt, aus dem Schwanze eines scheckigen Ochsen hergerichtet war. Sie nahmen von Allen Abschied, auch von der guten Maritornes, die, wie sündhaft sie auch sei, einen Rosenkranz zu beten versprach, damit Gott ihnen bei einem so schwierigen und christlichen Werke wie das, welches sie unternommen, seinen Segen verleihe. Aber kaum hatten sie die Schenke verlassen, als dem Pfarrer der Gedanke kam, daß er nicht wohl daran gethan, sich so aufzuputzen, da für einen Geistlichen ein solcher Aufzug unziemlich sei, wenn er auch noch so viel damit auszurichten im Stande wäre. Er theilte dem Barbier seine Meinung mit und bat ihn, den Anzug mit dem seinigen zu vertauschen, da es passender sei, daß er das bedrängte Fräulein vorstelle; er selbst wolle dann der Stallmeister sein, wodurch er seiner Würde weniger vergebe; wolle er aber nicht, so sei er entschlossen, nicht weiter zu gehen, wenn auch den Don Quijote der Teufel holte. Inzwischen kam Sancho hinzu, der, als er die Beiden in der Verkleidung erblickte, das Lachen nicht halten konnte. Der Barbier aber willigte in Alles, was der Pfarrer verlangte, und während sie die Rollen vertauschten, unterrichtete er ihn über die Art, wie er sich zu benehmen und was er zu Don Quijote zu sagen habe, um ihn dazu zu vermögen und zu zwingen, daß er mit ihm gehen und den Ort, den er sich für seine unnöthige Buße auserkoren, verlasse. Der Barbier antwortete, daß er, auch ohne daß man es ihm besonders gesagt, sich für seinen Theil klug benehmen werde. Er wolle sich jedoch nicht verkleiden, bis sie dem Orte, wo Don Quijote sich aufhielt, ganz nahe gekommen; er legte deßhalb seine Frauenkleider zusammen, der Pfarrer brachte seinen Bart in Ordnung und damit setzten sie ihren Ritt fort, indem ihnen Sancho Panza als Führer diente, welcher ihnen unterwegs erzählte, was ihm und seinem Herrn mit dem Verrückten im Gebirge begegnet sei; er verschwieg jedoch sorgfältig den Fund des Mantelsacks und was derselbe enthalten, denn bei all seiner Einfalt war der Bursche doch ein wenig habsüchtig.

Am nächsten Tage kamen sie an den Ort, wo Sancho die Zweige als Merkzeichen ausgestreut, um den Weg zu seinem Herrn wieder zu finden, und wie er die Stelle erkannte, sagte er ihnen, hier führe der Weg hinein und sie sollten sich jetzt umkleiden, wenn dieß das Mittel sei, um seinen Herrn zu erlösen; denn sie hatten ihm zuvor gesagt, ihr Aufzug und ihre Verkleidung sei von der höchsten Wichtigkeit, um seinen Herrn zu veranlassen, die traurige Lebensart aufzugeben, die er sich erwählt habe. Sie schärften ihm deßhalb streng ein, daß er seinem Herrn nicht sage, wer sie seien, oder daß er sie kenne, und wenn er ihn frage, wie er das gewiß thun werde, ob er Dulcinea den Brief überbracht, so solle er es bejahen und sagen, weil sie nicht lesen könne, so habe sie ihm mündlich aufgetragen, Don Quijote zu sagen, er solle bei Strafe ihrer Ungnade unverzüglich zu ihr kommen; es sei dieß außerordentlich wichtig, denn dadurch und durch das, was sie ihm zu sagen gedachten, hofften sie ihn sicher zu einem vernünftigeren Leben zu bringen und ihn dahin zu vermögen, daß er sich sogleich auf den Weg mache, um Kaiser oder Alleinherrscher zu werden, denn daß er ein Erzbischof würde, sei nicht zu befürchten. Sancho horchte wohl auf und prägte sich alles ins Gedächtniß, auch dankte er ihnen sehr für die gute Absicht, daß sie ihm rathen wollten, Kaiser und nicht Erzbischof zu werden, denn er war fest überzeugt, daß die Kaiser weit besser im Stande seien, ihre Schildknappen zu belohnen, als die fahrenden Erzbischöfe. Auch meinte er, es werde besser sein, wenn er vorausreite, seinen Herrn aufsuche und ihm die Botschaft von seiner Gebieterin bringe, weil dieß vielleicht schon genüge, ihn fortzubringen, ohne daß sie sich deßhalb so viel Mühe zu geben brauchten. Sie billigten Sancho's Vorschlag und beschlossen, auf ihn zu warten, bis er ihnen Nachricht brächte, daß er seinen Herrn gefunden.

Sancho ritt tiefer in die Schluchten der Sierra und ließ die Beiden in einem engen Thale zurück, durch welches ein kleiner friedlicher Bach floß, auf welchen Felsen und Bäume ihren kühlen und erfrischenden Schatten warfen. Die Hitze jenes Augusttages, an welchem sie an diesen Ort gekommen, war sehr

groß, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich, wo die Sonne so heftig brennt, und da es drei Uhr Nachmittags war, kam ihnen dieß Plätzchen besonders wohlig vor, just als ob es sie einlüde, hier die Rückkehr Sancho's abzuwarten, was sie denn auch thaten. Während die Beiden nun im Schatten ruhten, drang eine Stimme an ihr Ohr, die, ohne Begleitung eines Instrumentes, gar süß und lieblich klang; sie waren nicht wenig darob erstaunt, da sie das nicht gerade für den Ort hielten, wo sich so gute Sänger aufhalten würden, denn wenn auch erzählt wird, daß in Wäldern und Feldern gar häufig die anmuthige Stimme des Schäfers erschalle, so ist das mehr dichterische Uebertreibung, als Wahrheit; und noch größer war ihr Erstaunen, als sie bemerkten, daß das, was sie singen hörten, nicht das Lied eines gemeinen Hirten, sondern eines feinen Mannes war. Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit, als sie folgende Worte hörten:

Was ist die größte Herzenspein?
Verschmäht zu sein.
Was treibt durch bittrer Qualen Schlucht?
Die Eifersucht.
Was macht mir schwer die lange Zeit?
Abwesenheit.
So gibt es, ach, für all mein Leid
Kein Mittel, das mich könnte retten;
All meine Hoffnung schlägt in Ketten
Verschmähtsein, Eifersucht, Abwesenheit.

Wer quälet mich mit solchen Schmerzen?
Frauenherzen.
Wer macht wohl meinen Ruhm zu Schanden?
Glückesbanden.
Wer läßt dieß alles denn geschehen?
Himmelshöhen.
O, so muß ich denn vergehen,
Da sich solche Mächte schwuren
Zum Verderben nur zu einen:
Frauen, Glück und Himmelshöhen.

Was kann lindern solche Noth?
Nur der Tod.
Liebesglück, wem kommt's zu gut?
Dem Wankelmuth.
Und was heilt die Liebespein?
Wahn allein.
Darum würd' es thöricht sein,
Meine Liebe heilen wollen,
Da mir einzig helfen sollen
Tod, Wankelmuth und Wahn allein.

Die Stunde, die Zeit, die Einsamkeit, die Stimme und die Gewandtheit des Sängers befremdete zwar die beiden Zuhörer, gewährte ihnen aber auch großes Vergnügen. Sie verhielten sich ruhig in der Hoffnung, noch mehr zu hören. Da sie aber sahen, daß die Stille nicht wieder unterbrochen wurde, so beschlossen sie, aufzubrechen und den Sänger zu suchen, der eine so schöne Stimme gezeigt hatte. Eben indessen als sie ihren Beschluß ausführen wollten, bannte sie dieselbe Stimme, die von Neuem zu singen begann, an Ort und Stelle, und sie hörten folgendes Sonett:

O heil'ge Freundschaft, die mit leichten Schwingen
Dem ird'schen Jammer sich entrungen,
Zum Himmelsthore bist du eingedrungen,
Mit sel'gen Chören ewig zu lobsingen.

Gib uns von dort ein sichres Zeichen,
Schmückt Falschheit sich mit deinen Zügen,
Mit deinem Roth uns zu betrügen,
Das vor der Wahrheit muß erbleichen.

Vom Himmel steige holde Freundschaft nieder,
Zerreiß des Trugs verlockend schöne Hüllen,
Der jeglich redlich Wollen kalt ertödtet.

Nimmst du ihm nicht die falsche Maske wieder,
Muß sich die Welt vom alten Kampf erfüllen,
Der mit des Chaos Brand den Himmel röthet.

Der Gesang schloß mit einem tiefen Seufzer, und die Beiden verhielten sich wieder eine Zeitlang ruhig, um zu hören,

ob sich die Stimme nicht noch einmal vernehmen lasse. Da sie aber bemerkten, daß sich der Gesang in Schluchzen und Wehklagen verwandelte, beschlossen sie, alsbald nachzuforschen, wer der Trauernde sei, dessen Singen so schön als sein Seufzen jammervoll klang, und sie waren noch nicht weit gegangen, als sie, um einen Felsvorsprung biegend, einen Mann von dem Wuchs und der Gestalt erblickten, wie Sancho Panza Cardenio beschrieben hatte, als er ihnen seine Geschichte erzählte. Der Fremde blieb, als er sie erblickte, ruhig sitzen, den Kopf auf die Brust herabgebeugt und scheinbar in tiefe Gedanken versunken; kaum erhob er die Augen, um sie mit mehr als einem flüchtigen Blicke zu betrachten, während sie näher kamen. Der Pfarrer, der ein beredter Mann war und bereits von seinem Unglück wußte, da er ihn an den Merkmalen wohl erkannt hatte, näherte sich ihm und bat ihn mit kurzen, aber wohlgesetzten Worten, diesem elenden Leben zu entsagen, damit er es nicht ganz verwirke, was doch von allem das Schlimmste wäre. Cardenio war gerade damals bei vollem Verstande und von den Raserei-anfällen frei, die ihn von Zeit zu Zeit sich selbst entfremdeten; da er nun die Beiden in einer Tracht erblickte, welche von der, die man in dieser Einöde trug, gewaltig abstach, war er nicht wenig erstaunt, namentlich als er sie von seinen Angelegenheiten wie von einer bekannten Sache sprechen hörte, — die Worte des Pfarrers deuteten dies wenigstens an. Er antwortete ihnen deßhalb folgendermaßen: „Wer Ihr auch seid, meine Herren, ich sehe wohl, daß der Himmel, der stets besorgt ist, den Guten, ja häufig selbst den Bösen beizustehen, mir an diesem von der Heerstraße abgelegenen und einsamen Orte Männer sendet, die mir mit einleuchtenden und zahlreichen Gründen vor Augen stellen sollen, wie unvernünftig es sei, ein Leben wie ich zu führen, und die mich deßhalb von iher an einen bessern Ort zu bringen bemüht sind. Da sie aber nicht wissen, was ich weiß, daß ich mich aus diesem Wirrsal nicht losringen kann, ohne in ein noch größeres zu stürzen, so mögen sie mich vielleicht für einen Menschen von schwachem Verstande, wenn nicht gar, was noch schlimmer, für verrückt halten, und es wäre

wahrlich kein Wunder, wenn dieß der Fall, denn es ist mir ganz klar, daß mein Elend einen so tiefen Eindruck auf meine Phantasie gemacht und über meinen armen Verstand eine solche Gewalt hat, daß ich oft, ohne es vermeiden zu können, wie versteinert bin, und alles klare Gefühl und alle Besinnung verliere. Ich komme dadurch zu dieser Ueberzeugung, daß man mir später oft von Dingen erzählt, die ich in der Zeit begangen, wo jener furchtbare Anfall sich meiner ganz bemeistert, und mir dafür sogar die Beweise beibringt. Ich kann nun nichts thun, als meine Klagen in den Wind ausstoßen und zur Entschuldigung meiner Raserei Jedem, der sie hören will, die Ursache derselben erzählen; denn wenn ein Vernünftiger die Ursache erfährt, so wird er sich nicht über die Wirkung wundern; und wenn die Leute mir kein Heilmittel bieten können, so werden sie mir wenigstens nicht die Schuld beimessen, und ihr Mißfallen an meinen Wuthausbrüchen in Mitleid mit meinem Unglück verwandeln. Und wenn Ihr, meine Herren, in derselben Absicht gekommen seid, wie andre, so bitte ich Euch, ehe Ihr mit Euren Ueberredungskünsten fortfahrt, die Geschichte meiner zahllosen Leiden anzuhören, weil Ihr vielleicht, wenn Ihr sie vernommen, vor der Mühe zurückschreckt, Trost für ein Unglück zu geben, das gar keinen Trost zuläßt."

Die Beiden, welche nichts Andres wünschen konnten, als die Ursache seines Unglücks aus seinem eignen Munde zu vernehmen, baten ihn, zu erzählen, und versprachen, ihm keine andere Erleichterung, keinen andern Trost aufdringen zu wollen, als den er selbst wünschen würde. Und damit erzählte der traurige Ritter seine mitleidswürdige Geschichte, fast mit denselben Worten und Wendungen, wie er sie Don Quijote und dem Ziegenhirten vor wenigen Tagen erzählt hatte, als wegen des Meisters Elisabad und Don Quijote's Eifer, die Ehre der Ritterschaft zu wahren, die Erzählung abgebrochen wurde, wie unsre Geschichte früher berichtet hat. Nun aber fügte es sich glücklich, daß sein Wahnausbruch nicht eintrat, und er die Geschichte zu Ende erzählen konnte. Und als er an die Stelle von dem Briefe kam, welchen Don Fernando in dem Buche Amadis

von Gaula gefunden, ſagte Cardenio, daß er ihn genau auswendig wiſſe, und namentlich folgende Stelle:

„Jeden Tag entdecke ich Vorzüge an Euch, die mich nöthigen und zwingen, Euch noch mehr zu achten; wenn Ihr mich alſo von meiner Schuld befreien wollt, ohne mich an meiner Ehre zu ſchädigen, ſo könnt Ihr das leicht thun. Ich habe einen Vater, der Euch kennt und mich ſehr liebt; er wird, ohne meinen Wünſchen Gewalt anzuthun, mir das bewilligen, was er für Recht erkennt, wenn Ihr mich wirklich ſo hoch ſchätzt, als Ihr ſagt und als ich glaube.“

„Durch dieſen Brief wurde ich veranlaßt, um Lucinden anzuhalten, wie ich Euch bereits erzählt habe; auf der andern Seite war es auch der Brief, durch den Don Fernando in ſeiner Ueberzeugung beſtärkt wurde, daß Lucinde eine der geſcheidteſten und klügſten Frauen ihrer Zeit ſei, und endlich war es eben der Brief, der in ihm den Wunſch rege machte, mich zu vernichten, ehe ſich mein Verlangen erfüllte. Ich erzählte Fernando, auf was der Vater Lucindens warte: daß mein Vater nämlich um ſie anhalte; ich hätte jedoch nicht den Muth, es dieſem zu ſagen, da ich fürchtete, er möchte mir ſeine Zuſtimmung verweigern; nicht weil man nicht den Werth, die Güte, die Tugend und Schönheit Lucindens allgemein kannte, denn ihre Eigenſchaften würden jedem Hauſe Spaniens nur zur Ehre gereicht haben, ſondern weil ich vermuthete, er wünſche, ich ſolle mich nicht ſo raſch verheirathen, bis ich geſehen, welche Abſichten der Herzog Ricardo mit mir habe. Kurz, ich ſagte ihm, daß ich es nicht wage, mit meinem Vater darüber zu ſprechen, und zwar nicht nur wegen dieſes Hinderniſſes, ſondern wegen noch mancher anderer, die mich verzagt machten, ohne daß ich mir über ſie klar wäre; es ſcheine mir nur, daß ich das nie erreichen würde, was ich ſo ſehr wünſche. Auf all dieß antwortete mir Don Fernando, daß er es über ſich nehme, mit meinem Vater zu ſprechen, um ihn zu vermögen, daß er mit Lucindens Vater rede.

„O ehrgeiziger Marius! o grauſamer Catilina! o ſchänd-

licher Sulla! o verrätherischer Ganelon! o rachsüchtiger Julian! o habsüchtiger Judas! Verräther, grausamer, rachsüchtiger, hinterlistiger Verräther! was that dir der Unglückliche, der dir mit so viel Offenheit die geheimsten Geheimnisse seines Herzens offenbarte? welche Kränkung hat er dir zugefügt? welches Wort sagte er, welchen Rath gab er dir, der nicht darauf hinausgegangen, deine Ehre und deinen Vortheil zu fördern? Aber worüber klage ich, ich Unglücklicher? Es ist gewiß, daß, wenn der Lauf der Gestirne das Unglück erfaßt und mit ungestümer Gewalt auf uns niederstürzt, keine Macht der Erde es aufhalten, keine menschliche Anstrengung sich ihm entgegenstemmen kann. Wer hätte sich einbilden sollen, daß Don Fernando, ein so edler, verschwiegener, durch meine Dienste mir verpflichteter Ritter, der freilich alles erreichen konnte, wozu ihn Liebeswünsche trieben, daß dieser nicht ruhen werde, bis er, wie man zu sagen pflegte, mir mein einziges Schäfchen geraubt, das ich selbst noch nicht einmal besaß. Doch fort mit diesen Gedanken, die nur unnütz und fruchtlos sind, um den abgebrochenen Faden meiner unglücklichen Geschichte wieder aufzunehmen.

„Da Don Fernando meine Gegenwart zur Ausführung seiner falschen und elenden Plane hinderlich schien, so beschloß er, mich zu seinem älteren Bruder zu schicken, unter dem Vorwand, das Geld für die sechs Pferde von ihm einzunehmen, die er ausdrücklich und blos in der Absicht gekauft hatte, um mich zu entfernen und seine verdammten Plane desto sicherer durchführen zu können; denn am selben Tage, an welchem er mir angeboten, mit meinem Vater zu sprechen, hatte er sie gekauft und wünschte nun, daß ich das Geld augenblicklich einziehe. Konnte ich diesem Verrath vorbeugen? konnte ich ihn auch nur ahnen? Nein, gewiß nicht; ich erbot mich vielmehr mit größtem Vergnügen, die Reise sogleich anzutreten, da ich mit dem abgeschlossenen Kaufe sehr zufrieden war. In derselben Nacht sprach ich mit Lucinden und erzählte ihr, was ich mit Don Fernando verabredet, und daß ich der festen Ueberzeugung lebe, unsre guten und billigen Wünsche würden in Erfüllung gehen. Sie bat mich, vor Fernando's Verrätherei so sicher wie ich, bald

wieder zu kommen, denn sie glaube, daß die Erfüllung unsrer Wünsche nicht mehr ferne sei, sobald mein Vater nur nicht zögere, mit ihrem Vater zu sprechen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber indem sie mir dieß sagte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, das Wort stockte ihr in der Kehle, so daß sie mir nichts mehr von alle dem zu sagen vermochte, was sie noch auf dem Herzen zu haben schien. Ich war sehr erstaunt über diese neue Erscheinung, die ich noch nie bei ihr bemerkt. Denn so oft das Glück meine Bemühungen krönte und wir uns sprachen, geschah es in heiterer und fröhlicher Weise, und unter unsre Worte mischten sich nicht Thränen, noch Seufzer, uns störte keine Eifersucht, kein Argwohn und keine Furcht, ich pries stets mein Glück, daß der Himmel sie mir zur Geliebten geschenkt; ich erhob ihre Schönheit, bewunderte ihr Herz und ihren Verstand, und sie dagegen lobte an mir, was der Liebe des Lobes würdig schien. Dabei erzählten wir uns hunderttausend Kleinigkeiten und Geschichten von unsern Nachbarn und Bekannten; und das Höchste, wozu sich meine Kühnheit verstieg, war, daß ich halb mit Gewalt eine ihrer schönen und weißen Hände ergriff und sie an meine Lippen drückte, so weit es die engen Stäbe eines niedern Gitters, das uns trennte, gestattete. In der Nacht jedoch, die dem traurigen Tage meiner Abreise voranging, weinte, schluchzte und seufzte sie und riß sich endlich von mir los, mich in höchster Bewegung zurücklassend, denn ich konnte nicht begreifen, was solch ungewohnte und traurige Aeußerungen von Schmerz und Kummer bei Lucinden bedeuten sollten; um jedoch meine Hoffnungen nicht zu zerstören, maß ich alles der Gewalt ihrer Liebe und dem Schmerze zu, den die Trennung zweier Liebenden verursachte. Ich schied endlich traurig und nachdenklich, das Herz voll Besorgniß und Unruhe, ohne zu wissen, was ich besorgte und weßhalb ich unruhig war: die deutlichen Zeichen des traurigen Schicksals und des Unglücks, das meiner harrte.

„Ich kam an den Ort, wohin man mich gesandt, übergab dem Bruder Don Fernando's meinen Brief und ward gut aufgenommen, aber nicht so schnell wieder entlassen; er bat mich im Gegentheil, sehr zu meinem Verdruß, acht Tage zu verziehen,

mich aber vor seinem Vater, dem Herzog, nicht sehen zu lassen, da sein Bruder ihm schreibe, er möchte ihm eine gewisse Summe Geldes schicken, ohne daß jener etwas davon erfahre; das war jedoch alles Erfindung des falschen Don Fernando, denn es fehlte seinem Bruder nicht an Geld, um mich sogleich abzufertigen. Befehl und Auftrag waren der Art, daß ich gute Lust gehabt hätte, nicht zu gehorchen, da es mir unmöglich schien, das Leben so viele Tage fern von Lucinden ertragen zu können, zumal da ich sie so traurig verlassen, wie ich erzählt; ich gehorchte jedoch als treuer Diener, obwohl ich sah, daß es auf Kosten meiner Wohlfahrt ging. Aber vier Tage nach meiner Ankunft traf ein Mann ein, welcher mich aufsuchte und mir einen Brief übergab, der, wie ich an der Aufschrift erkannte, von Lucinden kam, denn es waren ihre Züge. Ich brach ihn angstvoll und erschrocken auf, da ich überzeugt war, daß es sich um eine sehr wichtige Sache handeln müsse, was sie mir in meiner Abwesenheit zu schreiben veranlasse, denn sie hatte es, da ich am selben Orte mit ihr war, nur selten gethan. Ehe ich jedoch las, fragte ich den Ueberbringer, wer ihm den Brief gegeben und wie lange er unterwegs sei; und nun erzählte er mir: als er zufällig um die Mittagsstunde durch eine Straße der Stadt gegangen sei, habe ihm eine sehr schöne Dame aus dem Fenster zugerufen und mit Augen voll Thränen und in größter Hast zu ihm gesagt: „Freund, wenn Ihr ein Christ seid, wie es den Anschein hat, so bitte ich Euch um Gottes willen, daß Ihr Euch sogleich auf den Weg macht, und diesen Brief an den Ort und an die Person bringt, welchen die Aufschrift bezeichnet: beide sind bekannt genug und Ihr thut ein Gott wohlgefälliges Werk, und damit Euch nicht fehle, was Ihr dazu braucht, so nehmt, was in dieses Tuch gebunden ist.“ Und mit diesen Worten warf sie mir ein Tuch aus dem Fenster zu, in welchem sich hundert Realen fanden und dieser goldne Ring, den ich am Finger trage, nebst dem Brief, den ich Euch übergeben. Und ohne meine Antwort abzuwarten, verschwand sie vom Fenster, doch sah sie noch, wie ich den Brief und das Tuch nahm, und ich gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß ich ihren Auftrag ausführen werde. Da ich

mich nun für die Mühe des Ueberbringens so gut bezahlt sah, und ich aus der Ueberschrift erkannte, daß Ihr es seid, an den der Brief gerichtet war, — denn ich kenne Euch sehr gut, Herr — so beschloß ich, von den Thränen der schönen Frau gerührt, mich keiner andern Person anzuvertrauen, sondern selbst zu gehen, um Euch den Brief zu überbringen; und in sechzehn Stunden von dem Augenblick, da sie mir den Brief gegeben, habe ich den Weg zurückgelegt, der, wie Ihr wißt, achtzehn Meilen beträgt.

„Während der dienstfertige und unerwartete Bote mir dieß sagte, hing mein Auge an seinen Lippen, und meine Füße zitterten so sehr, daß ich mich kaum aufrecht halten konnte. Ich öffnete den Brief und las Folgendes:

„Das Versprechen, das Don Fernando Euch gab, Euren Vater zu bereden, daß er mit dem meinigen spreche, hat er weit mehr zu seinem eignen Vortheil, als zu dem Eurigen erfüllt. Wißt denn, daß er um mich angehalten, und mein Vater, ganz bezaubert von den Vorzügen, die Don Fernando in seinen Augen vor Euch besitzt, hat seinen heißen Wünschen so lebhaft entsprochen, daß die Hochzeit in zwei Tagen stattfinden soll, und zwar so geheim und im Stillen, daß nur der Himmel und einige Leute aus dem Hause Zeuge sein sollen. In welcher Lage ich mich befinde, könnt Ihr Euch denken; wenn Ihr kommen könnt, so kommt, und der Ausgang der Sache mag Euch beweisen, ob ich Euch liebe, oder nicht. Gebe Gott, daß dieß Blatt in Eure Hand gelange, ehe die meinige sich gezwungen sieht, sich mit der zu verbinden, die so schlecht die versprochene Treue zu bewahren weiß.“

„Dieß war ungefähr der Inhalt des Briefes, der mich veranlaßte, mich sogleich auf den Weg zu machen, ohne weiter auf Antwort oder Geld zu warten; denn ich ersah daraus deutlich und klar, daß nicht der Ankauf der Pferde, sondern sein Gelüste es gewesen, das Don Fernando veranlaßt, mich zu seinem Bruder zu schicken. Die Erbitterung, die ich gegen Don Fernando fühlte, und die Furcht, das Liebespfand zu verlieren, das ich mir durch so viel Jahre treuer Anhänglichkeit und Sehnsucht erworben, gaben mir Flügel, denn noch am selben Tage — es

ging ja wie im Fluge — befand ich mich um die Zeit und Stunde, wo ich Lucinde sprechen konnte, wieder in der Heimat. Ich kam unbemerkt in die Stadt und ließ das Maulthier, auf dem ich gekommen, in dem Hause des guten Mannes zurück, der mir den Brief gebracht; und es fügte sich günstig, daß ich Lucinde gerade an dem Gitterfenster stehend traf, das so oft Zeuge unsrer Liebe gewesen. Lucinde erkannte mich augenblicklich, wie ich sie erkannte; aber es war nicht, wie wir uns hätten wiederfinden sollen. Doch wer in der Welt könnte sich rühmen, daß er die geheimnißtiefen Gedanken und die wetterwendischen Gefühle eines Weibes je ergründet? Gewiß niemand. Sobald sie mich sah, sagte sie: „Cardenio, Du siehst mich im Brautkleide, schon warten meiner im Hochzeitssaale Don Fernando, der Verräther, und mein ehrgeiziger Vater mit noch andern Zeugen; doch sie sollen eher Zeugen meines Todes, als meiner Vermählung werden. Beunruhige dich nicht, Freund, sondern suche Zeuge dieser Opferhandlung zu sein; denn kann ich sie nicht durch Worte abwenden .... so wird ein Dolch, den ich verborgen bei mir trage, selbst noch entschlossnerer Gewalt die Spitze abbrechen, indem er meinem Leben ein Ende macht, und Dir beweisen, welche Gefühle ich für Dich hegte und noch hege." In der Bestürzung und Eile, mit der ich antworten mußte, um nur zu antworten, sagte ich: „Möge die That Deine Worte wahr machen, denn wenn Du einen Dolch bei Dir führst, um Dir Glauben zu verschaffen, so habe ich einen Degen, um Dich mit ihm zu vertheidigen, oder mich zu tödten, wenn das Schicksal uns feindlich wäre."

„Ich glaube nicht, daß sie all diese Worte hörte, denn ich sah, daß man sie plötzlich abrief, weil der Bräutigam warte. Nun brach die Nacht meines Elends an, die Sonne meines Glückes ging unter, vor meinen Augen schwand das Licht, und der Geist verlor Weg und Steg. Ich vermochte anfangs weder in ihr Haus einzutreten, noch mich auch nur von der Stelle zu bewegen; da ich aber bedachte, wie wichtig meine Gegenwart zum Gelingen der Sache war, so gab mir das einigermaßen meine Kräfte wieder, und ich trat in das Haus: da ich alle Ein-

und Ausgänge desselben kannte, so kam ich ungesehen hinein, zumal bei der Verwirrung, die durch das Geheimnißvolle des Vorgangs hervorgerufen wurde. Ohne bemerkt zu werden, gelang es mir denn, mich in einer Fenstervertiefung des Saales aufzustellen, welche von den herabhängenden Spitzen und Enden zweier Vorhänge so verdeckt war, daß ich zwischen denselben unbemerkt alles sehen konnte, was in dem Saale vorging. Wer vermöchte das Pochen meines Herzens, während ich so dastand, zu beschreiben, die Gedanken, die sich hier mir aufdrängten, die Betrachtungen zu schildern, die so massenhaft und heftig durcheinanderstürmten, daß ich sie nicht auszusprechen vermöchte, noch auch die Lust dazu hätte. Genug, der Bräutigam trat in den Saal, ohne andern Schmuck, als den seiner gewöhnlichen Kleidung. Sein Zeuge war ein leiblicher Bruder Lucinde's und im ganzen Saale befand sich kein Fremder, sondern nur die Dienerschaft des Hauses. Bald darauf trat aus einem Nebenzimmer Lucinde, begleitet von ihrer Mutter und ihren zwei Kammerfräulein, so schön gekleidet und geschmückt, wie es ihrem Stande und ihrer Anmuth ziemte und edler Anstand und höfische Sitte verlangte. Meine Aufregung und mein Staunen erlaubten mir nicht, ihren Anzug im Einzelnen ins Auge zu fassen; nur der Farben erinnere ich mich noch; es war Blaßroth und Weiß; auch entsinne ich mich des glänzenden Eindrucks, den die Edelsteine und Juwelen ihres Kopfputzes und des ganzen Anzugs machten, die nur von der herrlichen Pracht ihrer schönen goldnen Haare überstrahlt wurden; denn diese trugen in dem Wettkampfe mit den köstlichen Steinen und dem Lichte von vier Wachsfackeln, die in dem Saale standen, den Sieg davon.

„O Erinnerung, Todfeindin meiner Ruhe! was nützt es, mir jetzt die unvergleichliche Schönheit dieser meiner angebeteten Feindin vor Augen zu stellen? wäre es nicht besser, grausames Gedächtniß, daß du mich daran erinnertest und mir zeigtest, was ich damals that, damit ich gestachelt von so offenbarem Schimpf, wenn auch nicht mehr auf Rache sänne, so doch meinem Leben ein Ende machte? Laßt es Euch nicht verdrießen, meine Herren, diese Abschweifungen anzuhören; denn meine Leiden lassen sich

nicht in kurzen Worten und ruhiger Ordnung erzählen; und jeder einzelne Umstand verdient in meinen Augen einer weitläufigen Auseinandersetzung."

Darauf antwortete ihm der Pfarrer, daß sie nicht nur nicht müde würden, ihm zuzuhören, sondern daß gerade die scheinbar unbedeutenden Einzelheiten, die er ihnen erzähle, derart seien, daß sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürften und dieselbe Beachtung verdienten wie der Hauptgang der Erzählung.

„Nun denn", fuhr Cardenio fort, „als alle im Saale versammelt waren, trat der Pfarrer des Kirchspiels ein und indem er die Hände Beider ergriff, um das zu thun, was bei einem solchen Acte üblich ist, sagte er: „Wollt Ihr, Fräulein Lucinde, gegenwärtigen Herrn Don Fernando zum rechtmäßigen Gatten, wie es die heilige Mutterkirche befiehlt?" Ich streckte Hals und Kopf zwischen dem Teppich vor und lauschte mit aufmerksamem Ohr und banger Erwartung, was Lucinde antworten würde, da ich von ihrer Antwort das Urtheil meines Todes oder die Bestätigung meines Lebens erwartete. O wer so kühn gewesen und damals hervorgetreten wäre, mit lauter Stimme rufend: O Lucinde, Lucinde, bedenke was Du thust, erinnere Dich, was Du mir schuldig bist, vergiß nicht, daß Du die Meine bist und nie die eines Andern werden kannst. Bedenke, daß Dein Ja und das Ende meines Lebens eins sein werden! Ha, Verräther, Don Fernando, Du Räuber meines Glücks, Tod meines Lebens! Was willst Du? was begehrst Du? Wisse, daß Du als Christ nicht zum Ziele Deiner Wünsche gelangen kannst, denn Lucinde ist meine Gattin und ich bin ihr Gemahl. Ja, Thor, der ich bin! Jetzt, da ich ferne weile, und der Gefahr nicht mehr ins Auge sehe, sage ich, was ich damals hätte sagen sollen. Jetzt, da ich mein köstliches Gut mir habe rauben lassen, verfluche ich den Räuber, an dem ich mich hätte rächen können, wenn ich damals den Muth gehabt, wie ich jetzt den Muth habe, mich zu beklagen. Nun, ich war damals feige und nichtswürdig, so ist es auch jetzt nicht zu verwundern, wenn ich in Unmuth, Reue und Wahnsinn vergehe.

„Der Geiſtliche erwartete die Antwort Lucindens, welche ziemlich lange damit zögerte; und als ich nun dachte, ſie werde den Dolch ziehen, um ſich Glauben zu verſchaffen, oder die Zunge gebrauchen, um ein Wort der Wahrheit oder Enttäuſchung zu ſprechen, das zu meinen Gunſten ausfiele, hörte ich, wie ſie mit ſchwacher, ohnmächtiger Stimme: „Ja, ich will“ ſagte, und das Gleiche ſagte auch Fernando. Er gab ihr den Ring, und ſie waren durch ein unauflösliches Band verknüpft. Der Bräutigam trat näher, um ſeine Braut zu umarmen, während ſie, die Hand aufs Herz preſſend, ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter ſank. Ich muß nun berichten, wie es mit mir ſtand, der ich in dem „Ja“, das ich vernommen, meine Hoffnungen vereitelt ſah, die Worte und Verſprechungen Lucindens als falſch erkannte und fühlte, wie unmöglich es ſei, je das Gut wieder zu gewinnen, das ich in dieſem Augenblick verloren. Ich ſah mich rathlos, von allen Himmeln, wie ich glaubte, verlaſſen, zum Feinde der Erde, die mich trug, geſtempelt, denn die Luft verſagte mir den Stoff zu meinen Seufzern, und das Waſſer das Naß zu meinen Thränen; nur das Feuer loderte ſo hoch empor, daß von Wuth und Eiferſucht alles in mir kochte. Alles war mit der Ohnmacht Lucindens beſchäftigt, und während die Mutter ihr den Buſen öffnete, um Luft zu ſchaffen, zeigte ſich ein zuſammengefaltetes Papier, das Don Fernando ſogleich an ſich nahm und beim Licht einer der Wachsfackeln las; kaum hatte er geleſen, ſo warf er ſich in einen Stuhl und ſtützte das Kinn in die Hand, wie in tiefe Gedanken verſunken, ohne die Bemühungen zu unterſtützen, welche man anwandte, die Ohnmächtige wieder zu ſich zu bringen.

„Als ich alle Leute des Hauſes ſo in Beſtürzung ſah, wagte ich es, mochte ich nun geſehen werden oder nicht, mich hinauszuſchleichen, feſt entſchloſſen, wenn man mich erkennen würde, ſo viel Unheil anzurichten, daß die ganze Welt die Gerechtigkeit der Entrüſtung meines Herzens in der Züchtigung des falſchen Don Fernando und ſelbſt in der Unbeſtändigkeit der in Ohnmacht liegenden Verrätherin erführe. Aber das Schickſal, das mich für größeres Unglück, wenn es noch ſolches gibt, aufbewahrt

haben muß, fügte es, daß in jenem Augenblick die Vernunft die Oberhand gewann, die mir seitdem so sehr gefehlt. Ohne deßhalb an meinen größten Feinden Rache nehmen zu wollen, was mir leicht gewesen wäre, da sie mich gar nicht vermutheten, nahm ich sie lieber an mir selbst und verhängte über mich die Strafe, die sie verdienten; ja vielleicht eine noch härtere, als sie von mir würden erlitten haben, wenn ich ihnen damals den Tod gegeben; denn ein rascher Tod macht aller Qual ein Ende, während ein martervolles Dasein beständig tödtet, ohne dem Leben ein Ende zu machen. Genug, ich verließ das Haus und begab mich nach der Wohnung des Mannes, bei dem ich mein Maulthier hatte stehen lassen; ich befahl es zu satteln, und ritt, ohne von ihm Abschied zu nehmen, auf und davon und aus der Stadt hinaus, ohne, wie ein zweiter Lot, zu wagen, mich nach ihr umzusehen. Als ich mich aber auf dem freien Felde allein sah und die Dunkelheit der Nacht hereinbrach, ihr Schweigen aber mir zu Klagen das Herz öffnete, da erhob ich laut meine Stimme, ohne darauf zu achten, oder zu fürchten, daß man mich höre oder gar erkenne, und ließ meiner Zunge freien Lauf in Verwünschungen gegen Lucinde und Don Fernando, als wenn ich mir dadurch Genugthuung verschaffen könnte für den Schimpf, der mir angethan worden.

„Ich nannte sie grausam, undankbar, falsch und gefühllos, vor allem aber habsüchtig, da der Reichthum meines Feindes ihr die Augen geblendet und sie mich zu verlassen gedrängt, um sich dem hinzugeben, gegen den sich das Glück freigebiger und wohlwollender gezeigt. Mitten in diesem Strom von Verwünschungen und Schmähungen entschuldigte ich sie dann wieder, indem ich sagte, es wolle nicht viel bedeuten, daß ein Mädchen, in der strengen Zucht des älterlichen Hauses aufgewachsen, ganz dazu geschaffen und gewöhnt, ihnen stets zu gehorchen, sich habe bewegen lassen, ihrem Sinne zu willfahren, da sie ihr einen so vorzüglichen, so reichen und feinen Cavalier zum Gemahl gaben; hätte sie ihn nicht angenommen, so hätte man denken können, sie habe entweder keinen Verstand, oder ihr Sinnen sei auf einen Andern gerichtet, was für ihren guten

Ruf von der schlimmsten Folge gewesen wäre. Freilich drehte ich die Sache sogleich wieder und sagte, hätte sie erklärt, daß ich ihr Bräutigam sei, so würden die Aeltern wohl auch eingesehen haben, daß ihre Tochter keine so schlechte Wahl getroffen, und wohl zu entschuldigen gewesen wäre: denn sie hätten selbst, ehe sich ihnen Don Fernando anbot, keinen bessern Gemahl, als mich, für ihre Tochter finden können, wenn sie ihre Wünsche in den Schranken der Vernunft gehalten; und wohl hätte sie, ehe sie sich dem äußersten Zwange aussetzte, einem Andern die Hand zu geben, sagen können, daß ihre Hand bereits verschenkt sei, und ich wäre hervorgetreten und hätte alles bestätigt, was sie für diesen Fall hätte ersinnen mögen. Zuletzt kam ich zu der Ueberzeugung, daß wenig Liebe, wenig Vernunft, aber viel Ehrgeiz und Sucht nach Großthun sie dahin gebracht, das Wort zu vergessen, womit sie mich getäuscht und meine festen Hoffnungen und ehrbaren Wünsche unterhalten und genährt hatte.

„Unter solchen widerstreitenden Gefühlen, halb Verwünschungen, halb Entschuldigungen, ritt ich den übrigen Theil der Nacht hindurch weiter und kam mit Tagesanbruch an einen von den Ausläufern des Gebirgs, in welchem ich drei Tage ohne Weg und Steg umherirrte, bis ich auf eine Wiese gelangte, die, ich weiß nicht mehr, rechts oder links im Gebirge liegt, und dort einige Hirten fragte, wo es am rauhesten in dieser Einöde sei. Sie wiesen mich hierher, und alsbald begab ich mich an diesen Ort, wo ich denn auch mein Leben zu beschließen gedachte. Als ich diese Gegend betrat, brach mein Maulthier entweder vor Ermattung und Hunger zusammen oder, was ich eher glaube, um sich einer so unnützen Last zu entledigen, wie es eine an mir trug. Ich mußte nun zu Fuße gehen, erschöpft an Kräften, wie ich war, vom Hunger gemartert, ohne Jemand, der mich unterstützt hätte, aber auch unfähig, Jemand zu suchen. Auf diese Weise lag ich, ich weiß nicht wie lange, auf dem Boden ausgestreckt, bis ich mich endlich, ohne jedoch Hunger zu fühlen, erhob, und neben mir einige Ziegenhirten fand, ohne Zweifel dieselben, die meinen Bedürfnissen zuvorgekommen; denn sie sagten mir, wie sie mich angetroffen, und

daß ich ſo viel Unſinn und Tollheiten geſprochen, daß man die deutlichſten Beweiſe meiner Verrücktheit zu haben glaubte. Ich habe es auch ſeitdem ſelbſt gefühlt, daß es nicht immer ganz richtig bei mir iſt, und mein Verſtand bisweilen ſo ſchwach und zerrüttet wird, daß ich tauſend Tollheiten begehe, indem ich meine Kleider zerreiße, laut ſchreie in der Einſamkeit, mein Geſchick verfluche und umſonſt den geliebten Namen meiner Freundin wiederhole, ohne dabei eine andere Abſicht zu haben, als mir durch das Schreien das Leben abzukürzen; und wenn ich wieder zu mir ſelber komme, bin ich ſo müd' und matt, daß ich mich kaum rühren kann; mein gewöhnlichſter Aufenthalt iſt ein hohler Korkbaum, der eben Raum genug hat, dieſen elenden Leib zu bergen.

„Die Ochſentreiber und Ziegenhirten, die in dieſen Bergen leben, reichen mir aus Mitleid Unterhalt, indem ſie mir auf Wege und Felſen Nahrung hinlegen, wo ſie denken, daß ich vorüberkomme und ſie finden müſſe; und wenn dann auch gerade mein Geiſt verwirrt iſt, ſo läßt mich doch mein Inſtinct erkennen, was mir als Nahrung dient, und erweckt in mir das Verlangen, darauf auszugehen, und die Luſt, es zu ergreifen. Manchmal ſagen ſie mir, wenn ſie mich wieder bei Verſtand antreffen, daß ich auf die Wege herausſtürze und den Hirten, welche mit Speiſen aus dem Dorfe nach den Hürden gehen, mit Gewalt abnehme, was ſie mir ſo gerne freiwillig geben würden. Auf dieſe Weiſe verbringe ich mein elendes, wunderliches Leben, bis es dem Himmel gefällt, ihm ein Ende zu machen, oder meine Erinnerungskraft ſo zu ſchwächen, daß ich weder der Schönheit und des Verraths Lucindens, noch des Schimpfes mehr gedenke, den mir Don Fernando angethan. Wenn dieß geſchehen kann, ohne daß ich darob das Leben einbüße, ſo werde ich meinen Gedanken wieder eine beſſere Richtung geben; wo nicht, ſo bleibt mir nichts übrig, als den Himmel zu bitten, daß er mit meiner Seele Erbarmen habe; denn ich fühle weder Muth, noch Kraft genug in mir, mich aus dem Elend wieder emporzuraffen, in das ich mich freiwillig geſtürzt.

„Dieß, meine Herren, iſt die traurige Geſchichte meines

Unglücks. Urtheilt nun ſelbſt, ob ſie von der Art, daß man mit weniger Entrüſtung von ihr ſprechen kann, als Ihr bei mir gefunden, und gebt Euch keine Mühe, mir zu rathen, oder mich zu überreden, was etwa als Gegenmittel dienlich ſein könnte, denn es würde mir gerade ſo viel helfen, als dem Kranken die Medicin des berühmteſten Arztes, wenn er ſie nicht nehmen will. Für mich gibt es kein Glück ohne Lucinde, und da ſie einem Andern angehören will, während ſie doch mir angehört oder angehören ſollte, ſo iſt es auch mein Wille, mich dem Unglück zu weihen, während ich doch hätte ſo glücklich ſein können. Mit ihrem Wankelmuth wollte ſie mich ewigem Verderben weihen; ich will, indem ich mich zu Grunde richte, ihren Wunſch erfüllen. So werde ich ein Beiſpiel für künftige Zeiten, daß mir das allein fehlte, was allen Unglücklichen übrig bleibt, die eben darin einen Troſt zu finden pflegen, daß ihnen kein Troſt bleibt; mir aber iſt dies vielmehr die Urſache größerer Schmerzen, größerer Uebel, weil ich nicht einmal denken kann, daß ſie mit dem Tode aufhören."

Mit dieſen Worten ſchloß Cardenio ſeine weitſchweifige Erzählung, und der Pfarrer war eben im Begriff, ihm einige Troſtgründe zum Beſten zu geben, als ihn eine Stimme unterbrach, die an ſein Ohr drang und in ſchmerzerfülltem Tone ſagte, was im vierten Buche dieſer Geſchichte berichtet werden wird; denn hier beſchließt der weiſe und gewiſſenhafte Geſchichtſchreiber Cide Hamete Benengeli das dritte Buch.

Inhalt.

Seite

Einleitung 5

Erster Theil.

Vorwort 29

Erstes Kapitel. Handelt von dem Stande und der Lebensweise des berühmten Ritters Don Quijote von der Mancha 45

Zweites Kapitel. Von dem ersten Ausritt des sinnreichen Don Quijote aus seiner Heimat 51

Drittes Kapitel. Erzählt von der spaßhaften Art, wie Don Quijote zum Ritter geschlagen wurde 58

Viertes Kapitel. Was unserm Ritter widerfuhr, als er die Schenke verließ 65

Fünftes Kapitel. Fortsetzung der Erzählung von dem Unfall unsres Ritters 73

Sechstes Kapitel. Von dem heitern und strengen Gerichte, welches der Pfarrer und der Barbier mit der Bücherſammlung unsres sinnreichen Junkers hielten 78

Siebentes Kapitel. Von dem zweiten Ausritt unsers guten Ritters Don Quijote von der Mancha 86

Achtes Kapitel. Von dem Glück, das der tapfere Don Quijote in dem gräulichen und unerhörten Abenteuer mit den Windmühlen hatte, nebst andern Glücksfällen, die der Aufbewahrung würdig sind . . . 92

Neuntes Kapitel. Schluß und Ende des staunenswerthen Kampfes zwischen dem muthigen Biscayer und dem tapfern Manchaner . . 102

Zehntes Kapitel. Anmuthige Gespräche zwischen Don Quijote und Sancho Panza, seinem Schildknappen 108

Elftes Kapitel. Was Don Quijote mit einigen Ziegenhirten begegnete . 114

Zwölftes Kapitel. Was einer der Ziegenhirten der Gesellschaft Don Quijote's erzählte 122

Dreizehntes Kapitel. Worin die Erzählung von der Schäferin Marcela zu Ende gebracht wird, nebst andern Begebenheiten 129

Vierzehntes Kapitel. Das verzweiflungsvolle Gedicht des verstorbenen Schäfers nebst andern unerwarteten Ereigniſſen 140

Seite

Fünfzehntes Kapitel. Erzählt das unglückliche Abenteuer, das Don Quijote begegnet, indem er einigen ungeschlachten Yanguesen begegnet . 150

Sechzehntes Kapitel. Was dem scharfsinnigen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Schloß hielt 158

Siebenzehntes Kapitel. Von dem Verlauf der unzähligen Leiden, die der tapfere Don Quijote und sein braver Schildknappe Sancho Panza in der Schenke durchzumachen hatte, welche Don Quijote unseliger Weise für ein Schloß hielt 167

Achtzehntes Kapitel. Gespräche, welche Sancho Panza mit seinem Herrn Don Quijote führte, nebst andern erzählenswerthen Abenteuern 177

Neunzehntes Kapitel. Kluges Gespräch, welches Sancho mit seinem Herrn führte, und das Abenteuer, das ihm mit einem Leichnam begegnete, nebst andern außerordentlichen Begebenheiten 189

Zwanzigstes Kapitel. Das niegesehene unerhörte Abenteuer, das der tapfre Ritter Don Quijote von der Mancha mit weniger Gefahr bestand, als je ein berühmter Ritter in der Welt 198

Einundzwanzigstes Kapitel. Erzählt das große Abenteuer mit dem Helm des Mambrin und den reichen Gewinn, den Don Quijote damit machte, nebst andern Dingen, die unsrem unüberwindlichen Ritter begegneten 214

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Wie Don Quijote vielen Unglücklichen die Freiheit gab, welche man dahin führte, wohin sie nicht gerne gingen 227

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Was dem berühmten Don Quijote in der Sierra Morena begegnete, eines der ausgezeichnetsten Abenteuer, die in dieser wahrhaften Geschichte erzählt werden 240

Vierundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morena 252

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Handelt von den seltsamen Dingen, welche dem tapfern Ritter von der Mancha in der Sierra Morena begegneten, und wie er die Bußübungen des Beltenebros nachahmte . 263

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung der Liebesmühe Don Quijote's in der Sierra Morena 283

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wie dem Pfarrer und Barbier ihr Plan von Statten ging, nebst andern Dingen, die in dieser erhabenen Geschichte erzählt zu werden verdienen 293

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Der ſinnreiche Junker

Don Quijote

von der Mancha.

Aus dem Spaniſchen

des

Miguel de Cervantes Saavedra

von

Edmund Zoller.

Zweiter Band.

Hildburghauſen.

Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts.

1867.

Der ſinnreiche Junker
Don Quijote von der Mancha.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Unerwartetes und angenehmes Abenteuer, das dem Pfarrer und dem Barbier in demſelben Gebirge begegnete.

Glücklich und geſegnet waren die Zeiten, in denen der kühnſte Ritter, Don Quijote von der Mancha, zur Welt kam; denn dadurch, daß er den ehrenwerthen Entſchluß faßte, den ſchon verlorenen und gleichſam erloſchenen Orden der fahrenden Ritterſchaft wieder herzuſtellen, genießen wir jetzt in unſrem Zeitalter, das der anziehenden Unterhaltung ſo ſehr bedarf, nicht allein das Vergnügen ſeiner wahrhaftigen Geſchichte, ſondern auch der eingeſtreuten Erzählungen und Begebenheiten, die zum Theil nicht weniger unterhaltend, ſinnreich und wahrhaftig ſind, als die Geſchichte ſelbſt, welche, ihren wohlgehechelten, geſponnenen und gezwirnten Faden wieder aufnehmend, uns erzählt, daß, als der Pfarrer eben im Begriffe war, Cardenio zu tröſten, ihn eine Stimme unterbrach, die an ſeine Ohren drang und in ſchmerzerfülltem Tone ſich in die Worte ergoß:

„O Gott, iſt es möglich, daß ich hier ſchon den Ort gefunden habe, welcher der drückenden Bürde dieſes Körpers, die ich ſo ſehr wider meinen Willen tragen muß, zur ſtillen Grabſtätte dienen ſoll? Ja, ſo iſt es, wenn die Einſamkeit, die dieß

Gebirge mir zeigt, nicht eine Täuſchung. O ich Unglückliche! wie willkommen iſt mir die Umgebung dieſer Felſen und Gebüſche, wo es mir vergönnt iſt, dem Himmel mein Unglück zu klagen; kein menſchliches Weſen könnte mir das ſein, denn Niemand lebt auf Erden, von dem man auf Rath in ſeinen Zweifeln, Troſt in ſeinem Jammer, Hülfe in ſeinem Unglück hoffen könnte."

All dieſe Worte vernahmen der Pfarrer und die, welche bei ihm waren. Da ihnen ſchien, wie es auch wirklich der Fall war, daß ſie aus der Nähe kämen, ſo ſtanden ſie auf, um nachzuſehen, was es ſei, und kaum waren ſie zwanzig Schritte gegangen, als ſie hinter einer Felſenecke am Fuße einer Eſche einen Jüngling in ländlicher Tracht erblickten, der den Kopf niedergebeugt hatte, weil er ſeine Füße in dem vorüberfließenden Bache wuſch, weßhalb ſie für den Augenblick ſein Geſicht nicht ſehen konnten. Sie näherten ſich ihm ſo leiſe, daß er ſie gar nicht bemerkte; er hatte überdieß ſeine Gedanken einzig darauf gerichtet, ſeine Füße zu waſchen, die zwei Kryſtallſäulen glichen, welche zwiſchen dem andern Geſtein des Fluſſes emporgewachſen. Sie ſtaunten über die Weiße und Schönheit der Füße, die nicht gemacht ſchienen, auf Kieſel zu treten oder hinter dem Pflug und den Stieren einherzugehen, worauf doch die Kleidung des Beſitzers deutete. Als der Pfarrer, der vorausging, ſah, daß ſie nicht bemerkt wurden, gab er den Andern ein Zeichen, daß ſie ſich ruhig verhalten und ſich hinter den Felsblöcken in der Nähe verbergen ſollten; das thaten ſie denn auch, indem ſie aufmerkſam beobachteten, was der Jüngling vornahm. Dieſer trug ein graues Wamms, mit zwei Schößen, die mit einem weißen Tuche um die Hüften feſt angeſchloſſen waren; ſeine Beinkleider und Gamaſchen waren ebenfalls von grauem Tuche, und auf dem Kopfe trug er eine graue Mütze; die Gamaſchen waren bis zur Hälfte der Beine heraufgezogen, die wie der reinſte Alabaſter glänzten.

Endlich war er mit dem Waſchen der ſchönen Füße fertig, die er ſogleich mit einem Tuche, das er unter der Mütze hervorzog, abtrocknete; und beim Abnehmen der Mütze erhob er den

Kopf und bot dadurch den Zuſchauern Gelegenheit, in ein unvergleichlich ſchönes Geſicht zu ſchauen; Cardenio aber flüſterte dem Pfarrer zu: „Iſt dieß nicht Lucinde, ſo iſt es kein menſchliches, ſondern ein göttliches Weſen.“

Der Jüngling nahm die Mütze ab und als er den Kopf ſchüttelte, löſten ſich die Haare los und floſſen über die Schulter: Haare, um die ihn die Sonne hätte beneiden können. Nun erkannten ſie, daß der, der ihnen ein Bauernknabe geſchienen, ein Mädchen war, und zwar das zarteſte und ſchönſte, das ihre Augen bis dahin geſehen, ſelbſt Cardenio nicht ausgenommen, wenn dieſer nicht Lucinden früher geſehen und gekannt hätte: denn er geſtand ſelbſt nachher, daß nur die Schönheit Lucindens ſich mit dieſer meſſen könne. Die langen, goldenen Haare bedeckten nicht nur ihre Schultern, ſondern umfloſſen auch ringsum ihren Leib, ſo daß man außer ihren Füßen nichts von ihr ſehen konnte, von ſolcher Fülle und Länge waren ihre Haare. Sie bediente ſich der Hände ſtatt eines Kammes, und wenn die Füße im Waſſer wie Kryſtallſäulen erſchienen, ſo glichen die Hände zwiſchen den Haaren geformtem Schnee. All dieß ſteigerte bei den drei Zuſchauern nur noch mehr die Bewunderung und den Wunſch, zu erfahren, wer dieß ſei. Sie beſchloſſen deßhalb, ſich zu zeigen, und bei der erſten Bewegung, die ſie machten, um aufzuſtehen, erhob das Mädchen den Kopf, und mit beiden Händen die Haare vorne auseinander ſtreichend, erblickte ſie die, welche das Geräuſch gemacht. Kaum hatte ſie ſie geſehen, als ſie aufſprang, und ohne ſich Zeit zu laſſen, ihre Fußbekleidung oder ihre Haare in Ordnung zu bringen, raffte ſie in größter Eile einen leinenen Bündel zuſammen, der neben ihr lag, und wollte ſich voll Schrecken und Angſt auf die Flucht machen; aber noch war ſie nicht ſechs Schritte weit gekommen, als ſie zu Boden ſank, weil ihre zarten Füße die harten Kieſel nicht ertragen konnten. Als dieß die Drei ſahen, eilten ſie herzu und der Pfarrer war der Erſte, welcher ſprach: „Haltet ein, Fräulein, wer Ihr auch ſeid; denn wir, die wir hier ſind, haben keine andre Abſicht, als Euch zu Dienſten zu ſein; es gibt keinen Grund, ſo eilig vor uns zu fliehen, denn das können weder Eure

Füße aushalten, noch wir dulden.“ Auf all dieß antwortete sie in ihrem Schreck und in ihrer Ueberraschung kein Wort.

Sie traten nun näher, und der Pfarrer ergriff ihre Hand, indem er fortfuhr: „Was Eure Kleidung, Fräulein, uns verheimlichen soll, verrathen uns Eure Haare, welche deutlich sagen, daß nicht unwichtige Gründe Euch bestimmten, Eure Schönheit in ein so unwürdiges Gewand zu hüllen und Euch in eine Einöde wie diese zu flüchten, in welcher es ein Glücksfall ist, daß wir Euch gefunden, wenn wir Euch auch nicht helfen, sondern nur mit einem guten Rathe dienen können; denn kein Unglück kann so muthlos machen, oder treibt uns so aufs Aeußerste, so lange wir noch das Leben behalten, daß man nicht einen guten Rath anhören möchte, wenn er dem Unglücklichen in wohlmeinender Absicht ertheilt wird. Darum, mein Fräulein oder mein Herr, was Ihr lieber sein wollt, verbannet den Schrecken, den Euch unser Anblick verursacht hat, und erzählt uns Eure guten und schlimmen Schicksale, denn Ihr werdet uns vereint und jeden einzelnen bereit finden, Euch in Eurem Unglück beizustehen.“

Während der Pfarrer diese Worte sprach, stand die verkleidete Schöne wie versteinert da, indem sie alle betrachtete, ohne eine Lippe zu bewegen oder ein Wort zu sprechen, gerade wie ein Bauer vom Lande, der plötzlich seltene und nie gesehene Dinge zu Gesichte bekommt. Da der Pfarrer indeß fortfuhr, ihr noch mehr auf das gleiche Ziel hinauslaufende Dinge zu sagen, so seufzte sie tief auf und brach endlich das Schweigen: „Da die Einsamkeit dieser Gebirge mich nicht zu verbergen vermochte, und das freie Wallen meiner aufgelösten Haare meiner Zunge keine Lüge gestattet, so wäre es umsonst, wenn ich jetzt etwas Neues erfinden wollte, das Ihr mir mehr aus Höflichkeit, als aus anderen Gründen glauben würdet. Da dieß nun einmal so ist, meine Herren, so sage ich Euch Dank für Euer Anerbieten, das mich verpflichtet, Eure Wünsche in jeder Hinsicht zu befriedigen; indeß befürchte ich, daß die Erzählung meines Unglücks in gleichem Grade wie Euer Mitleid so auch Euer Mißvergnügen erregen wird, da Ihr weder Mittel finden könnt,

ihm abzuhelfen, noch Troſt, mich aufzurichten. Damit jedoch meine Ehre nicht in zweideutigem Lichte erſcheine, da Ihr mich als Weib erkannt habt und ſeht, daß ich jung, allein und in dieſer Tracht umherziehe, lauter Dinge, die nicht nur alle zuſammen, ſondern auch jedes einzeln für ſich den unbeſcholtenſten Ruf vernichten könnten, ſo will ich Euch lieber entdecken, was ich ſonſt, wäre es möglich geweſen, verſchwiegen hätte."

Dieß alles ſprach das ſchöne Weib, ohne einen Augenblick innezuhalten, mit ſo beredter Zunge und ſo wohlklingender Stimme, daß man nicht weniger ihre Anmuth, als ihre Schönheit bewundern mußte. Von Neuem verſicherten ſie ſie ihrer Unterſtützung und wiederholten die Bitte, ihr Verſprechen zu erfüllen, worauf ſie, ohne ſich länger bitten zu laſſen, ſobald ſie ihre Schuhe angezogen und die Haare verknüpft hatte, ſich auf einen Felſen niederließ, während die Drei ſich um ſie herſetzten. Nachdem ſie mit Mühe die Thränen zurückgedrängt, die ihr in die Augen kamen, begann ſie mit ruhiger und klarer Stimme:

„In unſrem Andaluſien iſt ein Ort, von welchem ein Herzog den Namen trägt, der dadurch den Rang eines Granden von Spanien einnimmt. Dieſer hat zwei Söhne; der Aeltere, der Erbe ſeiner Güter, wird, wie es ſcheint, auch der Erbe ſeiner guten Eigenſchaften ſein; was des Jüngeren Erbtheil, weiß ich nicht, wenn es nicht die Verrätherei eines Vellido oder die Treuloſigkeit eines Ganelon iſt. Meine Eltern ſind die Unterthanen dieſes Herzogs und wenn auch von geringer Herkunft, doch ſo reich, daß, wenn die Güter der Natur ebenſo reich an ſie ausgetheilt worden, als die Güter des Glückes, ſie nichts zu wünſchen gehabt hätten und ich mich nicht in der elenden Lage befinden würde, in der ich mich befinde; denn vielleicht ſtammt mein Unglück eben von dem Mißgeſchick meiner Eltern, daß ſie nicht adelig geboren wurden; indeß ſind ſie doch nicht ſo niedriger Herkunft, daß ſie ihres Standes ſich zu ſchämen hätten, ſtehen aber auch nicht ſo hoch, daß ich nicht glauben ſollte, ihr Stand ſei an meinem Unglück ſchuld. Mit einem Wort, es ſind Landleute, einfache Menſchen, unvermiſcht mit irgend einer übelberüchtigten Race, was man ſagt gute, alte Chriſten, und

zwar so reich, daß ihr Vermögen und ihre stattliche Lebensweise ihnen wohl das Recht gäbe, den Namen von Edlen, ja von Rittern zu führen; sie hielten es jedoch für ihren größten Reichthum, für den höchsten Adel, mich zur Tochter zu haben; und weil sie keinen andern Erben, keine andre Erbin besaßen, und sie zärtliche Aeltern waren, so wurde ich auch so liebevoll von ihnen behandelt, als Aeltern je ein Kind liebevoll behandelten.

„Ich war der Spiegel, in welchem sie sich betrachteten, der Stab ihres Alters und nächst der Gnade des Himmels das Ziel all ihrer Wünsche, mit denen die meinen, da jene so gut waren, stets vollkommen übereinstimmten; und wie ich die Gebieterin ihres Herzens, so war ich es auch die ihrer Güter. Durch mich wurden die Diener angenommen und entlassen; die Rechnungen über Aussaat und Ernte gingen durch meine Hand; über die Oelmühlen, Weinkeltern, das große und kleine Vieh, die Bienenstöcke, kurz, über alles, was ein so reicher Landmann wie mein Vater hat und hält, führte ich die Rechnungen; ich war die Herrin und Verwalterin und besorgte alles mit so viel Eifer und so sehr zu ihrer Zufriedenheit, daß ich nicht wohl zu viel davon sagen kann. Die Zeit, die mir vom Tage übrig blieb, wenn ich dem Oberhirten, den Knechten und den andern Tagelöhnern ihre Arbeit angewiesen, verwandte ich zu Beschäftigungen, wie sie einem Mädchen ziemen und nützlich sind; ich arbeitete mit der Nadel, dem Klöppelkissen und oftmals auch mit der Spindel; und wenn ich, um mich zu erholen, bisweilen diese Arbeiten bei Seite legte, so unterhielt ich mich mit dem Lesen frommer Bücher oder dem Harfenspiel, denn die Erfahrung hat uns gezeigt, daß die Musik in aufgeregter Stimmung beruhigt und bei geistiger Erschöpfung erfrischt. Das war das Leben, das ich im Hause meiner Aeltern führte, von dem ich so weitläufig sprach, nicht um damit zu prahlen oder um zu verstehen zu geben, daß ich reich sei, sondern um zu beweisen, daß ich ohne Schuld aus der guten Lage, in der ich mich befunden, in diese unglückliche gerathen bin, in der ich mich jetzt befinde.

„Obgleich ich nun mein Leben mit solchen Beschäftigungen und in einer wahrhaft klösterlichen Zurückgezogenheit verbrachte, so daß ich von niemand gesehen zu sein vermeinte, als dem Hausgesinde — denn so oft ich zur Kirche ging, geschah es immer früh Morgens in Begleitung meiner Mutter und unserer Dienerinnen und außerdem so verschleiert und verhüllt, daß ich kaum mehr von dem Boden sah, als die Stelle, auf die ich trat; — so entdeckten mich doch die Augen der Liebe, oder besser gesagt, des Müßiggangs, mit denen sich die des Luchses nicht messen dürfen, — ich meine die Augen Don Fernando's, denn so hieß der jüngere Sohn des Herzogs, von dem ich Euch gesprochen."

Kaum hatte die Erzählerin den Namen Don Fernando ausgesprochen, als Cardenio die Farbe wechselte und ihm der Schweiß vor Aufregung auf die Stirne trat, so daß der Pfarrer und der Barbier, welche ihn gerade ansahen, fürchteten, er werde wieder seinen Anfall von Verrücktheit bekommen, der ihn, wie sie gehört hatten, von Zeit zu Zeit anwandelte. Dießmal aber hatte es bei Cardenio mit dem Angstschweiß sein Bewenden; er blieb ruhig, sah das Landmädchen jedoch fest und unverwandt an, da er bereits vermuthete, wer sie war; diese aber, der Bewegung Cardenio's nicht achtend, fuhr folgendermaßen in ihrer Geschichte fort: „Er hatte mich kaum erblickt, so war er, wie er später gestand, so von Liebe zu mir hingerissen, daß ich es leicht aus seinem Benehmen erkennen konnte. Um jedoch mit der Geschichte meiner zahllosen Leiden rasch zu Ende zu kommen, will ich mit Schweigen übergehen, was Don Fernando sich für Mühe gab, um mich sein Verlangen wissen zu lassen; er bestach alle Leute meines Hauses, gab und versprach meinen Verwandten Geschenke und Gefälligkeiten; am Tage hörten die Lustbarkeiten und Unterhaltungen in unsrer Straße nicht auf, und bei Nacht ließ die Musik niemand schlafen; die Briefchen, die, ich weiß nicht wie, in meine Hände gelangten, waren ohne Zahl und voll von verliebten Redensarten und Verheißungen, ja es waren mehr Schwüre und Betheuerungen darin, als Buchstaben. Dieß alles aber rührte mich nicht, sondern machte mich sogar in einer Weise hart, als wenn ich es in Don Fernando

mit meinem Todfeinde zu thun hätte, und als wenn alle seine Bemühungen, mich für ihn einzunehmen, gerade das Gegentheil bezweckten, nicht weil mir die Person und die Aufmerksamkeiten Don Fernando's zuwider gewesen wären, im Gegentheil, es machte mir ein unaussprechliches Vergnügen, mich von einem so vornehmen Cavalier geliebt und geschätzt zu sehen, auch die Lobeserhebungen in seinen Briefen waren mir nicht zuwider, — denn mögen wir noch so häßlich sein, so macht es uns Frauen doch immer Vergnügen zu hören, daß man uns schön findet, — aber meine Sittsamkeit und die fortwährenden Ermahnungen meiner Aeltern wappneten mich mit Kälte; sie merkten die Absichten Don Fernando's nur zu deutlich, da er sie so wenig verbarg, daß die ganze Welt sie merken mußte.

„Meine Aeltern sagten mir, daß sie einzig auf meine Tugend und Sittsamkeit ihre Ehre und ihren guten Ruf bauten; sie gaben mir den Unterschied des Standes zwischen mir und Don Fernando zu bedenken, und daß man schon hieraus erkennen könne, wenn er auch das Gegentheil behauptete, wie seine Wünsche mehr auf sein Vergnügen, als auf meinen Vortheil gerichtet seien; und wenn ich wünschte, durch irgend etwas seinen unstatthaften Bewerbungen ein Ende zu machen, so wollten sie mich sogleich verheirathen, und zwar mit dem Manne, den ich mir aus den Angesehensten des Ortes oder der Nachbarschaft rings umher erwählen würde, denn ihr großes Vermögen und mein guter Ruf ließen sie auf das Beste Anspruch machen. Diese sichern Versprechungen und die Wahrheit, die sie mir sagten, boten meiner jungfräulichen Anschauung einen Halt, und ich konnte mich nie entschließen, Don Fernando ein Wort zu erwidern, aus dem er auch nur entfernt Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche hätte schöpfen können.

„All diese Zurückhaltung von meiner Seite, die er für Verachtung halten mochte, sollte indeß nur um so heftiger seine unzüchtigen Lüste reizen, denn so muß ich die Neigung nennen, die er mir entgegenbrachte, und die, wenn sie ächt und lauter gewesen, Ihr niemals hättet kennen lernen, da ich dann auch nicht die Gelegenheit gehabt, sie Euch zu schildern. Genug, Don

Fernando erfuhr, daß meine Aeltern Willens waren, mich zu verheirathen, um ihm die Hoffnung zu nehmen, mich zu besitzen, oder wenigstens mir noch mehr Beschützer zu schaffen, die mich hüteten. Diese Nachricht machte ihn noch argwöhnischer und war der Anlaß zu dem, was Ihr nunmehr hören werdet. Eines Abends nämlich, als ich allein mit einem mich bedienenden Mädchen in meinem Zimmer war und die Thüre wohl verschlossen hatte, damit nicht durch meine Säumniß meine Ehre in Gefahr käme, stand auf einmal, ohne daß ich wußte oder mir einbilden konnte, wie, trotz all jener Vorsichtsmaßregeln, mitten in meiner stillen und verschlossenen Einsamkeit, jener Mann vor mir. Sein Anblick erschreckte mich derart, daß meine Augen und meine Zunge mir den Dienst versagten: ich war nicht im Stande zu rufen ... ich glaube auch nicht, daß er mir Zeit dazu gelassen hätte, denn er stürzte sogleich auf mich zu, faßte mich in seine Arme — denn ich hatte, wie gesagt, nicht die Kraft mich zu vertheidigen, so war ich bestürzt — und begann mich derart mit Worten zu umstricken, daß ich nicht weiß, wie die Liebe sich so geschickt verstellen kann, daß sie der Wahrheit vollkommen gleichsieht. Der Verräther wußte durch seine Thränen seinen Worten, durch seine Seufzer seinen Absichten Glauben zu verschaffen.

„Ich armes Mädchen, ganz nur unter den Meinigen aufgewachsen, unbewandert in dergleichen Fällen, fing an, ich weiß nicht wie, alle diese Falschheit für Wahrheit zu halten, ohne jedoch durch seine Thränen zu einem andern als erlaubten Mitleid mich hinreißen zu lassen. Nachdem ich mich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, sammelte ich meine verlorenen Lebensgeister wieder und sagte mit mehr Muth, als ich mir zugetraut hätte: „Wenn ich jetzt, wie ich in Deinen Armen bin, in den Klauen eines grimmigen Löwen wäre, und mich aus denselben durch Handlungen oder Worte befreien könnte, die meine Ehre schädigen würden, so wäre es mir ebenso unmöglich, zu diesen Handlungen mich zu entschließen, oder jene Worte über meine Lippen zu bringen, als es unmöglich ist, mein vergangenes Leben auszulöschen. Wenn Du meinen Leib mit Deinen Armen umfangen hältst, so halte ich mein Herz durch

meine guten Grundſätze gebunden, die ſo verſchieden von den Deinen ſind, daß Du es erkennen würdeſt, wenn Du Gewalt gebrauchen und noch weiter gehen wollteſt. Deine Vaſallin bin ich, aber nicht Deine Sclavin; der Adel Deines Blutes kann und ſoll Dir nicht die Macht geben, meine niedre Herkunft zu entehren und zu verachten; denn ich achte mich, obgleich ein ſchlichtes Landmädchen, doch ſo hoch als Du, der Du ein Herr und Cavalier biſt. Mit Gewalt richteſt Du nichts bei mir aus, nichts vermögen über mich Deine Reichthümer, noch können Deine Worte mich umſtricken, oder Deine Seufzer und Thränen mich rühren. Fände ich irgend etwas von alle dem bei dem Manne, den meine Aeltern mir zum Gatten wählen, würde ich meinen Willen dem ſeinen zu eigen geben, und würde keinen Wunſch haben, der dem ſeinen widerſtrebte; ich würde Dir dann in Ehren, wenn auch ohne Neigung, doch freiwillig, das zum Opfer bringen, wonach Du jetzt mit allen Kräften ringſt; dieß alles ſage ich Dir, damit Du weißt, daß niemand als mein rechtmäßiger Gatte irgend eine Gunſt von mir erlangt." —

„Wenn Du keine andern Bedenklichkeiten haſt, ſchönſte Dorothea", — denn dieß iſt der Name der Unglücklichen — ſagte der verrätheriſche Edelmann, „ſo gebe ich Dir die Hand und verſpreche, Dein Gemahl zu werden, indem ich den Himmel als Zeugen anrufe, dem kein Ding auf Erden verborgen bleibt, und das Bild der heiligen Jungfrau, das Du hier haſt."

Als Cardenio hörte, daß ſie Dorothea hieß, fuhr er abermals zuſammen und überzeugte ſich vollends von dem Zutreffen ſeiner erſten Vermuthung; er wollte jedoch die Erzählung nicht unterbrechen, um zu ſehen, worauf hinausliefe, was er bereits wußte; nur ſo viel ſagte er: „Wie, Dorothea iſt Euer Name, Fräulein? Ich habe von einer andern Dorothea gehört, deren unglückliche Schickſale den Euren vielleicht ganz ähnlich ſind! Fahrt deßhalb fort: es wird ſchon Gelegenheit kommen, Euch Dinge zu erzählen, die Euch ebenſo befremden als rühren werden."

Dorothea erſtaunte über die Worte Cardenio's und ſeinen ſeltſamen, zerriſſenen Aufzug, bat ihn jedoch, wenn er etwas

von ihren Angelegenheiten wisse, daß er es ihr gleich sage, denn wenn das Schicksal ihr noch irgend etwas gelassen, so sei es der Muth, jedes Unglück zu ertragen, das sie noch treffe, da sie sicher sei, es könne nichts mehr nachfolgen, das ihr jetziges auch nur im Geringsten zu vergrößern im Stande wäre.

„Ich würde keinen Augenblick zögern, Fräulein, Euch zu sagen, was ich denke", antwortete Cardenio, „wenn ich wüßte, daß meine Vermuthung wirklich zutrifft; es wird sich aber immer noch Zeit finden und es nützt Euch vor der Hand nichts, es zu wissen."

„So sei dem, wie ihm wolle", antwortete Dorothea. „In meiner Geschichte blieb ich dabei stehen, daß Don Fernando ein Bild, das sich in meinem Zimmer befand, als Zeugen unsrer Vermählung aufrief und mir mit den stärksten Ausdrücken und den feierlichsten Schwüren das Wort gab, mein Gemahl zu werden, obgleich ich ihn, ehe er ausgeredet, noch einmal aufforderte, wohl zu bedenken, was er thue und ins Auge zu fassen, wie groß der Unwillen seines Vaters sein würde, wenn er ihn mit einem Landmädchen, einer seiner Unterthaninnen, vermählt finde; meine Schönheit dürfe ihn nicht blenden, weil sie nicht hinreiche, um in ihr eine Entschuldigung zu finden für seine Verirrung; und wenn er irgend etwas aus Liebe zu mir thun wolle, so möge er es dem Schicksal überlassen, mich meinem Stande gemäß zu versorgen, da solche unebenbürtigen Heirathen niemals glücklich ausschlügen, und die Freude, mit der sie beginnen, nie von Dauer sei." Alles, was ich Euch hier sage, stellte ich ihm damals vor und noch manches Andre, dessen ich mich nicht mehr genau entsinne; aber nichts vermochte ihn von seinem Entschlusse abzubringen, gerade wie einer, der nicht an das Zahlen denkt, beim Abschluß des trügerischen Kaufes vor keiner Bedenklichkeit zurückscheut.

„Inzwischen ging ich doch mit mir zu Rathe und sagte mir: Ich werde nicht die Erste sein, die durch eine Heirath aus niedrem Stande zu einem hohen aufsteigt, und Don Fernando wird nicht der Erste sein, welchen Schönheit, oder was wohl das Richtige ist, blinde Liebe bewogen hat, ein Mädchen zu wählen,

das ihm in seinem Range nicht gleichkommt. Da ich nun die Welt und die Sitte nicht anders mache, so ist es wohl am besten, die Ehre zu ergreifen, die mir das Schicksal bietet. Und wenn auch die Neigung, die er mir zeigt, nicht länger dauern sollte, als die Erfüllung seines Wunsches, so werde ich doch vor Gott seine Gemahlin sein; weise ich ihn aber jetzt spröde zurück, so ist er zuletzt im Stande, unerlaubte Mittel, ja Gewalt anzuwenden, und ich wäre entehrt und niemand würde eine Entschuldigung für meine Schuld haben, sondern jeder würde sie mir ins Gewissen schieben, da er ja nicht wußte, wie unverschuldet ich dazu gebracht worden bin; denn welche Gründe wären genügend, um meine Aeltern und andre Leute zu überzeugen, daß dieser Ritter ohne meine Erlaubniß in mein Zimmer gekommen?

„All diese Fragen und Antworten durchkreuzten in einem Augenblicke meine Phantasie, und vor allem begannen Gewalt über mich zu bekommen und mich zu dem Schritte zu bewegen, der, ohne daß ich es dachte, mein Verderben wurde, jene Schwüre Don Fernando's, die Zeugen, die er anrief, die Thränen, die er vergoß, und endlich seine Persönlichkeit und sein einnehmendes Wesen, die im Verein mit so vielen Beweisen wahrer Liebe auch jedes andre noch so freie und keusche Herz als das meine hätten besiegen können. Ich rief meine Dienerin, damit sie durch ihr Zeugniß auf Erden das des Himmels bekräftige; Don Fernando wiederholte und bekräftigte seine Schwüre, rief noch andere Heilige außer den früheren zu Zeugen auf, schwur tausend Flüche auf sich herab, wenn er sein Versprechen nicht erfülle, ließ den Thränen freien Lauf, verdoppelte seine Seufzer und schloß mich noch fester in seine Arme, aus denen er mich keinen Augenblick losgelassen; und als meine Jungfer mich verließ, hörte ich auf, eine solche zu sein, und er ward vollends ganz zum treulosen Verräther an mir.

„Der Tag, welcher auf die Nacht meiner Schmach folgte, kam doch nicht so schnell, als Don Fernando es wohl wünschen mochte, denn wenn genossen ist, wonach die Gier verlangt, so ist es der höchste Wunsch, sich von dem zu entfernen, der uns den

Genuß gewährte. Ich will damit sagen, Don Fernando hatte die größte Eile, von mir fortzukommen, und durch die Vermittelung meines Mädchens, desselben, welches ihn hereingelassen, kam er, ehe es Tag wurde, wieder hinaus. Indem er von mir Abschied nahm, sagte er, wiewohl nicht mit so viel Wärme und Ungestüm, als da er kam, daß er treu an seinem Eide halten werde und seine Schwüre fest und unerschütterlich seien. Um seine Worte zu bekräftigen, zog er einen Ring von seinem Finger und steckte ihn an den meinen. Damit entfernte er sich, und ich blieb, ich weiß nicht traurig oder heiter, zurück; nur das kann ich sagen, daß ich verlegen und befangen war, und daß mich das unerwartete Ereigniß in die größte Unruhe versetzte, ja daß ich nicht einmal den Muth hatte, wenigstens erinnere ich mich dessen nicht, die Dienerin ob des Verraths zu schelten, daß sie Don Fernando in mein Zimmer eingelassen, denn ich war mir selbst noch nicht klar darüber, ob, was mir begegnet, ein Glück oder ein Unglück sei. Beim Abschiednehmen sagte ich Don Fernando, daß er mich auch künftig auf demselben Wege bei Nacht sehen könne, da ich nun einmal die Seinige sei, bis er, wenn es ihm beliebe, die Sache öffentlich machen wolle; er erschien aber nur noch in der folgenden Nacht, und ich bekam ihn während länger als einem Monat weder in der Kirche noch in der Straße zu sehen, und vergebens mühte ich mich um ihn, denn ich wußte, daß er auf dem Gute war und die meiste Zeit auf die Jagd ging, welchem Vergnügen er sehr ergeben war.

„Jene Tage und Stunden waren für mich höchst traurig und bitter, und ich fing allerdings bereits damals zu zweifeln und der Treue Don Fernando's zu mißtrauen an; mein Mädchen mußte nun die Vorwürfe über ihre Verwegenheit hören, die sie zuvor nicht vernommen. Ich weiß außerdem, wie schwer es mir wurde, meine Thränen zurückzuhalten und eine ruhige Haltung zu behaupten, um meinen Aeltern keinen Anlaß zu der Frage zu geben, weßhalb ich so verstimmt sei, und so mich zu nöthigen, auf Unwahrheiten als Antwort zu sinnen. All das aber hatte plötzlich ein Ende, und der Augenblick kam heran, wo ich alle Rücksichten vergaß, alle ruhige Besinnung verlor, meine Geduld aus-

ging und meine geheimſten Gedanken offen hervortraten. Die Urſache davon war, daß man in unſrem Orte erzählte, Don Fernando habe in einer benachbarten Stadt ein wunderſchönes Mädchen, die Tochter ſehr vornehmer Aeltern, geheirathet, die jedoch nicht ſo reich ſei, daß ſie durch ihre Mitgift auf eine ſo vornehme Verbindung hätte Anſpruch machen können. Man ſagte, ſie heiße Lucinde, und erzählte mancherlei Wunderliches, was ſich bei ihrer Hochzeit zugetragen haben ſollte."

Als Cardenio den Namen Lucinde hörte, zuckte er die Achſeln, biß ſich auf die Lippen und runzelte die Stirn, während zwei Ströme von Thränen ſich aus ſeinen Augen ergoſſen. Dorothea ließ ſich jedoch nicht in ihrer Erzählung ſtören und fuhr alſo fort: „Dieſe traurige Kunde kam auch mir zu Ohren, und ſtatt daß mir das Herz gebrochen, entflammte ſie mich zu ſolchem Zorne, zu ſolcher Wuth, daß wenig gefehlt, ich wäre auf die Straße hinausgeſtürzt und hätte laut geſchrieen, um aller Welt die Niederträchtigkeit und den Verrath, der an mir begangen worden, laut kund zu thun, doch mäßigte ſich noch im Augenblicke meine Wuth und ich kam zu dem Entſchluſſe, den ich auch noch in jener Nacht ausführte, nämlich dieſe Kleidung anzulegen, die mir einer von den ſogenannten Zagalen gab, der im Hauſe meines Vaters diente, und dem ich mich in meinem Unglück anvertraute; ich bat ihn auch, mich nach der Stadt zu begleiten, wo ſich, wie ich hörte, mein Feind aufhielt. Er mißbilligte zwar meine Verwegenheit und tadelte meinen Entſchluß; als er mich jedoch feſt auf meinem Plane beharren ſah, bot er ſich mir als Begleiter an, und zwar, wie er ſagte, bis ans Ende der Welt. Ich raffte deßhalb eine Frauenkleidung, einige Koſtbarkeiten und etwas Geld in ein leinenes Bündel zuſammen, um für alle Fälle verſorgt zu ſein, und verließ in der Stille jener Nacht, ohne meinem verrätheriſchen Mädchen ein Wort zu ſagen, mein Haus, begleitet von meinem Diener und mancherlei ſich kreuzenden Gedanken. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg nach jener Stadt, beflügelt von dem Wunſche, ſchon dort zu ſein, und wenn auch nicht das ungeſchehen zu machen, was ich für geſchehen hielt, ſo doch wenigſtens Don Fernando zu

fragen, mit welchem Herzen er das habe thun können. Ich erreichte in zwei und einem halben Tage das Ziel meiner Wanderung und fragte bei meinem Eintritt in die Stadt nach dem Hause der Aeltern Lucindens, und der Erste, an welchen ich mich darum wandte, theilte mir mehr mit, als ich zu hören wünschte. Er bezeichnete mir das Haus und erzählte mir alles, was bei der Hochzeit der Tochter desselben vorgegangen und was in der Stadt so bekannt war, daß man an allen Ecken davon sprach. Er sagte mir, an jenem Abend, als Don Fernando sich mit Lucinden vermählte, sei sie, nachdem sie ihr Jawort, seine Gattin werden zu wollen, gegeben, ohnmächtig geworden; und als der Bräutigam herangetreten, um ihr die Schnürbrust zu öffnen, um ihr Luft zu schaffen, habe er ein Papier von Lucindens eigner Hand gefunden, in welchem sie erklärte, daß sie nicht seine Gemahlin werden könne, weil sie Cardenio angehöre, der, wie mir der Mann sagte, einer der vornehmsten Edelleute der Stadt sei. Wenn sie dem Don Fernando ihr Wort gegeben, so könne sie das nur aus Gehorsam gegen die Aeltern gethan haben. Kurz das Papier habe Ausdrücke enthalten, welche deutlich zu verstehen gegeben, daß sie die Absicht gehabt habe, sich umzubringen, und zwar sogleich nach der Trauung, auch seien die Gründe, weßhalb sie dem Leben entsage, angegeben gewesen. Dieß alles, sagte man, habe ein Dolch bestätigt, den man irgendwo in ihren Kleidern gefunden. Als Don Fernando all dieß sah und daraus den Schluß zog, Lucinde habe ihn hintergangen, verachte und verschmähe ihn, sei er, noch ehe sie sich von der Ohnmacht erholt, mit eben dem Dolch, den man bei ihr gefunden, auf sie losgestürzt, um ihr einen Stoß zu versetzen, und er würde dieß auch gethan haben, wenn ihre Aeltern und die Anwesenden ihn nicht daran verhindert hätten. Man sagte mir ferner, Don Fernando habe sich sogleich entfernt, und Lucinde sei erst am andern Tage von ihrer Ohnmacht aufgewacht und habe ihren Aeltern erzählt, daß sie die wirkliche Braut jenes Cardenio sei, von dem ich bereits gesprochen. Ich erfuhr überdieß, Cardenio sei, nach Einiger Behauptung, bei der Vermählung zugegen gewesen; sowie er sie aber vollzogen gesehen, was er niemals für

möglich gehalten, habe er in voller Verzweiflung die Stadt verlassen und einen Brief zurückgelassen, in dem er auseinandergesetzt, welches Unrecht Lucinde an ihm begangen und daß er nunmehr an einen Ort zu gehen gesonnen sei, wo ihn Niemand finden werde. Das Alles war in der ganzen Stadt bekannt und Jedermann sprach davon; das Gerede wurde aber noch größer, als man erfuhr, Lucinde habe das Haus ihrer Aeltern und die Stadt verlassen, denn man fand sie nirgends; die Aeltern verloren darob fast den Verstand und wußten kein Mittel, wie sie wieder zu ihr kommen sollten. Diese Kunde belebte meine Hoffnungen wieder, und ich hielt es für ein großes Glück, Don Fernando gar nicht, statt ihn vermählt gefunden zu haben, denn mich dünkte, das Thor zu meiner Errettung sei noch nicht ganz verschlossen, da ich mir glauben machte, der Himmel könne der zweiten Vermählung dieß Hinderniß in den Weg gelegt haben, um ihn zur Einsicht zu bringen, was er seiner ersten Gemahlin schulde, und ihm vor Augen zu führen, daß er ein Christ sei und als solcher mehr an sein Seelenheil als die gesellschaftlichen Rücksichten denken müsse. All dieß überlegte ich mir hin und her und tröstete mich, ohne doch den wahren Trost zu haben, indem ich mir mit weitaussehenden schwachen Hoffnungen schmeichelte, um das Leben zu fristen, dessen ich jetzt überdrüssig bin.

„Als ich, unschlüssig, was ich thun sollte, da ich Don Fernando nicht gefunden, noch in der Stadt verweilte, war ich Ohrenzeuge eines öffentlichen Aufrufs, durch welchen demjenigen, welcher mich ausfindig mache, ein großer Lohn versprochen wurde, und wobei mein Alter und mein Anzug genau beschrieben war; dabei erfuhr ich, daß man vermuthete, der Knecht, der bei mir war, habe mich aus dem Hause meiner Aeltern entführt. Das ging mir denn doch sehr zu Herzen, als ich sah, wie tief mein Ruf gesunken war, da man sich nicht begnügte, ihn durch meine Flucht aufs Spiel zu setzen, sondern auch noch hinzufügte, mit wem ich geflohen, namentlich da dieser Mensch so tief unter mir stand und meiner Liebe so unwürdig war. Sobald ich daher die Bekanntmachung gehört hatte, verließ ich mit meinem Diener die Stadt, der, wie es schien, in der mir gelobten Treue

ſchwankend zu werden begann. In derſelben Nacht noch begaben wir uns aus Furcht, ergriffen zu werden, in die entlegenſte Gegend dieſes Waldgebirgs. Aber, wie man zu ſagen pflegt, ein Unglück kommt nie allein, und das Ende eines Uebels iſt gewöhnlich der Anfang eines andern und größeren. So geſchah es mir, denn mein bislang treuer und zuverläſſiger Knecht wollte, als er ſich mit mir in dieſer Einſamkeit ſah, von ſeiner eignen Sinnlichkeit mehr, als von meiner Schönheit gereizt, von der Gelegenheit Gebrauch machen, die ihm ſeiner Anſicht nach dieſe Einöde bot, und forderte mit ebenſo viel Schaamloſigkeit als Gottloſigkeit und Mangel an Achtung Liebesdienſte von mir; und da er ſah, daß ich mit ernſten und würdigen Worten ſeinen Anträgen entgegentrat, gab er das Bitten auf, mit dem er anfangs zum Ziele zu kommen hoffte, und fing an, Gewalt zu brauchen. Aber die Gerechtigkeit des Himmels, welche ſelten oder nie die Tugend verläßt, beſchützte auch die meine, ſo daß ich ihn mit meiner ſchwachen Kraft und ohne große Anſtrengung über eine Felswand hinabſtürzte, wo ich ihn, ich weiß nicht ob todt oder lebendig, liegen ließ und alsbald, mit größerer Eile, als mein Schrecken und meine Erſchöpfung zu geſtatten ſchienen, in dieſe Berge floh, ohne einen andern Gedanken oder Vorſatz, als mich in ihnen zu verbergen und vor meinem Vater und denen zu fliehen, die mich in ſeinem Namen aufſuchten. In dieſer Abſicht kam ich vor ich weiß nicht wie vielen Monaten hierher, wo ich einen Hirten fand, der mich als Knecht mit ſich in ſein Dorf nahm, das tief im Gebirge liegt, und dem ich die ganze Zeit als Hirte diente, indem ich bemüht war, beſtändig draußen auf dem Felde ſein zu dürfen, um die Haare zu verbergen, die mich heute unerwartet verriethen. Aber all meine Vorſicht und Sorgfalt halfen mir nichts, denn mein Dienſtherr kam dahinter, daß ich kein Mann ſei, und es erwachte in ihm daſſelbe Verlangen, wie in meinem Knechte, und da das Schickſal n der Noth nicht immer auch ein Rettungsmittel an die Hand gibt, ſo fand ich dießmal nicht gleich wieder eine Felswand oder Felsſchlucht, über die ich meinen Dienſtherrn hätte hinabſchleudern und ſeinen Tod befördern können, wie bei meinem Knecht.

Ich hielt es deßhalb für gerathener, ihn heimlich zu verlassen und mich aufs Neue in dieser Wildniß zu begraben, statt meine Kräfte und meine Worte an ihn zu vergeuden. Kurz, ich wandte mich hierher, um mich zu verbergen und zu sehen, wo ich ungestört den Himmel mit meinen Bitten und Thränen bestürmen könnte, sich meiner in meinem Unglück anzunehmen und mir Mittel und Wege zu zeigen, wie ich aus dieser Einöde hinauskommen oder das Leben in ihr beschließen könnte, ohne daß auch nur das Gedächtniß an eine Unglückliche übrig bleibe, die ohne ihre Schuld Ursache war, daß in ihrer Heimat und an andern Orten von ihr gesprochen und gar Schlimmes gemurmelt wurde."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von dem schlauen Kunstgriff und der Art, wie unser verliebter Ritter der harten Buße, der er sich unterworfen, entging.

„Dieß, meine Herren, ist die wahrhaftige Geschichte meiner traurigen Erlebnisse; seht nun selbst zu und urtheilt, ob für die Seufzer, die Ihr vernommen, die Klagen, die Ihr gehört, und die Thränen, die aus meinen Augen geflossen, genügende Ursache vorhanden war, sich in solcher Fülle zu ergießen, und wenn Ihr Euch die Beschaffenheit meines Unglücks wohl überlegt habt, so werdet Ihr auch wissen, daß Trost vergeblich war, da es kein Mittel gibt, es zu heilen. Darum allein bitte ich Euch, was Ihr mir auch leicht gewähren könnt und werdet, daß Ihr mir rathet, wo ich mein Leben verbringen kann, ohne daß ich vor Furcht und Angst vergehe, es möchten die mich finden, die mich suchen; denn obgleich ich weiß, daß die große Liebe, die meine Aeltern zu mir hegen, mir eine freundliche Aufnahme bei ihnen sichert, so ist doch die Schaam, nicht so vor ihnen erscheinen zu können, wie sie sich vorstellen, so groß, daß ich es für besser halte, mich auf immer von ihrem Anblick zu verbannen, als ihnen vor's Gesicht zu treten mit dem Gedanken, sie fänden in meinem

Geſichte das Gegentheil von der Sittſamkeit, die ſie von mir zu erwarten allen Anſpruch haben."

Sie ſchwieg und ihr Antlitz bedeckte ſich mit einer Röthe, die deutlich die Gefühle ihres Herzens und ihrer Seele Schaam erkennen ließ. Die Umſtehenden waren eben ſo ſehr von Mitleid bewegt, als ſie die unglückliche Geſchichte in Staunen verſetzte, und obgleich der Pfarrer gerne ihr ſogleich ſeinen Troſt und Rath hätte angedeihen laſſen, kam ihm Cardenio doch zuvor, indem er ihre Hand ergriff und ſagte: „So ſeid alſo Ihr, Fräulein, die ſchöne Dorothea, die einzige Tochter des reichen Clenardo?"

Dorothea blickte erſtaunt auf, als ſie den Namen ihres Vaters von einem Menſchen nennen hörte, der ſo wenig nach etwas ſah, — denn Cardenio war, wie wir bereits geſagt, in ſeiner Kleidung ſehr herabgekommen — und ſie ſagte deßhalb: „Wer ſeid Ihr denn, Freund, daß Ihr den Namen meines Vaters kennt? Wenn ich mich recht entſinne, habe ich im ganzen Verlauf der Erzählung meines Unglücks ihn niemals ausgeſprochen."

„Ich", antwortete Cardenio, „bin jener Unglückliche, von dem, wie Ihr ſagt, Lucinde erklärt hat, er ſei ihr Bräutigam; ich bin der unglückliche Cardenio, den die Schlechtigkeit deſſen, der auch Euch ſo weit gebracht hat, in den Zuſtand verſetzte, in welchem Ihr mich jetzt erblickt, zerriſſen, halbnackt, jedes menſchlichen Troſtes und, was noch ſchlimmer, ſeiner Vernunft baar, denn nur manchmal, wenn es dem Himmel gefällt, bin ich auf kurze Zeit bei vollem Verſtande. Ich, Dorothea, bin der, der bei Don Fernando's Vermählung zugegen war, und der das Jawort ausſprechen hörte, das Lucinde ihm als Braut gab; ich bin es, der nicht den Muth hatte, den Verlauf ihrer Ohnmacht oder die Wirkung des Briefes abzuwarten, den ſie an ihrem Buſen trug; denn meine Seele hatte nicht mehr die Kraft, ſo viel Unglück auf einmal zu ertragen. Ich verließ darum das Haus und mich verließ die Geduld; ich übergab jedoch meinem Wirthe einen Brief, mit der Bitte ihn an Lucinden abzugeben, und kam in dieſe Einöde mit der feſten Abſicht, hier mein Leben zu beſchließen, das ich von dieſer Zeit wie meinen Todfeind ver-

abscheute. Das Schicksal wollte mich jedoch nicht von ihm befreien und begnügte sich damit, mich meiner Vernunft zu berauben, vielleicht um mich für das Glück aufzusparen, das mir dadurch zu Theil wurde, daß ich Euch fand; denn wenn, wie ich nicht zweifle, was Ihr eben erzählt habt, wahr ist, so wäre es doch möglich, daß der Himmel uns beiden nach so langer Trübsal noch ein besseres Loos vorbehalten, als wir glauben; und da Lucinde sich nicht mit Don Fernando vermählen kann, weil sie die Meine ist, noch Don Fernando mit ihr, weil er der Eure, und sie dieß feierlich erklärt hat, so dürfen wir noch immer hoffen, daß der Himmel uns wiedergebe, was uns gehört, da es vorhanden und weder veräußert, noch vernichtet ist. Und da wir diesen Trost besitzen, der nicht aus weit gesuchter Hoffnung entsprungen, noch auf leere Hirngespinnste begründet ist, so bitte ich Euch, Fräulein, Eure ehrenhaften Gesinnungen auf ein andres Ziel zu richten, wie ich das gleichfalls thun werde, und Euch der Hoffnung auf bessere Tage hinzugeben; denn ich schwöre Euch bei dem Wort eines Ritters und Christen, Euch nicht zu verlassen, bis ich Euch im Besitze Don Fernando's sehe, und wenn ich ihn nicht mit Vorstellungen zu seiner Pflicht gegen Euch zurückbringen kann, so werde ich von den Rechten Gebrauch machen, welche mir meine Ritterwürde verleiht, vermöge der ich ihn wegen des Unrechts, das er Euch zugefügt, mit vollem Fuge herausfordern kann, ohne dabei meines eigenen Schimpfes zu gedenken, dessen Rache ich dem Himmel befehle, um auf Erden nur Eure Sache zu verfechten."

Dorothea's Staunen erreichte, als sie Cardenio so sprechen hörte, den höchsten Grad, und da sie nicht wußte, wie sie ihm für sein großmüthiges Anerbieten genug danken sollte, wollte sie seine Füße umfassen, um sie zu küssen; Cardenio duldete es jedoch nicht. Der Licentiat antwortete für beide, lobte Cardenio's edelmüthiges Versprechen und bat, beschwor und überredete sie zuletzt, mit ihm nach seinem Dorfe zu kommen, wo sie sich mit alle dem versehen könnten, dessen sie ermangelten; dort wollten sie sich dann auch über die Weise berathen, wie man Don Fernando's habhaft werden oder Dorothea ihren Aeltern zu-

führen, überhaupt was ihnen passend scheine ausführen könne. Cardenio und Dorothea dankten ihm und willigten in seinen Vorschlag. Der Barbier aber, der bei dem allem staunend und schweigend zugehört hatte, gab nun auch seinen guten Rath zum besten, und erbot sich ebenso bereitwillig als der Pfarrer, ihnen bei allem, was zu ihrem Besten dienen könne, behülflich sein zu wollen. Er erzählte dabei in Kürze, was sie hierher geführt, nämlich die seltsame Verrücktheit Don Quijote's, und daß sie eben auf seinen Schildknappen warteten, der ihn aufzusuchen weggegangen sei. Cardenio erinnerte sich wie im Traume an den Handel, den er mit Don Quijote gehabt, und erzählte denselben; aber er konnte die Veranlassung nicht angeben.

In diesem Augenblick hörten sie lautes Rufen und erkannten, daß es Sancho Panza war, der, weil er sie nicht an dem Orte fand, wo er sie zurückgelassen, aus vollem Halse zu schreien anfing. Sie eilten ihm entgegen und erkundigten sich nach Don Quijote. Er erzählte ihnen, wie er den Ritter im bloßen Hemde, ganz abgezehrt, bleich und halbtodt vor Hunger gefunden; auch habe er noch immer nach seiner Gebieterin Dulcinea geseufzt, und obgleich er ihm gesagt, daß sie ihm befehle, diesen Ort zu verlassen und sich nach Toboso zu begeben, wo sie ihn erwarte, habe er geantwortet, er sei entschlossen, nicht eher vor ihrer Schönheit zu erscheinen, bis er Thaten vollführt, die ihn ihrer Huld würdig machten. Wenn das so fortgehe, meinte Sancho, so liefe sein Herr Gefahr, niemals Kaiser zu werden, wie er doch verpflichtet sei, ja nicht einmal Erzbischof, was doch das Mindeste wäre; sie möchten deßhalb selbst zusehen, wie sie ihn von jenem Orte wegbrächten. Der Licentiat antwortete ihm, er solle nur ruhig sein, sie würden ihn wohl oder übel schon von dort wegbringen. Er theilte sofort Cardenio und Dorothea mit, was sie sich ausgesonnen, um Don Quijote zu heilen oder wenigstens nach Hause zu bringen, worauf Dorothea antwortete, sie würde das bedrängte Fräulein besser vorstellen können, als der Barbier, namentlich, da sie Kleider bei sich habe, mit denen man das ganz natürlich machen könne: sie möchten es nur ihr überlassen, sie werde alles einzuleiten wissen, wie es am

geeignetsten wäre, um ihren Plan zu fördern, denn sie habe viele Ritterbücher gelesen und kenne genau die Art, wie bedrängte Fräulein sprechen, wenn sie von fahrenden Rittern ihren Beistand verlangen.

„So haben wir denn weiter nichts zu thun", sagte der Pfarrer, „als sogleich ans Werk zu gehen, denn sicher zeigt sich uns das Glück günstig, da es bereits, ohne daß Ihr daran dachtet, angefangen, Euch zur Rettung eine Thür zu öffnen, und uns andern die Mittel dadurch geboten, zu unsrem Ziele zu gelangen."

Dorothea holte sogleich aus ihrem Bündel eine vollständige Frauenkleidung von reichem Stoffe und ein Mäntelchen von einem andern glänzenden grünen Zeug; aus einer Kapsel aber nahm sie ein Halsband und andre Juwelen, mit denen sie sich in wenigen Augenblicken so prächtig herausgeputzt hatte, daß sie wie eine reiche und große Dame aussah. Dieß Alles und noch mehr, sagte sie, habe sie von Hause für den Nothfall mitgenommen; es habe sich aber bis jetzt kein Fall gezeigt, wo sie davon hätte Gebrauch machen können. Alle waren hoch erfreut über ihre Anmuth, Schönheit und edle Haltung und versicherten, Don Fernando müsse wenig Geschmack besessen haben, um eine solche Schönheit verlassen zu können; wer jedoch am meisten staunte, das war Sancho Panza, der, wie es schien, — und so war es auch — noch nie in seinem Leben ein so schönes Wesen gesehen; er fragte deßhalb den Pfarrer sehr dringend, wer diese schöne Dame sei und was sie in dieser unwegsamen Gegend suche.

„Diese schöne Dame, Freund Sancho", antwortete der Pfarrer, „ist nichts Geringeres, als die rechtmäßige Erbin des großen Königreiches Micomicon in Aethiopien, die Euren Herrn aufzusuchen gekommen, um sich von ihm eine Gnade zu erbitten, welche darin besteht, daß er ein Unrecht oder eine Beschimpfung räche, die ein großer Riese ihr angethan; auf den Ruf hin, den Euer Herr als tapferer Ritter in der ganzen bekannten Welt hat, ist diese Prinzessin von Guinea hierher gekommen, ihn aufzusuchen."

„Sie hat glücklich gesucht und glücklich gefunden!“ rief Sancho, „zumal wenn es meinem Herrn glückte, jene Unbill abzustellen und jenes Unrecht wieder gut zu machen, indem er den Hurensohn von Riesen, wie Euer Gnaden sagt, umbringt; und er wird ihn umbringen, wenn er ihn nur findet, falls er nicht etwa ein Gespenst ist; denn gegen Gespenster vermag mein Herr nicht das Geringste. Aber um eins möchte ich Euer Gnaden, Herr Licentiat, unter Anderem bitten, daß Ihr meinem Herrn nicht in den Sinn kommen lasset, Erzbischof werden zu wollen, und daß Ihr ihm deßhalb rathet, diese Prinzessin alsbald zu heirathen, wodurch ihm unmöglich gemacht wird, die erzbischöflichen Würden zu erlangen, während er es dagegen leicht zu seinem Kaiserreich bringt, und ich ans Ziel meiner Wünsche komme; denn ich habe es mir wohl überlegt und herausgebracht, daß es nicht für mich taugt, wenn mein Herr Erzbischof wird, denn ich bin kein Mann für die Kirche, da ich verheirathet bin; und jetzt noch hinzulaufen, um mir den Dispens zu holen, damit ich eine Kirchenpfründe genießen könne, da ich, wie gesagt, Weib und Kind habe, das würde kein Ende nehmen; darum, Herr, ist es die Hauptsache, daß mein Herr sich sogleich mit dieser Dame vermählt, die ich leider nicht bei Namen nennen kann, da ich Ihre Gnaden noch gar nicht kenne.“

„Sie heißt Prinzessin Micomicona“, antwortete der Pfarrer; „denn da ihr Königreich Micomicon heißt, so ist es klar, daß sie sich so nennen muß.“

„Daran ist kein Zweifel“, antwortete Sancho, „denn ich habe viele gekannt, die sich ihren Beinamen von dem Orte ihrer Geburt gaben; und sich Pedro von Alcala, Juan von Ubesa und Diego von Valladolid nannten; und dieser Brauch wird wohl auch in Guinea sein, daß die Königinnen sich nach ihren Königreichen nennen.“

„Allerdings“, sagte der Pfarrer, „und was die Heirath Eures Herrn anbetrifft, so werde ich Alles thun, was in meinen Kräften steht.“ Sancho war darüber gerade so vergnügt, als der Pfarrer erstaunt über seine Einfalt, namentlich als er sah, daß dieselben Verrücktheiten in seinem Hirn wie in dem seines

Herrn spukten, da er gar keinen Zweifel darüber zu haben schien, daß dieser es noch zum Kaiser bringen werde.

Inzwischen hatte sich Dorothea auf das Maulthier des Pfarrers gesetzt, während der Barbier sich den Ochsenschwanzbart befestigte, worauf sie Sancho Panza sagten, er möge sie nun dahin führen, wo Don Quijote sich aufhalte; sie warnten ihn aber, daß er nicht merken lasse, daß er den Licentiaten und den Barbier kenne; denn wenn sein Herr Kaiser werden solle, so komme alles darauf an, daß er sie nicht erkenne. Der Pfarrer und Cardenio wollten indeß nicht mitgehen; Cardenio, damit Don Quijote sich nicht des Streites erinnere, den er mit ihm gehabt, der Pfarrer, weil im Augenblick seine Gegenwart noch nicht nöthig sei. Sie ließen sie deßhalb vorangehen und folgten ihnen gemächlich nach. Der Pfarrer unterließ nicht, Dorothea zu unterrichten, was sie zu thun habe; sie sagte aber, sie sollten nur ruhig sein, sie würde alles genau so thun, wie es in den Ritterbüchern geschildert und gefordert werde.

Sie mochten ungefähr dreiviertel Meilen gegangen sein, als sie Don Quijote zwischen Felsklüften entdeckten; er war zwar bekleidet, aber nicht bewaffnet. Als Dorothea ihn sah und von Sancho erfuhr, dieß sei Don Quijote, trieb sie ihr Maulthier schärfer an, und der Barbier mit dem langen Barte folgte ihrem Beispiel. Als sie endlich dicht bei dem Ritter waren, sprang der Stallmeister vom Maulthier und empfing Dorothea in seinen Armen, diese aber schwang sich mit großer Leichtigkeit herab und warf sich vor Don Quijote auf die Kniee. Obgleich dieser alles that, um sie aufzuheben, gab sie doch seinen Bitten nicht nach und redete ihn auf folgende Weise an: „Ich werde mich nicht früher erheben, tapferer und gewaltiger Ritter, als bis Eure Güte und Huld mir eine Gunst gewährt, die zu Ehre und Preis Eurer Person und zum Frommen des trostlosesten und beschimpftesten Fräuleins dienen wird, welche die Sonne je gesehen; und wenn die Tapferkeit Eures starken Armes dem Rufe Eures unsterblichen Ruhmes entspricht, so seid Ihr verpflichtet, einer Unglücklichen beizuspringen, welche, von dem Geruche Eures berühmten Namens angezogen, aus so fernen

Ländern herbeikommt, um bei Euch Rath und Hülfe in ihrer Noth zu ſuchen."

„Ich werde Euch kein Wort erwidern, ſchöne Dame", antwortete Don Quijote, „noch etwas von Eurer Angelegenheit weiter anhören, bis Ihr Euch vom Boden erhebt."

„Ich werde mich nicht erheben, Herr", antwortete das tiefgekränkte Mädchen, „ehe Ihr mir in Eurer Huld die Gunſt gewährt habt, um die ich Euch bitte."

„So ſei ſie Euch gewährt und zugeſtanden", antwortete Don Quijote, „ſofern ihre Erfüllung nicht meinem König, meinem Vaterland und der, welche zu meinem Herzen und meiner Freiheit den Schlüſſel hat, zu Schaden oder zur Unehre gereicht."

„Sie werden weder zum Schaden noch zur Unehre derer gereichen, von welchen Ihr ſprecht, mein guter Herr", antwortete das ſchmerzensreiche Fräulein.

Inzwiſchen ſchlich Sancho zu ſeinem Herrn hin und flüſterte ihm leiſe ins Ohr: „Euer Geſtrengen kann ihr die Gunſt, die ſie verlangt, leicht gewähren, denn es iſt nichts, als daß Ihr einen ungeheuren Rieſen umbringt, und diejenige, welche Euch darum bittet, iſt die erhabene Prinzeſſin Micomicona, die Königin des großen Reiches Micomicon in Aethiopien."

„Sei ſie, wer ſie wolle, ich werde thun, was meine Pflicht iſt", antwortete Don Quijote, „und was mir mein Gewiſſen gebietet, des Gelübdes eingedenk, das ich geleiſtet"; dann wandte er ſich nach dem Fräulein um und ſagte: „Eure große Schönheit beliebe nur aufzuſtehen, denn ich gewähre ihr jede Gunſt, um die ſie mich bitten mag."

„Um was ich Euch denn bitte", ſagte das Fräulein, „iſt, daß Eure hochherzige Perſon alsbald mit mir komme, wohin ich ſie führe, und mir verſpreche, ſich in kein andres Abenteuer einzulaſſen, bis ſie mich an einem Verräther gerächt, der ſich gegen alles göttliche und menſchliche Recht meine Herrſchaft angemaßt."

„Ja, die Bitte ſei gewährt", antwortete Don Quijote, „und deßhalb könnt Ihr, Fräulein, fortan den Kummer, der

Euch quält, verbannen und Eure schwache Hoffnung mit neuer Kraft und Zuversicht beleben; denn mit der Hülfe Gottes und meines Armes werdet Ihr Euch bald wieder in Eure Herrschaft und auf den Thron Eures alten, großen Reiches eingesetzt sehen, all den Schurken zu Trotz und Schimpf, die etwas dagegen haben. Nun denn Hand ans Werk; im Zaudern, sagt man, liegt Gefahr."

Das bedrängte Fräulein wollte ihm durchaus die Hand küssen, aber Don Quijote, der in Allem ein feiner und höfischer Ritter war, ließ es um keinen Preis zu; er hob sie vielmehr vom Boden auf, umarmte sie mit vielem Anstand und großer Höflichkeit und befahl Sancho, den Sattelgurt fest zu machen und ihm sogleich die Waffen anzulegen. Sancho holte die Rüstung, die wie eine Trophäe an einem Baume hing, schnallte den Gurt fest und wappnete seinen Herrn, der, als er sich gerüstet sah, ausrief: „Brechen wir auf im Namen Gottes, um dieser hohen Dame beizustehen."

Der Barbier lag noch immer auf den Knieen und gab sich große Mühe, das Lachen zu verbeißen und seinen Bart nicht fallen zu lassen, denn das Fallen desselben hätte vielleicht all ihre guten Pläne zu nichte gemacht. Da er aber sah, daß die Gunst schon gewährt war, und wie eifrig Don Quijote sich anschickte, zur Erfüllung seines Gelöbnisses zu schreiten, stand er auf, nahm seine Dame bei der andern Hand und hob sie mit dem Ritter auf das Maulthier. Sogleich bestieg auch Don Quijote den Rocinante, und der Barbier machte sich auf seinem Lastthier zurecht, während Sancho zu Fuße gehen mußte, weßhalb er von Neuem den Verlust des Grauschimmels beklagte, da er ihn eben jetzt sehr schwer ankam. Er ertrug es aber dennoch, da allem Anscheine nach sein Herr just auf dem Wege, wo nicht gar schon auf dem Puncte war, Kaiser zu werden, denn er glaubte fest, Don Quijote werde das Fräulein heirathen und zum mindesten König von Micomicon werden. Der Gedanke machte ihm allein zu schaffen, daß dieß Königreich im Lande der Neger liege, und die Leute, die sie ihm zu Unterthanen geben würde, Neger seien. In seinen Gedanken fand er jedoch dafür

bald Abhülfe und sprach bei sich selbst: „Was macht mir's, wenn meine Unterthanen Neger sind! Kann ich da etwas Besseres thun, als sie zusammenpacken und nach Spanien hinüberführen, wo ich sie verkaufe und baar dafür bezahlt werde, für welches Geld ich mir dann einen Titel oder ein Amt erwerbe, bei denen ich all mein Leben vollends ruhig verbringen kann? Ja, wenn man ein Murmelthier wäre und nicht Verstand und Geschicklichkeit genug hätte, um drei, sechs, zehntausend Unterthanen in einem Hui zu verkaufen! Aber ich will sie fliegen lassen, klein und groß, wie es kommt; sie mögen schwarz sein, wie sie wollen, ich werde sie schon weiß und gelb machen; kommt nur, daß ich nicht gescheidt wäre!"

Diese Gedanken beschäftigten ihn in solchem Grade und gewährten ihm solche Befriedigung, daß er ganz die Beschwerde des Fußgehens darob vergaß.

Cardenio und der Pfarrer sahen dem allem hinter einem Gebüsche zu und wußten nicht, wie sie es angreifen sollten, sich an sie anzuschließen; der Pfarrer aber, der ein schlauer Kopf war, dachte sich sogleich aus, was sie thun wollten, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Er stutzte nämlich mit einer Scheere, die er in einem Futteral bei sich führte, Cardenio den Bart, zog ihm einen grauen Ueberrock an und gab ihm einen schwarzen Mantel; er selbst aber behielt nur Wamms und Hosen. Cardenio wurde dadurch ein so ganz andrer, als er zuvor geschienen, daß er sich wohl selbst nicht erkannt hätte, wenn er sich in einem Spiegel gesehen.

Nachdem dieß geschehen, kamen sie doch noch früher als die Andern auf die Landstraße, obgleich diese während der Verkleidung einen Vorsprung gewonnen hatten; der Grund davon war, daß das dichte Gestrüpp und die schlechten Wege die Reitenden nicht so rasch vorwärts kommen ließen als die Fußgänger, kurz sie waren früher auf der Ebene, die sich vor dem Gebirg ausbreitete, und sobald Don Quijote mit seiner Begleitung erschien, faßte ihn der Pfarrer von weitem ins Auge und gab zu verstehen, daß er ihn erkenne. Nachdem er ziemlich lange so dagestanden, rief er endlich laut: „Seid willkommen, Spiegel

der Ritterschaft, mein guter Landsmann Don Quijote von der Mancha, Blume und Ruhm des Adels, Schutz und Schirm der Bedrängten, Quintessenz der fahrenden Ritter!"

Mit diesen Worten umschlang er das linke Knie Don Quijote's, welcher ganz betroffen über das war, was er diesen Menschen thun sah und sagen hörte. Er betrachtete ihn aufmerksamer und erkannte ihn zuletzt, war aber nicht wenig verwundert, ihn hier zu sehen und gab sich große Mühe abzusteigen; aber der Pfarrer gab es nicht zu, weßhalb Don Quijote sagte: „Laßt mich, Gnaden, Herr Licentiat, denn es geht durchaus nicht, daß ich zu Pferde sitze, während eine so ehrwürdige Person, wie Ihr, zu Fuße geht."

„Ich werde es durchaus nicht dulden", sagte der Pfarrer; „bleibe Eure Hoheit zu Pferde, denn zu Pferde verrichtet Ihr die größten Thaten und besteht die herrlichsten Abenteuer, die in unsrem Zeitalter je gesehen worden. Für mich unwürdigen Priester ist es genug, wenn ich auf den Rücken eines der Maulthiere dieser Herren steigen darf, welche Euer Gnaden begleiten, falls es denselben nicht zuwider; und ich will es so hoch anrechnen, als wenn ich auf dem Pegasus, oder auf dem Zebra oder Turnierrosse ritte, auf welchem der berühmte Mohr Muzaraque ritt, der noch bis zur Stunde in dem großen Berge Zulema verzaubert weilt, nicht weit von dem großen Complutum."

„Daran dachte ich nicht, Herr Licentiat", antwortete Don Quijote, „und ich bin überzeugt, daß meine Herrin, die Prinzessin, die Gnade haben wird, um meinetwillen ihrem Stallmeister zu befehlen, den Sattel seines Maulthiers für Euer Gnaden einzuräumen; er kann sich hinten aufsetzen, wenn das Thier es duldet."

„Das Thier wird es schon dulden", antwortete die Prinzessin, „und ich glaube auch, daß ich es meinem Stallmeister gar nicht erst zu befehlen brauche; er wird so höflich und christlich sein, nicht zuzugeben, daß eine geistliche Person zu Fuße geht, wenn sie reiten könnte."

„Allerdings", erwiderte der Barbier, stieg augenblicklich vom Esel und lud den Pfarrer ein, aufzusteigen; dieser nahm

es denn auch an, ohne sich viel bitten zu lassen. Aber das Schlimme war, daß, als der Barbier hintenauf sitzen wollte, das Maulthier, das gemiethet war, — was genug gesagt ist, um seine Schlechtigkeit zu beweisen — sein Hintergestell ein wenig aufhob und hinausschlug, und zwar so heftig, daß, wenn die Füße Meister Nicolas auf die Brust oder den Kopf getroffen, er seine Fahrt und Don Quijote wohl zum Teufel gewünscht hätte. Bei alle dem brachte ihn das Hinausschlagen so aus der Fassung, daß er zu Boden stürzte und dabei des Bartes so wenig achtete, daß er ihm herabfiel; als er sich aber so ohne Bart sah, wußte er kein anderes Mittel, als sich das Gesicht mit beiden Händen zu bedecken und zu jammern, er habe sich beide Kinnbacken abgefallen.

Als Don Quijote die große Bartmasse ohne Kinnbacken und ohne Blut fern von dem Gesichte des Barbiers liegen sah, rief er: „Gott sei mir gnädig, was ist das für ein großes Wunder, der Bart ist ihm so rein vom Gesichte herunter, als wenn man ihn sorgfältig abrasirt hätte."

Als der Pfarrer sah, in welcher Gefahr sein Plan schwebte, entdeckt zu werden, lief er alsbald auf den Bart zu und eilte damit zu Meister Nicolas, der noch immer laut schrie, und hatte ihm im nächsten Augenblick, indem er den Kopf an seine Brust drückte, den Bart wieder angeklebt, worauf er einige Worte murmelte, welche, wie er behauptete, eine sichere Zauberformel seien, Bärte wieder anzuheften, wie es sich hier zeige. Sobald dieß geschehen, trat er zur Seite und der Stallmeister war wieder so gut bebartet und so gesund, wie zuvor. Don Quijote war darüber aus der Maßen verwundert und bat den Pfarrer, daß er ihn gelegentlich die Zauberformel lehre, denn sie werde sich wohl noch weiter erstrecken, als blos darauf, Bärte zu befestigen; es sei klar, wo Bärte so heruntergerissen würden, müsse auch das Fleisch mitgehen oder verletzt werden, könne das aber geheilt werden, so sei die Formel zu mehr als Bärten nütze.

„So ist es auch", sagte der Pfarrer und versprach sie ihn bei erster Gelegenheit zu lehren. Sie beschlossen nun, daß der

Pfarrer zunächſt aufſitze, dann aber wollten die Drei abwechslungsweiſe reiten, bis ſie nach der Schenke kämen, die ungefähr ſechs Meilen von da entfernt ſei.

Als ſie nun ſo weiter zogen, drei beritten, nämlich Don Quijote, die Prinzeſſin und der Pfarrer, drei zu Fuß, Cardenio, der Barbier und Sancho Panza, ſagte Don Quijote zu dem Fräulein: „Eure Hoheit führe uns nun, wohin es Euch beliebt.“

Doch ehe ſie antworten konnte, ſagte der Licentiat: „Nach welchem Königreiche wird Euer Gnaden uns führen? vielleicht nach dem Königreiche Micomicon? Das wird es wohl ſein, oder ich verſtehe mich wenig auf Königreiche.“

Sie, die ſich in alles wohl zu finden wußte, dachte gleich, daß ſie es bejahen müſſe, und ſagte: „Ja, Herr, nach dieſem Königreiche geht mein Weg.“

„Wenn dem ſo iſt“, ſagte der Pfarrer, „ſo kommen wir ja durch unſeren Wohnort, und von da könnt Ihr den Weg nach Carthagena nehmen, Euch dort mit günſtiger Gelegenheit einſchiffen, und wenn der Wind günſtig, das Meer ruhig iſt und kein Sturm geht, ſeid Ihr in weniger als neun Jahren im Angeſicht des großen Sees Meona, wollte ſagen Meotides, was dann wenig mehr als hundert Tagereiſen von dem Königreiche Eurer Herrlichkeit entfernt iſt.“

„Euer Gnaden täuſcht ſich“, ſagte ſie, „denn es iſt nicht zwei Jahre her, daß ich von dort ausgezogen bin, und ich habe doch niemals gutes Wetter gehabt: deſſen ungeachtet habe ich es bereits erreicht, den Mann zu ſehen, nach deſſen Anblick ich mich ſo ſehr ſehnte, den Ritter Don Quijote von der Mancha, deſſen Ruf zu meinen Ohren drang, ſobald ich den Fuß auf Spaniens Boden ſetzte, wodurch ich bewogen ward, ihn aufzuſuchen, um mich ſeiner Huld zu befehlen und meine gerechte Sache der Tapferkeit ſeines unüberwindlichen Armes anzuvertrauen.“

„Nicht weiter, hört auf mit meinen Lobeserhebungen“, rief Don Quijote bei dieſen Worten, „denn ich bin ein Feind jeder Art von Schmeichelei, und ungeachtet dieß keine wäre, ſo beleidigen doch dergleichen Worte meine keuſchen Ohren. Ich kann Euch nur verſichern, gnädiges Fräulein, daß, mag ich nun

Tapferkeit besitzen oder nicht, die, die ich habe oder nicht habe, Eurem Dienste bis zu meinem letzten Hauche geweiht ist. Wir wollen das jedoch lassen, bis die Zeit kommt; inzwischen bitte ich den Herrn Licentiaten, mir zu sagen, welcher Grund ihn in diese einsamen Gegenden geführt, so ganz ohne Diener und in so leichter Kleidung, daß ich mich nicht genug wundern kann."

„Darauf kann ich kurz antworten", versetzte der Pfarrer. „Ihr müßt wissen, gnädiger Herr Don Quijote, daß ich und Meister Nicolas, unser Freund und Barbier, nach Sevilla gingen, um eine Summe Geldes zu erheben, die mir ein Verwandter, welcher seit vielen Jahren in Indien lebt, geschickt hatte; es war dieß keine Kleinigkeit, denn die Summe belief sich auf sechzigtausend Pesos, und zwar lauter vollwichtige, was noch einmal so viel ist. Als wir nun durch diese Gegenden zogen, überfielen uns vier Straßenräuber und plünderten uns bis auf die Bärte aus; und das ist so wörtlich zu nehmen, daß der Barbier sich einen falschen ansetzen mußte. Auch diesen jüngern Mann (er zeigte auf Cardenio) zogen sie aus, daß er so nackt war, wie ein neugebornes Kind. Das Schönste an der Sache ist, daß man rings in der Umgegend behauptet, die Straßenräuber seien Galeerensträflinge, die nicht weit von hier sämmtlich ein tapferer Mann befreit habe, trotz Commissär und Aufseher; ohne Zweifel ist dieser Mensch verrückt, oder ein ebenso großer Schurke als sie, jedenfalls ein Mensch ohne Herz und Gewissen, da er den Wolf unter die Schafe, den Fuchs unter die Hühner, die Fliege in den Honig schickte. Er hat damit der Gerechtigkeit zuwidergehandelt, seinem König und angestammten Herrn sich widersetzt, da er dessen gerechte Anordnungen durchkreuzte; er beraubte die Galeeren ihrer Füße, brachte die heilige Hermandad, die schon viele Jahre der Ruhe pflegt, in Aufregung, kurz, er vollführte eine That, durch die man die Seele verliert und doch seinen Körper nicht bewahrt." Sancho hatte dem Pfarrer und dem Barbier das Abenteuer mit den Galeerensträflingen erzählt, das sein Herr mit so großem Ruhme bestanden, und deßhalb nahm der Pfarrer den Mund so voll, als er dagegen loszog, um zu sehen, was Don Quijote thue oder sage.

Dieſer aber änderte bei jedem Worte die Farbe und wagte nicht zu ſagen, daß er der Befreier der guten Leute geweſen. „Das alſo“, ſchloß der Pfarrer, „waren die Leute, welche uns beraubten; Gott aber möge in ſeiner Barmherzigkeit Demjenigen verzeihen, der ſie ihrer verdienten Strafe entzog.“

Dreißigſtes Kapitel.

Handelt von der Klugheit der ſchönen Dorothea nebſt anderen angenehmen und ergötzlichen Dingen.

Der Pfarrer hatte kaum ausgeredet, als Sancho ſagte: „Meiner Treu, Herr Licentiat, der dieſe That gethan, war kein Andrer, als mein Herr; aber ich habe es ihm vorher geſagt und ihn gewarnt, er möge zuſehen, was er thue; es ſei Unrecht, ihnen die Freiheit zu geben, denn ſie wären alle wegen großer Schurkereien nach den Galeeren geſchickt.“

„Dummkopf“, rief Don Quijote, als er dieß hörte, „den fahrenden Rittern kommt es nicht zu und ziemt es nicht, erſt zu erhärten, ob die Bedrängten, Gefeſſelten oder Unterdrückten, die ſie auf ihren Wegen treffen, durch ihre Schuld oder durch ihr Mißgeſchick in ſolche Lage oder Bedrängniß gerathen ſind; für ſie gilt es nur, ihnen als Hülfsbedürftigen beizuſtehen und auf ihre Leiden zu ſehen, nicht auf ihre Schurkereien. Ich ſtieß auf einen ganzen Roſenkranz, eine ganze Kette von mißvergnügten und unglücklichen Leuten und verfuhr mit ihnen, wie es mein Orden verlangte. Das Weitere kümmert mich nicht, und wem dieß nicht recht dünkt — die heilige Würde des Herrn Licentiaten und ſeine geachtete Perſon ausgenommen —, dem ſage ich, daß er wenig von dem ganzen Ritterweſen verſteht und daß er lügt wie ein Hurenſohn und gemeiner Kerl: das will ich ihm mit meinem Schwerte beweiſen, ſo weit es reicht.“ Und mit dieſen Worten ſetzte er ſich feſter in den Bügeln und drückte die Pickelhaube ins Geſicht; denn das Barbierbecken, das er für den Helm

des Mambrin hielt, hatte er am vordern Sattelknopf hängen, bis er es würde von der Mißhandlung der Galeerensträflinge ausbessern lassen können.

Dorothea, welche sehr klug und witzig war, hatte bereits Don Quijote's Verrücktheit erkannt und bemerkt, daß sie ihn alle mit Ausnahme Sancho Panza's zum Besten hatten; sie wollte deßhalb nicht zurückbleiben und sagte, als sie ihn so gereizt sah: „Herr Ritter, erinnert Euch der Gunst, die Ihr mir versprochen, und daß Ihr diesem Versprechen zufolge Euch in kein andres Abenteuer einlassen dürft, wie dringend es auch sein möchte. Darum beruhige sich Euer Gnaden Herz; denn hätte der Herr Licentiat gewußt, daß durch diesen unüberwindlichen Arm die Galeerensträflinge befreit wurden, so hätte er sich wohl lieber dreimal auf den Mund geschlagen und viermal auf die Zunge gebissen, ehe er ein Wort gesprochen, das Euer Gnaden Unwillen in solchem Grade hervorrufen konnte."

„Ja, das schwöre ich Euch", sagte der Pfarrer, „ich hätte mir lieber den Knebelbart abgebissen."

„Ich will mich beruhigen, meine Gebieterin", sagte Don Quijote, „und den gerechten Zorn ersticken, der sich bereits in meiner Brust erhoben; ich will ruhig und friedlich des Weges ziehen, bis ich mein Gelübde erfüllt; zum Lohn für meinen guten Vorsatz erbitte ich mir jedoch von Euch, daß Ihr mir sagt, wenn es Euch nicht beschwerlich fällt, welcher Art Eure Noth ist und wer, was und wie Viele es sind, an denen ich Euch die schuldige, vernichtende und volle Rache verschaffen soll."

„Das will ich gerne", antwortete Dorothea, „wenn es Euch nicht langweilt, meine Klagen und meinen Jammer zu hören."

„Keineswegs, mein gnädiges Fräulein", erwiderte Don Quijote, worauf Dorothea antwortete:

„Nun so wollt mir ein aufmerksames Ohr leihen."

Sie hatte dieß kaum gesagt, als Cardenio und der Barbier sich an ihre Seite machten, da sie sehr begierig waren, was die kluge Dorothea für eine Geschichte erfinden würde; dasselbe that Sancho, der in der gleichen Täuschung über sie befangen

war, wie ſein Herr; ſie aber, nachdem ſie ſich bequem in ihrem Sattel zurecht geſetzt und zur Vorbereitung gehuſtet und Anderes dergleichen gethan, begann mit vielem Anſtand folgendermaßen ihre Erzählung: „Vor allem mögt Ihr wiſſen, meine Herren, daß mein Name ....“

Hier hielt ſie ein wenig inne, denn ſie hatte den Namen vergeſſen, den ihr der Pfarrer gegeben; dieſer aber merkte, woran es fehlte, und kam ihr ſogleich zu Hülfe, indem er ſagte: „Es iſt kein Wunder, daß Eure Hoheit bei der Erzählung Eurer Mißgeſchicke in Verwirrung und Verlegenheit geräth, denn das Unglück iſt oft der Art, daß es denen, die es heimſucht, das Gedächtniß raubt, und zwar ſolchermaßen, daß ſie ſich ſogar ihres eigenen Namens nicht mehr entſinnen, wie es Euer Hoheit begegnet iſt, indem Ihr vergeſſen habt, daß Ihr die Prinzeſſin Micomicona, die legitime Erbin des großen Königreichs Micomicon ſeid; mit dieſer Andeutung wird Eure Hoheit ſich leicht wieder Alles, was Ihr uns erzählen wolltet, ins Gedächtniß zurückrufen.“

„Ganz recht“, antwortete das Mädchen, „und von jetzt an, glaube ich, werde ich keines weitern Fingerzeiges mehr bedürfen; ich werde mit meiner wahrhaftigen Geſchichte gut zu Ende kommen, und dieſe lautet: Der König, mein Vater, welcher Tinacrio der Weiſe hieß, war ſehr bewandert in dem, was man die Zauberkunſt nennt. Er erfuhr durch ſeine Wiſſenſchaft, daß meine Mutter, die Königin Jaramilla, vor ihm ſterben, er ſelbſt aber bald nach ihr aus dieſem Leben ſcheiden werde, ſo daß ich als vater- und mutterloſe Waiſe zurückbliebe. Er ſagte jedoch, daß ihn das nicht ſo ſehr quäle, als es ihn ängſtige, ganz gewiß zu wiſſen, daß ein ungeheurer Rieſe, Beherrſcher einer großen Inſel, die hart an unſer Reich grenzt, Pandafilando mit dem finſtern Blick genannt — weil er, obgleich ſeine Augen am richtigen Ort und gerade ſtehen, immer ſchief ſieht, als ob er ſchielte, was er aus Bosheit thut und um alle, die er anblickt, in Furcht und Schrecken zu jagen, — ich ſage zu wiſſen, daß dieſer Rieſe, ſobald er erführe, ich ſei Waiſe, mit großer Heeresmacht mein Reich überziehen und es mir entreißen würde, ohne mir auch

nur das kleinste Dörfchen zu lassen, wohin ich mich flüchten könnte. Ich könnte diesem Umsturze und Unglücke ausweichen, wenn ich mich mit ihm vermählen wollte; er sei jedoch überzeugt, daß es mir nie in den Sinn kommen werde, eine so ungleiche Verbindung einzugehen, und darin hatte er vollkommen recht, denn es kam mir nie in den Gedanken, diesen oder irgend einen andern Riesen zu heirathen, wie groß und ungeheuer er auch sein mochte. Mein Vater sagte ferner, wenn er todt sei und ich sehe, daß Pandafilando mein Reich zu überziehen beabsichtige, so solle ich mich nicht damit aufhalten, mich zu vertheidigen, denn das würde mich nur zu Grunde richten, sondern ich sollte ihm freiwillig mein Reich überlassen, wenn ich Tod und Untergang meiner guten und getreuen Unterthanen vermeiden wolle, denn es sei unmöglich, mich gegen die teuflische Macht dieses Riesen zu vertheidigen; ich solle vielmehr sogleich mit einigen von den Meinen nach Spanien aufbrechen, wo ich Hülfe in meiner Noth finden werde, und zwar bei einem fahrenden Ritter, dessen Ruf sich zu jener Zeit über das ganze Königreich verbreiten werde und der, wenn ich mich recht erinnere, Don Azote oder Don Jigote heiße."

„Don Quijote wird er gesagt haben, gnädiges Fräulein", fiel Sancho Panza bei diesen Worten ein, „oder mit anderem Namen: der Ritter von der traurigen Gestalt."

„Ganz richtig", sagte Dorothea. „Er schilderte ihn mir ferner als hoch von Gestalt, hager von Gesicht, auch habe er an der rechten Seite unter der linken Schulter oder dortherum ein Muttermal mit borstenähnlichen Haaren."

Als Don Quijote dieß hörte, sagte er zu seinem Knappen: „Halt einmal und hilf mir, mich auszuziehen, denn ich will nachsehen, ob ich der Ritter bin, von dem dieser weise König prophezeite."

„Aber warum will Euer Gnaden sich ausziehen?" sagte Dorothea.

„Um zu sehen, ob ich das Muttermal habe, von dem Euer Vater sprach", antwortete Don Quijote.

„Da iſt es nicht nöthig, daß Ihr Euch auszieht", ſagte Sancho, „denn ich weiß, daß Euer Gnaden ein ſolches Muttermal mitten auf dem Kreuze hat, und das iſt das Zeichen, daß Ihr ein tapferer Mann ſeid."

„Das iſt genug", ſagte Dorothea, „denn unter Freunden muß man nicht auf ſolche Kleinigkeiten ſehen, und ob es auf der Schulter oder auf dem Kreuze ſitzt, thut wenig zur Sache; genug, daß ein Muttermal vorhanden iſt, mag es nun ſein, wo es will, Fleiſch iſt Fleiſch; mein guter Vater hat wirklich in Allem recht gehabt, und auch ich habe es getroffen, indem ich mich dem Ritter Don Quijote befahl, denn er iſt es, von dem mein Vater ſprach, da die Bezeichnung ſeiner äußern Erſcheinung mit der des großen Ruhmes zuſammentrifft, welchen dieſer Ritter nicht nur in Spanien, ſondern in der ganzen Mancha genießt; denn kaum war ich in Oſuña gelandet, als ich ſo viel von ſeinen Großthaten ſagen hörte, daß mir ſogleich ahnte, es ſei derſelbe, den ich ſuche."

„Wie konnte denn Eure Hoheit in Oſuña landen, gnädiges Fräulein", fragte Don Quijote, „es iſt ja kein Seehafen."

Ehe jedoch Dorothea antworten konnte, nahm der Pfarrer das Wort und ſagte: „Die Frau Prinzeſſin wollte vermuthlich ſagen, ſie ſei in Malaga gelandet. Das erſte Mal, daß ſie von Euer Gnaden hörte, war in Oſuña."

„Das wollte ich allerdings ſagen", verſetzte Dorothea.

„Und das iſt auch das Richtige", ſagte der Pfarrer, „und Eure Majeſtät beliebe fortzufahren."

„Ich habe nichts mehr zu ſagen", antwortete Dorothea, „als daß ich endlich ſo glücklich war, den Herrn Don Quijote zu finden, und daß ich mich bereits als Königin und Herrin im Beſitz meines ganzen Reiches ſehe, denn er hat mir in ſeiner Huld und Großmuth verſprochen, mit mir zu gehen, wohin ich ihn führen würde, und dieß wird nirgend anderswohin ſein, als gegen Pandafilando mit dem finſtern Blick, daß er ihm den Garaus mache, und mir das wiedergebe, was er mir gegen alles Recht entriſſen. Alles dieß muß ſo Punct für Punct geſchehen, denn ſo hat es Tinacrio der Weiſe, mein guter Vater, prophezeit. Er

hat mir auch mündlich und ſchriftlich in chaldäiſcher und griechiſcher Sprache (weßhalb ich es nicht leſen kann) hinterlaſſen, daß, wenn jener mir prophezeite Ritter ſich mit mir vermählen wolle, ſo ſolle ich mich ſogleich ohne jede Widerrede als ſeine rechtmäßige Gemahlin ihm ergeben und ihn in den Beſitz meines Königreichs zugleich mit dem meiner Perſon ſetzen."

„Was dünkt Dich, Freund Sancho", ſagte Don Quijote, als er dieß hörte, „merkſt Du nicht, was vorgeht? habe ich es Dir nicht geſagt? Sieh, da haben wir gleich ein Königreich zu regieren und eine Königin zu heirathen."

„Wahrlich", ſagte Sancho, „ein Hurenſohn, der ſich nicht ſogleich verheirathet, ſobald er dem Herrn Pandafilando den Hals abgeſchnitten! Tratra! iſt die Königin mal häßlich? Ich wollte nur, daß ſich die Bettflöhe in dergleichen verwandelten!" Und mit dieſen Worten machte er vor lauter Freude zwei Bocksſprünge in die Luft, dann faßte er die Zügel von Dorothea's Maulthier, hielt es an und knieete vor dieſem nieder, indem er ſie bat, ihm die Hand zum Küſſen zu reichen, um zu zeigen, daß er ihr als ſeiner Königin und Herrin huldige.

Wer hätte von den Umſtehenden nicht lachen ſollen, wenn er Zeuge ſolcher Verrücktheit des Herrn und Einfalt des Dieners war? Dorothea gab ihm die Hand und verſprach ihm, ihn zu einem Granden ihres Reiches machen zu wollen, wenn der Himmel ihr ſo gnädig ſei, ſie daſſelbe wieder gewinnen zu laſſen und in den Genuß deſſelben zu ſetzen. Sancho dankte mit ſolchen Worten, daß alle von Neuem ins Lachen ausbrachen. „Das, meine Herren", fuhr Dorothea fort, „iſt meine Geſchichte; erlaubt mir nur noch zu ſagen, daß, ſo viele Leute ich auch als Begleitung mit aus meinem Reiche nahm, mir nur jener vollbärtige Stallmeiſter blieb: denn alle andern ertranken bei einem heftigen Sturm, den wir im Angeſicht des Hafens hatten; wir aber, er und ich, retteten uns auf zwei Brettern wie durch ein Wunder an das Land, wie denn mein ganzes Leben ein geheimnißvolles Wunder iſt, — das werdet Ihr bemerkt haben. Und wenn ich irgendwie zu weitſchweifig war, oder nicht das Richtige getroffen, ſo werft die Schuld auf das allein, was der

Licentiat gleich zu Anfang meiner Erzählung sagte, daß fortwährende und ungewöhnliche Leiden denen, die davon gepeinigt sind, das Gedächtniß rauben kann."

„Mir sollen sie es nicht rauben, erhabene und muthige Frau", sagte Don Quijote, „so groß und unerhört auch die Leiden sein mögen, die ich in Eurem Dienste erdulden werde. So bestätige ich Euch denn von Neuem die Gunst, die ich Euch gelobt, und schwöre, mit Euch bis ans Ende der Welt gehen zu wollen, bis ich mich jenem falschen Feinde gegenübersehe, dem ich mit Hülfe Gottes und meines Armes das Haupt mit der Schärfe dieses, ich will nicht sagen guten, Schwertes abschlagen werde. Habe ich dieß gethan und Euch in den friedlichen Besitz Eures Reiches gesetzt, so wird es Eure Sache sein, mit Eurer Person anzufangen, was Euch beliebt; denn so lange mein Gedächtniß, mein Verstand, mein Wille ganz von der eingenommen und gefangen sind, welche ... doch ich will nichts weiter sagen ... es ist nicht möglich, daß ich auch nur in Gedanken mich vermähle, und wenn es selbst mit dem Vogel Phönix wäre."

Sancho war über die letzten Worte seines Herrn, daß er nicht heirathen wolle, so ungehalten, daß er in seinem Zorne laut ausrief: „Nun, so schwöre ich bei meiner Seligkeit, daß Euer Gnaden nicht recht bei Sinnen ist. Denn wie wäre es möglich, daß Euer Gnaden noch einen Augenblick im Ungewissen sein kann, ob Ihr eine so vornehme Prinzessin wie diese heirathen wollt, oder nicht! Glaubt Ihr, das Glück werde Euch hinter jedem Zaune einen solchen Schatz finden lassen, wie diesen? Ist etwa das Fräulein Dulcinea schöner? nein, gewiß nicht, nicht halb so schön, und ich wage zu behaupten, daß sie nicht werth ist, dem gegenwärtigen die Schuhriemen aufzulösen. Wie, zum Henker, soll ich denn da zu meiner erhofften Grafschaft kommen, wenn Euer Gnaden Trüffeln im Meere sucht? Heirathet, heirathet vom Flecke weg, ins Satans Namen, und nehmt das Königreich, das Euch in die Hände läuft. Wenn Ihr dann König seid, so macht mich zum Marques oder Statthalter, oder der Teufel soll gleich Alles holen."

Als Don Quijote ſolche Läſterungen gegen ſeine Herrin Dulcinea ausſtoßen hörte, ließ es ihn nicht länger; er erhob deßhalb ſeine Lanze und verſetzte Sancho, ohne ein Wort zu ſprechen, als ob er gar keinen Mund hätte, mit derſelben zwei ſo heftige Schläge, daß er ihn zu Boden warf; und hätte ihm nicht Dorothea zugerufen, er ſolle ihm nichts mehr thun, ſo hätte er ihm ſicher den Garaus gemacht.

„Glaubſt Du, gemeiner Bauer", rief er nach einer Pauſe, „ich werde immer die Hände in den Schooß legen, und man werde Dir allen Unſinn, den Du beſtändig auskramſt, verzeihen? Das denke ja nicht, gemeiner Schurke, denn das biſt Du, der Du von der unvergleichlichen Dulcinea Uebles reden kannſt; weißt Du nicht, Du Schuft, Du Hallunke, Du Lumpenhund, daß, wenn ſie nicht meinem Arme ſolche Tapferkeit einflößte, ich nicht ſo viel Kraft beſäße, einen Floh zu tödten? Sage mir, Hanswurſt mit der Viperzunge, wer glaubſt Du, daß dieſes Reich erobert, dem Rieſen das Haupt abgeſchlagen und Dich zum Marques gemacht (denn ich ſetze das alles als bereits geſchehen und als abgemachte Thatſache voraus), wenn es nicht Dulcinea's Tapferkeit wäre, die ſich meines Armes als Werkzeug bediente? Sie kämpft und ſiegt durch mich, und ich lebe und athme nur in ihr, von der ich Weſen und Daſein habe. O Du ſchuftiger Hurenſohn! wie undankbar biſt Du, der Du, aus dem Staub zum Rang eines Herrn mit Titel erhoben, mit Schmähung derjenigen lohnſt, die Dir dieſe Gnade erwieſen!"

Sancho war doch nicht ſo übel zugerichtet, daß er nicht alles gehört, was ſein Herr zu ihm ſagte. Er ſtand deßhalb ſchnell auf, ſtellte ſich hinter den Zelter Dorothea's und rief von dort aus ſeinem Herrn zu: „Sagt mir nur, Herr, iſt's nicht ſo: wenn Euer Gnaden feſt entſchloſſen iſt, dieſe Prinzeſſin nicht zu heirathen, iſt es dann nicht auch ſicher, daß Ihr Reich nicht Euch zufallen wird; und wenn das nicht iſt, welche Gnaden könnt Ihr dann austheilen? Das iſt's ja, worüber ich jammere. Heirathet doch ein- für allemal dieſe Königin, da ſie uns wie vom Himmel gefallen, Ihr könnt ja ſpäter immer wieder zum Fräulein Dulcinea zurückkommen, denn Ihr ſeid wohl nicht der erſte König,

der sich Kebsweiber gehalten. Was die Schönheit betrifft, so lasse ich mich nicht darauf ein, denn wenn ich die Wahrheit sagen soll, so gefallen mir beide, obgleich ich das Fräulein Dulcinea niemals gesehen."

„Wie, Du hast sie nie gesehen, verrätherischer Verleumder", rief Don Quijote, „und hast mir doch eben eine Nachricht von ihr gebracht?"

„Ich sage nur, ich habe sie nicht so genau gesehen", versetzte Sancho, „daß ich ihre Schönheit und guten Eigenschaften hätte Punct für Punct ins Auge fassen können; aber im Ganzen genommen gefällt sie mir gut."

„Nun so sei Dir verziehen", sagte Don Quijote, „und verzeihe auch Du mir den Zornesausbruch, mit dem ich über Dich hergefahren; die ersten Regungen der Leidenschaft sind nie in der Gewalt eines Menschen."

„Das sehe ich wohl", antwortete Sancho, „und so ist bei mir die Lust zum Reden immer die erste Regung, und ich kann nicht anders, als, was mir mal auf die Zunge kommt, gleich herauszusagen."

„Bei alledem", sagte Don Quijote, „sieh wohl zu, Sancho, was Du sprichst, denn der Krug geht so lange zum Brunnen ... ich will's damit bewenden lassen."

„Schon gut", antwortete Sancho, „es ist ein Gott im Himmel, der die Fallstricke sieht, und Richter darüber sein wird, wer mehr sündigt, ich, der ich nicht gut rede, oder Ihr, der Ihr nicht gut handelt."

„Nichts weiter", sagte Dorothea, „lauft hin, Sancho, und küßt Eurem Herrn die Hand und bittet ihn um Vergebung. Seid ins Künftige vorsichtiger mit Euren Lobeserhebungen und Eurem Tadel und sprecht nicht schlecht von jenem Fräulein Toboso, die ich nicht kenne, der ich aber zu dienen bereit bin. Habt Vertrauen zu Gott, so wird es Euch nicht an einer Stellung fehlen, wie ein Fürst leben zu können."

Sancho ließ den Kopf hängen und bat seinen Herrn um die Hand, welche ihm derselbe mit feierlichem Ernste darbot. Nachdem Sancho sie geküßt hatte, ertheilte ihm sein Herr den Segen und sagte zu ihm, sie wollten ein wenig vorangehen; denn

er habe ihn mancherlei zu fragen und Dinge von großer Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln.

Sancho that es, und ſo gingen die Beiden etwas voraus und Don Quijote ſagte zu ihm: „Seit Du zurückgekommen, hatte ich keine Gelegenheit, Dich über die Einzelheiten der Sendung, die Du ausführteſt, und über die Antwort, die Du mitbrachteſt, zu befragen; jetzt aber, da das Glück Zeit und Ort vergönnt, ſo verſage mir nicht länger die Freude, die Du mir durch gute Nachrichten bereiten kannſt."

„Euer Gnaden frage nur, was Ihr wiſſen wollt", antwortete Sancho, „denn ich will Euch über alles ſo gut Auskunft geben, als ich im Stande bin, aber ich bitte Euer Gnaden, künftig nicht mehr ſo jähzornig zu ſein."

„Warum ſagſt Du das, Sancho?" fragte Don Quijote.

„Ich meine", verſetzte Sancho, „die Streiche, die Ihr mir eben verſetztet, haben mehr den Händeln gegolten, die der Teufel neulich bei Nacht zwiſchen uns anzettelte, als dem, was ich gegen meine Gebieterin Dulcinea ſagte, die ich wie eine Reliquie ſchätze und verehre, und zwar nur, weil ſie Euch ein ſo werthes Heiligthum iſt, nicht weil ſie ein ſolches in ſich birgt."

„Komm mir nicht wieder mit dieſen Reden, Sancho, wenn Dir Dein Leben lieb iſt", ſagte Don Quijote; „es macht mir Verdruß. Ich habe Dir vergeben, aber Du weißt wohl, daß es im Sprichwort heißt: Neue Sünde, neue Buße."

Während ſie ſo ſprachen, ſahen ſie auf dem Wege, auf dem ſie ritten, einen Mann daherkommen, der auf einem Eſel ſaß, und als er näher ritt, hielten ſie ihn für einen Zigeuner; Sancho Panza aber, dem, wo er Eſel ſah, Augen und Herz aufgingen, hatte den Menſchen kaum erblickt, als er Gines von Paſamonte in ihm erkannte, und von dem Faden des Zigeuners ſchloß er auf den Knäuel ſeines Eſels; und er hatte recht geſehen, denn es war der Graue, auf welchem Paſamonte angeritten kam, der, um nicht erkannt zu werden und den Eſel verkaufen zu können, ſich in einen Zigeuner verwandelt hatte, deren Sprache er neben vielen andern ſo vortrefflich ſprach, als wäre ſie ſeine Mutterſprache.

Sancho Panza ſah und erkannte ihn; aber er hatte ihn kaum geſehen und erkannt, als er auch ſchon mit lauter Stimme rief: „He, Räuber Gineſillo! Gib mir mein Eigenthum heraus, laß mein Leben los, raube mir nicht meine Ruhe, her mit meinem Eſel, laß mir meine Freude; flieh, Hurenſohn, pack Dich zum Teufel, Räuber, und gib heraus, was nicht Dir gehört.“

Es brauchte nicht ſo vieler Worte und Schimpfreden, denn bei den erſten war Gines ſchon herabgeſprungen und hatte einen Trab angeſchlagen, der mehr Carriere war, und einen Augenblick ſpäter war er verſchwunden und weit fort von den ihm Nachblickenden. Sancho eilte zu ſeinem Eſel hin, umarmte ihn und ſagte: „Wie iſt es Dir gegangen, mein Schatz, mein Herzensgrauer, mein lieber Junge?“ Und damit küßte und drückte er ihn, wie wenn es ein Menſch wäre; der Eſel aber ſchwieg und ließ ſich von Sancho drücken und küſſen, ohne ein Wort zu erwidern. Nun kamen alle herbei und wünſchten ihm Glück, daß er ſeinen Grauen wiedergefunden, namentlich Don Quijote, der ihm die Zuſicherung gab, daß er deßhalb die Anweiſung auf die drei jungen Eſel nicht zurücknehme.

Während die Beiden ſich ſolchergeſtalt unterhielten, ſagte der Pfarrer zu Dorothea, daß ſie ſich ſehr klug benommen, ſowohl in Bezug auf den Inhalt, als auf die Kürze der Erzählung und die Aehnlichkeit derſelben mit den Ritterbüchern.

Sie ſagte, ſie habe ſich gar oft damit unterhalten, in ſolchen zu leſen; ſie wiſſe aber nicht, wo die Provinzen liegen und die Seehäfen, deßhalb habe ſie auch nur ſo blindlings geſagt, ſie ſei in Oſuña gelandet.

„Das merkte ich wohl“, ſagte der Pfarrer, „und deßhalb eilte ich Euch mit meinem Einwurf zu Hülfe, wodurch alles wieder ins Geleiſe kam. Iſt es aber nicht ſeltſam, wenn man ſieht, wie der unglückſelige Ritter all dieſe Erfindungen und Lügen mit größter Leichtigkeit glaubt, blos weil ſie im Stil ſeiner unſinnigen Bücher gehalten ſind?“

„Allerdings“, ſagte Cardenio, „und die Sache iſt ſo ſeltſam und unerhört, daß ich nicht weiß, wenn ich ſie erfinden und aus

dem Nichts erdichten ſollte, ob mein Verſtand ſcharfſinnig genug wäre, um auf all das zu kommen."

„Nicht minder merkwürdig iſt", ſagte der Pfarrer, „daß abgeſehen von den einfältigen Reden, welche dieſer gute Ritter in Bezug auf ſeine Verrücktheit vorbringt, er, wenn von andern Dingen die Rede iſt, ganz vernünftig ſpricht und einen klaren und offnen Verſtand zeigt, ſo daß, ſo lange man ihn nicht auf ſeine Rittergeſchichten bringt, ihn Niemand für anders denn für ganz vernünftig halten würde."

Während ſie unter ſolchen Geſprächen weiter zogen, ſetzte auch Don Quijote das ſeinige fort und ſagte zu Sancho: „Laß uns, Freund Sancho, unſre unbedeutenden Streitigkeiten ins Meer der Vergeſſenheit werfen und ſage mir jetzt, allen Zorn und Aerger bei Seite: wo, wie und wann haſt Du Dulcinea getroffen? was that ſie, was ſagteſt Du zu ihr? was antwortete ſie? was für ein Geſicht machte ſie, als ſie meinen Brief las? wer ſchrieb ihn ab? Kurz, alles möcht' ich wiſſen, was Du denkſt, das in meiner Lage zu wiſſen, zu fragen und zu antworten werth iſt. Aber füge nichts hinzu und lüge nichts, blos um mir eine Freude zu machen; laß dagegen auch nichts weg, um ſie mir nicht zu ſchmälern."

„Herr", antwortete Sancho, „offen geſagt, es hat mir Niemand den Brief abgeſchrieben, denn ich hatte ja gar keinen Brief."

„So iſt es, allerdings", ſagte Don Quijote, „denn das Taſchenbuch, in welches ich denſelben ſchrieb, fand ich, nachdem Du ſchon zwei Tage fort warſt, noch bei mir, was mir natürlich große Sorge machte, da ich nicht wußte, was Du anfangen würdeſt, wenn Du Dich ohne Brief ſahſt; ich glaubte immer, Du würdeſt umkehren, ſobald Du bemerkteſt, daß er Dir fehle."

„Das wäre auch der Fall geweſen", antwortete Sancho, „wenn ich mir ihn nicht ſo feſt ins Gedächtniß eingeprägt, als Euer Gnaden ihn las, daß ich ihn einem Küſter vorſagen konnte, der ihn mir Punct für Punct aufſchrieb; er meinte, in ſeinem ganzen Leben habe er keinen ſo hübſchen Brief geſehen, noch

geleſen, als dieſen, obgleich er doch ſo viele Excommunicirungsbriefe geleſen."

„Und Du behielteſt den ganzen Brief im Kopfe, Sancho?" ſagte Don Quijote.

„Nein, Herr", antwortete Sancho, „denn ſobald ich ihn hergeſagt und ſah, daß er nun nicht mehr viel nützen könne, vergaß ich ihn wieder; wenn ich mich noch etwas erinnere, ſo iſt es das: Beſchränkte, ich wollte ſagen unumſchränkte Herrin! und den Schluß: Der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Geſtalt. Und zwiſchen dieſen Anfang und Schluß brachte ich mehr als dreihundertmal mein Herz, mein Leben, meine Augen."

Einunddreißigſtes Kapitel.

Von den kurzweiligen Geſprächen zwiſchen Don Quijote und Sancho Panza nebſt andern Ereigniſſen.

„Das iſt alles ganz recht; fahre nur fort", ſagte Don Quijote, „Du kamſt an: und womit beſchäftigte ſich gerade die Königin der Schönheit? Sicher traſſt Du ſie, wie ſie eben Perlen auffaßte oder für ihren gefangenen Ritter ein Sinnbild mit Goldfaden ſtickte?"

„Nein, ſo fand ich ſie nicht", antwortete Sancho, „ſondern ſie fegte eben zwei Scheffel Waizen im Hofe ihres Hauſes."

„Aber ſo ſage wenigſtens", ſagte Don Quijote, „daß die Körner dieſes Waizens Perlen wurden, ſobald ſie ihre Hände berührten, und, wenn Du darauf geachtet, war der Waizen weißer oder gemeiner?"

„Es war rother", antwortete Sancho.

„Dann verſichere ich Dich, daß, von ihren Händen geworfelt, gewiß das ſchönſte weiße Brot daraus wurde. Fahre jedoch fort: Als Du ihr meinen Brief gabſt, küßte ſie ihn, legte

sie ihn an die Stirn, machte sie irgend eine Geberde, die ein solcher Brief verdient? Oder was that sie?"

„Als ich ihr ihn geben wollte", antwortete Sancho, „stand sie gerade mitten in dem Staube, den das Worfeln einer tüchtigen Masse Korns verursachte, das sie im Siebe hatte, und sagte zu mir: Mein Freund, legt den Brief nur auf den Sack da, denn ich habe keine Zeit, ihn früher zu lesen, als bis ich alles, was darin ist, durchgesiebt habe."

„O das kluge Fräulein!" sagte Don Quijote, „das wird sie wohl gethan haben, um ihn in Ruhe lesen und sich seiner recht freuen zu können. Weiter, Sancho, während sie nun an ihrer Beschäftigung war, was für Gespräche führte sie mit Dir? Was fragte sie Dich über mich? Und Du, was hast Du ihr geantwortet? Fahre fort, erzähle mir alles, und laß auch nicht einen Tropfen im Tintenfaß."

„Sie fragte mich nichts", sagte Sancho, „aber ich erzählte ihr, wie Euer Gnaden gegenwärtig, um ihretwillen, Buße thut, nackt bis zum Gürtel; wie Ihr gleich einem Wilden in diesen Einöden lebt, auf der Erde schlaft, auf keinem Tischtuch eßt, Euch den Bart nicht kämmt, und Euer Schicksal beweint und verwünscht."

„Daß Du gesagt, ich verwünsche mein Schicksal, daran hast Du Unrecht gethan", sagte Don Quijote, „denn ich segne es, und werde es all mein Leben lang segnen, daß es mich eine so hohe Dame zu lieben gewürdigt, wie Dulcinea von Toboso."

„Sie ist allerdings so hoch", versetzte Don Quijote, „daß sie mich wahrhaftig um eine Faust überragt."

„Wie, Sancho", fragte Don Quijote, „hast Du Dich mit ihr gemessen?"

„Ich maß mich allerdings mit ihr", antwortete Sancho, „denn als ich zu ihr trat und ihr einen Kornsack auf einen Esel laden half, kamen wir so nahe zusammen, daß ich wohl sehen konnte, wie sie eine Handbreit größer war, als ich."

„Aber es ist gewiß", erwiderte Don Quijote, „daß diese Größe von tausend und abertausend Gaben und Reizen begleitet und geschmückt ist. Eines wirst Du mir jedoch nicht

ableugnen können, Sancho, als Du bei ihr ſtandeſt, empfandeſt Du da nicht einen ſabäiſchen Duft, einen aromatiſchen Wohlgeruch, ein gewiſſes Etwas, dem ich nicht ſogleich einen Namen geben kann? Ich meine einen Geruch oder Duft, als wäreſt Du in dem Laden eines feinen Handſchuhmachers."

„Ich kann nur ſagen", verſetzte Sancho, „daß ich ein gewiſſes Achſelſchweißgerüchlein verſpürte; es mochte wohl daher rühren, daß ſie von der ſtarken Bewegung ſchwitzte und ausdünſtete."

„Das wird es nicht ſein", antwortete Don Quijote, „ſondern daß Du wohl den Schnupfen gehabt und Dich ſelbſt rocheſt, denn ich weiß wohl, wie ſie duftet, dieſe Roſe unter Dornen, dieſe Lilie des Feldes, dieſer aufgelöſte Ambra."

„Das mag Alles ſein", antwortete Sancho, „denn gar oft geht von mir der Duft aus, den ich damals bei Ihro Gnaden dem Fräulein zu riechen glaubte, aber man darf ſich drob nicht wundern, denn ein Teufel gleicht dem andern."

„Nun gut", fuhr Don Quijote fort, „nachdem ſie alſo das Getreide gereinigt und nach der Mühle geſchickt hatte, was that ſie dann, als ſie meinen Brief las?"

„Den Brief", antwortete Sancho, „las ſie nicht, denn ſie ſagte, ſie könne nicht leſen, noch ſchreiben; ſondern ſie zerriß ihn in ganz kleine Stücke, indem ſie ſagte, ſie möge ihn auch keinem Andern zu leſen geben, weil niemand im Ort um ihre Geheimniſſe wiſſen ſolle; es genüge, was ich ihr von Euer Gnaden Liebe und der außerordentlichen Buße, der Ihr Euch ihretwillen unterworfen, erzählt habe; und zuletzt trug ſie mir auf, ich ſolle Euer Gnaden ſagen, daß ſie Euch die Hände küſſe und daß ſie Euch lieber ſelbſt ſähe, als Euch ſchreibe, und daß ſie Euch bitte und Euch befehle, bei Anſicht dieſes aus der Einöde aufzubrechen, keine weitern tollen Streiche zu begehen, ſondern Euch ſogleich auf den Weg nach Toboſo zu machen, wenn Euch nicht Wichtigeres davon abhalte. Denn ſie habe ein großes Verlangen, Euer Gnaden zu ſehen. Sie lachte ſehr, als ich ihr ſagte, daß Ihr Euch den Ritter von der traurigen Geſtalt nennt. Ich fragte ſie, ob der Biscayer von neulich dageweſen, und ſie ſagte

ja und meinte, es sei ein ganz artiger Bursche gewesen; auch fragte ich sie nach den Galeerensträflingen, sie sagte aber, daß sie bis jetzt keinen gesehen."

„Alles ging bis dahin gut", meinte Don Quijote, „aber sage mir nun, worin bestand das Kleinod, das sie Dir beim Abschied für die Nachrichten gab, die Du ihr brachtest, denn es ist ein gewöhnlicher, alter Brauch bei Damen und fahrenden Rittern, den Knappen, Zofen und Zwergen, welche Nachricht von den Damen oder den Rittern bringen, ein reiches Kleinod zum Geschenk und Dank für ihre Mühe zu geben."

„Das mag wohl sein und ich halte es für einen guten Brauch, aber das wird in alten Zeiten so gewesen sein, denn jetzt scheint es nur Brauch zu sein, ein Stück Brot und Käse zu verabreichen; das wenigstens war's, was mir das Fräulein Dulcinea über den Hofzaun reichte, als ich mich von ihr verabschiedete, und um es noch genauer zu bezeichnen, war's Schafkäse."

„Sie ist außerordentlich freigebig", sagte Don Quijote, „und wenn sie Dir kein goldenes Kleinod gab, so mag das wohl deßhalb geschehen sein, weil sie gerade keines bei der Hand hatte, um es Dir zu geben. Aber eine Semmel schmeckt auch gut nach Ostern; sobald ich sie sehe, wird Alles in Ordnung kommen. Weißt Du, Sancho, worüber ich mich wundere? Mir kommt es vor, als wenn Du durch die Luft hingeflogen und durch die Luft zurückgekommen, denn Du hast wenig mehr als zwei Tage zu der ganzen Reise nach und von Toboso gebraucht, während es doch mehr als dreißig Meilen sind. Ich schließe daraus, daß der weise Zauberer, der sich meiner Sache annimmt, mein Freund ist, — denn ich muß durchaus einen solchen haben, sonst wäre ich kein ächter fahrender Ritter, — ich sage, daß dieser Zauberer Deine Reise gefördert haben wird, ohne daß Du es merktest; denn es gibt Zauberer, die einen fahrenden Ritter im Schlafe aus seinem Bette holen, und ohne zu wissen, wie und auf welche Art, erwacht er am andern Tage mehr als tausend Meilen von dem Orte, wo er sich niedergelegt. Wenn dieß nicht wäre, könnten sich auch die fahrenden Ritter

nicht in ihren Nöthen zu Hülfe kommen, wie dieß jeden Augenblick geſchieht; ſo kann es ſich treffen, daß der eine in den armeniſchen Gebirgen mit einem Drachen, einem wilden Ungethüm oder einem Ritter kämpft, und wenn nun der Kampf die höchſte Höhe erreicht und der Ritter ſchon dem Tode nahe iſt, ſo erſcheint, wo man ſich's am wenigſten verſieht, auf einer Wolke oder auf einem Feuerwagen ein andrer ihm befreundeter Ritter, der ſich noch kurz zuvor in England befunden, und eilt ihm zu Hülfe und befreit ihn; Abends iſt er wieder in ſeinem Zimmer und ſpeiſt nach Herzensluſt, und doch ſind die beiden Länder gewöhnlich zwei- bis dreitauſend Meilen von einander entfernt. Und all das geſchieht mit Hülfe und durch die Kunſt jener weiſen Zauberer, die ſich der tapfern Ritter annehmen, ſo daß es mir, Freund Sancho, nicht unſchwer wird, zu glauben, Du ſeiſt wirklich in ſo kurzer Zeit nach Toboſo und wieder zurück gekommen; es muß Dich, wie geſagt, ein befreundeter Zauberer im Fluge davon geführt haben, ohne daß Du es merkteſt."

„So wird es wohl ſein", ſagte Sancho, „denn Rocinante lief wirklich wie ein Zigeunereſel mit Queckſilber in den Ohren."

„Ganz richtig, Queckſilber!" verſetzte Don Quijote, „und noch eine Legion Teufel dazu, denn das iſt ein Volk, das, ohne müde zu werden, reiſt und reiſen macht, was ihm in den Weg kommt. Aber laſſen wir das; was glaubſt Du, daß ich jetzt zu thun habe, da mir meine Gebieterin befiehlt, vor ihr zu erſcheinen? Denn wenn ich auch wohl einſehe, daß ich verpflichtet bin, ihrem Willen zu gehorchen, ſehe ich mich doch auf der andern Seite dazu außer Stande, durch die Gunſt, die ich der Prinzeſſin zugeſichert, die mit uns zieht. Das Geſetz der Ritterſchaft zwingt mich, mein Wort zu löſen, ehe ich meinem Gelüſte folge. Einerſeits lockt und reizt mich zwar der Wunſch, meine Gebieterin zu ſehen, andererſeits ſtachelt und ruft mich mein gegebnes Wort und der Ruhm, der mir bei dieſem Abenteuer in Ausſicht ſteht. Was ich deßhalb zu thun gedenke, iſt, daß ich ſo raſch als möglich an den Ort zu kommen ſuche, wo der Rieſe

sich befindet, daß ich ihm, wenn ich dort bin, den Kopf herunterschlage und die Prinzessin in den ruhigen Besitz ihres Thrones setze, dann aber augenblicklich umkehre, um das Licht meiner Seele zu sehen. Ich werde mich auf eine Weise zu rechtfertigen wissen, daß sie mein Säumen sogar gutheißt und einsieht, wie Alles zur Mehrung ihres Ruhmes und Verherrlichung ihres Namens geschehen, denn wie vielen Ruhm ich auch durch meine Waffenthaten im Leben errungen, erringe und noch erringen werde, so entspringt doch alles aus der Gunst, die sie mir gewährt, und daraus, daß ich ihr angehöre."

„Ach!" sagte Sancho, „daß Euer Gnaden noch immer von diesen Hirngespinnsten geplagt ist! Sagt mir doch, Herr, gedenkt Ihr denn diese Reise umsonst zu machen, und eine so reiche und vornehme Heirath wie diese in die Schanze zu schlagen, während Ihr ein Königreich zur Mitgift erhalten könntet, das, wie ich sagen hörte, mehr denn zwanzigtausend Meilen im Umfang hat und überdieß reich an allem ist, was zu des Lebens Unterhalt dient, ja größer als Portugal und Castilien zusammen sein soll? Schweigt doch um Gottes willen still, und schämt Euch dessen, was Ihr gesagt habt; nehmt meinen Rath an und verzeiht mir, aber heirathet augenblicklich am ersten Orte, wo ein Pfarrer ist, und auch das braucht's nicht; da ist ja unser Licentiat, der das ganz artig machen wird. Bedenkt doch, daß ich bereits das Alter habe, Rath zu ertheilen, und daß der, den ich Euch gebe, ganz ausgezeichnet ist, denn ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach, und wer Gutes hat und Schlechtes wählt, der klage nicht, wenn er sich verzählt."

„Sieh, Sancho", antwortete Don Quijote, „wenn Du mir Deinen Rath, daß ich König werden soll, sobald ich den Riesen getödtet, nur deßhalb gibst, weil ich es dann in meiner Macht habe, Dir Gnaden zu erzeigen und das Versprochene zu gewähren, so wisse, daß ich, auch ohne mich zu verheirathen, Deinen Wunsch ganz leicht erfüllen kann, denn ich werde mir das vor meinem Eintritt in den Kampf ausbedingen, daß, wenn ich als Sieger daraus hervorgehe, und ich mich auch nicht vermählen wollte, mir ein Theil des Königreiches zufällt, damit ich

denſelben geben kann, wem ich will, und wenn ich ihn habe, wem glaubſt Du, daß ich ihn geben werde, als Dir?"

„Das iſt klar", antwortete Sancho, „aber Euer Gnaden ſehe zu, daß ich die Küſte erhalte, damit, wenn mir die Lebensweiſe nicht gefällt, ich meine ſchwarzen Unterthanen einſchiffen und mit ihnen machen kann, was ich mir bereits ausgedacht. Denkt nur jetzt nicht daran, Euer Gnaden, das Fräulein Dulcinea ſehen zu wollen, ſondern geht hin und ſchlagt den Rieſen todt, dann wollen wir den Handel abſchließen, denn, bei Gott, mir ſchwant, es muß große Ehre und viel Nutzen für mich daraus erwachſen."

„Ich ſage Dir, Sancho", verſetzte Don Quijote, „daß Du Dich darauf verlaſſen kannſt; ich werde Deinem Rathe folgen, und zuvor mit der Prinzeſſin gehen, ehe ich Dulcinea beſuche, aber ich warne Dich, Niemandem etwas von dem zu ſagen, was zwiſchen uns beſprochen worden, ſelbſt denen nicht, die mit uns ziehen; denn da Dulcinea ſo züchtig iſt, daß ſie nicht will, irgend Jemand ſoll etwas von ihren Gedanken wiſſen, ſo wird ſich's auch nicht ſchicken, daß ich oder Jemand anderes etwas davon ausplaudere."

„Wenn dem ſo iſt", ſagte Sancho, „warum ſchickt denn Euer Gnaden alle, die Ihr durch die Tapferkeit Eures Armes beſiegt, zu dem gnädigen Fräulein Dulcinea, ſich ihr vorzuſtellen: denn damit bekräftigt Ihr ja ausdrücklich, daß Ihr ſie liebt und ihr Liebhaber ſeid! Und wenn die Beſiegten zu ihr gehen und vor ihr auf die Kniee fallen und ſagen müſſen, daß ſie von Euer Gnaden kommen, um ihr zu huldigen, wie können da die beiderſeitigen Geſinnungen verheimlicht bleiben?"

„O wie dumm und einfältig biſt Du!" ſagte Don Quijote. „Siehſt Du denn nicht ein, daß dieß alles zu ihrer Verherrlichung dient? Du mußt wiſſen, daß es in der Ritterſchaft für eine große Ehre gilt, wenn eine Dame viele fahrende Ritter hat, die ihr dienen, ohne daß ſich deren Gedanken darum weiter erſtrecken, als ihr deßhalb zu dienen, weil ſie die iſt, die ſie iſt, und ohne einen andern Lohn für ihre zahlreichen und guten Dienſte zu erwarten, als daß ſie geruht, ſie als ihre Ritter anzuſehen."

„Mit dieſer Liebe", ſagte Sancho, „habe ich predigen hören, müſſe man Gott unſern Herrn um ſeiner ſelbſt willen allein lieben, ohne daß uns Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe dazu bewege; ich möchte ihn freilich gerne um deß willen lieben und dienen, was in ſeiner Macht ſteht."

„Daß Dich der Teufel, Du Bauernlümmel!" rief Don Quijote, „was für geſcheidte Dinge Du doch manchmal ſagſt, man meint gerade, Du hätteſt ſtudirt!"

„Und doch kann ich meiner Treu nicht einmal leſen!" antwortete Sancho.

Bei dieſen Worten rief ihnen Meiſter Nicolas zu, ſie möchten ein wenig halten; ſie wollten ſich etwas verweilen, um aus einer Quelle zu trinken, welche ſie gefunden hätten. Don Quijote hielt zu nicht geringer Freude Sancho's an, der ſchon müde war, ſo viel zu lügen, und fürchtete, ſein Herr möchte ihn in ſeinen Worten fangen, denn obgleich er wußte, daß Dulcinea ein Bauernmädchen aus Toboſo ſei, ſo hatte er ſie doch in ſeinem ganzen Leben nie geſehen. Inzwiſchen hatte Cardenio die Kleider angezogen, welche Dorothea trug, als ſie ſie fanden, und obgleich ſie nicht beſonders gut waren, waren ſie doch weit beſſer als die, welche er abgelegt. Sie ſtiegen nun bei der Quelle ab und ſtillten mit dem, was ſich der Pfarrer in der Schenke verſchafft, wenn es auch wenig war, den großen Hunger, welchen ſie alle fühlten.

Während ſie damit beſchäftigt waren, kam ein Burſche des Weges gegangen, der alle um die Quelle her Stehenden aufmerkſam betrachtete, plötzlich auf Don Quijote zuſtürzte, ſeine Füße umarmte und zu weinen anfing, indem er laut ausrief: „Ach Herr, kennt mich Euer Gnaden nicht mehr? Seht mich doch an; ich bin der Burſche, der Andres, den Euer Gnaden von der Eiche löſte, an die ich gebunden war."

Don Quijote erkannte ihn, nahm ihn bei der Hand, wandte ſich nach den Anweſenden um und ſagte: „Damit Ihr erkennen möget, wie wichtig es iſt, daß es fahrende Ritter in der Welt gibt, welche das Unrecht und die Ungebühr abſtellen, welche von frechen und böſen Menſchen, die auf ihr leben, begangen werden,

so erfahret: Als ich einst an einem Walde vorüber ritt, hörte ich ein Geschrei und höchst klägliches Jammern, wie von einem mißhandelten und hülfebedürftigen Menschen; ich eilte sogleich, von meiner Pflicht getrieben, nach dem Orte, von wo das Jammergeschrei zu kommen schien, und fand an eine Eiche gebunden diesen jungen Menschen, der hier vor mir steht, was mir zu hoher Befriedigung gereicht, denn er wird Zeuge sein, daß ich niemals die Unwahrheit gesprochen. Er war, wie gesagt, an einen Eichbaum gebunden und sein Oberkörper entblößt; ein Bauer aber, der, wie ich später erfuhr, sein Herr war, zerfleischte ihm mit einem Pferderiemen den Leib. Als ich das sah, fragte ich ihn nach der Ursache dieser grausamen Züchtigung; der grobe Kerl antwortete, er prügle ihn, weil er sein Knecht sei, und weil mancherlei Nachlässigkeiten bei ihm mehr von seiner Schurkerei, als von seiner Einfältigkeit herrührten; der Bursche aber sagte: Er prügelt mich nur, weil ich meinen Lohn von ihm verlange. Sein Herr machte allerlei Einwendungen und Entschuldigungen, die ich zwar anhörte, aber nicht beachtete. Kurz, ich befahl dem Bauern, den Menschen loszulassen und mir einen Eid zu schwören, daß er ihn mit nach Hause nehme und bei Heller und Pfennig, ja noch mit Zinsen bezahle. Ist das nicht die reine Wahrheit, mein Sohn Andres? Hast Du nicht bemerkt, mit welcher Gebieterstimme ich ihm dieß befahl, und mit welcher Unterwürfigkeit er versprach, Alles zu thun, was ich ihm gebot, bedeutete und auferlegte. Antworte, sei nicht schüchtern, laß Dich durch nichts abhalten; sage den Herren, was vorging, damit sie sehen und erkennen, wie nöthig es, wie gesagt, ist, daß fahrende Ritter auf den Straßen umherziehen."

„Alles, was Euer Gnaden gesagt haben, ist wahr", antwortete der junge Mensch, „aber das Ende des Handels war gerade das Gegentheil von dem, was Euer Gnaden sich einbildet."

„Wie, das Gegentheil?" fragte Don Quijote. „Sprich gleich, hat Dich der Bauer nicht bezahlt?"

„Nicht nur bezahlte er mich nicht", versetzte der junge Mensch, „sondern sobald Ihr aus dem Walde geritten und

wir allein waren, gab er mir aufs Neue eine solche Menge Hiebe, daß ich wie ein Bartholomäus aussah, und bei jedem Hieb, den er mir aufzählte, überhäufte er mich mit Spott und Hohn, um sich über Euer Gnaden lustig zu machen, so daß, wenn ich nicht so heftige Schmerzen gehabt, ich über seine Worte hätte lachen müssen; kurz, er richtete mich so zu, daß ich bis zu dieser Stunde im Spital lag und mich von den Züchtigungen des verfluchten Bauers kurirte. An alle dem ist Euer Gnaden schuld, denn wenn Ihr Eure Straße gezogen und nicht herzugekommen, wo man Euch nicht gerufen, und Euch nicht in fremde Angelegenheiten gemischt hättet, so würde mein Herr sich mit einem oder zwei Dutzend Prügel haben genügen lassen, und hätte mich freigegeben und bezahlt, was er mir schuldig war. Da Euer Gnaden ihn aber so ohne Grund heruntermachte und ihm so viel Grobheiten sagte, entbrannte sein Zorn, und da er sich nicht an Euer Gnaden rächen konnte, so entlud sich, sobald wir allein waren, das Wetter in einer Weise über mich, daß ich nicht glaubte, ich würde je in meinem Leben wieder ein ganzer Mensch."

„Der Fehler war", sagte Don Quijote, „daß ich fortging; ich hätte nicht weggehen sollen, bis Du bezahlt warst, denn ich hätte aus langer Erfahrung wissen müssen, daß der Bauer sein Wort nicht hält, wenn er sieht, daß es ihm nichts einbringt. Du wirst Dich erinnern, Andreas, daß ich schwor, ich würde wieder kommen und ihn aufsuchen, wenn er Dich nicht bezahle; ja, ich würde ihn zu finden wissen, wenn er sich in den Bauch eines Wallfisches versteckte."

„Das ist wahr", antwortete Andreas, „nur nützte es nichts."

„Du sollst sehen, ob es nützt", sagte Don Quijote, und mit diesen Worten erhob er sich rasch und befahl Sancho, den Rocinante aufzuzäumen, welcher weidete, während sie aßen.

Dorothea frug ihn, was er zu thun im Sinne habe.

Er antwortete, daß er den Bauern aufzusuchen beabsichtige, um ihn gründlich zu züchtigen, bis er Andreas auf den letzten Real bezahlt, allen Bauern der Welt zum warnenden Beispiel. Darauf antwortete sie, daß er gemäß seiner ihr versprochenen

Gunst sich in kein Unternehmen einlassen könne, bis er das ihrige zu Ende geführt, und da er dieß besser als irgend Jemand wisse, so möge er bis zur Rückkehr aus ihrem Königreiche seinem Herzen Ruhe gebieten.

„Das ist wahr", versetzte Don Quijote, „und Andreas muß sich nothwendig gedulden, bis ich zurück bin, wie Ihr, mein Fräulein, sagt; denn ich schwöre noch einmal und verspreche aufs Neue, nicht zu ruhen, bis ich ihn gerächt habe und er bezahlt ist."

„Ich glaube nicht an diese Schwüre", sagte Andreas, „es wäre mir lieber, wenn ich jetzt nach Sevilla könnte, statt aller Rache der Welt; gebt mir, wenn Ihr etwas habt, zu essen und laßt mich dann gehen. Gott sei mit Euch und allen fahrenden Rittern, die mit sich selbst so gut fahren mögen, als ich mit ihnen gefahren bin."

Sancho zog aus seinem Quersack ein Stück Brot und ein Stück Käse und sagte, indem er sie dem Burschen gab: „Nimm, Bruder Andreas, denn uns alle trifft ein Theil Deines Unglücks."

„Nun, und welcher Theil trifft denn Euch?" fragte Andreas.

„Dieser Theil Käse und Brot, den ich Euch gebe", antwortete Sancho, „denn Gott weiß, ob ich ihn vermissen werde oder nicht; Ihr müßt wissen, Freund, daß wir Schildknappen der fahrenden Ritter viel Hunger leiden müssen und viel Widerwärtigkeiten zu bestehen haben, wie noch gar mancherlei Anderes, was sich besser fühlen als beschreiben läßt."

Andreas ergriff das Brot und den Käse, und da er sah, daß ihm sonst Niemand etwas gab, ließ er den Kopf hängen und nahm den Weg zwischen die Füße, wie man zu sagen pflegt. Doch sagte er noch beim Weggehen zu Don Quijote: „Wenn Ihr wieder einmal, Herr fahrender Ritter, mir begegnen solltet, und Ihr auch seht, daß man mich prügelt, so springt mir nicht bei und helft mir nicht, sondern überlaßt mich meinem Unglück, das nie so groß sein wird, daß nicht dasjenige noch größer wäre, welches mir aus Euer Gnaden Beistand entspringt.

Gott verdamme Euch und alle fahrenden Ritter auf der ganzen Welt.“

Don Quijote ſprang auf, um ihn zu züchtigen, aber der Burſche fing ſo ſchnell zu laufen an, daß Niemand ihm zu folgen ſich vermaß. Don Quijote war ganz raſend über Andreas' Erzählung und die Uebrigen mußten ſich alle Mühe geben, nicht zu lachen, um ihn nicht noch ganz toll zu machen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Erzählt von dem, was Don Quijote und ſeiner Geſellſchaft in der Schenke begegnete.

Die kurze Mahlzeit war vorüber; man ſetzte ſich wieder in den Sattel, und ſie erreichten, ohne daß ihnen irgend etwas Erzählenswerthes begegnet wäre, am andern Tage die Schenke, welche die Furcht und der Schrecken Sancho Panza's war, und obwohl er keine Luſt hatte, ſie zu betreten, konnte er es doch zuletzt nicht umgehen. Die Wirthin, der Wirth, ſeine Tochter und Maritornes eilten, als ſie Don Quijote und Sancho Panza kommen ſahen, ihnen mit großer Freude entgegen, um ſie zu empfangen. Don Quijote aber verlor ſeine ernſte und ruhige Haltung nicht und ſagte, ſie ſollten ihm ein beſſeres Lager als das vorige Mal bereiten, worauf die Wirthin antwortete, wenn er es beſſer bezahle, als das letzte Mal, wollten ſie ihm ein fürſtliches bereiten. Don Quijote verſprach es, und ſo machten ſie ihm ein erträgliches Bett in derſelben Rumpelkammer zurecht, wie das letzte Mal, und er legte ſich ſogleich nieder, denn er war ſehr erſchöpft und ſchlafbedürftig.

Kaum hatte er ſich gut eingeſchloſſen, als die Wirthin auf den Barbier losſtürzte und, ihn am Bart ergreifend, rief: „Bei meiner Seligkeit, Ihr ſollt mir nicht länger meinen Schwanz als Bart brauchen, Ihr müßt mir meinen Schweif wiedergeben; der von meinem Mann fährt auf dem Boden herum, daß es eine

Schande ist; ich meine den Kamm, den ich an meinem guten Schweif aufzuhängen pflegte."

Der Barbier wollte ihn nicht hergeben, obgleich sie immer heftiger daran zog, bis der Licentiat sagte, er solle ihn ihr geben, da er dieser List fortan nicht mehr bedürfe; er solle sich im Gegentheil Don Quijote zu erkennen geben und in seiner wahren Gestalt zeigen, indem er erkläre, die räuberischen Galeerensträflinge hätten ihn ausgeplündert, worauf er in diese Schenke geflohen; sollte er aber nach dem Stallmeister der Prinzessin fragen, so würden sie ihm antworten, sie habe ihn vorausgeschickt, um ihren Unterthanen anzukündigen, daß sie komme und den Befreier Aller mit sich bringe. Auf dieß hin gab der Barbier der Wirthin freiwillig den Schwanz heraus, sowie sie ihr auch alles Uebrige zurückgaben, was sie ihnen zum Zweck der Befreiung Don Quijote's geliehen hatte.

Alle Leute in der Schenke waren erstaunt über die Schönheit Dorothea's und die edle Gestalt des Hirten Cardenio. Der Pfarrer ließ alles auftragen, was in der Schenke vorhanden war, und der Wirth bereitete, in der Hoffnung auf eine bessere Bezahlung, eine erträgliche Mahlzeit. Während der ganzen Zeit schlief Don Quijote, und sie hielten es für besser, ihn nicht zu wecken, da ihm für den Augenblick der Schlaf besser bekommen würde, als das Essen. Sie sprachen während der Mahlzeit in Gegenwart des Wirthes, seiner Frau, seiner Tochter, der Maritornes und aller anwesenden Fremden über die wunderliche Verrücktheit Don Quijote's und über die Art, wie sie ihn gefunden; die Wirthin erzählte ihnen dagegen, was sich mit ihm und dem Maulthiertreiber zugetragen, und als sie, sich nach Sancho umsehend, diesen nicht bemerkte, erzählte sie auch seine Prelle, worüber die Anwesenden sich nicht wenig erlustigten. Und als nun der Pfarrer sagte, daß die Ritterbücher, welche Don Quijote gelesen, ihm den Kopf verrückt hätten, meinte der Wirth: „Ich weiß nicht, wie das möglich ist, denn wahrhaftig, so viel ich davon verstehe, kann es in der Welt nichts Besseres zu lesen geben; ich habe hier zwei oder drei solcher Bücher nebst noch anderen Schriften, die mich wirklich ganz neu aufleben machen,

und nicht nur mich, ſondern auch viele Andere; denn zur Zeit der Ernte verſammeln ſich hier an Feſttagen viele Schnitter, von denen immer einer leſen kann; der nimmt dann eines zur Hand, wir ſetzen uns unſer dreißig und mehr um ihn her und hören ihm mit ſo viel Vergnügen zu, daß einem alle weißen Haare ausgehen. Ich wenigſtens, wenn ich von den wüthenden und furchtbaren Hieben höre, welche die Ritter austheilen, möchte es nur gleich ihnen nachmachen, und könnte Tag und Nacht zuhören."

„Und ich nicht mehr und nicht minder", ſagte die Wirthin, „denn ich habe nicht eher Ruhe im Hauſe, bis Du vorleſen hörſt; dann biſt Du ſo in die Sache vertieft, daß Du für den Augenblick nicht ans Zanken denkſt."

„Das iſt richtig", ſagte Maritornes, „und wahrhaftig, ich höre die Geſchichten auch zu gerne, denn ſie ſind ſo unterhaltend; namentlich wenn erzählt wird, daß ein Fräulein unter Orangenbäumen in den Armen ihres Ritters liegt, während eine Zofe auf der Lauer ſteht und vor Neid und wohl auch Schrecken faſt des Todes iſt ... Das iſt ſo ſüß wie Honig, ſag' ich."

„Und Ihr, was ſagt Ihr dazu, Fräulein?" fragte der Pfarrer, indem er ſich an die Tochter des Wirthes wandte.

„Ich weiß nicht, ich weiß es wirklich nicht", antwortete ſie, „ich höre wohl auch zu, und wenn ich's auch nicht verſtehe, macht es mir doch Vergnügen, zuzuhören, aber nicht die Schläge, an denen mein Vater ſeine Freude hat, ſondern die Klagen und Seufzer der Ritter, wenn ſie ferne von ihren Damen ſind; das hat mich wirklich ſchon einigemal weinen machen, denn da erfaßt mich ſtets das Mitleid."

„Ihr würdet ſie alſo bald erhören, Fräulein", fragte Dorothea, „wenn ſie um Euch ſeufzten?"

„Ich weiß nicht, was ich thun würde", antwortete das Mädchen; „ich weiß nur, daß einzelne von den Damen ſo grauſam ſind, daß ihre Ritter ſie Tiger und Löwen nennen und ihnen noch tauſend andere Schimpfnamen geben und, o Jeſus! ich weiß nicht, was das für herzloſes und gewiſſenloſes Volk iſt, das einen ehrenwerthen Menſchen, nur um ihn nicht zu ſehen, ſterben

oder zum Narren werden läßt. Auch weiß ich nicht, wozu die viele Ziererei dienen ſoll; wenn ſie es ehrlich meinen, ſo ſollen ſie die Männer heirathen und nichts weiter verlangen."

„Schweig, Kind", ſagte der Wirth; „es ſcheint, Du weißt zu viel von dieſen Dingen, und es ſteht Mädchen nicht gut, ſo viel zu wiſſen und zu ſchwatzen."

„Da mich dieſer Herr fragte", antwortete ſie, „konnte ich doch nicht umhin, ihm zu antworten."

„Nun, Herr Wirth, bringt mir jetzt die Bücher", ſagte der Pfarrer; „ich möchte ſie doch ſehen."

„Recht gern", antwortete er; und auf ſein Zimmer gehend, brachte er einen alten Mantelſack heraus, der mit einer kleinen Kette geſchloſſen war. Der Pfarrer öffnete ihn und nahm drei große Bücher und einige ſchön geſchriebene Papiere heraus. Das erſte Buch, das er öffnete, war, wie er ſah, Don Cirongilio von Thracien, das nächſte Don Felixmarte von Hircanien und das dritte die Geſchichte des großen Feldherrn Gonzalo Hernandez von Cordoba, nebſt dem Leben des Diego Garcia von Paredes."

Als der Pfarrer die beiden erſten Titel las, wandte er ſich nach dem Barbier um und ſagte: „Heute fehlen uns die Haushälterin meines Freundes und ſeine Nichte."

„Das nicht", antwortete der Barbier, „denn ich kann ſie ebenſo gut in den Hof tragen oder in den Kamin werfen, wo wirklich ein gutes Feuer brennt."

„Wie, wollt Ihr etwa meine Bücher verbrennen?" fragte der Wirth.

„Nicht mehr, als dieſe beiden", ſagte der Pfarrer, „den Don Cirongilio und den Felixmarte."

„Nun", fragte der Wirth, „ſind denn meine Bücher Häretiker oder Phlegmatiker, daß Ihr ſie verbrennen wollt?"

„Schismatiker, Freund, wolltet Ihr ſagen", meinte der Barbier, „nicht Phlegmatiker."

„Ganz recht", antwortete der Wirth; „wenn Ihr aber eines verbrennen wollt, ſo ſei es das des großen Feldherrn und das des Diego Garcia; denn ich ließe mir eher einen Sohn verbrennen, als eines von den beiden andern."

„Mein Bruder", sagte der Pfarrer, „diese beiden Bücher sind voll Lügen, voll Narrheiten und Unsinn; das Buch vom großen Feldherrn dagegen ist eine wahre Geschichte und enthält das Leben des Gonzalo Hernandez von Cordoba, welcher wegen seiner vielen Großthaten wohl verdiente, von der ganzen Welt der große Feldherr genannt zu werden, ein herrlicher und ruhmreicher Name, den er allein verdient. Dieser Diego Garcia von Paredes war ein ausgezeichneter Ritter aus der Stadt Truxillo in Estremadura gebürtig; ein ungemein tapferer Soldat von solcher natürlichen Stärke, daß er mit einem Finger ein Mühlrad mitten im raschesten Umschwunge aufhalten konnte, und wenn er sich mit seinem Schlachtschwert vor eine Brücke stellte, hielt er ein zahlloses Heer vollständig auf, daß es nicht herüber konnte, und verrichtete noch andres dergleichen, was, wenn es nicht er selbst mit der Bescheidenheit eines Ritters und Selbstbiographen aufgezeichnet, sondern ein anderer unabhängiger und leidenschaftsloser Schriftsteller es dargestellt, die Thaten des Hector, Achill und Roland in Vergessenheit gebracht hätte."

„Nun, was ist da so Besonderes?" warf der Wirth ein, „wundert Euch doch über Anderes, aber ein Mühlrad aufzuhalten! Bei Gott, da hättet Ihr lesen sollen, was Felixmarte von Hircanien that, der mit einem einzigen Hiebe fünf Riesen mitten durchgehauen, als wenn sie Bohnen wären, wie die kleinen Mönche, welche die Kinder machen. Ein andermal griff er ein sehr großes und mächtiges Heer an, und schlug mehr als eine Million sechsmalhunderttausend Soldaten, alle von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, in die Flucht, als wenn's eine Heerde Schafe wäre. Und was sagt Ihr von dem guten Don Cirongilio von Thracien, der so tapfer und muthig war, — wie in dem Buche nachzulesen, wo es erzählt wird — daß er, als er über einen Fluß setzte und ihm inmitten des Wassers eine feurige Schlange entgegenstürzte, sobald er sie erblickte, sich auf sie warf und sich rittlings auf ihren schuppigen Rücken setzte, sie auch so fest mit beiden Händen am Halse packte, daß die Schlange, als sie sah, man wolle ihr ans Leben, sich nicht anders zu helfen wußte, als sich in den Fluß zu versenken, und den Ritter mitzureißen, der

ſie nicht loslaſſen wollte; und als ſie nun da hinabkamen, befand ſich der Ritter in einem wunderſchönen Palaſte und Garten und die Schlange verwandelte ſich augenblicks in einen alten Greis, der ihm ſo viele Dinge ſagte, daß man nur zuhören mußte. Schweigt, Herr, denn wenn Ihr das hörtet, ſo würdet Ihr vor Vergnügen verrückt. Geht mir mit dem großen Feldherrn und jenem Diego Garcia, von dem Ihr ſo viel Weſens macht."

Als Dorothea dieß hörte, ſagte ſie leiſe zu Cardenio: „Es fehlt unſrem Wirthe nicht viel, ſo könnte er das Gegenſtück zu Don Quijote abgeben."

„So kommt es mir auch vor", antwortete Cardenio, „denn wie es ſcheint, hält er alles, was in jenen Büchern ſteht, für wahr, und daß es ſo, nicht mehr und nicht weniger, geſchehen, wie es beſchrieben wird; die Brüder Barfüßer ſelbſt werden ihn nicht auf eine andre Meinung bringen."

„Bedenkt doch, Freund", ſagte der Pfarrer, „daß es in der Welt keinen Felixmarte von Hircanien, noch Don Cirongilio von Thracien, noch ſonſt einen ähnlichen Ritter gab, von denen die Ritterbücher erzählen; denn all das iſt Erfindung und Erdichtung müßiger Köpfe, welche ſie eben zu dem Zwecke erfinden, von dem Ihr geſprochen, nämlich zum Zeitvertreib, wie ſie Euren Schnittern, wenn man ihnen die Geſchichten vorlas, wirklich die Zeit vertrieben haben; ich ſchwöre Euch, daß es wirklich niemals ſolche Ritter in der Welt gab, und auch niemals ſolche Thaten und Tollheiten verrichtet wurden."

„Mit dieſem Knochen mögt Ihr einen andern Hund locken", antwortete der Wirth. „Als ob ich nicht fünf zählen könnte, und nicht wüßte, wo mich der Schuh drückt! Ihr dürft nicht glauben, mir Kinderbrei vorſetzen zu können, denn ich bin wahrhaftig kein Wickelkind mehr! Das iſt ſchön, daß Euer Gnaden mich glauben machen will, alles das, was die guten Bücher ſagen, ſeien Tollheiten und Lügen, während ſie doch mit Erlaubniß der Herren vom königlichen Rathe gedruckt ſind, als wenn das Leute wären, die ſo viel Lügen zuſammen drucken laſſen würden, wie die Kämpfe und Verzauberungen, über die man verrückt werden könnte."

„Ich habe bereits gesagt, Freund", versetzte der Pfarrer, „daß das geschieht, um unsre müßigen Gedanken zu zerstreuen, und sowie man in wohleingerichteten Staaten erlaubt, daß Schach, Ball und Billard gespielt wird, um Solche zu unterhalten, welche nicht arbeiten wollen, müssen oder können, so erlaubt man auch dergleichen Bücher zu drucken und zu verfertigen, weil man glaubt, was ja selbstverständlich, daß Niemand so dumm sein werde, ein solches Buch für wahre Geschichte zu halten. Und wenn es mir jetzt vergönnt wäre und die Zuhörer es wollten, so würde ich ihnen Einiges darüber sagen, wie die Ritterbücher beschaffen sein müßten, um gut zu sein, ja daß sie vielleicht gar Nutzen stiften und uns Vergnügen bereiten könnten; ich hoffe jedoch, es wird eine Gelegenheit geben, wo ich es einem Solchen mittheilen kann, der da zu helfen im Stande ist. Unterdessen, Herr Wirth, glaubt mir, was ich Euch gesagt habe, und nehmt Eure Bücher; laßt Euch die Wahrheit und Lüge wohl bekommen. Gebe Gott, daß Ihr nicht auf derselben Seite hinkt, wie Euer Gast Don Quijote."

„Das doch nicht", antwortete der Wirth, „denn ich werde nicht ein solcher Narr sein, fahrender Ritter zu werden; ich sehe wohl, daß nicht mehr Brauch ist, was früher Brauch war, als noch, wie man sagt, jene berühmten Ritter die Welt durchzogen."

Mitten in diesem Gespräch kam Sancho herzugetreten und ward nicht wenig bestürzt und nachdenklich, als er sagen hörte, heutigen Tages gebe es keine fahrenden Ritter mehr und alle Ritterbücher seien Narrheiten und Lügen; er beschloß deßhalb bei sich, abzuwarten, worauf diese Reise seines Herrn hinauslaufen würde, und schlüge sie nicht so zu seinem Glücke aus, wie er denke, so war er entschlossen, seinen Herrn zu verlassen und zu seiner Frau, seinen Kindern und seiner gewohnten Arbeit zurückzukehren.

Der Wirth nahm den Mantelsack und die Bücher, aber der Pfarrer sagte: „Wartet, ich möchte doch sehen, was das für Papiere sind, die so hübsch geschrieben scheinen."

Der Wirth nahm sie heraus und gab sie ihm zum Lesen;

der Pfarrer ſah, daß es ungefähr acht Bogen Geſchriebenes war und obenan ein großer Titel ſtand, welcher lautete: „Novelle von der unziemlichen Neugier".

Der Pfarrer las drei bis vier Zeilen vor ſich hin und ſagte dann: „Wahrhaftig, der Titel der Novelle dünkt mich nicht ſchlecht, und ich hätte große Luſt, ſie zu leſen."

Darauf antwortete der Wirth: „Das kann Euer Ehrwürden wohl; und ich will Euch nur ſagen, daß einige Gäſte, die ſie hier geleſen, ſich ſehr gut dabei unterhalten haben und mich dringend darum baten; aber ich mochte ſie ihnen nicht geben, da ich immer ſie demjenigen zurückzuſtellen hoffte, der den Mantelſack mit den Büchern und Papieren zurückgelaſſen; denn es könnte doch ſein, daß der Eigenthümer einmal wiederkommt. Freilich weiß ich wohl, daß ich ſie ſehr vermiſſen werde, aber wenn ich auch ein Wirth bin, ſo bin ich doch ein Chriſt."

„Ihr habt ſehr recht, mein Freund", ſagte der Pfarrer, „indeſſen wenn mir die Geſchichte ſehr gefällt, werdet Ihr ſie mich doch abſchreiben laſſen." — „Von Herzen gern", antwortete der Wirth. Während die Beiden ſo miteinander ſprachen, hatte Cardenio die Novelle an ſich genommen und darin zu leſen begonnen, und da ſie ihm eben ſo wohl gefiel, wie dem Pfarrer, ſo bat er ihn, ſie laut vorzuleſen, damit ſie alle hörten.

„Ich will ſie wohl leſen", ſagte der Pfarrer, „aber es würde vielleicht an der Zeit ſein, zu ſchlafen, ſtatt zu leſen."

„Für mich würde es hinreichende Erholung ſein", ſprach Dorothea, „die Zeit mit Anhörung einer Erzählung zu vertreiben; denn mein Geiſt iſt noch ſo aufgeregt, daß ich unmöglich ſchlafen könnte, wenn es auch Zeit dazu wäre."

„Nun denn", ſagte der Pfarrer, „wenn dem ſo iſt, will ich ſie leſen, ſei es auch nur aus Neugierde, vielleicht gewährt ſie indeß doch einiges Vergnügen."

Auch Meiſter Nicolas und Sancho baten ihn darum. Als der Pfarrer ſah und merkte, daß es allen wie ihm Vergnügen machen würde, ſagte er: „Nun denn, ſo hört mir alle aufmerkſam zu. Die Novelle beginnt folgendermaßen."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Novelle von der unziemlichen Neugier.

In Florenz, einer reichen und berühmten Stadt Italiens, in der Provinz Toscana, lebten zwei reiche und vornehme Edelleute, Anſelmo und Lotario, welche ſo innig befreundet waren, daß ſie von allen, welche ſie kannten, zur Auszeichnung und zum Unterſchied nur mit dem Beinamen die beiden Freunde genannt wurden. Sie waren unverheirathet, jung, von gleichem Alter und von gleichen Geſinnungen, wahrhaftig Grund genug, beide in inniger Freundſchaft zu verbinden. Freilich war Anſelmo mehr zu Liebesabenteuern geneigt als Lotario, den mehr der Zeitvertreib der Jagd reizte; wenn ſich jedoch Gelegenheit bot, verzichtete Anſelmo auf ſein Vergnügen und folgte Lotario, und Lotario opferte ſeine Leidenſchaft, um Anſelmo zu folgen. So gingen ihre Wünſche gleichen Schrittes, und es konnte keine Uhr ſo gut gerichtet ſein, daß ſie ſo gleich gegangen wäre. Anſelmo war in Camilla verliebt, ein vornehmes und ſchönes Fräulein aus derſelben Stadt, die Tochter edler Aeltern und ſelbſt ein ſo edles Weſen, daß er ſich entſchloß, wenn ſein Freund Lotario ſeine Zuſtimmung gebe, da er nie etwas ohne dieſe that, ſie von ihren Aeltern zur Ehe zu erbitten, und das geſchah denn auch. Zum Werber machte er Lotario, der ſich des Auftrags ſo ganz nach dem Wunſche ſeines Freundes entledigte, daß dieſer ſich in kurzer Zeit in dem erwünſchten Beſitze ſah. Camilla war ſo glücklich, Anſelmo's Gattin zu werden, daß ſie beſtändig dem Himmel und Lotario dankte, durch deſſen Vermittlung ihr dieß Glück zugefallen. Die erſten Tage nach der Vermählung, welche gewöhnlich ſehr heiter zu ſein pflegen, beſuchte Lotario das Haus ſeines Freundes, wie früher, und bemühte ſich, ihm durch Feſte und Luſtbarkeiten alle mögliche Ehre zu erweiſen. Als aber die Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren, und die Zahl der Beſuchenden und Glückwünſchenden ſich verminderte, begann auch Lotario abſichtlich ſeltener im

Hause seines Freundes Anselmo zu erscheinen, weil er glaubte, wie dieß stets die Ansicht aller Vernünftigen war, daß man die Häuser verheiratheter Freunde nicht mehr so oft besuchen dürfe, als da sie Junggesellen waren, denn wenn auch auf wahre Freundschaft niemals ein Verdacht fallen kann, so ist doch die Ehre der Vermählten so empfindlich, daß sie selbst von Brüdern, geschweige denn von Freunden nur zu leicht verletzt werden kann.

Anselmo fiel es auf, daß Lotario sich zurückzog, und er beklagte sich darüber, indem er sagte, wenn er gewußt, seine Verheirathung könnte Ursache werden, daß ihr gewöhnlicher Verkehr darunter leide, so würde er niemals diesen Schritt gethan haben. Wenn sie durch die schöne Eintracht, die zwischen ihnen geherrscht, so lange sie Junggesellen gewesen, sich den hübschen Beinamen „die beiden Freunde" erworben, so werde er nicht zugeben, daß ohne einen andern Grund, als den Vorsichtigen zu spielen, ein so schöner und wohlklingender Name verloren gehe; er bitte ihn deßhalb — wenn eine solche Sprache zwischen ihnen sich zieme —, daß er wieder Herr in seinem Hause sei und darin ein- und ausgehe wie früher, indem er ihn versichere, daß seine Frau keinen andern Wunsch und Willen habe, als den seinen, und da sie gewußt, wie innig sie einander geliebt, so sei sie jetzt ganz erstaunt, ihn auf solche Weise ausweichen zu sehen.

Auf all dieß und vieles andere, was Anselmo vorbrachte, um ihn zu bewegen, daß er wieder in sein Haus komme, antwortete Lotario mit so viel Klugheit, Einsicht und Ernst, daß Anselmo die gute Absicht seines Freundes anerkennen mußte. Sie kamen nun überein, daß Lotario an zwei Tagen in der Woche und den Festtagen bei ihnen esse. Aber obgleich dieß so verabredet wurde, nahm sich Lotario doch vor, keinen Schritt weiter zu gehen, als er sehe, daß sich mit der Ehre seines Freundes vollkommen vertrüge; denn an Anselmo's Ruf lag ihm mehr, als an seinem eigenen.

Er sagte nämlich und ganz mit Recht, daß der Verheirathete, dem der Himmel eine schöne Frau geschenkt, so vorsichtig in der Wahl der Freunde, die er in sein Haus einführe, sein müsse, als

er genau darauf achten sollte, mit welchen Freundinnen seine Frau verkehre, denn was nicht auf offnem Markte, oder in Kirchen oder bei Festen und Wallfahrten ausgemacht werde — von welchen Gelegenheiten die Männer ihre Frauen nicht immer zurückhalten können —, das werde im Hause der Freundin oder Verwandten, mit welcher die Frau am liebsten umgehe, ausgemacht und möglich gemacht. Auch sagte Lotario, die Verheiratheten müßten einen Freund haben, der sie auf unvorsichtige Schritte in ihrem Benehmen aufmerksam mache; denn es pflege zu geschehen, daß der Mann bei der großen Liebe zu seiner Frau sie nicht warne und ihr, um sie nicht zu betrüben, nicht sage, daß sie dieß oder jenes thun oder lassen solle, was, wenn sie es thut oder unterläßt, ihr Ehre oder Schande bringe; während wenn er vom Freunde darauf aufmerksam gemacht wird, sich leicht für Alles ein Mittel finde. Aber wo wird sich ein so verständiger, rechtschaffener und wahrer Freund finden, wie Lotario ihn hier verlangt? Ich wüßte es wahrlich nicht; Lotario war jedoch ein solcher, der so besorgt und bedacht auf die Ehre seines Freundes war, daß er stets von den verabredeten Tagen, an denen er in sein Haus kommen sollte, einige abzuziehen und die Besuche zu verkürzen suchte, um nicht müßigem Pöbel und boshaften Blicken Anlaß zu geben, sich darüber aufzuhalten, daß ein so reicher, vornehmer und gebildeter junger Mann, dem, wie er glaubte, so viele Vorzüge zur Seite standen, in dem Hause einer so schönen Frau, wie Camilla, Zutritt habe. Und wenn auch ihr vorzüglicher Character und ihre Tugend jeder boshaften Zunge Zügel anlegen konnte, so wollte er doch ihren und seines Freundes guten Namen nicht aufs Spiel setzen. Er brachte deßhalb die meisten der verabredeten Tage anderswo zu und entschuldigte sich mit unaufschiebbaren Geschäften, so daß mit Klagen auf der einen und mit Entschuldigungen auf der andern Seite mancher weitere Tag hinging.

Als die beiden Freunde eines Tages sich auf einem Spaziergang außerhalb der Stadt befanden, sagte Anselmo zu Lotario: „Du glaubst wohl, mein Freund Lotario, daß ich für die Gnade,

die Gott mir erzeigte, indem er mich zum Sohne ſolcher Aeltern machte, wie die meinigen waren, und mir mit freigebiger Hand die Gaben der Natur und des Glückes verlieh, — daß ich für alle dieſe Gnade ihm nicht den Dank ſagen könne, der ſie aufwöge, namentlich nicht für die Gunſt, daß er mir Dich zum Freunde und Camilla zur Frau gab, zwei Güter, die ich zwar nicht ſchätze, wie ich ſollte, aber doch wie ich kann? Aber trotz dieſen Glücksgütern, die ſonſt alles ſind, was den Menſchen zufrieden machen kann und zufrieden macht, führe ich doch das unglücklichſte und traurigſte Leben von der ganzen Welt; denn, ich weiß nicht ſeit wie langer Zeit quält und peinigt mich ein ſo ſeltſamer und ganz ungewöhnlicher Wunſch, daß ich mich über mich ſelbſt wundere, mich anklage und verwünſche und mir meine eignen Gedanken zu verbergen und geheim zu halten ſuche; deßhalb dünkt es mir auch ſo ſchwer, mit dieſem meinen Wunſche hervorzutreten, ſo ſchwer, als wenn ich ihn gleich damit aller Welt ſagen müßte. Weil es aber denn einmal heraus muß, ſo will ich es in Deine geheime Schatzkammer niederlegen; ich bin überzeugt, daß ich dadurch und durch den Eifer, den Du als wahrer Freund bei meiner Rettung bethätigen wirſt, mich bald von der Bedrängniß befreit ſehen werde, die es mir verurſacht. Durch Deine Bemühungen wird meine Heiterkeit bald wieder den Grad erreicht haben, den jetzt meine Mißſtimmung durch meine Narrheit erreicht hat."

Lotario's Aufmerkſamkeit wurde durch dieſe Worte Anſelmo's in höchſtem Grade geſpannt; er wußte nicht, wohin dieſe lange Vorbereitung und Einleitung zielte, und obgleich er bei ſich hin und her erwog, was für ein Wunſch das wohl ſein möge, der ſeinen Freund ſo ſehr beſchäftigte, ſchoß er doch immer weit ab vom Ziel der Wahrheit. Um denn raſch aus dieſem peinlichen Zuſtand der Erwartung herauszukommen, ſagte er zu ihm, er kränke ganz offenbar ſeine aufrichtige Freundſchaft, indem er ſolche Umwege mache, ihm ſeine geheimen Gedanken mitzutheilen, während er doch überzeugt ſein könne, bei ihm Rath zu finden, wie er ſeine Leiden ertragen könne, oder That, wie er ihnen zu begegnen vermöchte.

„Das iſt wahr", antwortete Anſelmo, „und in dieſem Vertrauen theile ich Dir denn, mein Freund Lotario, mit, daß der Wunſch, der mich quält, der iſt, zu wiſſen, ob Camilla, meine Frau, ſo gut und vollkommen iſt, wie ich glaube; und ich kann mich nicht anders vergewiſſern, ob dem ſo iſt, als indem ich ſie derart auf die Probe ſtelle, daß dieſe Probe mir ſo ſicher die Aechtheit ihrer Tugend beweiſt, als das Feuer die Aechtheit des Goldes. Denn ich bin der Anſicht, mein Freund, daß eine Frau nur ſo weit tugendhaft iſt, als ihre Tugend auf die Probe geſtellt wird, und daß nur diejenige treu und feſt iſt, welche den Verſprechungen, Geſchenken, Thränen und den beſtändigen Umwerbungen ihrer ungeſtümen Verehrer widerſteht. Denn welchen Dank verdient es", fuhr er fort, „wenn eine Frau brav iſt, die nie verſucht worden iſt, ſchlecht zu ſein? Was will es viel heißen, wenn eine Frau eingezogen und beſcheiden lebt, die nie Gelegenheit hatte, ſich freier zu bewegen, oder diejenige, welche weiß, daß ſie einen Mann hat, der, wenn er ſie über dem erſten Fehltritt überraſcht, ihr den Tod gibt? Deßhalb kann ich auch die, welche nur aus Furcht oder Mangel an Gelegenheit tugendhaft iſt, nicht ſo hoch achten, als die von Verehrern Umworbene und Verfolgte, welche die Krone des Sieges davon getragen. Aus dieſen und vielen andern Gründen, die ich namhaft machen könnte, um meine Anſicht feſter zu bekräftigen, wünſche ich, daß Camilla, meine Gemahlin, dieſe Probe durchmache und im Feuer der Bewerbung und Huldigung geprüft und geläutert werde, und zwar durch einen Mann, der Werth genug beſitzt, daß ſich ihre Wünſche auf ihn richten können. Und wenn ſie, wie ich überzeugt bin, mit der Palme des Sieges aus dieſem Kampfe hervorgeht, dann werde ich wirklich glauben, daß mein Glück ſeines Gleichen nicht hat; dann kann ich ſagen: die Schale meiner Wünſche iſt voll, dann will ich ſagen: mir iſt dieß ſtarke Weib zugefallen, von dem der Weiſe ſagt: wer wird ſie finden? Geſchieht aber das Gegentheil von dem, was ich erwarte, dann werde ich in der Freude darüber, daß ſich meine Meinung beſtätigt, auch ohne Murren den Schmerz ertragen, den eine ſo theuer erkaufte Erfahrung mich koſten wird. Und da ich Dir

ſogleich erkläre, daß nichts von alle dem, was Du mir gegen meinen Wunſch ſagen könnteſt, mich von meinem Vorhaben abzubringen vermöchte, ſo bitte ich Dich, Freund Lotario, daß Du Dich entſchließeſt, das Werkzeug zu ſein, durch das ich mein Vorhaben ausführen kann; ich werde Dir die Gelegenheit dazu bieten und es ſoll Dir an nichts fehlen, was ich für nöthig erachte, um eine ehrbare, geachtete, eingezogen lebende und anſpruchsloſe Frau zu reizen. Unter Anderem veranlaßt mich, Dir dieſe ſchwere Rolle zu übertragen, der Gedanke, daß, wenn Du Camilla beſiegſt, ich Dir in dieſem ſchlimmſten Falle nicht zutraue, daß Du ſo ungeſtüm ſein werdeſt, ihn auszunützen, ſondern Dich damit begnügen werdeſt, das für gethan zu halten, was Du aus Achtung vor mir niemals thun könnteſt. Auf dieſe Art werde ich nur in der Abſicht gekränkt, und meine Beſchimpfung bleibt in der Tugend Deines Schweigens verborgen, das, wie ich wohl weiß, in allen Dingen, die mich betreffen, ewig dauert, wie das Schweigen des Todes. Wenn Du alſo willſt, daß ich wirklich ein Leben habe, das man Leben nennen kann, ſo begib Dich alsbald in dieſen Liebeskampf, und zwar nicht gleichgültig und läſſig, ſondern mit dem Eifer und der Wärme, die mein Vorhaben fordert, und mit der Zuverſicht, der mich unſre Freundſchaft verſichert."

Dieß war es, was Anſelmo zu Lotario ſagte, der ihm ſo aufmerkſam zuhörte, daß er, außer dem bereits Mitgetheilten, zu keinem Worte mehr die Lippen öffnete, bis Anſelmo ausgeſprochen. Als er aber ſah, daß dieſer nichts mehr ſagte, verſetzte er, nachdem er ihn eine gute Weile feſt und voll ſtaunender Verwunderung angeblickt, als ob er ihn noch nie geſehen: „Ich kann mich nicht überreden, mein Freund Anſelmo, daß nicht alles, was Du mir geſagt, ein Scherz war, denn wenn ich glaubte, Du ſprächeſt die Wahrheit, ſo würde ich Dich gar nicht haben ausreden laſſen und hätte dadurch Deiner langen Rede ein Ende gemacht, daß ich ſie gar nicht angehört. Und ich glaube wirklich, entweder kennſt Du mich nicht, oder ich kenne Dich nicht — dem iſt aber nicht ſo, denn ich weiß ganz wohl, daß Du Anſelmo biſt, und Du weißt, daß ich Lotario bin. Das Schlimme iſt nur,

daß ich glauben muß, Du seist nicht mehr der Anselmo, der Du warst; und Du mußt geglaubt haben, ich sei eben so wenig der Lotario, der ich sein soll; denn die Dinge, die Du mir gesagt hast, können unmöglich von meinem Freunde Anselmo herrühren, so wenig als die, die Du verlangst, von dem Lotario gefordert werden können, den Du kennst. Denn die ächten Freunde müssen sich, wie ein Dichter sagt, usque ad aras ihren Freunden bewähren und sich gegenseitig dienen, womit ich sagen will, daß sie ihre Freundschaftsforderungen nicht bis auf Dinge ausdehnen dürfen, die gegen Gottes Willen sind. Wenn nun ein Heide schon so über Freundschaft urtheilte, wie viel mehr soll ein Christ so davon denken, der weiß, daß man um keiner menschlichen Freundschaft willen die göttliche verlieren darf? Wenn aber ein Freund die Sache derart auf die Spitze treibt, daß er die Rücksicht auf den Himmel aus Rücksicht auf seinen Freund außer Acht setzt, so darf dieß wenigstens nicht um geringfügiger und unwichtiger Dinge willen geschehen, sondern nur um solcher, bei denen die Ehre und das Leben seines Freundes auf dem Spiele steht. Nun sage mir, Anselmo, welches von beiden ist in Gefahr, daß ich darum wagen sollte, Dir zu Gefallen ein so abscheuliches Verlangen auszuführen, wie das, welches Du an mich stellst? Sicherlich keines, sondern Du verlangst vielmehr, wenn ich Dich recht verstehe, daß ich Dir absichtlich und vorsätzlich Leben und Ehre nehme, und damit beide mir selbst raube; denn wenn ich es darauf anlegen soll, Dir die Ehre zu nehmen, so ist es klar, daß ich Dir auch das Leben nehme, da ein Mann ohne Ehre schlimmer denn todt ist; und wenn ich das Werkzeug so großen Elendes für Dich bin, wie Du wünschest, daß ich es sein soll, werde ich nicht selbst dadurch entehrt und damit auch des Lebens verlustig? Höre mich denn, Freund Anselmo, und verschiebe die Antwort, bis ich Dir alles gesagt, was mir in Beziehung auf Dein Verlangen zu Sinne kommt; Du wirst noch Zeit haben, mir zu antworten, wie ich Dir zuzuhören."

„Gut denn", sagte Anselmo: „sprich, was Du denkst."

Und Lotario fuhr fort: „Es scheint mir, Anselmo, Du hast die Art von Verstand, welche den Mauren eigen, denen man die Irr-

thümer ihrer Secte nicht durch Stellen aus der heiligen Schrift beweisen kann, noch durch Gründe der reinen Vernunft oder Beweise, die auf Glaubensartikel begründet sind, sondern man muß ihnen handgreifliche, leicht begreifliche, verständliche, nachdrückliche und zweifellose Beispiele mit mathematischen Beweisen an die Hand geben, die nicht umzustoßen sind, wie wenn man sagt: Wenn von zwei gleichen Theilen zwei gleiche abgezogen werden, so muß der Rest ebenfalls gleich sein, und wenn sie das in Worten nicht begreifen, wie es in der That der Fall ist, so muß man es ihnen mit den Händen zeigen und vor Augen führen; und trotz alledem gelingt es doch Niemand, sie von den Wahrheiten unserer heiligen Religion zu überzeugen. Dieser Art von Beweisführung werde ich mich Dir gegenüber bedienen müssen. Denn das Verlangen, das in Dir entstanden, ist so weit entfernt von Allem, was nur einen Schatten von Vernunft besitzt, daß es meiner Ansicht nach Zeitverschwendung wäre, Dir Deine Einfalt — ich kann ihr im Augenblick keinen andern Namen geben — zu beweisen; ja ich hätte gute Lust, Dich Deiner Narrheit zu überlassen zur Strafe für Dein schlechtes Vorhaben. Aber meine Freundschaft für Dich gestattet nicht, daß ich Dich in so offne Gefahr stürzen lasse; und damit Du dieß klar einsiehst, so sage mir, Anselmo: hast Du mich nicht aufgefordert, ich solle die Sittsamkeit in Versuchung führen, die Ehrbarkeit bethören, der Uneigennützigkeit Anträge machen, die Klugheit überlisten? Das hast Du mir freilich gesagt. Wenn Du nun aber weißt, daß Du eine sittsame, ehrbare, uneigennützige und kluge Frau hast, was verlangst Du denn weiter? Und wenn Du glaubst, daß sie aus all meinen Angriffen als Siegerin hervorgehen werde, wie dieß sicher geschieht, welche höheren Ehren denkst Du ihr dann zu bereiten, als die sie schon jetzt besitzt; oder was wird sie hernach Besseres sein, als sie jetzt schon ist? Entweder hältst Du sie nicht für das, was Du sagst, oder Du weißt nicht, was Du verlangst. Wenn Du sie nicht für das hältst, was Du sagst, weßhalb willst Du sie auf die Probe stellen, als um sie, die Sünderin, so zu behandeln, wie es Dir gerade in den Sinn kommt. Ist sie aber so gut, wie Du glaubst,

ſo wäre es eine Albernheit, von dieſer Wahrheit ſich eine Probe verſchaffen zu wollen, da doch, wenn dieſe Probe gelungen, es einfach bei der Achtung bliebe, die man zuvor gehegt. Es folgt daraus, daß Dinge zu verſuchen, die uns weit eher zum Schaden als zum Nutzen ausſchlagen können, nur unüberlegten und tollkühnen Menſchen einfallen kann, namentlich wenn ſie auf Dinge losgehen, zu denen ſie nicht gezwungen, nicht gedrängt ſind und bei denen es ſchon von Ferne in die Augen ſpringt, daß es reiner Wahnſinn iſt.

„Schwierige Dinge unternimmt man nur für Gott oder für die Welt oder für beide zuſammen. Die, welche man für Gott unternimmt, ſind ſolche, welchen ſich die Heiligen unterzogen, die in menſchlichen Körpern ein Leben von Engeln führten; die, welchen man aus weltlichen Gründen ſich unterzieht, ſind Unternehmungen Solcher, welche die Unendlichkeit der Meere, die Verſchiedenheit der Klimate, die fremden Sitten der Völker nicht ſcheuen, um die ſogenannten Glücksgüter zu erringen Und die Unternehmungen für Gott und Welt zugleich ſind die tapferer Krieger, welche kaum in der feindlichen Mauer eine Lücke erblicken, ſo klein, als die runde Kugel der Kanone ſie hineinzureißen vermag, und ſchon, alle Furcht bei Seite ſetzend, ohne weiter zu überlegen oder an die offenbare Gefahr zu denken, die ihnen droht, wie von den Schwingen der Begeiſterung für ihren Glauben, ihr Volk und ihren König getragen, ſich unerſchrocken mitten in tauſend gegenüber ſtehende Tode ſtürzen, die ihrer warten. Dergleichen pflegt man zu unternehmen, das bringt Ruhm, Ehre und Nutzen, wenn es auch mit Mühe und Gefahr aller Art verbunden iſt. Das aber, was Du zu beabſichtigen behaupteſt und ausführen willſt, kann Dir weder Ehre bei Gott, noch Ruhm, noch Glücksgüter bei den Menſchen verſchaffen, denn geſetzt auch, Du geheſt daraus hervor, wie Du wünſcheſt, ſo biſt Du weder glücklicher, noch reicher, noch geachteter, als Du jetzt biſt; iſt aber das Gegentheil der Fall, ſo mußt Du Dich als den unglücklichſten Menſchen betrachten, den es geben kann. Denn dann hilft es Dir nichts, zu denken: Niemand wiſſe von dem Unglück, das Dir begegnet; um Dich

zu quälen und zu Grunde zu richten, genügt es, daß Du ſelbſt es weißt. Und zur Beſtätigung dieſer Wahrheit höre eine Stanze des berühmten Dichters Luis Tanſilo vom Schluß des erſten Theiles ſeiner „Petrus-Thränen“; dort heißt es:

Es wuchs der Schmerz und höher ſtieg die Scham
Bei Petrus, als der Tag ſich zeigte:
Obgleich kein Aug' ihn ſah, es war die Scham
Vor ſich, daß er zur Sünde neigte.
Ein großes Herz empfindet bittre Scham,
Ob ſich ein Blick, ob keiner ſich auch zeigte.
Es wird von Scham gepeinigt werden,
Sieht's auch der Himmel nur auf Erden.

„So hilft auch Dir das Geheimniß Deines Schmerzes nichts: Du wirſt vielmehr beſtändig weinen, wenn auch nicht Thränen der Augen, ſo doch blutige Thränen des Herzens, wie jener einfältige Arzt, welcher, wie der Dichter erzählt, die Probe mit dem Gefäße machte, was der kluge Rinaldo indeß verſtändigerweiſe unterließ. Mag dieß auch poetiſche Erfindung ſein, ſo ſchließt ſie doch eine Moral in ſich, welche wohl verdient, gehört, beachtet und befolgt zu werden, um ſo mehr, wenn Du durch das, was ich Dir jetzt zu ſagen gedenke, zu der Einſicht kommſt, welchen großen Irrthum Du zu begehen beabſichtigſt.

„Sage mir doch, Anſelmo, wenn der Himmel Dich zum Beſitzer und rechtmäßigen Eigenthümer eines außerordentlich ſchönen Diamants gemacht, von deſſen hohem Werth und deſſen Aechtheit alle Steinkenner, die ihn ſehen, überzeugt wären und ſie erklärten ferner einſtimmig und übereinſtimmend, er erreiche an Aechtheit, Reinheit und Waſſer Alles, was bei einem ſolchen Steine nur denkbar ſei, Du glaubteſt es endlich ſelbſt, da Du nichts als Beweis des Gegentheils aufzubringen hätteſt: wäre es dann vernünftig, wenn Dir in den Sinn käme, dieſen Diamant zu nehmen, ihn zwiſchen Ambos und Hammer zu bringen und mit der vollen Kraft des Armes und der Schläge zu verſuchen, ob er wirklich ſo hart und fein ſei, wie man behaupte? Noch mehr: wenn Du es wirklich thäteſt und der Stein hielte die thörichte Probe aus, würde er darum an Werth und Ruf

gewinnen; zerbräche er aber, was doch auch möglich, wäre dann nicht Alles verloren? Gewiß, und die ganze Welt würde seinen Besitzer einen Thoren schelten. Bedenke also, Freund Anselmo, daß Camilla der feinste Diamant sowohl nach Deiner als nach Anderer Schätzung ist, und daß kein vernünftiger Grund vorhanden, ihn der Gefahr des Zerbrechens auszusetzen; und wenn er auch ganz bleibt, ist er darum nicht mehr werth als bisher; wenn er aber nicht stark genug ist, um Widerstand zu leisten, so erwäge noch einmal, was Du ohne sie sein würdest, und wie Du Dich mit vollem Fuge anklagen müßtest, die Veranlassung zu ihrem und Deinem Verderben gegeben zu haben. Bedenke doch, daß es kein Kleinod in der Welt gibt, das einer sittenreinen und ehrbaren Frau an Werthe gleichsteht, und daß die ganze Ehre der Frau auf der guten Meinung, die man von ihr hegt, beruht; da nun Deine Frau in solcher Achtung steht, daß man ihr die höchste Sittenreinheit zuerkennt, wie Du selber weißt, warum willst Du in diese Wahrheit Zweifel setzen? Bedenke, daß das Weib ein unvollkommenes Geschöpf ist, und daß man ihm keine Fallstricke legen darf, über die es straucheln und fallen kann, sondern daß man ihm alle Gefahr aus dem Wege räumen soll, damit sie ohne Beschwer das Ziel der Vollendung erreiche, nach dem sie ringt, und das darin besteht, vollkommen tugendhaft zu sein.

„Die Naturforscher sagen uns, daß der Hermelin ein kleines Thier sei mit einem ungemein weißen Fell, und daß die Jäger, wenn sie es fangen wollen, sich folgenden Kunstgriffs bedienen: da sie die Stellen kennen, wo das Thier vorüberzukommen und hinzulaufen pflegt, so bestreichen sie diese mit Schmutz und treiben es, sobald sie seiner ansichtig werden, nach jenem Orte; kommt der Hermelin an den Schmutz, so steht er still, läßt sich greifen und fangen, um nur nicht über den Koth zu müssen und sein weißes Fell, das er höher als Freiheit und Leben schätzt, zu beschmutzen. Die tugendhafte und keusche Frau ist ein Hermelin, und die Tugend der Sittenreinheit ist weißer und glänzender als Schnee; aber wer sie nicht verlieren, sondern bewahren und erhalten will, muß sich eines andern Verfahrens bedienen,

als beim Hermelin. Man darf ihr nicht den Schmutz der Huldigungen und Bewerbungen aufdringlicher Verehrer in den Weg legen; denn vielleicht, ja mehr als vielleicht, beſitzt ſie nicht ſo viel angeborne Tugend und Kraft, daß ſie jene Hinderniſſe von ſelbſt zu überſteigen und zu überwinden vermöchte; es iſt im Gegentheil die Aufgabe, ſie ihr aus dem Weg zu ſchaffen und ſie durch den Glanz der Tugend und die Herrlichkeit, die ein guter Name in ſich birgt, zu reizen. Die gute Frau gleicht weiter einem hellen und reinen Kryſtallſpiegel, der von jedem Hauche, welcher ihn berührt, getrübt und verdunkelt werden kann. Mit der ſittſamen Frau muß man umgehen, als wenn ſie eine Reliquie wäre; man muß ſie anbeten, aber nicht berühren, man muß die gute Frau ſchützen und ſchätzen, wie man einen ſchönen Garten ſchützt und ſchätzt, der voll Blumen und Roſen ſteht, und deſſen Beſitzer nicht geſtattet, daß Jedermann hineingeht und ſie anfaßt; nur aus der Ferne und zwiſchen dem Eiſengitter durch darf man ſeinen Duft und ſeine Schönheit genießen. Zum Schluß möchte ich Dir noch einige Verſe citiren, die mir eben beifallen, — ich habe ſie in einer neuen Comödie gehört — ſie ſcheinen mir ganz auf das, was wir hier verhandeln, zu paſſen. Ein kluger Alter räth nämlich einem andern, dem Vater eines Mädchens, daß er ſie eingezogen halte, bewache und abſchließe, und ſagt unter Anderem:

Frauenherz iſt zart wie Glas,
Darum ja verſuch' es nicht,
Ob es aushält, ob es bricht:
Denn wie leicht geſchähe das!

Leicht kommt man in Bruches Nöthen,
Und nicht klug iſt's, vor Gefahren
Solchen Bruchs ſich nicht zu wahren,
Wo's unmöglich iſt, zu löthen.

Wer ſollt' nicht den Glauben hegen,
Der nicht kann geleugnet werden,
Daß, gibt's Danaen auf Erden,
Es auch gebe goldnen Regen.

„Was ich Dir bis jetzt geſagt habe, lieber Anſelmo, betraf nur Dich; nun wird es paſſend ſein, daß ich Dir auch Einiges ſage, was mich betrifft. Bin ich weitläufig, ſo vergib mir, denn das Labyrinth, in das Du Dich verwickelt haſt und aus dem ich Dich befreien ſoll, macht dieß nothwendig.

„Du nennſt mich Deinen Freund und willſt, daß ich der Ehre verluſtig gehe, was doch ganz gegen alle Freundſchaft ſtreitet; und auch dieß verlangſt Du nicht allein, ſondern Du willſt, daß ich ſogar Dir Deine Ehre raube. Daß Du ſie mir rauben willſt, iſt klar; denn wenn Camilla ſieht, daß ich um ſie werbe, wie Du verlangſt, ſo iſt auch gewiß, daß ſie mich für einen ehrloſen Menſchen von ſchlechten Grundſätzen hält, da ich nach etwas ſtrebe, das ſo fern ab von dem liegt, wozu mein Character und Deine Freundſchaft mich verpflichten ſollten. Daß Du verlangſt, ich ſollte ſie Dir zum Opfer bringen, iſt außer allem Zweifel: denn wenn Camilla ſieht, daß ich um ſie buhle, ſo muß ſie glauben, ich habe in ihr irgend einen Funken von Leichtſinn gefunden, der mich ſo kühn mache, ihr meine verruchten Abſichten zu entdecken; und wenn ſie ſich für entehrt hält, ſo trifft Dich, der Du ihr zu eigen biſt, die gleiche Unehre. Daher ſchreibt ſich auch die gewöhnliche Behauptung, daß der Mann der Ehebrecherin, ſelbſt wenn er nichts davon weiß und keine Gelegenheit dazu bot, daß ſeine Frau nicht ſei, wie ſie ſein ſollte, es auch nicht in ſeiner Hand lag, das Unglück abzuwenden, da er vollſtändig ſorglos und gleichgültig in den Tag hinein lebte, — daß ein ſolcher Mann trotz alledem mit geringſchätzenden und verächtlichen Namen belegt wird; ja es ſehen ihn gerade die, welche um die Schlechtigkeit ſeiner Frau wiſſen, mit Blicken voller Verachtung an, ſtatt ihn mit Mitleid zu betrachten, da ſie doch wiſſen, daß er nicht durch ſeine Schuld, ſondern durch die Neigungen ſeiner ſchlimmen Lebensgefährtin in dieſes Unglück gerathen iſt. Ich will Dir jedoch den Grund ſagen, warum der Mann eines ſchlechten Weibes ſeiner Ehre verluſtig geht, wenn er auch nichts davon weiß, daß ſie ein ſolches Weib iſt, er auch keine Schuld daran trägt, noch irgend welche Veranlaſſung oder Gelegenheit gegeben, daß ſie es iſt. Du darfſt

jedoch nicht verdrießlich werden, mich anzuhören, da Alles zu Deinem Besten dienen soll.

„Als Gott unsern Urvater im irdischen Paradiese schuf, goß er, wie die heilige Schrift sagt, Schlaf über Adam aus und nahm, während er schlief, eine Rippe aus seiner linken Seite, aus welcher er unsere Mutter Eva bildete, und sowie Adam erwachte und sie sah, sagte er: Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Und Gott sprach: Um ihretwillen wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und sie werden beide sein ein Fleisch. Und damals wurde das göttliche Sacrament der Ehe mit solchen Banden gestiftet, daß nur der Tod sie auflösen kann. Und dieses wunderbare Sacrament hat solche Kraft und Stärke, daß es aus zwei verschiedenen Personen ein Fleisch macht, ja es wirkt bei guten Ehen noch mehr: denn obgleich die beiden Gatten zwei Seelen haben, haben sie doch nur einen Willen, und daher kommt es, daß, wie das Fleisch der Gattin ein und dasselbe mit dem des Gatten ist, auch die Flecken, die auf sie fallen, oder die Vergehen, die sie sich zu Schulden kommen läßt, in das Fleisch des Mannes übergehen, wenn er auch, wie bereits gesagt, keinen Anlaß zu solchem Verderben gegeben. Denn wie ein Schmerz am Fuße oder an irgend einem andern Glied des menschlichen Körpers vom ganzen Körper mit empfunden wird, weil sie alle ein Fleisch sind, und wie das Haupt daher die Verletzung der Ferse empfindet, ohne daß es die Veranlassung dazu gegeben, so theilt der Mann die Schande der Frau, weil er mit ihr ein und dasselbe Wesen ist. Und wie die Ehre und Schande der Welt alle aus Fleisch und Blut entspringen, und auch die des Weibes dieser Art sind, so muß nothwendig auf den Gatten ein Theil der Schande zurückfallen, und er muß für entehrt gehalten werden, selbst ohne daß er davon weiß. Bedenke deßhalb die Gefahr, Anselmo, der Du Dich aussetzest, indem Du den Frieden, in welchem Deine Frau lebt, stören willst; bedenke, welch eitler und übermüthiger Neugierde zu Gefallen Du Leidenschaften erwecken willst, die noch friedlich im Busen Deiner keuschen Gattin ruhen; bedenke, wie wenig das ist, was Du gewinnen kannst, und wie viel, was Du

zu verlieren Gefahr läufst; ich will es nicht weiter ausspinnen, weil mir die Worte fehlen, es lebhaft genug zu schildern. Wenn aber alles, was ich gesagt habe, nicht genügt, Dich von Deinem schlimmen Vorsatz abzubringen, so magst Du ein anderes Werkzeug Deiner Schande und Deines Unglücks suchen; denn mir fällt es nicht ein, mich dazu herzugeben, sollte ich auch darum Deine Freundschaft verlieren, was der größte Verlust wäre, den ich mir denken kann."

Hier schwieg der tugendhafte und kluge Lotario, und Anselmo war so verwirrt und nachdenklich geworden, daß er lange Zeit keine Antwort geben konnte; endlich aber sagte er: „Du hast gesehen, Freund Lotario, mit welcher Aufmerksamkeit ich angehört, was Du mir sagen wolltest, und aus Deinen Gründen, Beispielen und Vergleichungen habe ich den hohen Verstand erkannt, den Du besitzest, und die wirklich ächte Freundschaft, die Du für mich fühlst. Ich sehe und anerkenne auch, daß, wenn ich Deiner Ansicht nicht folge und der meinigen fröhne, ich das Gute fliehe und dem Bösen nachrenne. Dieß zugegeben, mußt Du jedoch bedenken, daß ich nun einmal an der Krankheit leide, welche man bei einzelnen Frauen findet, die ein Gelüste nach Erde, Gyps, Kohlen und anderen noch schlimmeren Dingen haben, mögen sie auch noch so ekelhaft zum Ansehen und gar zum Essen sein; so muß man denn auch zu meiner Heilung ein künstliches Mittel anwenden, und das könnte leicht geschehen, wenn Du anfingest, ganz zart und zum Schein Camilla den Hof zu machen; sie wird nicht so schwach sein, daß sie gleich auf den ersten Angriff erliegt; ich wäre mit diesem bloßen Anfang zufrieden und Du hättest erfüllt, was Du unsrer Freundschaft schuldig bist, indem Du mir nicht blos das Leben gibst, sondern mir auch die Gewißheit verschaffst, daß meine Ehre gesichert ist. Und dazu bist Du schon aus einem Grunde verpflichtet, und zwar deßhalb, weil Du bei meinem festen Entschlusse, diese Probe anzustellen, doch nicht zugeben kannst, daß ich mit meinem Hirngespinnst irgend Jemand Andern vertraut mache, bei dem ich meine Ehre aufs Spiel setzen würde, deren Erhaltung Dir so sehr am Herzen liegt; und wenn auch Deine Ehre, während Du um Camilla wirbst, nicht so hoch

ſteht, als ſie's verdient, ſo hat das wenig oder nichts zu ſagen; denn wenn meine Frau ſich ſo rein zeigt, wie wir hoffen, ſo magſt Du ihr offen die reine Wahrheit über unſern Kunſtgriff einſchenken, und die Achtung, die ſie Dir bisher gezollt, wird ſie Dir auch ferner zollen. Da Du alſo nur ſo wenig wagſt und mich ſo glücklich machen kannſt, wenn Du es wagſt, ſo weigere Dich nicht länger, wenn Dir auch noch mehr Bedenklichkeiten erwachſen ſollten, denn, wie ich bereits geſagt, wenn Du nur einen Anfang machſt, will ich die Sache als bereits vollendet betrachten."

Als Lotario ſeinen Freund ſo feſt entſchloſſen ſah, und keine weitern Beiſpiele anzuführen, keine neuen Gründe aufzubringen wußte, um ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen; da Anſelmo ihm überdieß damit drohte, ſein unglückſeliges Verlangen einem Andern mitzutheilen, beſchloß er, um größeres Uebel zu verhüten, ihn zufrieden zu ſtellen und zu thun, was er verlangte, in der feſten Abſicht jedoch, dieſen Handel ſo zu Ende zu führen, daß Anſelmo befriedigt würde, ohne daß Camilla's Gemüthsruhe darunter litte. Er antwortete deßhalb, Anſelmo möge ja Niemand ſeine Gedanken mittheilen, denn er wolle die Sache übernehmen, ſobald es ihm am geeignetſten dünke. Anſelmo umarmte ihn aufs Herzlichſte und Innigſte und dankte ihm für dieſes Anerbieten, als ob ihm ein großer Dienſt damit geſchähe. Sie verabredeten nun unter ſich, daß ſchon vom andern Tage an das Unternehmen beginnen ſolle; er wolle ihm Zeit und Gelegenheit verſchaffen, daß er mit Camilla allein reden könne, auch werde er ihm Gold und Juwelen geben, daß er ihr Geſchenke damit mache. Er rieth ihm ferner, ihr Ständchen zu bringen, Verſe auf ſie zu dichten: falls er nicht Luſt habe, ſie ſelbſt zu machen, wolle er ſie für ihn ſchreiben. Zu allem erbot ſich Lotario, nur in ganz anderer Abſicht, als Anſelmo glaubte. Nach dieſer Verabredung wandten ſie ſich zu Anſelmo's Hauſe zurück, wo ſie Camilla in Angſt und Sorgen trafen, da ihr Gatte heute länger als gewöhnlich ausgeblieben.

Lotario begab ſich nach Hauſe. Anſelmo aber blieb in dem ſeinen ſo vergnügt zurück, als ſein Freund nachdenklich war, da

er nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um aus diesem fatalen Handel sich glücklich herauszuwinden. In derselben Nacht jedoch ersann er ein Mittel, wie er Anselmo hintergehen und Camilla dabei doch ungekränkt lassen könnte. Andern Tages ging er zu seinem Freunde zu Tische, wo er freundlich von Camilla empfangen wurde, die ihn überhaupt gerne bei sich sah und bewirthete, da sie das intime Verhältniß desselben zu ihrem Gatten kannte. Als man gegessen und die Tischtücher abgenommen hatte, sagte Anselmo zu Lotario, er möchte bei Camilla bleiben, während er ein nothwendiges Geschäft besorge; in anderthalb Stunden werde er zurück sein. Camilla bat ihn jedoch, nicht auszugehen, und Lotario erbot sich, ihm Gesellschaft zu leisten; aber Anselmo ging nicht darauf ein, sondern bestürmte vielmehr Lotario, da zu bleiben und ihn zu erwarten, da er eine Sache von großer Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln habe. Auch sagte er Camilla, sie möchte Lotario nicht allein lassen, bis er zurückkäme. Er wußte wirklich die Wichtigkeit oder Nichtigkeit seines Ausgehens so einleuchtend zu machen, daß Niemand darauf gekommen wäre, das sei alles nur fingirt. Anselmo ging, und Lotario und Camilla blieben allein bei Tische sitzen, da die übrigen Leute des Hauses sich zum Essen begeben hatten.

Da sah sich nun Lotario auf dem Wahlplatz, wie sein Freund gewünscht, den Feind vor sich, der durch seine Schönheit eine ganze Schaar von bewaffneten Rittern hätte besiegen können. Nun frage man, ob Lotario Ursache hatte, sich zu fürchten! Alles jedoch, was er that, war, daß er den Ellbogen auf den Arm des Sessels und die offene Hand unter das Kinn stemmte; er bat Camilla wegen der Unschicklichkeit um Entschuldigung, er wünsche jedoch ein wenig auszuruhen, bis Anselmo zurückkäme. Camilla antwortete ihm, er würde wohl besser auf dem Ruhebett, als auf dem Sessel ausruhen, und bat ihn, hineinzugehen und sich dort niederzulegen. Lotario wollte jedoch nicht und schlief daher am Tische, bis Anselmo zurückkam. Als dieser jedoch Camilla in ihrem Zimmer und Lotario schlafend fand, meinte er, da er so lange ausgeblieben, hätten die Beiden Zeit genug gehabt, zu schwatzen und sogar zu schlafen; er konnte daher die Stunde

kaum erwarten, bis Lotario erwachte, um mit ihm auszugehen und zu fragen, wie es gegangen.

Alles kam, wie er wünschte. Lotario erwachte, und sogleich verließen sie das Haus. Anselmo fragte nach dem, was er wissen wollte, und Lotario antwortete, es habe ihm nicht gut geschienen, gleich beim ersten Male sich ganz zu erklären; er habe deßhalb nichts gethan, als Camilla's Schönheit gerühmt und ihr gesagt, in der ganzen Stadt spreche man von nichts Anderem, als von ihrer Anmuth und ihrem Verstande; es habe ihm dieß auch der richtigste Anfang geschienen, um allmählig ihr Wohlwollen zu gewinnen und sie dafür zu stimmen, daß sie ihn ein ander Mal gerne anhöre; er habe sich des Kunstgriffs bedient, den der böse Geist brauche, wenn er eine Seele gewinnen wolle, die auf ihrer Hut ist, daß er sich nämlich in einen Engel des Lichts verwandle, während er doch einer der Finsterniß sei, und sich mit einem Heiligenschein umgebe, und erst am Ende zu erkennen gebe, was er sei, und mit seiner Absicht hervortrete, wenn nicht gleich von Anfang sein Betrug zu Tage komme. Anselmo war damit sehr zufrieden und sagte, er werde ihm jeden Tag dieselbe Gelegenheit bieten, denn wenn er auch nicht ausgehe, werde er sich doch zu Hause allerlei zu thun machen, daß Camilla seiner List unmöglich auf die Spur kommen könne.

Es vergingen jedoch mehre Tage, ohne daß Lotario ein Wort mit Camilla sprach. Anselmo aber sagte er, daß er mit ihr gesprochen, indeß noch nicht ein Wort aus ihr herausgebracht habe, was auf etwas Unrechtes deute, oder ihm auch nur die Spur einer Hoffnung gebe; im Gegentheil, sagte er, drohe sie ihm, wenn er diese bösen Gedanken nicht aufgebe, es ihrem Gatten sagen zu müssen.

„Das ist gut", sagte Anselmo; „bis jetzt hat Camilla den Worten widerstanden, nunmehr wollen wir sehen, wie sie den Thaten Stand hält; ich werde Dir morgen zwei tausend Goldthaler geben, daß Du sie ihr anbietest und gibst, und ebensoviel, um Juwelen einzukaufen, mit denen Du sie ködern sollst; denn die Frauen, sie mögen noch so keusch sein, sind darauf erpicht, namentlich wenn sie schön sind, sich gut zu kleiden und elegant zu

erscheinen. Widersteht sie dieser Versuchung, so will ich mich zufrieden geben und Dir nicht mehr lästig fallen."

Lotario antwortete, er habe bereits begonnen und werde die Sache bis zu Ende führen, wenn er auch voraussehe, daß er geschlagen und besiegt aus dem Kampfe hervorgehe.

Andern Tages erhielt er die vier tausend Goldthaler und damit vier tausend Verlegenheiten, denn er wußte nicht, welche neue Lügen er erfinden sollte. Er nahm sich jedoch zuletzt vor, ihm zu sagen, Camilla sei Geschenken und Versprechungen ebenso unzugänglich als Worten, und er habe nicht Lust, sich noch weiter Mühe zu geben, denn alle die darauf verwandte Zeit sei verloren. Das Schicksal aber fügte die Dinge anders, und es traf sich, daß Anselmo, nachdem er Lotario und Camilla, wie oft schon, allein gelassen, sich in ein Gemach einschloß, um durch das Schlüsselloch zu beobachten und zu hören, was die Beiden mit einander treiben würden. Er sah jedoch, daß Lotario mehr als eine halbe Stunde kein Wort mit Camilla sprach, und keines gesprochen hätte, wenn er auch ein Jahrhundert dageblieben wäre. Dieß brachte ihn auf den Gedanken, daß Alles, was sein Freund ihm von den Antworten Camilla's gesagt, reine Erfindung und Lüge sei, und um zu sehen, ob dieß wirklich der Fall, verließ er das Zimmer, rief Lotario heraus und fragte ihn, was er ihm Neues zu bringen habe und wie Camilla gesinnt sei.

Lotario antwortete, er habe keine Lust, die Sache weiter zu treiben, denn sie antworte ihm so unfreundlich und mürrisch, daß er nicht den Muth habe, ihr noch einmal etwas zu sagen.

„O", rief Anselmo, „Lotario, Lotario, wie schlecht erfüllst Du Deine Pflichten gegen mich und wie wenig entsprichst Du dem Vertrauen, das ich in Dich gesetzt habe! Jetzt eben habe ich Dich durch das Schlüsselloch beobachtet und gesehen, daß Du kein Wort mit Camilla gesprochen, woraus ich schließen muß, daß Du ihr noch das erste zu sagen hast. Wenn dem so ist, woran ich nicht zweifle, warum betrügst Du mich oder beraubst mich absichtlich des Mittels, das mich zu meinem gewünschten Ziele gelangen ließe?"

Mehr ſagte Anſelmo nicht; das Geſagte genügte jedoch, Lotario verlegen zu machen und zu beſchämen; und da er ſich in ſeiner Ehre angegriffen fühlte, daß er über einer Lüge ertappt worden, ſo ſchwor er Anſelmo, es von dieſem Augenblicke an ſich angelegen ſein zu laſſen, ihn zu befriedigen und nicht mehr zu belügen, wovon er ſich ſelbſt überzeugen könne, wenn er ſo neugierig ſei, ihn zu beobachten; er brauche ſich jedoch nicht weiter zu bemühen, denn die Mühe, die er ſich ſelbſt geben werde, möge ihn vor jedem Verdacht ſchützen. Anſelmo glaubte ihm und um ihn beſſer zu beruhigen und vor jedem Ueberfall zu ſichern, beſchloß er, ſich auf acht Tage von Hauſe zu entfernen und zu einem Freunde zu begeben, der unfern von der Stadt auf einem Dorfe wohnte. Er verabredete mit dem Freunde, daß er ihn dringend einlade, um einen Vorwand zu ſeiner Abreiſe vor Camilla zu haben.

Unglücklicher und unbeſonnener Anſelmo, was thuſt Du, was beginnſt Du, was ſtifteſt Du an? Bedenke, daß Du all das gegen Dein eigen Fleiſch und Blut thuſt, daß Du Deine Entehrung herbeizuführen Dir ordentlich Mühe gibſt, daß Du Deinen Untergang ſelbſt willſt! Deine Gattin Camilla iſt edel; Du lebſt in ihrem ruhigen und friedlichen Beſitze; nichts ſtört Dein Glück; ihre Gedanken ſchweifen nicht über die vier Mauern ihres Hauſes hinaus; Du biſt ihr Himmel auf Erden, das Ziel ihrer Wünſche, der Inbegriff ihrer Freuden und das Maß, an dem ſie ihren Willen mißt, indem ſie ſich ſtets nach Deinem und des Himmels Willen richtet. Wenn Dir nun die Goldgrube ihrer Ehre, Schönheit, Tugend und ihres eingezogenen Lebens mühelos den ganzen Reichthum, den ſie beſitzt und Du wünſchen kannſt, in den Schooß ſchüttet, warum willſt Du denn die Erde durchwühlen und neue Adern eines neuen, ungekannten Schatzes aufſuchen, wobei Du Dich nur der Gefahr ausſetzeſt, daß alles verſinkt, da alles doch nur auf den zerbrechlichen Säulen ihrer ſchwachen Natur ruht? Bedenke, daß dem, der das Unmögliche ſucht, recht geſchieht, wenn ihm das Mögliche verſagt wird, wie ein Dichter es beſſer mit den Worten ausdrückt:

In dem Tode will ich Leben,
In der Krankheit Wohlbefinden,
Freiheit in dem Kerker finden;
Feſſeln ſollen leicht ſich heben,
Treue ſoll Verräther binden.

Doch mein Loos, laut ſei's geklagt,
Hat die Hoffnung mir verſagt,
Mit dem Himmel es mir grollte:
Weil Unmögliches ich wollte,
Sei mir Mögliches verſagt.

Am folgenden Tage reiſte Anſelmo auf das Land, nachdem er Camilla zuvor in Kenntniß geſetzt, Lotario werde während ſeiner Abweſenheit kommen, nach dem Hauſe ſehen und mit ihr ſpeiſen; ſie möchte deßhalb Sorge tragen, daß ſein Freund ganz wie er ſelbſt behandelt werde.

Camilla als eine kluge und ehrbare Frau ward bei dem Befehl, den ihr Gemahl ihr hinterließ, etwas bange und ſtellte ihm vor, daß es nicht ſchicklich ſei, wenn Jemand während ſeiner Abweſenheit ſeinen Stuhl bei Tiſche einnehme; falls er dieſe Anordnung getroffen, weil er nicht das Vertrauen habe, ſie könnte ſein Haus regieren, ſo möchte er ſie nur einmal auf die Probe ſtellen; und die Erfahrung würde ihn lehren, daß ſie wohl noch größeren Sorgen gewachſen ſei.

Anſelmo antwortete ihr, daß dieß nun einmal ſein Wille ſei und ſie habe nichts zu thun, als ſich zu beugen und zu gehorchen.

Camilla erwiderte, ſie werde gehorchen, wenn es auch ganz gegen ihren Wunſch ſei.

Anſelmo reiſte ab, und andern Tages kam Lotario in ſein Haus, wo er von Camilla freundlich und achtungsvoll empfangen wurde; ſie wußte es aber ſo einzurichten, daß Lotario ſie nie allein ſah. Sie war nämlich beſtändig von ihren Dienern und Dienerinnen umgeben, namentlich von einer ihrer Zofen, Namens Leonela, auf die ſie große Stücke hielt, weil ſie beide von Kindheit an in Camilla's elterlichem Hauſe zuſammen aufgewachſen und auch nach der Verheirathung bei einander geblieben waren. In

den ersten drei Tagen sagte ihr Lotario nichts, wenn er es auch gar wohl gekonnt hätte, sobald der Tisch abgedeckt wurde und die Dienerschaft zum Essen ging, was nach Camilla's Befehl mit größter Eile zu geschehen hatte; Leonelen hatte sie aufgetragen, daß sie zuerst essen und nicht von ihrer Seite weichen solle. Diese aber, die ihre Gedanken auf ihr eignes Vergnügen gerichtet hatte und sich in jenen Stunden mit Befriedigung ihrer Herzensangelegenheiten beschäftigte, erfüllte nicht immer den Befehl ihrer Herrin, sondern ließ sie allein, als wenn sie es ihr befohlen hätte. Indeß hielt Camilla's anstandsvolle Erscheinung, der Ernst ihres Wesens und ihre gemessene Haltung Lotario's Zunge genugsam im Zaume. Der Vortheil aber, den die große Tugend Camilla's errang, indem sie der Zunge Lotario's Schweigen auferlegte, wurde Beiden mehr zum Nachtheil; denn wenn die Zunge schwieg, sprachen die Gedanken, und diese hatten um so mehr Zeit, all die hohen Vorzüge von Güte und Schönheit zu bewundern, welche Camilla auszeichneten und eine Marmorstatue, wie viel mehr ein Herz aus Fleisch und Blut, zur Liebe entflammen konnten.

Lotario benutzte Zeit und Stunde, wo er mit ihr hätte sprechen können, sie zu betrachten, und dachte, wie werth sie sei, geliebt zu werden; diese Betrachtungen aber fingen nach und nach an, die Rücksichten zu verdrängen, die er für Anselmo hatte, und tausendmal wollte er die Stadt fliehen und sich verbergen, wo Anselmo ihn und er Camilla nimmer sähe; aber bereits hinderte ihn der Genuß ihres Anblicks daran, indem er ihn an sie fesselte. Er that sich Gewalt an und kämpfte mit sich selbst, um den Genuß, den ihm ihr Anblick gewährte, zu unterdrücken; er machte sich im Stillen Vorwürfe über seinen Wahnsinn, nannte sich einen schlechten Freund und einen noch schlechteren Christen; stellte Betrachtungen und Vergleiche zwischen Anselmo und sich an, und alle liefen darauf hinaus, daß er sich sagte, der Wahnsinn und das Vertrauen seines Freundes, nicht sein Mangel an Treue trage die Schuld, er werde daher bei Gott und den Menschen Entschuldigung finden für das, was er zu thun gedenke, und brauche für seine Schuld keine Strafe zu fürchten.

Kurz, die Schönheit und Vortrefflichkeit Camilla's im Vereine mit der Gelegenheit, die ihm der unvorsichtige Gemahl gegeben, warfen Lotario's Redlichkeit zuletzt zu Boden, und ohne auf etwas Anderes zu hören, als das, wohin ihn sein Vergnügen trieb, bekannte er endlich, nachdem drei Tage seit Anselmo's Abreise verflossen waren, während welcher er sich in beständigem Kampfe mit seiner Leidenschaft befunden, Camilla mit solchem Ungestüm und solchem Feuer seine Liebe, daß sie aufs Höchste bestürzt war und nichts Anderes zu thun wußte, als aufzustehen und ohne ein Wort der Erwiderung in ihre Gemächer zu eilen. Die Hoffnung, die mit der Liebe zugleich entsteht, ließ sich durch diese Unfreundlichkeit nicht abschrecken; Lotario hielt nur um so fester an Camilla. Diese aber, welche Lotario in einem Lichte gesehen, an das sie nie gedacht hatte, wußte nicht, was sie thun sollte; da es ihr jedoch weder sicher, noch wohlgethan schien, ihm noch einmal Gelegenheit zu geben, sie zu sprechen, so beschloß sie, was sie auch that, noch in derselben Nacht einen Diener mit einem Briefe an Anselmo zu senden. Dieser Brief lautete folgendermaßen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der Novelle von der unziemlichen Neugier.

„Man pflegt zu sagen, ein Heer ohne seinen General und eine Festung ohne ihren Befehlshaber sei schlecht berathen; ich aber sage, eine junge Ehefrau ist noch übler daran ohne ihren Gatten, wenn ihn nicht triftige Gründe von ihr entfernt halten. Ich befinde mich in so schlimmer Lage ohne Euch und es ist mir so unmöglich diese Abwesenheit zu ertragen, daß, wenn Ihr nicht bald kommt, ich mich gezwungen sehe, mich in das Haus meiner Aeltern zurückzuziehen, wenn ich auch das Eure ohne Hüter lassen müßte; denn derjenige, welchen Ihr mir zurückgelassen, wenn er diesen Titel verdient, scheint mehr auf seine Wünsche,

als auf die Eurigen bedacht zu ſein, und da Ihr ein verſtändiger Mann ſeid, brauche ich Euch nichts mehr zu ſagen. Auch wäre es nicht rathſam, mich deutlicher auszudrücken."

Anſelmo erhielt dieſen Brief, aus dem er erſah, daß Lotario ſeinen Angriff bereits begonnen und daß Camilla ihm darauf gedient haben mußte, wie er es wünſchte. Außerordentlich vergnügt über dieſe Kunde, antwortete er Camilla mit den Worten: ſie ſolle durchaus ihre Wohnung nicht ändern, denn er werde eheſtens zurückkehren. Camilla war verwundert über dieſe Antwort Anſelmo's, die ſie in noch größere Verlegenheit ſetzte, als zuvor. Sie getraute ſich nicht zu Hauſe zu bleiben, noch weniger aber zu ihren Aeltern zu gehen, weil, wenn ſie ging, ſie dem Befehl ihres Gemahls zuwider handeln mußte. Sie entſchloß ſich endlich zu dem, was das Schlimmſte war, nämlich zu bleiben, feſt entſchieden Lotario's Gegenwart nicht zu meiden, um kein Gerede unter ihren Leuten zu veranlaſſen; und es wollte ſie bereits reuen, ihrem Gemahl jenen Brief geſchrieben zu haben, weil ſie fürchtete, er möchte denken, Lotario habe durch irgend eine leichtſinnige Aeußerung ſich fortreißen laſſen, die Achtung, die er ihr ſchuldig ſei, aus den Augen zu ſetzen. Da ſie ſich aber ihrer Tugend bewußt war, verließ ſie ſich auf Gott und ihre guten Grundſätze, mit denen ſie ſchweigend allem zu widerſtehen hoffte, was ihr Lotario ſagen konnte, und glaubte deßhalb ihrem Gemahl nicht weiter ſchreiben zu ſollen, um ihn nicht in Händel und Verdruß zu verwickeln; ja ſie ſann ſogar darauf, wie ſie Lotario bei Anſelmo von Verdacht reinigen könnte, wenn dieſer ſie um den Grund fragen ſollte, weshalb ſie ihm jenen Brief geſchrieben. In dieſem Gedanken, der mehr ehrenhaft, als klug und vorſichtig war, gab ſie am andern Tage Lotario wieder Gehör, und dieſer drang ſo heftig in ſie, daß die Feſtigkeit Camilla's zu wanken anfing und ſie ihre ganze Sittſamkeit aufbieten mußte, um den Augen zu Hülfe zu kommen, damit ſie nicht eine zärtliche Theilnahme verriethen, welche die Thränen und Worte Lotario's in ihrem Buſen erweckt hatten. Lotario merkte das, und es entflammte ihn nur noch mehr. Zuletzt, da er wohl wußte, daß er die Zeit und Gelegenheit, die ihm

Anſelmo's Abweſenheit bot, benutzen müſſe, um dieſe Feſtung zu ſtürmen, machte er mit Lobeserhebungen ihrer Schönheit einen Angriff auf ihre Selbſtliebe; denn nichts vermag die feſten Thürme der Eitelkeit der ſchönen Frauen raſcher zur Uebergabe zu zwingen und zu ſchleifen, als eben die Eitelkeit, wenn ſich die Zunge der Schmeichelei ihrer bemächtigt. Genug, er untergrub mit größtem Eifer den Fels ihrer Tugend, indem er ſolche Sprengmittel anwandte, daß, wenn Camilla von Erz geweſen wäre, ſie hätte zu Fall kommen müſſen. Lotario weinte, bat, verſprach, ſchmeichelte, ſchwur und heuchelte mit ſo viel Gefühl, mit ſolchen Zeichen der aufrichtigſten Liebe, daß er Camilla's Sittſamkeit überwand und einen Sieg davon trug, den er weniger gehofft als gewünſcht hatte. Camilla ergab ſich, Camilla fiel; aber was will das heißen, wo ſelbſt die Freundſchaft eines Lotario nicht Stand hielt? Ein klares Beiſpiel, das uns zeigt, daß man die Leidenſchaft der Liebe nur durch die Flucht überwinden kann, und daß Niemand mit einem ſo mächtigen Feinde ſeine Kräfte meſſen ſollte; denn man brauchte göttlicher Kraft, um ſeine menſchliche zu überwinden. Leonela war die Einzige, welche um die Schwachheit ihrer Gebieterin wußte; denn vor ihr konnten die beiden treuloſen Freunde und neuen Verliebten ihr Geheimniß nicht verbergen. Lotario wollte Camilla nicht den Plan Anſelmo's enthüllen und ihr nicht ſagen, daß er ihm die Gelegenheit geboten, ſo weit zu kommen, damit ſie ſeine Liebe nicht geringer ſchätze und glaube, er habe nur zufällig und ohne ernſteres Gefühl ſich um ſie beworben.

Wenige Tage ſpäter kam Anſelmo wieder nach Hauſe und ward nicht einmal gewahr, was er inzwiſchen verloren, nämlich das, was er am wenigſten geſchont und doch am höchſten geſchätzt. Er begab ſich augenblicklich zu Lotario, den er zu Hauſe fand; ſie umarmten ſich, und Anſelmo befragte ihn um das, was ihm Leben oder Tod bringen ſollte.

„Was ich Dir ſagen kann, Freund Anſelmo", verſetzte Lotario, „iſt, daß Du ein Weib haſt, das das Muſter und die Krone aller guten Frauen genannt zu werden verdient. Die Worte, die ich ihr ſagte, waren in den Wind hinein geſprochen; meine

Anerbietungen wurden verſchmäht, meine Geſchenke zurückgewieſen und mit meinen erheuchelten Thränen trieb ſie ihren offenen Spott. Kurz, wie Camilla die Summe aller Schönheit iſt, ſo iſt ſie auch die Schatzkammer, in der die Sittſamkeit ruht, wo Liebenswürdigkeit und Keuſchheit und alle Tugenden ſich ſammeln, welche eine ehrbare Frau preiswürdig und glücklich machen können. Nimm Dein Geld wieder, Freund, hier iſt es, ich brauchte es nicht zu berühren, denn die Tugend Camilla's ergibt ſich nicht ſo niedrigen Dingen, wie Geſchenken und Verſprechungen. Begnüge Dich, Anſelmo, und fordere keine weitern Proben; und da Du das Meer der Qualen und der Zweifel, welche die Frauen uns bereiten können und bereiten, trocknen Fußes durchwandert haſt, ſo laß Dich nicht abermals in den tiefen Abgrund neuer Qualen hinab und verſuche nicht mit einem andern Piloten die Güte und Stärke des Schiffes, das der Himmel Dir gegeben, das Meer dieſer Welt zu befahren, ſondern halte Dich überzeugt, daß Du bereits im ſichern Hafen biſt. Befeſtige Dich mit dem Anker der Vernunft und bleibe ruhig liegen, bis man kommt Dir den Zoll abzufordern, von deſſen Entrichtung Dich kein menſchliches Adelsrecht befreien kann."

Anſelmo war hocherfreut über die Worte Lotario's und glaubte ihnen, wie den Ausſprüchen eines Orakels. Bei alledem bat er ihn doch, daß er das Unternehmen nicht aufgebe, und wenn es auch nur zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung geſchähe und er den Eifer, mit dem er bisher Camilla umworben, etwas erkalten laſſen müßte; Lotario möchte ihr nur Verſe zu ihrem Preiſe unter dem Namen Chloris ſchreiben, dann wolle er Camilla zu verſtehen geben, daß er in eine Dame verliebt ſei, der er dieſen Namen beilege, um ſie feiern zu können, ohne den Anſtand, den er ihr ſchuldig ſei, zu verletzen: falls Lotario die Verſe ſelbſt zu verfaſſen ſich die Mühe nicht nehmen möchte, werde er ſie machen.

„Das wird nicht nöthig ſein", ſagte Lotario, „denn die Muſen ſind mir nicht ſo feindlich geſinnt, daß ſie mich nicht wenigſtens ein paar Mal im Jahre beſuchen. Theile Camilla

mit, was Du soeben von meinem vorgeblichen Liebesverhältniß gesagt hast; denn die Verse, die ich machen werde, sind sie auch nicht so gut, als ihr Vorwurf es verdient, so werden sie doch wenigstens das Beste sein, was ich zu machen im Stande bin."

Diese Verabredung trafen der unvorsichtige und der verrätherische Freund; und als Anselmo nach Hause kam, richtete er an Camilla eine Frage, die sie schon lange erwartet und zu ihrer Verwunderung bis jetzt noch nicht von ihm vernommen, nämlich, weßhalb sie den Brief geschrieben, den sie gesandt. Camilla gab zur Antwort, es sei ihr gewesen, wie wenn sie Lotario mit weniger ehrerbietigen Blicken betrachtete, als während seiner Anwesenheit; wie sie jedoch bereits auf andere Gedanken gekommen und glaube, daß sie sich's nur eingebildet, da Lotario jetzt sie zu sehen und mit ihr allein zu sein vermeide. Anselmo versicherte sie, sie könne sich wegen dieses Verdachts beruhigen, denn er wisse, Lotario sei in eine vornehme Dame der Stadt verliebt, die er unter dem Namen Chloris feire, und wenn das auch nicht wäre, so habe sie doch nichts zu fürchten, wenn sie Lotario's Redlichkeit und die innige Freundschaft zwischen ihnen ins Auge fasse. Wäre Camilla nicht von Lotario berichtet worden, daß jene Liebe zu Chloris eine Erfindung sei und daß er selbst Anselmo davon gesagt habe, um sich ungescheut in Lobeserhebungen Camilla's ergehen zu können, so hätte sie sich sicher in dem Netze der Eifersucht verstrickt; da sie aber bereits davon wußte, so bereitete ihr diese Ueberraschung keinen Kummer.

Andern Tages, als sie alle drei bei Tische saßen, bat Anselmo den Lotario, ihm einige von den Versen mitzutheilen, die er auf seine geliebte Chloris gedichtet; denn da Camilla sie nicht kenne, so könne er ja ruhig sagen, was er wolle.

„Wenn sie sie auch kennen sollte", antwortete Lotario, „so würde ich doch deßhalb nichts geheim halten, denn wenn ein Liebender die Schönheit seiner Dame preist und über ihre Grausamkeit klagt, so tritt er darum noch nicht ihrem Rufe zu nahe. Doch dem sei, wie ihm wolle, was ich mittheilen kann, ist ein Sonett, das ich auf die Sprödigkeit dieser Chloris machte und das so lautet:

Oft, wenn in ſtiller Nacht der Schlummer
Herabſinkt auf der Müden Glieder,
Erheben ſich zum Himmel meine Lieder,
Und Chloris klag' ich meines Herzens Kummer.

Doch tritt die Sonne aus den roſ'gen Thoren
Des Oſtens mit verſchämten Wangen,
Erneuert ſich mein Seufzen und mein Bangen,
Der alte Kampf iſt friſch heraufbeſchworen.

Und wenn von ihrem Throne nieder
Die Sonne ſenkrecht ihre Strahlen ſendet,
Dann wächſt mein Seufzen, doppelt ſich mein Jammer;

Die Nacht erſcheint, die Zweifel kehren wieder,
Doch nimmer ſich mein Schickſal wendet,
Verſchloſſen bleibt der Himmel, Chloris Kammer.

Das Sonett gefiel Camilla wohl, noch mehr jedoch Anſelmo, denn er lobte es ſehr und meinte, die Dame müſſe außerordentlich grauſam ſein, welche ſich durch ſolche wahr empfundene Worte nicht erweichen laſſe. Camilla aber fragte: „Iſt denn Alles, was die verliebten Dichter ſagen, Wahrheit?"

„Als Dichter ſagen ſie gerade nicht immer die Wahrheit", antwortete Lotario, „aber als Liebende ſind ſie immer ſo blöde, als wahr."

„Daran iſt kein Zweifel", verſetzte Anſelmo, um den Worten Lotario's bei Camilla noch mehr Nachdruck und Gewicht zu geben; dieſe achtete aber kaum auf Anſelmo's Kunſtgriff, da ſie bereits in Lotario verliebt war. Und da ſie an ſeinen Worten Vergnügen fand und überdieß verſichert war, daß all ſein Dichten und Trachten auf ſie gerichtet ſei, daß ſie die wirkliche Chloris, ſo bat ſie ihn, wenn er noch ein anderes Sonett oder andere Verſe auswendig wiſſe, ſo möchte er es doch herſagen.

„Ich weiß allerdings eines", antwortete Lotario, „aber ich glaube nicht, daß es ſo gut iſt, wie das erſte, oder richtiger geſagt, weniger ſchlecht iſt. Nun, Ihr mögt ſelber urtheilen; es lautet folgendermaßen:

Ich weiß, ich ſterbe; willſt Du mir nicht glauben,
Mein Tod iſt doch gewiß, wie daß zu Deinen Füßen
Ich eher wollte mit dem Tode büßen,
Als mir die Liebe aus dem Herzen rauben.

Könnt' ich in jener Schattenwelt mich ſchauen,
Des Lebens baar, des Ruhmes und der Liebe,
Des Herzens Thor doch ewig offen bliebe,
Drin Du Dein holdes Bild ſähſt eingehauen.

Dieß Amulet will ich im Kampfe tragen,
Den meine Treue weckt, entzündet,
Die ſich in Deiner Strenge härter ſtählet.

O laß den armen Schiffer nicht verzagen,
Der keine Bahn auf wildem Meere findet,
Dem Compaß, Stern und Hafen fehlet.

Anſelmo lobte auch dieſes zweite Gedicht, wie das erſte, und fügte auf dieſe Weiſe Glied um Glied an die Kette, mit welcher ſeine Schande ſich umſchlungen und verſtrickt hatte; denn je mehr Lotario ihn entehrte, um ſo mehr überredete er ihn, ſeine Ehre ſei im Wachſen, und jede Stufe, welche Camilla in den Abgrund ihrer Verächtlichkeit hinabſtieg, ſtieg ſie in den Augen ihres Gatten höher zum Gipfel der Tugend und des guten Rufes.

Es geſchah in dieſer Zeit, daß Camilla ſich einmal mit ihrem Mädchen allein befand und zu ihr ſagte: „Ich bin beſchämt, Leonela, zu ſehen, wie raſch ich mich wegwarf, daß ich Lotario meinen Beſitz nicht erſt durch die Zeit erkaufen ließ, ſondern mich ſo ſchnell und von freien Stücken hingab. Ich fürchte, er wird mich um meines Ungeſtüms und meines Leichtſinns willen verachten, ohne der Gewalt zu gedenken, die er über mich übte und der ich nicht zu widerſtehen vermochte."

„Grämt Euch darum nicht, Herrin", antwortete Leonela, „denn es iſt nicht der Rede werth, und es gibt keinen Grund, den Werth einer Sache geringer zu ſchätzen, wenn raſch gegeben wird, was gegeben wird, falls nur das, was man gibt, gut iſt und an ſich Achtung verdient; man pflegt ja ſogar zu ſagen: Wer raſch gibt, gibt doppelt."

„Man sagt aber auch", warf Camilla ein: „was wenig kostet, wiegt nicht schwer."

„Das Wort paßt jedoch nicht auf Euch", antwortete Leonela, „denn die Liebe, wie ich sagen hörte, kommt das eine Mal auf Flügeln, das andere Mal zu Fuß; bei dem einen läuft sie schnell, bei dem andern langsam; den einen kühlt sie, den andern setzt sie in Flammen; den einen verwundet sie, den andern tödtet sie; kaum hat sie die Bahn ihrer Wünsche betreten, so ist sie auch schon durchlaufen und zu Ende; am Morgen schließt sie eine Festung ein, am Abend hat diese sich bereits ergeben, denn es gibt keine Kraft, die ihr Widerstand zu leisten vermöchte, und da dem so ist, warum erschreckt Ihr oder was fürchtet Ihr, da es doch Lotario ebenso ergangen sein muß, seit die Liebe die Abwesenheit meines Herrrn zum Werkzeug Euch zu unterjochen benutzte. Und während dieser Abwesenheit mußte, was die Liebe beschlossen, durchgeführt werden, ohne daß man der Zeit Zeit ließ, bis es Anselmo einfiel, zurückzukehren, und durch seine Anwesenheit das angefangene Werk ins Stocken gerieth; denn die Liebe hat keinen bessern Diener, ihre Plane durchzuführen, als die Gelegenheit; der Gelegenheit bedient sie sich bei allen Dingen, namentlich bei gefährlichen. Ich weiß das Alles wohl, und zwar mehr aus Erfahrung, als vom Hörensagen; ich will es Euch nur sagen, gnädige Frau, daß ich auch von jungem Fleisch und Blute bin; und dann, schöne Camilla, habt Ihr Euch nicht so rasch ergeben und Eure Liebe gestanden, sondern Ihr habt zuvor an seinen Blicken, seinen Seufzern, seinen Geständnissen, Versprechungen und Geschenken erkannt, was alles in Lotario's Seele vorging, und daraus, wie aus seinen Vorzügen ersehen, daß Lotario werth war, geliebt zu werden. Da dem nun so ist, so laßt Eure Phantasie nicht durch diese Skrupel und peinlichen Gedanken beunruhigen, sondern seid überzeugt, daß Lotario Euch eben so sehr liebt, als Ihr ihn liebt, und laßt Euch mit der Gewißheit genügen, daß, da Ihr einmal in dem Netz der Liebe gefangen seid, er es ist, der Euch durch seinen Werth und seine Achtung fesselte; er, der nicht nur die vier S besitzt, welche alle wahrhaft Liebenden von sich rühmen können

müssen, sondern ein ganzes Alphabet in sich vereinigt. Glaubst Du es nicht, so höre und Du wirst sehen, daß ich es auswendig weiß:

„Er ist, wie ich sehe und glaube, artig, brav, Cavalier, dienstfertig, edel, fest, gefällig, hochherzig, jung, liebenswürdig, männlich, nobel, offen, prächtig, reich, dann die vier S, endlich tapfer, vornehm, wahrheitsliebend, das X paßt nicht auf ihn, weil es ein rauher Buchstabe ist, das Y war schon da, und Z zartfühlend im Puncte der Ehre."

Camilla lachte über dieses Alphabet ihrer Zofe und fand, daß sie bewanderter in Dingen der Liebe sei, als sie gedacht; sie gab es selbst zu und theilte Camilla mit, daß sie ein Liebesverhältniß mit einem vornehmen jungen Mann aus der Stadt habe. Camilla ward sehr unruhig darüber, da sie fürchtete, daß dieß der Weg sei, auf welchem ihre eigne Ehre Gefahr laufen könnte. Sie forschte deßhalb die Zofe aus, ob ihr Verhältniß zu dem jungen Mann sich weiter erstreckte als auf Worte; diese gestand ganz offen und ohne Scham, daß sie allerdings schon weiter gegangen, denn es ist eine bekannte Sache, daß die Fehltritte der Frauen den Dienstboten alle Scham nehmen, und wenn sie sehen, daß die Herrin einen Fehltritt thut, sie sich nichts daraus machen zu hinken und es sogar offen zu zeigen. Camilla konnte nichts thun, als Leonela bitten, daß sie ihrem Liebhaber nichts von ihren Angelegenheiten sage und ihre eigne Sache so geheim halte, daß Anselmo und Lotario nichts davon erführen. Leonela versprach dieß, aber sie hielt ihr Versprechen so schlecht, daß Camilla's Befürchtung, durch sie ihren guten Ruf zu verlieren, sich wirklich erfüllte; denn sobald die schamlose und freche Leonela sah, daß das Benehmen ihrer Herrin ein anderes war, als es sein sollte, erkühnte sie sich, ihren Liebhaber in das Haus einzulassen und bei sich zu behalten, da sie wußte, wenn ihre Herrin es auch sehe, habe sie doch nicht zu fürchten, verrathen zu werden. Denn dieß ist einer von den schlimmen Folgen der Fehltritte einer Frau, daß sie sich zu Sclavinnen ihrer eignen Dienerinnen machen und sich gezwungen sehen, ihnen ihre Schamlosigkeiten und Laster selbst verbergen zu

helfen. So ging es Camilla, die, ſo oft ſie auch ſah, daß Leonela ihren Buhlen in einem Zimmer ihres Hauſes bei ſich hatte, nicht nur nicht wagte, ihr Vorwürfe darüber zu machen, ſondern ihr ſogar noch behülflich war, ihn zu verſtecken, und ihr jedes Hinderniß aus dem Weg zu räumen, damit er nicht von ihrem Gemahl geſehen würde. Sie konnte es jedoch nicht verhindern, daß Lotario ihn einmal in der Morgendämmerung aus dem Hauſe kommen ſah. Da er nicht wußte, wer es war, dachte er zuerſt, es müſſe ein Geſpenſt ſein; als er ihn aber gehen, ſein Geſicht bis unter die Augen verhüllen und ſich vorſichtig und ſcheu davon ſchleichen ſah, gab er dieſen einfältigen Gedanken auf und verfiel auf einen andern, der alle ins Verderben geſtürzt haben würde, wenn nicht Camilla die Sache beigelegt hätte.

Lotario glaubte nämlich, daß der Mann, den er zu ſo ungewöhnlicher Stunde hatte aus dem Hauſe Anſelmo's kommen ſehen, nicht um Leonela's willen dort geweſen; er erinnerte ſich nicht einmal, daß Leonela überhaupt auf der Welt war, ſondern er glaubte, daß Camilla, wie ſie mit ihm leichtſinnigen Umgang pflege, dieß auch mit einem Andern thun werde; denn die Schlechtigkeit eines ungetreuen Weibes hat die ſchlimme Folge, daß der Glaube an ihre Ehre auch in der Meinung deſſen aufhört, deren Bitten und Ueberredungen ſie unterlegen, und daß dieſer überzeugt iſt, ſie werde ſich Andern noch leichter hingeben, und jeden Zweifel, der darüber in ihm aufſteigt, für zweifelloſe Gewißheit hält. Und es war, als ob Lotario in dieſem Augenblick allen geſunden Verſtand verlöre und alle vernünftige Ueberlegung ihn verließe; denn ohne ſich die Sache auch nur einen Moment zu bedenken, ſtürzte er, ungeduldig und geblendet von Eiferſucht, die ihm im Innern wühlte, und zitternd vor Begierde, ſich an Camilla zu rächen, die ihn doch gar nicht beleidigt hatte, zu Anſelmo, der noch nicht einmal aufgeſtanden war, und ſagte zu ihm: „Wiſſe, Anſelmo, daß ich ſeit vielen Tagen mit mir gekämpft und mir Gewalt angethan, Dir etwas zu verſchweigen, was Dir billigerweiſe nicht länger verſchwiegen werden darf: wiſſe, daß die Standhaftigkeit Camilla's beſiegt

iſt und daß ſie ſich mir zu allem ergeben hat, was ich von ihr verlangt. Wenn ich bisher gezaudert, Dir dieſe Wahrheit zu entdecken, ſo geſchah es blos, um zu ſehen, ob es nur eine flüchtige Laune oder ob ſie es nur thue, um mich auf die Probe zu ſtellen und zu ſehen, ob die Liebeserklärungen, die ich ihr mit Deiner Bewilligung machte, ernſt gemeint ſeien. Auch glaubte ich, wenn ſie die wäre, welche ſie ſein ſollte, und wofür wir ſie beide hielten, würde ſie Dir bereits von meinen Huldigungen Kunde gegeben haben, da ich aber ſehe, daß ſie damit zögerte, ſo erkenne ich daraus, daß die Verſprechungen, die ſie mir gemacht hat, ernſt ſind: nämlich, wenn Du wieder einmal von Hauſe abweſend ſein würdeſt, eine Zuſammenkunft mit mir in der geheimen Kammer zu haben, wo Du Deine Geräthſchaften aufbewahrſt (dort nämlich hielt Camilla ihre Zuſammenkünfte). Ich will nicht, daß Du übereilt hinſtürzeſt und Rache an ihr nehmeſt, denn die Sünde iſt bis jetzt nur in Gedanken begangen und es könnte wohl ſein, daß bis zu dem Augenblick, wo ſie wirklich begangen worden wäre, ſich Camilla's Sinn geändert hätte und Reue in ihr Platz gegriffen hätte. Da Du nun bislang immer oder doch häufig meinem Rathe gefolgt biſt, ſo befolge auch den, den ich Dir jetzt geben will, damit Du Dich ohne Täuſchung und mit reiflicher Ueberlegung darüber ins Klare ſetzeſt, was das Geeignetſte für Dich ſei. Gib vor, daß Du Dich, wie Du ſonſt pflegteſt, auf zwei bis drei Tage entfernen müßteſt, und verbirg Dich in Deiner geheimen Kammer; die Tapeten, die ſich dort befinden, und Anderes, hinter dem Du Dich verbergen kannſt, bieten Dir dazu Gelegenheit genug. Dann wirſt Du mit Deinen eignen Augen und ich mit den meinen ſehen, was Camilla will; iſt es das Schlimmſte, was ſich eher fürchten als hoffen läßt, dann magſt Du in aller Stille und mit der größten Vorſicht über Deiner Ehrenkränkung zu Gericht ſitzen."

Anſelmo war im höchſten Grade erſtaunt, verwundert und beſtürzt über die Worte Lotario's, da er ſie in einem Augenblick vernahm, wo er ſie am wenigſten erwartete; denn er glaubte Camilla bereits als Siegerin über die verſtellten Angriffe

Lotario's und fing schon an, sich über den Ruhm des Sieges zu freuen.

Er stand einen Augenblick stumm da, die Augen fest auf den Boden geheftet. Endlich sagte er: „Du hast gehandelt, Lotario, wie ich es von Deiner Freundschaft erwartete; ich muß Deinem Rathe folgen. Thu' was Du willst und beobachte die Verschwiegenheit, die Dir in einem so unerwarteten Falle angemessen erscheint."

Lotario versprach es; aber schon als er von ihm wegging, bereute er, was er gesagt, da er sah, wie thöricht er vorgegangen, während er sich doch hätte an Camilla rächen können, ohne einen so grausamen und entehrenden Weg einzuschlagen. Er verwünschte seine Unvernunft, verfluchte seine Uebereilung und wußte nicht, was er thun sollte, um das Geschehene ungeschehen zu machen, oder ihm wenigstens eine vernünftige Wendung zu geben. Endlich entschloß er sich, Camilla lieber alles zu sagen; und da es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, dieß zu thun, suchte er sie noch am selbigen Tage, als sie allein war, auf. Sobald sie sah, daß sie mit ihm reden könne, sagte sie zu ihm: „Wißt, Freund Lotario, daß ich etwas auf dem Herzen habe, das mich derart quält, daß ich meine, es müsse mir die Brust zerspringen, und es ist gewiß ein Wunder, wenn es nicht geschieht. Die Frechheit Leonela's hat nämlich einen solchen Grad erreicht, daß sie jeden Abend einen Liebhaber in unserem Hause aufnimmt und ihn bis zum Morgen bei sich behält, was meinem Rufe natürlich sehr schaden muß, da Jedermann volle Freiheit hat, davon zu denken, wie er will, wenn er ihn zu so ungewohnter Stunde aus meinem Hause kommen sieht. Und was mich ärgert, ist, daß ich sie nicht strafen, ihr nicht einmal Vorwürfe machen kann, da sie mir als Mitwisserin unserer Angelegenheiten ein Schloß vor den Mund gelegt hat, daß ich über die ihrigen schweigen muß; ich fürchte, daß daraus noch etwas Schlimmes entsteht."

Anfangs, als Camilla so sprach, glaubte Lotario, es sei alles nur ein Kunstgriff, um ihm auszureden, daß der Mann, den er hatte aus dem Hause kommen sehen, nicht ihretwegen, sondern

wegen Leonela's gekommen sei. Da er sie jedoch weinen und ihn in größter Sorge um ein Auskunftsmittel bitten sah, glaubte er an die Wahrheit und war ganz verlegen, und bereute, was er gethan; endlich antwortete er jedoch Camilla, daß sie sich darob nicht grämen solle, er werde schon ein Mittel finden, die Unverschämtheit Camilla's in Zaum zu halten. Zugleich gestand er ihr, was er, angestachelt von der wahnsinnigen Wuth der Eifersucht, Anselmo gesagt, und wie verabredet worden sei, daß er sich in der geheimen Kammer verberge, um von da aus beobachten zu können, wie geringe Treue sie ihm bewahre. Er bat sie wegen dieser Thorheit um Vergebung und zugleich um Rath, was da anzufangen, um sich glücklich aus diesem wirren Labyrinthe herauszuhelfen, in welches sie seine Unvernunft gebracht habe. Camilla war im höchsten Grade über das erstaunt, was sie hören mußte, und machte ihm bittere und gerechte Vorwürfe wegen seiner verkehrten Gedanken und des einfältigen und unvernünftigen Entschlusses, zu dem er sich habe hinreißen lassen. Da indessen die Frauen im Guten wie im Schlimmen rascheren Geistes sind, als die Männer, während diese wieder, wenn es darauf ankommt, sich etwas ernstlich zu überlegen, voran sind, so fand auch Camilla ein Mittel, sich aus dieser scheinbar unentwirrbaren Verlegenheit herauszuwinden. Sie sagte zu Lotario, er möchte dafür sorgen, daß Anselmo sich andern Tages an dem bestimmten Orte verberge, denn sie denke gerade dadurch zum Ziele zu gelangen, daß sie sich künftig ohne Besorgniß genießen könnten. Ohne ihm ihren Plan ganz zu enthüllen, bat sie ihn, dafür zu sorgen, daß, wenn Anselmo versteckt sei, er kommen könne, sobald Leonela ihn rufe, und daß er auf alles, was sie zu ihm sage, antworte, wie er antworten würde, wenn er nicht wüßte, daß Anselmo ihn belausche.

Lotario drang in sie, ihm ihre Absicht offen auseinander zu setzen, damit er mit größerer Zuversicht thue, was er für nöthig erachte.

„Nein", sagte Camilla, „es ist weiter nichts zu beobachten, als mir auf meine Fragen zu antworten." Camilla wollte ihm nicht zuvor erst Rechenschaft von dem geben, was sie zu thun

beabsichtige, da sie fürchtete, er möchte nicht mit dem einverstanden sein, was sie doch für so gut hielt, und andere Plane ersinnen und verfolgen, die ihr wieder nicht so geeignet scheinen würden.

Lotario verabschiedete sich hierauf und am folgenden Tage ging Anselmo, unter dem Vorwande, seinen Freund auf dem Lande aufsuchen zu wollen, von Hause weg, kehrte aber sogleich wieder zurück, um sich zu verbergen; was er um so leichter ausführen konnte, da Camilla und Leonela es ihm ganz bequem machten. Man kann sich vorstellen, mit welchem Herzklopfen sich Anselmo versteckte, da er mit eignen Augen sehen sollte, wie seine Ehre vernichtet würde, und auf dem Puncte stand, das höchste Gut zu verlieren, das er in seiner geliebten Camilla zu besitzen geglaubt hatte. Sobald sich Camilla und Leonela versichert hatten, daß Anselmo versteckt war, traten sie in die Kammer, und kaum hatte Camilla den ersten Schritt in dieselbe gethan, als sie laut aufseufzend sagte: „Ach, liebste Leonela, wäre es nicht besser, — ehe das geschieht, was Du nicht wissen sollst, damit Du mich nicht davon abzuhalten versuchest, — Du würdest mit dem Dolche Anselmo's, den ich von Dir verlangt, diese entehrte Brust durchbohren? Doch nein, es wäre nicht recht, daß ich die Strafe für die Schuld eines Andern leide. Ich verlange zuerst zu wissen, was die frechen und schamlosen Augen Lotario's gesehen, daß er wagen konnte, mir von einem so schändlichen Wunsche zu sprechen, wie der, den er mir zur Schmach seines Freundes und zu meiner Schande enthüllt. Tritt an dieses Fenster, Leonela, und rufe ihn; er steht sicher in der Straße unten und hofft, seine schlimmen Absichten ausführen zu können. Ehe dieß jedoch geschieht, will ich ihm auf eine ebenso grausame als ehrenhafte Weise zuvorkommen."

„Ach, gnädige Frau", rief die schlaue und abgeseimte Leonela, „was wollt Ihr mit dem Dolche thun? wollt Ihr etwa Euch oder Lotario das Leben nehmen? Das Eine wie das Andere könnte nur den Verlust Eurer Ehre und Eures guten Rufes zur Folge haben. Besser ist, Ihr achtet der Beschimpfung nicht, und laßt den schlechten Menschen jetzt nicht ins Haus

kommen, wo er uns allein findet. Bedenkt, gnädige Frau, daß wir ſchwache Geſchöpfe ſind, während er ein entſchloſſener Mann iſt; und da er ganz verblendet von ſeiner Leidenſchaft iſt, würde er vielleicht, ehe Ihr Euer Vorhaben ausführen könntet, das thun, was ſchlimmer wäre, als Euch das Leben zu nehmen Wehe meinem Herrn Anſelmo, daß er dieſem Unverſchämten ſo viele Gewalt in ſeinem Hauſe gegeben. Denn geſetzt, gnädige Frau, Ihr ermordet ihn, wie ich glaube, daß Ihr es im Sinn habt, was ſollen wir mit ihm anfangen, wenn er todt iſt?"

„Was wir mit ihm anfangen, Freundin?" antwortete Camilla. „Wir laſſen ihn liegen, daß Anſelmo ihn begrabe, denn es iſt ja billig, daß er die Mühe übernehme, ſeine Schande unter die Erde zu ſchaffen. Rufe ihn, mach' ein Ende; denn jeder Augenblick, den ich verliere, mir die verdiente Rache für meine Beſchimpfung zu nehmen, ſcheint mir eine Verletzung der Treue zu ſein, die ich meinem Gatten ſchuldig bin."

All dieß hörte Anſelmo, und jedes Wort, das Camilla ſprach, trug dazu bei, ihn umzuſtimmen; als er aber hörte, daß ſie Lotario zu morden gedachte, wollte er hervorſtürzen und ſich entdecken, um dieß zu verhüten. Er wurde jedoch von dem Wunſche zurückgehalten, zu ſehen, wie weit ſie in ihrem löblichen und ehrenwerthen Eifer gehen würde; indeß war er feſt entſchloſſen, im rechten Augenblick vorzutreten und der Sache ein Ende zu machen.

Camilla fiel in dieſem Augenblick in Ohnmacht und ſank auf ein Bette, das in dem Zimmer ſtand. Leonela aber fing bitter zu weinen an und rief: „O ich Unglückliche, wenn ſie in meinen Armen ſtürbe, die Blüthe der Sittſamkeit, die Krone der guten Frauen, das Muſter der Keuſchheit!" und andre ähnliche Worte, die Niemand hätte hören können, ohne ſie für die bekümmertſte und treueſte Zofe, und ihre Herrin für eine zweite verfolgte Penelope gehalten zu haben.

Camilla erholte ſich jedoch bald wieder von ihrer Ohnmacht und ſagte: „Warum gehſt Du nicht, den treuloſeſten aller Freunde zu holen, den die Sonne je beſchien oder die Nacht je verbarg? Geh, laufe, eile, ſpute Dich, damit nicht durch Dein

Zögern die Glut meines Zornes verglühe und die gerechte Rache, nach der ich mich ſehne, ſich in Drohungen und Verwünſchungen auflöſe."

„Ich gehe ſchon, ihn zu rufen, Herrin", ſagte Leonela; „aber Ihr müßt mir zuvor den Dolch geben, damit Ihr nicht in meiner Abweſenheit etwas thut, was alle, welche Euch lieben, ihr ganzes Leben beweinen müßten."

„Geh ohne Sorgen, Freundin Leonela, ich werde das nicht thun", antwortete Camilla; „denn ſo unvernünftig und einfältig ich Deiner Anſicht nach auch ſein mag, weil ich auf dieſe Weiſe meine Ehre retten will, ſo bin ich es doch nicht in ſolchem Grade, wie jene Lucretia, welche ſich tödtete, ohne ſelbſt etwas Strafwürdiges begangen zu haben, und ohne zuvor den zu tödten, der die Schuld an ihrem Unglück trug. Ich will ſterben, aber wenn ich ſterbe, muß ich zuvor an dem gerächt ſein und Genugthuung von dem haben, der ſchuld daran iſt, daß ich hierher gekommen, mich über ſeine Verwegenheit auszuweinen, zu der ich ſo gar keine Veranlaſſung gab."

Leonela ließ ſich lange bitten, ehe ſie Lotario zu rufen ging; endlich aber entfernte ſie ſich, und in der Zwiſchenzeit, bis ſie wieder zurückkam, ſprach Camilla, wie mit ſich ſelbſt redend: „O Gott! wäre es nicht klüger geweſen, Lotario abzuweiſen, wie ich es ſo oft gethan, ſtatt ihm Urſache zu geben, wie ich es jetzt thue, mich für ehrvergeſſen und treulos zu halten, wenn dieß auch nur ſo lange dauert, bis ich ihm ſeinen Irrthum benommen? Das wäre freilich beſſer geweſen; aber ich hätte mich nicht rächen, der Ehre meines Gatten nicht Genugthuung verſchaffen können, wenn er ſo leichter Hand und geraden Weges wieder von hier weggekommen wäre, wohin ihn ſeine verruchten Abſichten führten. Der Verräther ſoll mit ſeinem Leben für ſein unzüchtiges Begehren büßen; die Welt ſoll erfahren, — wenn ſie es überhaupt erfährt — daß Camilla nicht nur ihrem Gatten die Treue bewahrte, ſondern daß ſie ſich auch an dem rächte, der es wagte, ſie anzutaſten und zu kränken ... Bei dem allem glaube ich, daß es beſſer wäre, Anſelmo von der Sache in Kenntniß zu ſetzen ... ich habe ſie ihm freilich ſchon in dem Briefe

angedeutet, den ich ihm auf das Land schrieb, und ich glaube, der Umstand, daß er nicht herbeieilte und dem Unglück steuerte, das ich ihm bezeichnete, deutet genugsam darauf hin, daß er in seiner Herzensgüte und seinem Vertrauen nicht glauben wollte und konnte, in der Brust seines treuen Freundes könnten Gedanken auftauchen, die seiner Ehre zu nahe treten würden. Denn selbst ich habe es lange nicht geglaubt und würde es nimmer geglaubt haben, wenn seine Frechheit nicht so weit gegangen wäre, daß seine handgreiflichen Geschenke, seine reichen Versprechungen und seine unaufhörlichen Thränen mich endlich davon überzeugen mußten. Aber wozu stelle ich jetzt diese Betrachtungen an? Braucht etwa ein herzhafter Entschluß noch irgend eines Rathes? Nein, gewiß nicht. Fort mit aller Furcht, es lebe die Rache! Der Falsche mag kommen! Nur herbei, daß er sterbe und ich ein Ende mit ihm mache, mag daraus entstehen, was da will. Rein kam ich in die Hände dessen, den der Himmel mir zum Gatten gab, rein will ich von hinnen gehen, selbst wenn ich in meinem reinen Blute und in dem unreinen Blute des falschesten Freundes, den die Freundschaft je gesehen, baden müßte." Und mit diesen Worten schritt sie mit gezücktem Dolche durch den Saal und machte so ungewöhnliche und seltsame Bewegungen und Geberden, daß man glauben mußte, sie habe den Verstand verloren und sei nicht mehr ein zartes Weib, sondern eine rasende Mörderin.

Anselmo beobachtete alles hinter den Tapeten, welche ihn verbargen, und war darob nicht wenig erstaunt; ja er glaubte genug gesehen und gehört zu haben, um den stärksten Argwohn zu beseitigen. Schon wünschte er, Lotario möchte nicht kommen, da er einen schlimmen Ausgang fürchtete, und schon war er im Begriffe, sich zu zeigen und vorzutreten, um seine Gemahlin zu umarmen und ihr alles zu entdecken, als er noch an sich hielt, weil er sah, daß Leonela mit Lotario an der Hand zurückkam. Sobald Camilla diesen erblickte, zog sie mit dem Dolch einen großen Strich auf dem Boden rings um sich her und sagte: „Lotario, höre, was ich Dir sage: wenn Du wagen solltest, diesen Strich zu überschreiten, den Du hier vor Dir siehst, oder

auch nur Dich ihm zu nahen, ſo würde ich im ſelben Augenblicke, wo ich Dich dieß thun ſehe, mir mit dem Dolche, den ich in der Hand halte, die Bruſt durchbohren. Ehe Du mir antworteſt, verlange ich, daß Du weiter vernehmeſt, was ich Dir ſage; dann magſt Du antworten, was Dir gut dünkt. Zuerſt verlange ich, daß Du mir ſagſt, ob Du Anſelmo meinen Gatten kennſt und was Du von ihm hältſt, dann wünſche ich auch zu wiſſen, ob Du mich kennſt. Antworte mir unverzüglich, überlege nicht lange, was Du ſagen willſt, denn was ich Dich frage, iſt nicht ſchwer zu beantworten."

Lotario war nicht ſo unerfahren, daß er nicht von dem Augenblicke, da Camilla ihm ſagte, ſie wolle Anſelmo verbergen, auch gewußt hätte, was ſie zu thun beabſichtige, und ſo ging er ſo geſchickt und ſo zur rechten Zeit auf ihre Liſt ein, daß beide zuſammen jener Lüge den Schein der entſchiedenſten Wahrheit gaben. Er antwortete Camilla deßhalb: „Ich hoffte nicht, daß Du mich rufeſt, ſchöne Camilla, um mich Dinge zu fragen, die ſo ganz abſeit von dem liegen, weßhalb ich komme. Thuſt Du es, um die verſprochene Gunſt hinauszuſchieben, ſo hätteſt Du ſie mir ferner halten ſollen, denn das Erſehnte quält uns um ſo mehr, je näher die Hoffnung iſt, in ſeinen Beſitz zu kommen. Damit Du aber nicht ſageſt, ich antworte nicht auf Deine Fragen, ſo erkläre ich, daß ich Deinen Gemahl Anſelmo gar wohl kenne, daß wir uns beide von früheſter Jugend an gekannt. Von unſrer Freundſchaft, die Du genugſam kennſt, will ich ſchweigen, um mich nicht zum Zeugen der Kränkung zu machen, die mich die Liebe ihr zuzufügen zwingt — eine Entſchuldigung, die für noch größere Verirrungen Geltung hat. Dich kenne und ſchätze ich ſo hoch, als er Dich kennt und ſchätzt: wenn dem nicht ſo wäre, wie könnte ich für ein geringeres Gut, als Du mir biſt, gegen meine Pflicht und gegen die heiligen Geſetze der Freundſchaft handeln, die ich in dieſem Augenblicke um eines ſo mächtigen Reizes willen, wie die Liebe, übertrete und verletze?"

„Wenn Du dieß zugibſt", antwortete Camilla, „Du Todfeind alles deſſen, was mit Recht geliebt zu ſein verdient, mit welcher Stirne wagſt Du es, vor der zu erſcheinen, die Du für

den Spiegel halten mußt, der das Bild desjenigen wiedergibt, an welchem Du hinaufsehen solltest, um Dich zu überzeugen, wie wenig Veranlassung Du hast, ihn zu beleidigen. Aber ich errathe, ich Unglückliche, was Dich dazu gebracht, so wenig auf das zu achten, was Du Dir selbst schuldig bist; es muß irgend eine Unvorsichtigkeit von mir gewesen sein, denn Unsittsamkeit kann ich es nicht nennen, weil es nicht mit Vorsatz geschehen, sondern mit der Unbefangenheit, mit welcher häufig Frauen, die nicht daran denken, vorsichtig sein zu müssen, unbesonnener Weise vorgehen. Wo nicht, so sage mir, Verräther, wann habe ich auf Deine Bitten mit einem Worte oder Zeichen geantwortet, die in Dir einen Schatten von Hoffnung erwecken konnten, ich würde Deine frechen Wünsche erfüllen? wann wurden Deine Liebeserklärungen von mir nicht mit Strenge und Härte zurückgewiesen? wann habe ich Deinen zahlreichen Betheurungen und noch zahlreicheren Geschenken geglaubt oder sie angenommen? Da ich aber meine, daß Niemand lange Zeit auf seiner Verliebtheit beharren wird, wenn nicht irgend eine Hoffnung diese unterstützt, so muß ich mir die Schuld Deiner Vermessenheit zuschreiben. Ohne Zweifel hat irgend eine Unvorsichtigkeit von mir Deine Hoffnungen so lange genährt; ich werde mich deßhalb ebenfalls bestrafen und mir eine Buße auferlegen, wie sie Deine Schuld verdiente. Und damit Du einsehest, daß, wenn ich gegen mich schon so grausam bin, ich unmöglich gegen Dich anders verfahren kann, so wollte ich Dich zum Zeugen des Opfers machen, das ich der beleidigten Ehre meines so geachteten Gatten zu bringen denke, der von Dir mit der ausgesprochensten Absicht, welche nur irgend möglich, gekränkt worden, und auch von mir durch die geringe Vorsicht verletzt sein muß, die ich beobachtete, indem ich Dir vielleicht dann und wann Gelegenheit gab, Deine schlimmen Absichten zu nähren und zu bestärken. Ich sage Dir noch einmal, daß die Besorgniß, eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite könnte in Dir jene wahnsinnigen Gedanken erweckt haben, das ist, was mich am meisten quält, und wofür ich mich mit eignen Händen zu züchtigen sehne; denn wenn ich meine Strafe von andern Händen erhielte, würde meine Schuld noch

ruchbarer werden. Doch ehe ich dieß thue, will ich sterbend auch dem das Leben nehmen, den mit mir ins Verderben ziehen, in dem sich mir der Wunsch der Rache erfüllt, damit ich dort — es sei wo es wolle — die Strafe sehe, welche eine unparteiische und unbestechliche Gerechtigkeit über denjenigen verhängt, der mich zu einem so verzweifelten Schritte gebracht hat."

Indem sie diese Worte sprach, ging sie mit gezücktem Dolche und wie es schien mit dem festen Vorsatz, Lotario zu erstechen, so ungestüm und rasch auf diesen los, daß er selbst im Zweifel war, ob dieß Gebahren Ernst oder Verstellung sei, denn er mußte alle Kraft und Mühe anwenden, um zu verhindern, daß Camilla ihn verwundete; ja sie verstellte sich bei diesem seltsam falschen Spiele so sehr, daß sie, um ihm ganz den Schein der Wahrheit zu geben, ihn in ihr eignes Blut tauchen wollte. Denn als sie sah, daß sie Lotario nicht verwunden konnte, oder wenigstens that, als ob sie's nicht vermöchte, rief sie: „Wenn das Schicksal mir meinen gerechten Wunsch ganz zu erfüllen versagt, so soll es doch wenigstens nicht die Macht haben, mir die Kraft zu nehmen, ihn theilweise zu befriedigen." Und all ihre Kraft anstrengend, riß sie den Dolch Lotario, der ihn festhielt, aus der Hand, zückte die Spitze nach einer Stelle, wo sie sich nicht schwer verletzen konnte, und stieß in das weiche Fleisch an der linken Seite bei der Schulter, worauf sie wie ohnmächtig zu Boden sank.

Leonela und Lotario waren im höchsten Grade betroffen und bestürzt über diesen Ausgang der Sache und konnten doch kaum an die Wirklichkeit der That glauben, obgleich sie Camilla auf dem Boden ausgestreckt und in ihrem Blute gebadet sahen. Lotario stürzte eilends und athemlos hinzu, um den Dolch herauszuziehen. Als er aber die unbedeutende Wunde sah, faßte er sich wieder und mußte aufs Neue die Klugheit, Verschlagenheit und den großen Verstand der schönen Camilla bewundern; und um nun auch das Seinige dazu zu thun, begann er eine lange traurige Wehklage über Camilla's Leiche, als wäre sie wirklich eine solche, tausend Verwünschungen nicht nur über sich ausstoßend, sondern auch über den, der ihn dazu verlockt habe. Und da er wußte, daß sein Freund Anselmo ihn hörte, sagte er Dinge,

daß Jeder, der seine Worte vernommen, ihn mehr hätte bemitleiden müssen, als selbst Camilla, wenn er sie für todt gehalten hätte. Leonela nahm sie auf die Arme, legte sie aufs Bett und bat Lotario Jemand zu holen, der sie insgeheim verbände; auch bat sie ihn, ihr zu rathen, was sie Anselmo über die Wunde sagen sollte, wenn er früher käme, als sie verbunden wäre. Lotario meinte, sie könne ihm sagen, was sie wolle; er könne wirklich keinen ersprießlichen Rath geben; nur, sagte er ihr, solle sie dafür sorgen, daß das Blut gestillt werde, denn er gehe dahin, wo ihn Niemand mehr finden würde. Und mit Zeichen des größten Schmerzes und Kummers verließ er das Haus. Sobald er sich aber allein sah und von Niemand gesehen werden konnte, bekreuzte er sich unaufhörlich und konnte sich von seinem Staunen über Camilla's List und Leonela's Gewandtheit kaum erholen. Wenn er bedachte, wie überzeugt nun Anselmo sein müsse, daß er eine zweite Portia zur Frau habe, so wünschte er nur, sobald als möglich mit ihm zusammen zu kommen, um die größte Spiegelfechterei von Lüge und Wahrheit zu feiern, die jemals ersonnen worden.

Leonela stillte inzwischen, wie gesagt, das Blut ihrer Gebieterin, das nicht stärker floß, als eben nöthig war, um dem Betrug einen Schein von Wahrheit zu geben; und nachdem sie die Wunde mit etwas Wein ausgewaschen, verband sie sie, so gut sie konnte, und führte während des Verbindens solche Reden, daß, wenn auch nichts Anderes vorhergegangen, Anselmo hätte Camilla für das Muster der Sittsamkeit halten müssen. Leonela's Worte wurden durch die Seufzer Camilla's noch unterstützt; denn diese nannte sich feig und muthlos, weil ihr in dem Augenblick gerade der Muth gefehlt, wo sie ihn am nöthigsten gehabt, um ein verhaßtes Leben von sich zu werfen. Sie fragte ihre Zofe um Rath, ob sie ihrem geliebten Gatten alles gestehen sollte; diese aber meinte, sie solle es nicht thun, da er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt würde, sich an Lotario zu rächen, was nicht ohne Gefahr geschehen könnte, während eine gute Frau ihrem Gatten keine Veranlassung zu Streit gebe, sondern ihm so viel wie möglich aus dem Wege räumen müsse.

Camilla antwortete, ihr Rath gefalle ihr ganz gut und sie werde ihn befolgen; immerhin aber müsse man darauf bedacht sein, was man Anselmo als Ursache der Wunde angeben wolle, die er doch sicher einmal sehen würde, worauf Leonela sagte, sie verstehe auch nicht einmal im Scherze zu lügen.

„Wie soll ich es dann verstehen, Schwester?" versetzte Camilla; „ich vermöchte keine Lüge zu ersinnen oder durchzuführen, wenn auch mein Leben daran hinge. Wenn wir dafür keinen Ausweg wissen, so ist es besser, die nackte Wahrheit zu gestehen, als daß wir uns auf einer lügnerischen Erzählung ertappen lassen."

„Seid ohne Sorgen, Herrin", antwortete Leonela, „von heute bis morgen fällt mir wohl etwas ein, was wir sagen können, vielleicht läßt sich auch die Stelle, da sie gerade hier ist, so verdecken, daß er sie nicht sieht, und der Himmel wird unsere gerechten und ehrenhaften Absichten sicherlich begünstigen. Beruhigt Euch, gnädige Frau, und bemüht Euch, der Aufregung Herr zu werden, damit mein Gebieter Euch nicht in solcher Gemüthsbewegung finde; das Uebrige überlaßt meiner Sorge und dem Himmel, der immer dem Guten seinen Beistand schenkt."

Anselmo hatte mit der größten Aufmerksamkeit die Tragödie von dem Tode seiner Ehre mit angesehen und angehört; die Personen, die in demselben mitwirkten, hatten sie mit so ungewöhnlichem wirksamen Ausdruck dargestellt, daß man wirklich glauben konnte, sie hätten sich in den Character der Rollen, die sie spielten, verwandelt. Er erwartete mit Ungeduld die Nacht, um aus seinem Hause entschlüpfen, seinen Freund Lotario aufsuchen und sich mit ihm zu der köstlichen Perle Glück wünschen zu können, die er an der nun offenbar gewordenen Treue seiner Frau gefunden habe. Die beiden Frauen waren darauf bedacht, ihm Gelegenheit zu verschaffen, aus seinem Versteck hervorzukommen; er ließ sie auch nicht lange unbenutzt, und eilte sogleich Lotario aufzusuchen. Als er ihn gefunden, umarmte er ihn so oft, sagte ihm so oft, wie glücklich er sei, und rühmte Camilla so endlos,, daß es sich nicht wohl erzählen ließe. Lotario hörte alles mit an, ohne irgend eine Freude äußern zu können,

da ihm vor die Seele trat, wie er ſeinen Freund hintergangen und wie unverantwortlich er ihn verletzt; und obwohl Anſelmo bemerkte, daß Lotario nicht heiter war, glaubte er doch die Urſache nur darin finden zu müſſen, daß Camilla verwundet ſei, und er die Veranlaſſung dazu geweſen. Darum ſagte er unter Anderem zu ihm, er ſolle ſich wegen Camilla's Zuſtand nicht grämen, denn die Wunde ſei wahrſcheinlich nur ſehr unbedeutend, da die Frauen übereingekommen, ſie vor ihm geheim zu halten, und man deßhalb nichts zu befürchten habe; er ſolle nur heiter und vergnügt ſein, wie er ſelbſt es ſei, da er ſich durch ſein Bemühen und ſeine Vermittlung zur höchſten Stufe des Glücks erhoben ſehe, das er je habe wünſchen können; ſein Freund möge künftig nichts Anderes treiben, als Verſe zum Ruhm Camilla's zu machen, die ſie für alle künftigen Jahrhunderte verewigten. Lotario lobte ſeinen guten Vorſatz und verſprach ihn bei der Aufführung eines ſo herrlichen Gebäudes zu unterſtützen. So wurde Anſelmo auf die heiterſte Weiſe hintergangen, wie nur irgend je ein Menſch in der Welt; er ſelbſt führte Lotario an der Hand in ſein Haus, da er ihn für das Werkzeug ſeines Glücks hielt, während er doch den guten Ruf ſeines Hauſes vollſtändig zu Grunde gerichtet. Camilla empfing ihn ſcheinbar geſpannt, obgleich mit lachendem Herzen. Dieſer Betrug dauerte einige Zeit, bis nach Verfluß von wenigen Monden ſich das Rad des Glückes drehte und das mit ſo viel Liſt bis jetzt verhehlte Verbrechen ans Licht trat, und Anſelmo für ſeine unziemliche Neugierde mit dem Leben büßte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Von dem muthigen und furchtbaren Kampfe, welchen Don Quijote mit einigen Schläuchen rothen Weines bestand, nebst dem Beschluß der Novelle von der unziemlichen Neugier.

Wenig fehlte bis zum Beschluß der Erzählung, als aus der Kammer, in welcher Don Quijote schlief, Sancho Panza ganz verstört hereinstürzte und mit lauter Stimme rief: „Kommt schnell, ihre Herren, und eilt meinem Herrn zu Hülfe, denn er ist in den heftigsten und blutigsten Kampf verwickelt, den ich je mit Augen gesehen. Bei Gott! er hat dem Riesen, dem Feinde der Prinzessin Micomicona, einen Hieb versetzt, der ihm den Kopf glatt vom Rumpfe schnitt, als wäre es eine Rübe."

„Was sagst Du, Bruder?" fragte der Pfarrer, indem er die Vorlesung der Novelle unterbrach. „Seid Ihr bei Sinnen, Sancho! Wie kann das, was Ihr sagt, möglich sein, da der Riese zweitausend Meilen von hier entfernt ist?"

In diesem Augenblick hörten sie einen schrecklichen Lärm in der Kammer und Don Quijote's Stimme, welcher ausrief: „Halt, Räuber, Spitzbube, Schurke! jetzt habe ich Dich und Dein großer Säbel soll Dir nichts nützen!" Und es war, als ob er den Wänden dabei gewaltige Hiebe versetzte.

Sancho aber sagte: „Steht doch nicht da und horcht: sondern geht hinein und bringt sie auseinander oder steht meinem Herrn bei ... es wird freilich nicht mehr nöthig sein, denn der Riese ist wahrscheinlich schon todt und gibt Gott Rechenschaft von seinem schändlichen Leben; ich habe ja selbst das Blut auf den Boden laufen sehen, und den Kopf, wie er abgeschnitten in einem Winkel lag; er war so groß wie ein tüchtiger Weinschlauch."

„Ich will des Todes sein", rief da der Wirth, „wenn Don Quijote oder Don Teufel nicht einem der Schläuche mit rothem Weine, die voll über seinem Kopfe hängen, einen Streich versetzt hat, und das Blut, das dieser Einfaltspinsel gesehen, ist

vermuthlich der herausgelaufene Wein.“ Damit ging er und die Andern alle ihm nach in die Kammer, wo sie Don Quijote in dem seltsamsten Aufzuge von der Welt fanden.

Er stand im Hemde da, welches nicht so völlig war, daß es ihm vornen die Schenkel ganz bedeckt hätte, und hinten war es noch sechs Zoll kürzer; seine Beine waren sehr lang und mager, ganz behaart und nicht sehr sauber; auf dem Kopfe trug er eine schmutzig gefärbte Mütze, die dem Wirthe gehörte, auf dem linken Arm hatte er die Bettdecke, auf welche Sancho so sehr erbost war, er wußte wohl warum; in der Rechten aber hielt er den bloßen Degen, mit welchem er nach allen Seiten hieb, wobei er schrie, als wenn er wirklich sich mit einem Riesen herumschlüge. Das Beste war, daß er die Augen geschlossen hatte; er schlief noch und träumte, daß er mit einem Riesen kämpfe; denn seine Einbildungskraft war von dem Abenteuer, das er gerade zu bestehen im Begriffe war, so erfüllt, daß es ihm im Traume vorkam, als sei er bereits in dem Königreich Micomicon angelangt und im Kampfe mit seinem Feinde begriffen. Dabei hatte er, da er glaubte, es sei der Riese, den Wänden solche Hiebe versetzt, daß die ganze Kammer voll Wein floß. Als der Wirth dieß sah, wurde er so wüthend, daß er über Don Quijote herfiel und ihm mit geballter Faust solche Hiebe versetzte, daß er, wenn nicht Cardenio und der Pfarrer dazwischen gesprungen wären, dem Kampf mit dem Riesen bald ein Ende gemacht hätte. Trotz alledem wachte der arme Ritter nicht auf, bis der Barbier einen tüchtigen Eimer kalten Wassers vom Brunnen holte und denselben ganz über ihn ausschüttete, wodurch er zwar erwachte, aber doch nicht so völlig, daß er zum Bewußtsein gekommen wäre, wie er dastand. Dorothea, welche sah, wie kurz und dürftig er angezogen war, wollte den Kampf zwischen ihrem Beschützer und ihrem Gegner nicht mit ansehen.

Sancho suchte den Kopf des Riesen auf dem ganzen Boden und sagte, als er ihn nicht fand: „Ich weiß wohl, daß Alles in diesem Hause lauter Zauberei ist; denn neulich gaben sie mir an derselben Stelle, wo ich jetzt stehe, eine Menge Püffe und Maulschellen, ohne daß ich wußte, woher sie kamen, und ohne

daß ich Jemand ſehen konnte, und nun zeigt ſich weit und breit nichts von dem Kopfe, den ich mit meinen eigenen Augen abhauen ſah, während das Blut ihm wie aus einem Brunnen aus dem Leibe lief.“

„Was ſprichſt Du da von Blut und Brunnen, Feind Gottes und ſeiner Heiligen!“ ſagte der Wirth. „Siehſt Du nicht, Spitzbube, daß das Blut und der Brunnen nichts Anderes ſind, als die Weinſchläuche, die hier zerſtochen hängen, und der rothe Wein, in dem das Zimmer ſchwimmt! Wollte Gott, daß die Seele deſſen, der ſie durchbohrt, zur Hölle ſchwämme!“

„Ich weiß nichts“, antwortete Sancho, „nur ſo viel weiß ich, daß ich der unglücklichſte Menſch von der Welt bin, wenn ich den Kopf nicht finde, denn dann vergeht meine Herrſchaft, wie das Salz im Waſſer.“

So ſtand es mit Sancho wachend ſchlimmer als mit ſeinem Herrn im Schlafen; denn die Verſprechungen ſeines Herrn hatten ihm ganz den Kopf verdreht. Der Wirth war in Verzweiflung über das Phlegma des Knappen und den Schaden, den ſein Herr angerichtet; er ſchwor deßhalb, daß er es nicht ſo wie das letzte Mal hingehen laſſen wolle, wo ſie ihm davongelaufen, ohne zu bezahlen; die Privilegien der Ritterſchaft ſollten ihnen dießmal nichts helfen, ſie ſollten eins wie das andere bezahlen, bis hinaus auf das, was die Zapfen koſten könnten, mit denen man die zerriſſenen Schläuche flicken müßte. Der Pfarrer hielt Don Quijote bei den Händen, und dieſer, in der Meinung, das Abenteuer ſei beſtanden und er ſtehe vor der Prinzeſſin Micomicona, ließ ſich vor dem Pfarrer auf die Kniee nieder und ſagte: „Erhabene und ſchöne Gebieterin! Eure Hoheit kann jetzt in Ruhe leben, gewiß, daß Euch dieſer Unhold keinen Schaden mehr zufügen wird; und auch ich bin von heute an des Wortes, das ich Euch gegeben, entbunden, da ich mit Hülfe des allmächtigen Gottes und durch die Gnade derjenigen, durch die ich lebe und webe, daſſelbe erfüllt habe.“

„Sagt' ich's nicht?“ rief Sancho, als er dieß hörte. „Ich war doch nicht betrunken. Seht doch, ob mein Herr den Rieſen

nicht schon im Salze hat. Die Stiere stehen bereit und meine Grafschaft paßt mir wie angegossen.“

Wer sollte nicht lachen über die Verrücktheiten der Beiden, des Herrn und des Dieners? Alle lachten, mit Ausnahme des Wirths, der sie zu allen Teufeln wünschte. Endlich gelang es dem Barbier, Cardenio und dem Pfarrer, daß sie Don Quijote, wenn auch nicht ohne viele Mühe, nach dem Bette brachten, wo er mit den Zeichen der größten Müdigkeit bald einschlief. Sie ließen ihn schlafen und gingen hinaus an das Thor der Schenke, um Sancho Panza darüber zu trösten, daß er den Kopf des Riesen nicht gefunden. Mehr Mühe kostete es, den Wirth zu beruhigen, der ganz verzweifelt war über den plötzlichen Hingang der Schläuche.

Die Wirthin rief mit lautem Zeter: „Verflucht sei der Augenblick und die Stunde, wo dieser fahrende Ritter, den meine Augen besser nie gesehen, in mein Haus trat! Er kostet mich ein Erkleckliches. Das letzte Mal ging er mit der Rechnung für eine Nachtherberge mit Essen, Bett, Stroh und Gerste für sich und seinen Schildknappen, sammt Klepper und Esel, durch, indem er behauptete, er sei ein fahrender Ritter. Gott lasse ihn übel fahren sammt allen fahrenden Rittern der ganzen Welt, wenn sie nicht verpflichtet sind, etwas zu bezahlen, nur weil es in den Vorschriften der fahrenden Ritterschaft so geschrieben steht. Und nun kommt seinetwegen jener andre Hebräer, nimmt mir meinen Schwanz und bringt ihn mir mehr als zwei Viertel kürzer zurück, ganz abgehaart, so daß ihn mein Mann gar nicht mehr zu dem benutzen kann, wozu er ihn brauchte; und zu alledem, um die Rechnung voll zu machen, zerreißt er mir die Schläuche und läßt meinen Wein auslaufen. Daß ich doch sein Blut auslaufen sähe! Aber er glaube ja nicht, bei den Gebeinen meines Vaters und der Leiche meiner Mutter schwör' ich's, wenn sie mir nicht Alles bis auf den letzten Heller bezahlen, so will ich nicht heißen, wie ich heiße, noch die Tochter meiner Mutter sein.“

Solche und ähnliche Worte stieß die Wirthin in ihrem heftigen Zorne aus, und ihre gute Magd Maritornes stand ihr

treulich zur Seite. Die Tochter aber ſchwieg, und nur von Zeit zu Zeit lächelte ſie. Der Pfarrer beſchwichtigte ſie Alle, indem er ihnen verſprach, ſie für ihren Verluſt, ſo gut es gehe, zu entſchädigen, ſowohl für die Schläuche, als für den Wein, und namentlich für die Beſchädigung des Schwanzes, den ſie ſo hoch anſchlugen. Dorothea tröſtete Sancho Panza, indem ſie ſagte, ſobald die Wahrheit erhärtet ſei, daß ſein Herr dem Rieſen den Kopf abgeſchlagen, verſpreche ſie, wenn ſie im ruhigen Beſitz ihres Königreiches ſei, ihm die beſte Grafſchaft, die ſie habe, geben zu wollen. Sancho beruhigte ſich dabei und verſicherte der Prinzeſſin, er halte es für gewiß, denn er habe den Kopf des Rieſen geſehen, und was weiter Beweis ſei, er habe einen Bart gehabt, der ihm bis auf den Gürtel gegangen, und wenn der Kopf nicht zum Vorſchein komme, ſo ſei das einfach, weil alles, was in dieſem Hauſe vorgehe, Zauberſpuk ſei, wie er das ſchon einmal erfahren, als er zuletzt in demſelben übernachtet. Dorothea ſagte, ſie glaube das auch und er ſolle ſich darob nicht grämen, es werde Alles noch gut gehen und ſich fügen, wie er ſich's nur wünſchen möge. Als Alle beruhigt waren, wollte der Pfarrer die Erzählung zu Ende leſen, da er ſah, daß nur noch wenig fehlte. Cardenio, Dorothea und alle Anderen baten ihn darum, und da er gerne Allen zu Gefallen ſein wollte, ſelbſt aber auch dazu Luſt hatte, ſo fuhr er in der Geſchichte fort, welche alſo lautete:

Anſelmo, über die Tugendhaftigkeit Camilla's beruhigt, führte fortan ein zufriedenes und ſorgloſes Leben; Camilla aber ſchmollte mit Lotario, damit Anſelmo glaube, ſie trage gerade die entgegengeſetzte Geſinnung gegen ihn im Herzen, als es wirklich der Fall war; und um ihn noch mehr über ſein Thun zu täuſchen, bat ihn Lotario um die Erlaubniß, ſein Haus meiden zu dürfen, da es ganz klar am Tage liege, wie peinlich Camilla ſein Anblick ſei; der betrogene Anſelmo bat ihn jedoch, dieß ja nicht zu thun, und ſo war er auf tauſenderlei Weiſe der Urheber ſeiner Schmach, während er glaubte, nur ſeine Freude zu fördern. Inzwiſchen baute Leonela auf die Gewißheit, ihre Liebſchaft, wenn auch nicht gutgeheißen, doch geduldet zu ſehen,

ſo ſehr, daß ſie alle Rückſichten außer Augen ſetzte und ihren Begierden die Zügel ſchießen ließ, feſt überzeugt, daß ihre Gebieterin ſie ſchützen, ja ihr ſogar die Mittel an die Hand geben würde, wie ſie am ſicherſten zu Werke gehen könnte. Eines Nachts jedoch hörte Anſelmo Schritte in Leonela's Zimmer, und als er hinein gehen wollte, um nachzuſehen, von wem ſie herrührten, merkte er, daß man die Thüre zuhielt; das reizte ihn noch mehr, ſie zu öffnen, und er wandte ſolche Gewalt an, daß ſie endlich nachgab und er gerade in dem Augenblick eintrat, um noch ſehen zu können, wie ein Mann durch das Fenſter auf die Straße ſprang. Er eilte ſchnell hinzu, um ihn zu ergreifen oder wenigſtens zu ſehen, wer es ſei; es gelang ihm jedoch weder das Eine noch das Andere, denn Leonela faßte ihn in ihre Arme und ſagte: „Beruhigt Euch, Herr, und erzürnt Euch nicht; laßt ihn laufen, der da hinausſprang. Die Sache geht mich an, und zwar ſehr nahe, denn er iſt mein Verlobter.“

Anſelmo wollte es nicht glauben, ſondern zückte blind vor Zorn den Dolch und drohte Leonela zu erſtechen, indem er dabei rief, ſie ſolle die Wahrheit bekennen, ſonſt bringe er ſie um.

In ihrer Angſt rief ſie, ohne zu wiſſen, was ſie ſagte: „Bringt mich nicht um, Herr! ich will Euch Dinge ſagen von größerer Wichtigkeit, als Ihr Euch denken könnt.“

„So ſprich“, ſagte Anſelmo, „wenn nicht, biſt Du des Todes.“

„Jetzt, wie ich verwirrt bin, iſt es mir unmöglich“, ſagte Leonela, „laßt mich bis morgen, dann ſollt Ihr Dinge von mir erfahren, die Euch in Erſtaunen ſetzen werden; das könnt Ihr aber verſichert ſein, daß der, der aus dem Fenſter ſprang, ein junger Mann aus der Stadt iſt, der mir das Verſprechen gab, mich zu heirathen.“

Anſelmo beruhigte ſich dabei und verſtand ſich zu der Friſt, um die ſie ihn bat, denn er dachte nicht, etwas zu Ungunſten Camilla's hören zu müſſen, da er ihrer Tugend ſo gewiß und ſicher war. Damit verließ er das Gemach und ſchloß Leonela in demſelben ein, indem er ihr ſagte, daß ſie nicht früher herauskomme, als bis ſie ihm das, was ſie mittheilen zu können

vorgebe, geſagt habe. Dann begab er ſich auf der Stelle zu Camilla, um ihr zu ſagen, — wie er es denn auch that, — was ihm mit ihrem Mädchen begegnet ſei und daß ſie ihm das Verſprechen gegeben, ihm Dinge von großer Wichtigkeit zu entdecken.

Wir brauchen wohl nicht erſt zu ſagen, ob Camilla darüber in Beſtürzung gerieth oder nicht; denn der Schreck, der ſie bei dem Gedanken überkam, — und ſie hatte Grund das zu denken, — daß Leonela dem Anſelmo alles, was ſie von ihrer Untreue wiſſe, mittheilen werde, war ſo groß, daß ſie nicht das Herz hatte, abzuwarten, ob ihre Vermuthung richtig oder falſch ſei. Sie raffte deßhalb noch in derſelben Nacht, als ſie glaubte, daß Anſelmo ſchlafe, ihre beſten Juwelen und einiges Geld zuſammen und verließ das Haus, ohne daß Jemand etwas merkte, eilte zu Lotario, dem ſie alles erzählte, was vorgegangen, und bat ihn, ſie in Sicherheit zu bringen, oder mit ihr an einen Ort zu fliehen, wo ſie ſich vor Anſelmo verbergen könnten. Die Beſtürzung, in welche Camilla Lotario ſetzte, war ſo groß, daß er kein Wort erwidern, noch zu irgend einem Entſchluſſe kommen konnte, was da zu thun ſei. Endlich kam er auf den Gedanken, Camilla in ein Kloſter zu bringen, in welchem eine Schweſter von ihm Priorin war. Camilla gab ihre Zuſtimmung, und mit der Eile, welche die Umſtände verlangten, führte ſie Lotario fort und brachte ſie in dem Kloſter unter; er ſelbſt aber verließ alsbald die Stadt, ohne irgend Jemand etwas von ſeinem Weggehen zu ſagen.

Als es Tag wurde, erhob ſich Anſelmo, ohne zu bemerken, daß Camilla an ſeiner Seite fehlte, von ſeinem Bette, da es ihn zu erfahren drängte, was Leonela ihm zu ſagen habe, und eilte nach dem Zimmer, wo er ſie eingeſchloſſen hatte. Er öffnete und trat ein, fand aber keine Leonela darin; er ſah nichts, als einige Betttücher, welche an das Fenſter gebunden waren, Beweis und Zeichen, daß ſie ſich hier herabgelaſſen und geflohen war. Im höchſten Maße traurig, kehrte er zurück, um es Camilla zu ſagen; da er ſie aber weder in ihrem Zimmer, noch überhaupt im Hauſe fand, ſo überfiel ihn eine große Angſt. Er

fragte die Dienerſchaft aus, niemand konnte ihm Auskunft geben, was vorgegangen. In der höchſten Beſtürzung ſuchte er überall nach Camilla und ſah nun, daß ihre Schränke offen ſtanden und daß die meiſten Juwelen daraus fehlten; damit wurde ihm ſein Unglück klar, und er wußte nun, daß nicht Leonela daran die Schuld trug. Er eilte daher, wie er ging und ſtand, ohne ſich vollends anzuziehen, zu ſeinem Freund Lotario, um ihm ſein Unglück mitzutheilen; als er ihn aber nicht traf und ſeine Diener ihm ſagten, daß er dieſe Nacht das Haus verlaſſen, und all ſein Geld mit ſich genommen, glaubte er von Verſtand zu kommen; und um das Maß voll zu machen, fand er, als er wieder nach Hauſe kam, niemand mehr von all ſeiner männlichen und weiblichen Dienerſchaft, das ganze Haus war öde und leer.

Er wußte nicht mehr, was er denken, ſagen oder thun ſollte, ſo daß er ganz von Verſtand zu kommen in Gefahr war. Wenn er ſeine Lage überdachte, ſo ſah er ſich in einem Augenblicke ſeiner Frau, ſeines Freundes und ſeiner Dienerſchaft beraubt, ja, wie es ſchien, ſelbſt vom Himmel, der ſich über ihm wölbte, verlaſſen, und zu dem allem noch ſeiner Ehre verluſtig; denn durch Camilla's Flucht ſah er auch dieſe vernichtet. Er entſchloß ſich endlich nach langem Hin- und Herwägen, ſich nach dem Landſitz ſeines Freundes zu begeben, bei welchem er geweſen war, als er die erſte Veranlaſſung gab, aus welcher ſich das ganze Unglück entwickelte. Er verſchloß die Thüren ſeines Hauſes, ſtieg zu Pferde und machte ſich mit beklommenem Herzen auf den Weg; er hatte aber kaum die erſte Hälfte deſſelben zurückgelegt, als er ſich, von ſeinem Gram gequält, gedrängt fühlte, abzuſteigen und ſein Pferd an einen Baum zu binden, an deſſen Stamm er ſich unter ſchweren und ſchmerzlichen Seufzern niederlegte. So blieb er bis zum Einbruch der Nacht liegen, als er um dieſe Zeit einen Mann zu Pferde aus der Stadt kommen ſah, den er grüßte und fragte, was es in Florenz Neues gebe.

Der Mann aus der Stadt antwortete: „Die ſeltſamſte Geſchichte, die ſeit lange dort gehört worden, denn man erzählt

ſich allgemein, Lotario, jener innige Freund des reichen Anſelmo, der bei San Juan wohnte, habe in der letzten Nacht Camilla, die Frau Anſelmo's, entführt, und dieſen vermiſſe man ebenfalls. Dieß alles hat eine Dienerin Anſelmo's ausgeſagt, die der Statthalter dieſe Nacht hat aufgreifen laſſen, als ſie ſich an einem Betttuche aus den Fenſtern von Anſelmo's Hauſe herablaſſen wollte. Ich weiß freilich nicht genau, ob ſich die Sache ganz ſo zugetragen, ich weiß nur ſo viel, daß die ganze Stadt über den Vorfall beſtürzt iſt, da man ſich eines ſolchen nimmermehr von der innigen und herzlichen Freundſchaft der Beiden verſehen hätte, die ſo groß geweſen ſein ſoll, daß man ſie einfach nur die beiden Freunde nannte."

„Weiß man nicht zufällig, welchen Weg Lotario und Camilla eingeſchlagen?" fragte Anſelmo.

„Man hat keine Ahnung", ſagte der Mann aus der Stadt; „obgleich der Statthalter ſich die größte Mühe gegeben, ihnen auf die Spur kommen."

„Gehabt Euch wohl, Herr", ſagte Anſelmo.

„Gleichfalls", antwortete der Mann aus der Stadt und ritt weiter.

Auf dieſe unglückliche Nachricht war Anſelmo nahe daran, nicht nur den Verſtand zu verlieren, ſondern auch das Leben. Er erhob ſich, ſo gut es ging, und erreichte endlich auch das Haus ſeines Freundes, der noch nichts von ſeinem Unglück wußte, aber, als er ihn allein, ſo blaß, eingefallen und entſtellt ſah, wohl merkte, daß ihn ein ſchwerer Kummer drücken müſſe. Anſelmo bat ſogleich, ihm ein Bett und Schreibzeug zu geben. Dieß geſchah, man brachte ihn zu Bett und ließ ihn allein, denn ſo wünſchte er; auch, daß man die Thüre ſchließe. Als er ſich endlich allein ſah, drückte die Laſt ſeines Unglücks ſo ſchwer auf ihn, daß er wohl einſah und deutlich fühlte, es gehe mit ihm zu Ende; er wollte aber doch von der Urſache ſeines ſeltſamen Todes eine Nachricht hinterlaſſen und begann zu ſchreiben. Ehe er indeß alles zu Papier gebracht, was er ſagen wollte, hatte er ausgeathmet. Er ließ ſein Leben unter den Händen des Schmerzes, den ihm ſeine unziemliche Neugier bereitet hatte.

Als der Herr des Hauses sah, daß es bereits spät war und daß Anselmo nicht läute, entschloß er sich, bei ihm einzutreten, um zu erfahren, ob seine Unpäßlichkeit zugenommen habe; er fand ihn aber, das Gesicht nach abwärts gekehrt, den Körper halb im Bette, halb auf dem Schreibtisch, auf welchem ein beschriebenes, offenes Blatt lag, während er noch die Feder in der Hand hielt. Der Wirth ging auf ihn zu, nachdem er ihn zuvor angerufen. Er schüttelte ihm die Hand; als er aber sah, daß er nicht antwortete, und die Hand kalt fand, erkannte er, daß sein Freund todt sei. Er war aufs Höchste erschrocken und bestürzt und rief die Leute des Hauses zusammen, um ihnen das Unglück zu zeigen, welches sich mit Anselmo zugetragen. Zuletzt las er aber das Papier, das er als von seiner Handschrift erkannte, und das folgende Worte enthielt:

„Ein thörichter und vorwitziger Wunsch hat mir das Leben geraubt. Wenn die Kunde von meinem Tode zu Camilla's Ohren dringen sollte, so möge sie wissen, daß ich ihr verzeihe, weil sie nicht verpflichtet war, Wunder zu thun, noch ich nöthig hatte, zu verlangen, daß sie solche thue. Da ich somit der Urheber meiner Schande bin, so wäre es . . ."

Bis hierher schrieb Anselmo, woraus anzunehmen war, daß der Tod an ihn herangetreten, ehe er den Satz beenden konnte. Am andern Tag benachrichtigte sein Freund die Verwandten Anselmo's von seinem Tode; sie wußten bereits sein Unglück und kannten auch das Kloster, in welchem Camilla sich befand, welche nahe daran war, ihren Gatten auf jener gezwungenen Reise zu begleiten, doch nicht um der Kunde von dem Tode ihres Gatten, sondern um deß willen, was sie von ihrem fernen Freunde erfuhr. Man sagt, obwohl sie nunmehr Wittwe war, habe sie doch das Kloster nicht verlassen, eben so wenig aber den Schleier nehmen wollen, bis sie — wenige Tage darauf — die Nachricht bekam, Lotario sei in einer Schlacht gefallen, welche um jene Zeit Monsieur de Lautrec dem großen Feldherrn Gonzalo Hernandez von Cordoba im Königreich Neapel lieferte, wohin der zu spät bereuende Freund gegangen war. Als Camilla dieß erfuhr, legte sie ihr Gelübde ab und

beſchloß kurz darauf ihr Leben unter der ſtrengen Hand der Trauer und Schwermuth. Dieß war das Ende, das Alle nahmen, und wie es aus einem ſo wirren Anfang entſpringen mußte.

„Dieſe Novelle", ſagte der Pfarrer, „gefällt mir wohl; aber ich kann mir nicht einreden, daß es eine wahre Geſchichte ſei, und wenn ſie erfunden, ſo erfindet der Verfaſſer ſchlecht, denn man kann ſich nicht denken, daß ein Ehemann ſo thöricht ſein ſollte, einen ſo gewagten Verſuch, wie Anſelmo, zu machen. Wenn man es als zwiſchen einem Liebhaber und ſeiner Geliebten vorgefallen annähme, ſo könne man ſich's gefallen laſſen; allein zwiſchen Mann und Frau hat es doch etwas Unmögliches. Was indeß die Art der Darſtellung betrifft, ſo bin ich damit nicht unzufrieden."

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Von andern ſeltſamen Dingen, die ſich in der Schenke ereigneten.

In dieſem Augenblicke rief der Wirth, der an der Thüre der Schenke ſtand: „Da kommt ein ſchöner Trupp Gäſte; wenn die hier einkehren, dann gibt's ein Gaudium."

„Was ſind das für Leute?" fragte Cardenio.

„Vier bewaffnete Männer", antwortete der Wirth, „kommen geritten mit Lanzen und Schilden, ſämmtlich mit ſchwarzen Masken vor dem Geſicht. Mit ihnen kommt eine Frau, weiß gekleidet; ſie ſitzt in einem Frauenſattel und hat das Geſicht gleichfalls verhüllt. Zwei Diener gehen zu Fuß."

„Sind ſie ſchon in der Nähe?" fragte der Pfarrer.

„So nahe, daß ſie ſchon da ſind."

Als Dorothea dieß hörte, bedeckte ſie ſich das Geſicht, und Cardenio ging zu Don Quijote in die Kammer. Kaum hatten ſie dazu Zeit gehabt, als alle die, von denen der Wirth geſprochen, in die Schenke traten. Die vier Reiter, welche von edler Geſtalt und Haltung waren, ſtiegen ab und eilten, der Frau, welche in

dem Damensattel saß, aus dem Bügel zu helfen. Einer von ihnen fing sie in seinen Armen auf und setzte sie auf einen Stuhl, der an der Thüre der Kammer stand, in welcher sich Cardenio verborgen. In der ganzen Zeit hatte weder sie, noch hatten die Männer die Masken abgenommen oder ein Wort gesprochen; nur als die Frau sich in dem Sessel niederließ, stieß sie einen tiefen Seufzer aus und ließ die Arme sinken, wie Jemand, der sich krank und erschöpft fühlt. Die Diener, welche zu Fuß gegangen, führten die Pferde in den Stall.

Der Pfarrer, welcher dem allem zusah, war sehr begierig, zu wissen, was das für Leute seien, die in solchem Aufzug daherkämen und ein solches Stillschweigen beobachteten. Er trat daher zu den Dienern heran und fragte einen derselben, was er zu wissen wünschte, worauf dieser antwortete: „Verzeiht, Herr, ich kann es nicht sagen, was es für Leute sind; ich weiß nur so viel, daß sie sehr vornehm sein müssen, namentlich der, welcher die Dame, die Ihr gesehen, in seinen Armen auffing. Ich meine dieß, weil alle Uebrigen ihn sehr achtungsvoll behandeln und nichts geschieht, als was er befiehlt oder verlangt."

„Und die Dame, wer ist sie?" fragte der Pfarrer.

„Ich kann Euch das eben so wenig sagen", antwortete der Diener, „denn auf dem ganzen Weg habe ich ihr Gesicht noch nicht gesehen. Stöhnen habe ich sie wohl hören, und Seufzer ausstoßen, daß man glaubte, sie wolle mit jedem ihre Seele aushauchen. Es ist kein Wunder, daß wir nicht mehr wissen, als was ich Euch gesagt, denn sowohl ich, als mein Kamerad begleiten sie erst seit zwei Tagen; als wir ihnen unterwegs begegneten, baten und überredeten sie uns, daß wir sie bis nach Andalusien begleiten sollten, wofür sie uns sehr gut zu bezahlen versprachen."

„Und habt Ihr einen von ihnen nennen hören?" fragte der Pfarrer.

„Nein, durchaus nicht", antwortete der Diener; „denn sie ziehen so still des Wegs, daß es zum Erstaunen ist; man hört nichts bei ihnen, als das Seufzen und Schluchzen der armen Frau, das uns zu großem Mitleid bewegte. Wir sind der festen

Ueberzeugung, daß ſie mit Gewalt an ihren Beſtimmungsort geſchleppt wird, und wie man aus ihrer Kleidung ſchließen ſollte, iſt ſie eine Nonne oder ſoll ſie es werden, was wohl das Gewiſſeſte iſt; und vielleicht weil ſie nicht freiwillig Nonne werden will, iſt ſie ſo traurig, als ſie ausſieht."

„Das kann alles ſein", ſagte der Pfarrer, ging von ihnen weg und trat zu Dorothea, die, als ſie die Verhüllte hatte ſeufzen hören, von angeborenem Mitleid bewegt ſich dieſer genähert und zu ihr geſagt: „Warum ſeid Ihr ſo betrübt, mein Fräulein? Seht zu, ob es etwas iſt, wobei Frauen durch ihre Erfahrung oder Uebung zu helfen im Stande ſind; denn ich biete Euch meine Dienſte mit Vergnügen an."

Die tiefbetrübte Frau ſchwieg auf all dieß: und obgleich Dorothea ihre Anerbietungen noch lebhafter wiederholte, verharrte ſie dennoch in tiefem Schweigen, bis der verlarvte Ritter herantrat, von dem der Burſche geſagt, daß ſie ihm alle gehorchten, und zu ihr ſagte: „Bemüht Euch nicht, Fräulein, dieſer Dame irgend etwas anzubieten, denn ſie hat die Gewohnheit, für nichts zu danken, was man für ſie thut; es iſt auch nicht eine Antwort von ihr zu erhalten, wenn Ihr nicht Luſt habt, eine Lüge aus ihrem Munde zu vernehmen."

„Nie habe ich eine ſolche geſagt", rief jetzt die, welche bisher geſchwiegen; „ſondern eben weil ich ſo wahrheitsliebend und allen lügenhaften Ränken fremd bin, befinde ich mich jetzt in dieſer unglücklichen Lage; und das bitte ich Euch, mir zu bezeugen, daß nur meine reine Wahrheitsliebe mich zum Fälſcher und Lügner gemacht."

Cardenio hörte dieſe Worte deutlich und klar, da er der Sprechenden ſo nahe ſtand, daß nur die Thüre von Don Quijote's Kammer dazwiſchen war, und kaum hatte er ſie gehört, als er mit lauter Stimme rief: „Gott ſtehe mir bei! was muß ich hören! welche Stimme dringt an mein Ohr?"

Bei dieſem Ausruf wandte ſich die Dame ganz erſchrocken um, und da ſie nicht ſah, woher er kam, ſo ſtand ſie auf und ſchritt auf die Kammer zu; der Ritter aber, ſobald er dieß bemerkte, hielt ſie zurück und ließ ſie keinen Schritt von der Stelle thun.

In ihrer Aufregung und Bestürzung fiel ihr die Taffmaske vom Gesicht und enthüllte ein unvergleichlich schönes, wunderbar herrliches Antlitz, das nur etwas blaß und abgehärmt aussah. Die Augen flogen nach allen Seiten, so weit ihr Blick reichte, und dieß so unruhig, daß man hätte glauben können, sie sei von Sinnen; Dorothea aber und alle Umstehenden, die die Ursache dieses Benehmens nicht kannten, waren vom tiefsten Mitleid bewegt. Der Ritter, welcher sie mit fester Hand an den Armen hielt, war so sehr davon in Anspruch genommen, daß er seiner Maske, welche im Fallen begriffen war, nicht zu Hülfe kommen konnte und sie endlich ganz herabfiel. Dorothea aber, welche die Dame in den Armen hielt, sah, als sie die Augen erhob, daß der, welcher sie selbst in den Armen hielt, ihr Gatte Don Fernando war; und kaum hatte sie ihn erkannt, als sie aus der Tiefe ihrer Seele ein langes und schmerzliches Ach ausstieß und rückwärts ohnmächtig umsank. Wäre nicht der Barbier in der Nähe gewesen, der sie in seinen Armen auffing, sie wäre zu Boden gestürzt. Der Pfarrer lief sogleich hinzu, um ihr den Schleier wegzunehmen und ihr Wasser ins Gesicht zu sprengen, aber kaum hatte er dieses enthüllt, als Don Fernando sie erkannte, denn er war es wirklich, der die Andre in den Armen hielt. Er war bei diesem Anblick fast des Todes: aber er ließ deßhalb doch Lucinden nicht los, denn sie war es, welche sich aus seinen Armen loszuwinden suchte, und welche Cardenio an seinem Ruf, wie er sie, erkannt hatte. Cardenio hatte gleichfalls das Ach gehört, das Dorothea ausgestoßen, als sie in Ohnmacht fiel, und da er glaubte, es sei seine Lucinde, so stürzte er erschrocken aus der Kammer, und das erste, was er sah, war Don Fernando, der Lucinden in den Armen hielt. Auch Don Fernando erkannte Cardenio sogleich, und alle drei, Lucinde, Cardenio und Dorothea waren stumm vor Erstaunen, als wüßten sie gar nicht, was ihnen begegnet war.

Sie schwiegen Alle und sahen einander an, Dorothea Don Fernando, Don Fernando Cardenio, Cardenio Lucinde und Lucinde Cardenio; wer aber zuerst das Schweigen brach, das war Lucinde, die zu Don Fernando sagte: „Laßt mich los, Don

Fernando, bei allem, was Ihr Eurer Würde ſchuldig ſeid, wenn Ihr es aus anderen Gründen nicht thun wollt; laßt mich zu der Mauer eilen, deren Epheu ich bin, zu der Stütze, von der mich Eure Zudringlichkeiten, Drohungen, Verſprechungen und Geſchenke nicht losreißen konnten. Seht, wie der Himmel auf ungewöhnlichen und uns verborgenen Wegen mich wieder meinem wahren Gemahle zugeführt, und aus tauſend theuer erkauften Erfahrungen mögt Ihr wiſſen, daß nur der Tod ihn aus meinem Gedächtniſſe zu reißen im Stande wäre. Laßt Euch durch ſolch deutliche Beweiſe genügen, daß Ihr, wenn Ihr nicht anders könnt, Liebe in Haß, Neigung in Groll verwandelt, und meinem Leben ein Ende macht; denn wenn ich es vor den Augen meines theuren Gatten aushauche, ſo halte ich es für ein ſchönes Ende: vielleicht wird er ſich durch meinen Tod von der Treue überzeugen, die ich ihm bis zum letzten Athem meines Lebens bewahrte."

Während dieſer Zeit war Dorothea wieder ſo weit zu ſich gekommen, daß ſie alles hörte, was Lucinde ſprach und woraus ſie erfuhr, wer ſie war. Da ſie aber ſah, daß Don Fernando ſie nicht aus den Armen ließ und nicht antwortete, ſo raffte ſie, ſo gut es ging, ihre Kräfte zuſammen, erhob ſich, ſchleppte ſich zu ihm hin und ſank ihm zu Füßen, indem ſie unter einem Strome von hellglänzenden und ergreifenden Thränen zu ſagen anhob: „Wenn nicht etwa, mein Herr, die Strahlen dieſer Sonne, die Ihr in Euren Armen verſinſtert haltet, die Strahlen Eurer Augen verdunkeln und decken, ſo werdet Ihr bemerkt haben, daß die, welche zu Euren Füßen liegt, die, ſo lange Ihr es wollt, unglückliche Dorothea iſt. Ich bin jenes beſcheidene Landmädchen, das Du in Deiner Güte und nach Deinem Gefallen ſo hoch erheben wollteſt, daß ſie ſich die Deine nennen konnte; ich bin die, welche in dem engen Kreiſe ihrer Sittſamkeit ein zufriedenes Leben führte, bis ſie auf Deine dringende Stimme dem, wie es ſchien, redlichen und liebevollen Gefühle die Pforten ihrer Zurückgezogenheit öffnete und Dir die Schlüſſel ihrer Freiheit gab. Dieß Geſchenk ward freilich von Dir gar wenig gewürdigt, wie ſich daraus ergibt, daß Du mich hier an

dieſem Orte finden mußteſt, wo Du mich fandeſt, und daß ich Dich ſo wiederſehe, wie ich Dich ſehe. Bei alledem darfſt Du jedoch nicht glauben, daß unehrenhafte Schritte mich hierher geführt, da mich doch nur der Schmerz und der Gedanke, mich von Dir vergeſſen zu ſehen, ſo weit bringen konnten. Du wollteſt, daß ich die Deine werde, und wünſchteſt es ſo lebhaft, daß, wenn Du jetzt auch wollteſt, daß es nicht geſchehe, Du doch nie aufhören könnteſt, der Meine zu ſein. Bedenke, Herr, daß die Liebe ohne Gleichen, die ich für Dich fühle, die Schönheit und den Adel, um deren willen Du mich verlaſſen, wohl zu erſetzen im Stande ſind. Du kannſt der ſchönen Lucinde nicht angehören, denn Du biſt mein, und auch ſie kann Dir nicht angehören, denn ſie gehört Cardenio zu eigen; und wenn Du es recht bedenkſt, es wird Dir leichter ſein, Deine Liebe wieder derjenigen zu ſchenken, die Dich anbetet, als die, welche Dich verabſcheut, dahin zu bringen, daß ſie Dich liebt. Du haſt meine Unſchuld überraſcht, Du haſt meine Tugend in Verſuchung geführt, Du kannteſt meinen Stand, Du weißt wohl, wie ich mich ganz Deinem Willen ergab; Du haſt nicht die Ausflucht, Dich auf Täuſchung zu berufen. Und wenn dem nun ſo, wie ihm iſt, und Du ein ebenſo guter Chriſt als Ritter biſt, warum verziehſt Du auf ſo vielen Umwegen, mich endlich glücklich zu machen, wie Du mich anfangs glücklich machteſt? Wenn Du mich auch nicht als das gelten laſſen willſt, was ich bin, deine wahre, rechtmäßige Gattin, ſo nimm mich wenigſtens zu Deiner Sclavin und gönne mir es zu ſein, denn wenn ich mich nur in Deiner Macht fühle, werde ich mich glücklich und hochbegnadigt achten. Du wirſt es nicht zugeben, indem Du mich allein und hülflos läſſeſt, daß die Leute die Köpfe zuſammenſtecken und von meiner Schande ſprechen; bereite meinen Aeltern nicht ein ſo ſchlimmes Alter, denn ſie verdienen es nicht für die treuen Dienſte, die ſie, als gute Vaſallen, ſtets den Deinigen geleiſtet. Und wenn Du Dein Blut zu erniedrigen glaubſt, indem Du es mit dem meinen miſcheſt, ſo bedenke, daß es wenig oder keinen Adel auf der Welt gibt, der nicht dieſen Weg eingeſchlagen, und daß der Adel der Frauen bei edeln Geſchlechtern keine Bedeutung hat. Ueberdieß beſteht der ächte

Adel in der Tugend, und wenn Dir solcher mangelt, indem Du mir verweigerst, was Du mir nach allem Rechte schuldest, so kann ich mich mit mehr Recht adlig nennen, als Du. Kurz, Herr, was ich Dir als letztes Wort sage, ist, ich bin Deine Gattin, Du magst wollen oder nicht. Zeugen deß sind Deine Worte, welche nicht lügen können, noch dürfen, wenn Du Dich dessen rühmen willst, wegen dessen Du mich verachtest; Zeuge wird das Versprechen sein, das Du mir gegeben, Zeuge der Himmel, den Du zum Zeugen dessen aufgerufen, was Du mir versprachst; und wenn diese Zeugen alle stumm sind, so wird Dein Gewissen laut in Deine Brust hineinrufen, diese Wahrheit, die ich ausgesprochen, Dir beständig wiederholen, und Deine besten Freuden und Vergnügungen vergällen."

Die tief bekümmerte Dorothea sagte dieß und noch mehr mit solcher Empfindung und unter so viel Thränen, daß selbst die Begleiter Don Fernando's, wie alle übrigen Anwesenden sich der Thränen nicht erwehren konnten. Don Fernando hörte sie an, ohne ein Wort zu sagen, bis sie endlich aufhörte und in solches Seufzen und Schluchzen ausbrach, daß man ein Herz von Erz hätte haben müssen, wenn man von solchen Schmerzensergießungen nicht gerührt worden wäre. Lucinde betrachtete sie, nicht minder gerührt von ihrem Kummer, als voll Bewunderung ihres Verstandes und ihrer Schönheit; sie wollte zu ihr gehen und ihr einige Worte des Trostes sagen, aber Don Fernando, der sie mit seinen Armen umschlossen hielt, wollte sie nicht loslassen. Erst nach langer Zeit, während welcher er Dorothea aufmerksam betrachtet hatte, öffnete er in seiner Verwirrung und seinem Staunen die Arme, ließ Lucinden los und sagte: „Du hast gesiegt, schöne Dorothea, Du hast gesiegt, denn kein Herz kann sich so vieler Wahrheit verschließen."

Lucinde, von ihrer Ohnmacht noch ganz schwach, war, als Don Fernando sie losließ, nahe daran zu Boden zu sinken; Cardenio aber, der sich hinter Don Fernando gestellt hatte, damit jener ihn nicht erkenne, und deßhalb ganz in der Nähe war, ließ alle Furcht fahren und eilte, der Gefahr nicht achtend, hinzu, um Lucinden aufzufangen. Und als er sie in seinen Armen

hielt, rief er: „Will Dir der barmherzige Himmel, Dir, meine rechtmäßige, treue und schöne Herrin, Ruhe gönnen, so wirst Du sie nirgends sichrer finden, als in diesen Armen, die Dich jetzt aufnehmen, wie sie Dich dann aufnehmen werden, wenn das Schicksal will, daß ich Dich ganz die Meine werde nennen können."

Bei diesen Worten warf Lucinde ihre Blicke auf Cardenio, und wie sie ihn erst an seiner Stimme erkannt, so vergewisserte sie sich jetzt durch die Blicke, daß er es war, und ohne auf irgend etwas Rücksicht zu nehmen, schlang sie ihre Arme um seinen Hals, barg ihr Gesicht an dem seinigen und sagte: „Ja, Ihr, Herr, seid der wahre Gebieter dieser Eurer Gefangenen, was auch das feindliche Schicksal dagegen haben mag, und wie sehr auch dieses Leben, das ganz in dem Euren hängt, dadurch bedroht ist."

Das war ein überraschendes Schauspiel für Don Fernando und alle Umstehenden, die sich über das unerhörte Zusammentreffen nicht genug wundern konnten. Dorothea meinte zu bemerken, daß Fernando seine Gesichtsfarbe verloren und Stellung nehme, sich an Cardenio zu rächen, denn sie sah ihn eine Bewegung mit der Hand machen, als wollte er nach dem Degen greifen. Noch während sie dieß dachte, umfing sie mit unglaublicher Schnelligkeit seine Kniee, die sie küßte und so fest umschlungen hielt, daß er sich nicht bewegen konnte, und sagte, ohne ihr Weinen zu unterbrechen: „Was gedenkst Du zu thun bei diesem unerwarteten Zufall, Du meine einzige Zuflucht? Deine Gattin liegt Dir zu Füßen, die aber, die Du dazu machen willst, ruht in den Armen ihres Mannes. Sieh zu, ob es wohl gethan, oder Dir möglich ist, ungeschehen zu machen, was der Himmel gefügt; oder ob es Dir nicht ziemt, diejenige zu Dir emporzuheben und Dir gleich zu stellen, welche, alle Hindernisse aus dem Wege räumend, im Vertrauen auf ihre gerechte Sache und ihre Treue, Dir Aug' in Auge sieht und das Antlitz und die Brust ihres rechtmäßigen Gatten mit Thränen der Liebe netzt. Um Gottes willen bitte ich Dich, um Deinetwillen flehe ich Dich an, laß diese sichtliche Enttäuschung nicht nur Deinen Zorn nicht

mehren, ſondern ihn dadurch im Gegentheil ſo ſehr beſchwichtigen, daß Du ruhig und im Guten erlaubſt, daß dieſe beiden Liebenden ſich ohne Hinderniß von Deiner Seite ſo lange beſitzen, als der Himmel es ihnen vergönnt; dadurch zeigſt Du die Großmuth Deines hohen und edeln Herzens, und die Welt wird ſagen, daß die Vernunft mehr Gewalt über Dich hat, als die Leidenſchaft."

Während Dorothea dieß ſagte, ließ Cardenio, obgleich er Lucinden in ſeinen Armen hielt, Don Fernando nicht aus den Augen, feſt entſchloſſen, ſobald er ihn eine verdächtige Bewegung machen ſehe, ſich, ſo gut er könne, gegen alle zu vertheidigen und zu wehren, welche feindlich gegen ihn vorgingen, und koſtete es ihn auch ſein Leben. In dieſem Augenblick traten jedoch die Freunde Don Fernando's, der Pfarrer und der Barbier, welche dem ganzen Vorgange beigewohnt — auch der gute Sancho Panza fehlte nicht —, näher herzu, ſtellten ſich um Don Fernando auf und baten ihn, daß er der Thränen Dorothea's achte, und wenn wahr ſei, was ſie geſagt und woran ſie nicht zweifelten, dann möge er ſich nicht erlauben, ſie in ihren gerechten Hoffnungen zu täuſchen; er möge wohl bedenken, daß nicht der Zufall, wie es den Schein habe, ſondern die beſondere Fügung des Himmels ſie hier an einem Orte zuſammengefügt, wo keiner von ihnen es habe erwarten können; er ſolle wohl überlegen, ſagte der Pfarrer, daß nur der Tod Lucinden von Cardenio ſcheiden könne, und wenn ſie auch die Schärfe eines Degens trennte, ſie dieß nur für den glücklichſten Tod halten würden; bei ſo unabwendbaren Dingen ſei es die höchſte Weisheit, daß man, ſich ſelbſt überwindend und beſiegend, ein edles Herz zeige, indem man freiwillig die Beiden das Glück genießen laſſe, das der Himmel ihnen bereits vergönnt. Er ſolle ſeine Blicke zugleich auf die Schönheit Dorotheens lenken und ſehen, wie ihr wenige oder keine gleich komme, entſchieden aber keine ſie übertreffe, und wie ſie mit ihrer Schönheit Demuth und den höchſten Grad von Liebe verbinde; bei allem aber möge er bedenken, daß, wenn er ſich rühme ein Ritter und Chriſt zu ſein, er nichts thun könne, als ſein gegebenes Wort erfüllen, und daß, wenn er dieſes

erfülle, er zugleich seine Pflicht gegen Gott erfülle und des Beifalls aller Edlen gewiß sein könne, welche wohl wissen und einsehen, daß es ein Vorrecht der Schönheit sei, wenn sie auch aus niedrem Stande stamme, wofern nur die Sittsamkeit sich mit ihr paare, sich zu jeder Hoheit zu erheben und ihr gleichzustellen, ohne daß es eine Schande oder ein Schade für den wäre, der sie erhebt oder sich gleichstellt, und wenn man den stürmischen Anforderungen der Leidenschaft folge, dürfe der, welcher ihr folge, wenn keine Sünde mit unterlaufe, nicht einer Schuld angeklagt werden.

Diese Gründe bestärkten die Andern noch mit so vielen und eindringlichen Mahnungen, daß das wackere Herz Don Fernando's, das doch am Ende von edlem Blute erfüllt war, sich erweichen und von der Wahrheit besiegen ließ, die er nicht leugnen konnte, wenn er auch gewollt hätte. Und zum Zeichen, daß er sich den vernünftigen Vorstellungen ergebe und weiche, beugte er sich zu Dorothea herab und umarmte sie, indem er sagte: „Steht auf, meine Gebieterin, denn es ziemt sich nicht, daß Die zu meinen Füßen liegt, die in meinem Herzen wohnt, und wenn ich bis jetzt keine Beweise von dem gegeben, was ich sage, so ist es vielleicht nach dem Willen des Himmels geschehen, damit ich, die Treue erkennend, mit der Ihr mich liebt, Euren Werth zu schätzen lerne. Alles, um was ich Euch bitte, ist, daß Ihr mich mein falsches Betragen und meine Ehrvergessenheit nicht büßen laßt; denn dieselbe Macht, die mich jetzt zwingt, Euch als die Meine anzuerkennen, machte mich Euch abtrünnig. Und damit Ihr seht, daß dieß die Wahrheit, so wendet Euch um und blickt in die Augen der glücklichen Lucinde; in ihnen werdet Ihr die Entschuldigung all meiner Verirrungen finden. Da sie nun aber gefunden und erreicht, was sie wünschte, und ich in Euch gefunden, was mein Glück krönt, so möge sie ruhig und zufrieden lange und glückliche Jahre mit ihrem Cardenio verleben, wie ich den Himmel auf meinen Knieen bitten werde, daß er sie mich mit meiner Dorothea verleben lasse.“ Mit diesen Worten umarmte er sie aufs Neue und küßte sie mit solcher Zärtlichkeit, daß er sich die größte Gewalt anthun mußte, um nicht

auch noch durch Thränen die unzweifelhaften Beweiſe ſeiner Liebe und Reue zu geben. Lucinde und Cardenio, wie beinahe alle Anweſenden thaten ſich nicht dieſe Gewalt an, ſondern ließen ihren Thränen freien Lauf, die Einen über ihr eignes Glück, die Andern über das fremde, ſo daß es nicht anders ausſah, als wenn ihnen ein großes und ſchweres Unglück begegnet wäre. Sogar Sancho Panza weinte; freilich, wie er ſpäter bekannte, weil er ſah, daß Dorothea nicht, wie er geglaubt, die Königin Micomicona war, von der er ſo viel Gunſtbezeugungen gehofft. Das Staunen Aller, wie das Weinen dauerte einige Zeit; dann aber warfen ſich Cardenio und Lucinde Don Fernando zu Füßen und dankten ihm für die Gnade, die er ihnen erzeigt, mit ſo höflichen Worten, daß Don Fernando nicht wußte, was er ihnen antworten ſolle. Er hob ſie deßhalb auf und umarmte ſie mit der größten Liebe und Artigkeit.

Er bat Dorothea, ihm zu ſagen, wie ſie an dieſen entfernten Ort gekommen, und ſie wiederholte mit kurzen und verſtändigen Worten, was ſie Cardenio zuvor erzählt. Don Fernando und ſeine Begleitung fanden ſo große Freude daran, daß ſie wünſchten, die Erzählung möchte länger dauern; mit ſo viel Anmuth ſchilderte Dorothea ihre unglücklichen Abenteuer. Und als ſie geendigt hatte, erzählte Don Fernando, was ihm in der Stadt begegnet war, von dem Augenblick an, da er das Papier im Buſen Lucindens gefunden, worin ſie erklärte, daß ſie Cardenio's Gattin ſei und nicht die Seine werden könne. Er ſetzte hinzu, daß er ſie habe umbringen wollen, und er würde es auch gethan haben, wenn ihre Aeltern ihn nicht daran verhindert hätten. So aber habe er ſein Haus verlaſſen, voll Scham und Zorn und mit dem feſten Entſchluß, ſich zu gelegener Zeit zu rächen. Am andern Tage habe er erfahren, daß Lucinde aus dem älterlichen Hauſe verſchwunden ſei, ohne daß Jemand wiſſe, wohin ſie gegangen; er habe jedoch nach Verfluß von einigen Monaten vernommen, daß ſie in einem Kloſter ſei, feſt entſchloſſen, dort ihr Leben lang zu bleiben, wenn ſie es nicht mit Cardenio theilen könne; ſobald er dieß gewußt, habe er ſich dieſe drei Reiter als Begleitung ausgeſucht und ſich mit ihnen nach ihrem

Aufenthaltsorte begeben; er habe aber nicht mit ihr zu sprechen versucht, da er gefürchtet, wenn man wisse, daß er in der Nähe sei, werde man im Kloster noch vorsichtiger sein; er habe daher einen Tag abgewartet, wo das Thor offen gestanden, habe zwei von den Begleitern als Wache an dem Thore zurückgelassen und sei mit dem dritten in das Kloster eingedrungen, um Lucinden zu suchen; sie hätten sie denn auch im Kreuzgang im Gespräch mit einer Nonne gefunden und sie ohne weitres fortschleppend, seien sie an einen Ort gelangt, wo sie Anstalten hätten treffen können, um besser fortzukommen; das alles sei leicht zu bewerkstelligen gewesen, da das Kloster auf freiem Felde ganz abgeschieden von dem Dorfe liege. Er setzte hinzu, sowie Lucinde sich in seiner Gewalt gesehen, habe sie das Bewußtsein verloren, und als sie wieder zu sich gekommen, nur geweint und geseufzt, ohne ein Wort zu sprechen. So seien sie unter Schweigen und Thränen bis an dieses Wirthshaus gelangt, das für ihn in den Himmel gekommen sein heiße, da hier für ihn alles Unglück der Erde aufhöre und zu Ende sei.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte der berühmten Prinzessin Micomicona nebst andern lustigen Abenteuern.

All dieß hatte Sancho mit nicht geringem Schmerze seiner Seele angehört, da er sah, daß die Hoffnungen auf seine Herrschaft schwanden und in Rauch aufgingen, indem die schöne Prinzessin Micomicona sich in eine Dorothea verwandelte und der Riese in einen Don Fernando, während sein Herr, um den ganzen Vorgang unbekümmert, in tiefem Schlafe lag. Dorothea war noch immer nicht sicher, ob das Glück, das sie nunmehr genoß, nicht ein Traum sei; Cardenio war der gleichen Ungewißheit, und auch Lucinde konnte sich des Gedankens nicht erwehren. Don Fernando dankte dem Himmel für die ihm zu Theil

gewordene Gnade, daß er ihn aus dieſem verworrenen Labyrinthe befreit, in welchem er nahe daran war, ſeine Ehre und ſein Herz zu verlieren; kurz alle, die ſich in der Schenke befanden, waren glücklich und vergnügt über den guten Ausgang dieſes verwirrten und verzweifelten Handels. Der Pfarrer, als ein kluger Mann, brachte alles vollends ins Geleiſe und wünſchte Jedem Glück zu dem erreichten Ziele; wer jedoch am meiſten jubelte und vergnügt war, das war die Wirthin, weil Cardenio und der Pfarrer ihr verſprochen hatten, ihr allen Schaden, den ſie durch Don Quijote erlitten, zu erſetzen.

Sancho war, wie geſagt, der einzige Betrübte, Unglückliche und Niedergeſchlagene. Mit kummervoller Miene trat er zu ſeinem Herrn hinein, als dieſer eben erwachte, und ſagte: „Euer Gnaden von der traurigen Geſtalt, Ihr könnt nun ſchlafen, ſo lang Ihr Luſt habt, und braucht Euch keine Mühe zu machen, einen Rieſen zu tödten, oder eine Prinzeſſin in ihr Reich einzuſetzen; denn es iſt bereits alles geſchehen und abgethan.“

„Das glaube ich wohl“, antwortete Don Quijote, „denn ich habe mit dem Rieſen den außerordentlichſten und furchtbarſten Kampf gekämpft, den ich je in meinem ganzen Leben ausgefochten zu haben glaube; mit einem Ruck, ratſch, flog ihm der Kopf auf den Boden, und die Maſſe des Blutes, das hervorſchoß, war ſo groß, daß man glaubte, ganze Waſſerbäche zu ſehen.“

„Bäche rothen Weines könnte Euer Gnaden eher ſagen“, antwortete Sancho; „denn Euer Gnaden mag wiſſen, wenn Ihr es noch nicht wißt, daß der todte Ritter ein durchſtochener Schlauch war und das Blut ſechs Eimer rothen Weines waren, den er in ſeinem Bauche hatte; der abgehauene Kopf aber iſt die Hure, die mich geboren, und alle zuſammen ſoll der Teufel holen.“

„Was ſpricht der Narr da!“ rief Don Quijote, „biſt Du bei Sinnen?“

„Euer Gnaden ſtehe nur auf“, ſagte Sancho, „Ihr werdet dann ſchon die ſchöne Beſcheerung ſehen, die Ihr angerichtet, und was wir Alles zu bezahlen haben; wie ſich die Königin

in eine einfache Dame, Namens Dorothea, verwandelt, nebst anderm, was Euch, wenn Ihr's hört, in Erstaunen setzen wird."

„Ich werde mich über nichts wundern", versetzte Don Quijote; „denn wenn Du Dich recht erinnerst, so sagte ich Dir schon das letzte Mal, als wir hier waren, daß alles, was hier geschehen, Zauberei gewesen, und es wäre daher nichts Besonderes, wenn dieß wieder der Fall sein würde."

„Das würde ich Alles glauben", antwortete Sancho, „wenn auch das Prellen eine Geschichte der Art gewesen wäre; aber nichts da, ich sah wirklich und wahrhaftig, wie der Wirth, derselbe, der noch heute da ist, das Betttuch an einem Zipfel hielt und mich in heller Lust und Freude und mit lautem Lachen aus vollster Kraft in die Höhe warf, und wenn man dazu noch die Personen kennt, so denke ich bei mir, obgleich ein einfacher Sünder, daß hier kein Zauberspuk im Spiele ist, sondern viel Prellerei und viel Unstern."

„Nun, Gott wird schon helfen", sagte Don Quijote, „gib mir meine Kleider und laß mich hinaustreten: ich will die Dinge, die geschehen sind, und die Verwandlungen, von denen Du sprichst, mit eignen Augen sehen."

Sancho reichte ihm die Kleider, und während Don Quijote sich anzog, erzählte der Pfarrer Don Fernando und den andern Anwesenden von den Narrheiten des Ritters und von der List, deren sie sich bedient, um ihn von dem „Armutsfelsen" herabzulocken, wo er sich, weil seine Gebieterin ihn verschmähte, zu befinden glaubte. Er erzählte ihnen ferner die Abenteuer, von welchen Sancho berichtet hatte, worüber sie nicht wenig staunten und lachten, da es ihnen, wie allen andern Leuten, als die höchste Art von Tollheit erschien, auf die ein zerstörter Geist verfallen könne. Der Pfarrer meinte, da das Glück des Fräuleins Dorothea diese nun hindere, in ihrem Vorhaben weiter zu gehen, so müsse man jetzt auf etwas Neues sinnen, um ihn nach seiner Heimat zurück zu bringen.

Cardenio machte den Vorschlag, das einmal Begonnene zu Ende zu führen, Lucinde könne die Rolle Dorothea's übernehmen und genügend durchführen.

„Nein", ſagte Don Fernando, „dieß iſt unnöthig; ich will, daß Dorothea den Gedanken, auf den ſie gekommen, auch ausführe; denn da die Heimat dieſes wackeren Ritters nicht weit von hier iſt, ſo macht es mir Vergnügen zu ſeiner Heilung beizutragen."

„Nur zwei Tagreiſen iſt ſeine Heimat entfernt."

„Wenn es auch weiter wäre, würde ich doch mit Vergnügen den Weg machen, wenn nur ein gutes Werk damit geſchieht."

In dieſem Augenblick trat Don Quijote in ſeiner vollen Rüſtung, den zerſchlagenen Helm des Mambrin auf dem Kopfe, den Schild am Arm und geſtützt auf ſeine Stange oder Lanze, heraus. Don Fernando und die Anderen waren nicht wenig erſtaunt über die ſeltſame Erſcheinung Don Quijote's, als ſie ſein Antlitz erblickten, eine halbe Meile in der Länge, dürr und welk, und dazu ſeine zuſammengewürfelte Rüſtung und ſeine gemeſſene Haltung. Sie ſchwiegen, um zu ſehen, was er ſagen würde. Mit großer Würde und Ruhe, die Augen auf die ſchöne Dorothea geheftet, begann er: „Schöne Frau, ich bin durch dieſen meinen Schildknappen unterrichtet, daß Eure Hoheit ſich erniedrigt und ſich ihres Standes entkleidet hat, indem Ihr aus einer Königin und großen Frau, die Ihr bis dahin wart, Euch in eine gewöhnliche Jungfrau verwandelt habt. Wenn dieß auf das Gebot des ſchwarzkünſtleriſchen Königs, Eures Vaters, geſchehen, weil er fürchtet, ich gewähre Euch nicht den nöthigen und ſchuldigen Beiſtand, ſo ſage ich Euch, daß er die Sache nur halb verſtand und verſteht, und daß er in Ritterbüchern ſchlecht bewandert iſt; denn hätte er ſie ſo aufmerkſam und mit ſolchem Aufwand von Zeit geleſen, wie ich ſie geleſen und ſtudirt, ſo würde er auf Schritt und Tritt gefunden haben, wie andere Ritter von geringerem Ruhm, als der meinige, weit ſchwierigere Dinge vollbracht haben. Denn es iſt nichts Sonderliches, ſolch kleinen Rieſen todt zu ſchlagen, wie trotzig er auch ſein mag; vor wenigen Stunden erſt ſchlug ich mich mit ihm ... doch ich will ſchweigen, damit man nicht ſage, ich lüge; aber die Zeit, die Enthüllerin aller Dinge, wird davon ſprechen, wenn wir am wenigſten daran denken."

„Ihr schlugt Euch mit zwei Schläuchen, aber nicht mit einem Riesen", rief der Wirth dazwischen, dem Don Fernando jedoch zu schweigen und die Rede Don Quijote's nicht zu unterbrechen befahl. Und Don Quijote fuhr fort:

„Ich sage also, erhabene und Eures Reiches beraubte Herrin, daß, wenn Euer Vater aus der angegebenen Ursache diese Wandlung mit Eurer Person vornahm, Ihr ihm Eure Zustimmung nicht geben sollt. Denn es gibt keine Gefahr auf Erden, durch die mein Schwert sich nicht einen Weg bahnte; und mit ihm werde ich auch das Haupt Eures Feindes Euch vor die Füße legen und Euch die Krone Eures Landes in wenig Tagen auf das Haupt setzen."

Don Quijote schwieg und erwartete, was die Prinzessin antworten würde; diese, welche bereits den Willen Don Fernando's kannte, daß sie die Täuschung Don Quijote's fortsetze, bis man ihn in seine Heimat gebracht, antwortete ihm mit großer Artigkeit und edlem Anstand: „Wer immer Euch gesagt, tapfrer Ritter von der traurigen Gestalt, daß ich mich verändert und mich meines Wesens entkleidet, der hat Euch nicht die Wahrheit berichtet, denn ich bin heute dieselbe, die ich gestern war. Wahr ist es, daß einige Veränderung in meinen Glücksumständen vorgegangen, daß mir das Beste zu Theil geworden, was ich mir nur wünschen konnte; deßhalb habe ich aber nicht aufgehört zu sein, was ich früher war, noch aufgehört, dieselben Gedanken zu hegen, die ich immer gehegt, nämlich auf die Kraft Eures tapfern und unverwundbaren Armes zu vertrauen, wie ich es stets gethan. So erzeige denn Euer Gnaden dem Vater, der mich gezeugt, wieder die alte Ehre, und halte ihn für einen vorsichtigen und klugen Mann, da er durch seine Wissenschaft einen so leichten und sichern Weg gefunden, um mich von meinem Mißgeschick zu befreien. Denn ich glaube, Herr, wenn es nicht durch Euch geschehen wäre, ich würde nie zu dem Glücke gelangt sein, das ich jetzt in Händen halte; ich spreche dieß in vollem Ernste, wie mir die meisten der hier Anwesenden werden bezeugen können. Nun liegt uns aber noch ob, daß wir uns morgen auf den Weg machen, weil wir heute doch nicht mehr weit kommen

könnten, und was mein ferneres Glück betrifft, ſo will ich es Gott und der Tapferkeit Eures Muthes anheimſtellen.“

So ſprach die kluge Dorothea, und da Don Quijote dieß hörte, wandte er ſich mit dem Ausdruck des höchſten Unwillens nach Sancho um und ſagte: „Nun, mein Freund Sancho, Du biſt doch der größte Hallunke, der in Spanien lebt. Sage mir, Du Räuber und Vagabund, haſt Du mir nicht eben geſagt, daß dieſe Prinzeſſin ſich in ein Mädchen verwandelt, das Dorothea heiße, und daß der Kopf, den ich nach meiner Meinung einem Rieſen abgehauen, die Hure geweſen, die Dich geboren, und andres dergleichen Zeug, das mich in die größte Verwirrung verſetzt, in der ich mich je in meinem Leben befunden? Ich ſchwöre“ — dabei blickte er zum Himmel und blökte die Zähne, — „ein Blutbad mit Dir anzurichten, daß endlich einmal Salz in das Hirn all der lügneriſchen Schildknappen der fahrenden Ritter kommt, von jetzt an bis ans Ende der Welt.“

„Beruhigt Euch doch, mein Herr“, antwortete Sancho, „denn es kann wohl ſein, daß ich mich in Beziehung auf die Verwandlung der Prinzeſſin Micomicona getäuſcht habe; was aber den Kopf des Rieſen anbetrifft, oder wenigſtens die Durchbohrung der Schläuche und daß das Blut rother Wein war, ſo täuſchte ich mich nicht, ſo wahr Gott lebt; denn die Schläuche hängen noch verwundet da am Kopfende von Euer Gnaden Bett, und der rothe Wein hat aus Eurem Zimmer einen See gemacht. Wenn Ihr's nicht ſeht, ſo werdet Ihr's ſchon glauben, wenn man die Eier ſiedet, das heißt, Ihr werdet es ſehen, wenn Seine Gnaden, der Herr Wirth, für alles Entſchädigung verlangt; daß im Uebrigen die Königin wieder iſt, was ſie war, das freut mich in der Seele, denn ich bekomme auch mein Theil davon, wie jedes andere Nachbarkind.“

„Ich ſage Dir, Sancho“, verſetzte Don Quijote, „daß Du ein Dummkopf biſt; verzeih' mir und laß es damit gut ſein.“

„Genug“, ſagte Don Fernando, „und nichts weiter davon. Da die gnädige Prinzeſſin will, daß morgen aufgebrochen werde, weil es heute zu ſpät ſei, ſo geſchehe es alſo; dieſe Nacht aber können wir in angenehmer Plauderei verbringen, bis es Tag

wird, wo wir dann alle den Herrn Don Quijote begleiten werden. Denn wir wünſchen Zeugen der tapfern und unerhörten Thaten zu ſein, die er im Verlauf des großen Unternehmens, dem er ſich unterzogen, verrichten wird."

„Ich bin derjenige, der Euch dienen und begleiten wird", antwortete Don Quijote, „und ich danke Euch ſehr für die Gnade, die Ihr mir erweiſet, und für die gute Meinung, die Ihr von mir habt, und die ich bekräftigen will, koſte es mich auch das Leben und mehr, wenn dieß möglich."

Noch viel ſolcher Worte der Höflichkeit und gegenſeitiger Dienſtbereitwilligkeit wurden zwiſchen Don Quijote und Fernando gewechſelt; ſie wurden jedoch zum Schweigen gebracht durch einen Reiſenden, der in dieſem Augenblick in die Schenke trat und deſſen Tracht zeigte, daß er ein Chriſt ſei, der eben aus dem Lande der Mauren komme; denn er trug ein Wamms von blauem Tuch, mit kurzen Schößen, halben Aermeln und ohne Halskragen; die Hoſen waren ebenfalls von blauem Tuch, und von der gleichen Farbe trug er eine Mütze; außerdem hatte er dattelfarbige Halbſtiefeln und einen mauriſchen Säbel an einem Wehrgehäng, das ihm über die Bruſt ging. Hinter ihm kam, auf einem Maulthier ſitzend, eine Frau in mauriſcher Kleidung, das Geſicht mit einem vom Kopf herabhängenden Schleier bedeckt; ihr Kopfſchmuck aber war von Brokat, und ein Mantel umhüllte ſie von den Schultern bis zu den Füßen. Der Mann war von ſtarkem, aber geſchmeidigem Wuchs und ſchien etwas mehr als vierzig Jahre alt zu ſein; er war ziemlich braun im Geſichte, hatte einen ſtarken Knebelbart und das ganze Barthaar gut gepflegt; kurz, man ſah an ſeiner Haltung, wenn er gut gekleidet geweſen, würde man ihn für einen Mann von Stand und gutem Herkommen gehalten haben. Er verlangte, als er eintrat, ein Zimmer; und da man ihm ſagte, es ſei in der Schenke keines zu haben, ſchien er ſehr niedergeſchlagen; er ging auf die Frau zu, die ihrer Kleidung nach eine Maurin ſchien, und hob ſie in ſeinen Armen von dem Thiere. Lucinde, Dorothea, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes, angezogen von der neuen und für ſie fremden Tracht, umgaben die

Maurin; und Dorothea, welche ſtets ſehr freundlich, artig und klug war, ſagte, als ſie ſah, daß die Fremde nicht weniger als ihr Führer darüber verdrießlich war, daß ſie kein Zimmer haben konnte: „Macht Euch darob keinen Kummer, meine Dame, daß es hier an aller Bequemlichkeit der Bewirthung fehlt, das findet man ja in allen Schenken; aber wenn Ihr Luſt habt, es Euch bei uns bequem zu machen — dabei wies ſie auf Lucinden —, ſo werdet Ihr doch vielleicht auf Eurer ganzen Reiſe keine ſo freundliche Aufnahme gefunden haben.“

Die Verſchleierte antwortete nichts darauf, ſondern erhob ſich von dem Sitz, den ſie eingenommen, und nachdem ſie die Hände über die Bruſt gekreuzt und den Kopf geneigt hatte, beugte ſie den Körper zum Zeichen des Dankes. Aus ihrem Schweigen ſchloſſen ſie, daß ſie eine Maurin ſein müſſe und die chriſtliche Sprache nicht verſtehe.

In dieſem Augenblick trat der Sclave herzu, der bis dahin mit andern Dingen beſchäftigt geweſen, und als er ſah, daß alle die Fremde umgaben, mit der er gekommen war, ſagte er: „Meine Damen, dieſes Mädchen verſteht meine Sprache kaum und ſpricht nur die ihrer eignen Heimat; deßhalb wird ſie wohl auf nichts geantwortet haben und auch nicht antworten, was man ſie gefragt.“

„Wir wollten ſie auch nichts fragen“, antwortete Lucinde, „ſondern ihr für dieſe Nacht unſre Geſellſchaft und einen Theil des Gemachs anbieten, wo wir uns einrichteten, und wo wir ſie ſo gaſtlich aufnehmen werden, als es hier eben möglich, wie wir ſie mit der Bereitwilligkeit bieten, welche uns verpflichtet, allen Fremden zu dienen, die unſrer Dienſte nöthig haben, namentlich wenn es eine Frau iſt.“

„In ihrem und meinem Namen“, antwortete der Sclave, „küſſe ich Euch, mein Fräulein, die Hand und ſchätze lebhaft und wie es nicht mehr als billig, das gütige Anerbieten; denn in ſolcher Lage und von Perſonen, wie Ihr zu ſein ſcheint, Wohlthat zu empfangen, darf man ſich beſonders glücklich ſchätzen.“

„Sagt mir, Herr", begann Dorothea, „iſt dieſe Dame eine Chriſtin oder Maurin? Denn aus ihrer Tracht und ihrem Schweigen müſſen wir wohl ſchließen, daß ſie iſt, was wir ihr nicht wünſchen."

„Es iſt eine Maurin nach Tracht und Körperfarbe, aber im Herzen iſt ſie eine wahre Chriſtin, denn ſie hegt den innigſten Wunſch, es zu werden."

„Wie! ſo iſt ſie noch nicht getauft?" fragte Lucinde.

„Sie hatte noch keine Gelegenheit dazu", antwortete der Sclave, „ſeit ſie Algier ihre Heimat verlaſſen, und bis jetzt war ſie noch nicht in ſo naher Todesgefahr, daß man veranlaßt geweſen, ſie zu taufen, ohne daß ſie zuvor alle Bräuche kennen gelernt, welche unſere heilige Mutterkirche fordert. Aber mit Gottes Hülfe wird ſie bald mit all der Feierlichkeit, die ihr Stand erfordert, getauft werden; denn ſie iſt vornehmer, als ihre und meine Kleidung ſchließen läßt."

Dieſe Worte machten alle, welche lauſchend umherſtanden, neugierig zu erfahren, wer die Maurin und der Sclave ſei, aber niemand wollte ſie für den Augenblick fragen, weil man ſah, daß es mehr an der Zeit ſei, ihnen Erquickung zu verſchaffen, als ſie um ihren Lebenslauf zu befragen. Dorothea nahm ſie bei der Hand, zog ſie neben ſich nieder und bat ſie, den Schleier abzunehmen. Sie ſah den Sclaven an, als wenn ſie ihn fragen wollte, was dieſe ſagten, und was ſie thun ſolle. Er ſagte ihr auf Arabiſch, man habe ſie gebeten, den Schleier abzunehmen, und ſie möge es thun; ſie nahm ihn denn auch ab und enthüllte ein ſo ſchönes Geſicht, daß Dorothea ſie für ſchöner hielt, als Lucinden und Lucinde ſie für ſchöner als Dorothea; und alle Umſtehenden anerkannten, daß, wenn Jemand ſich mit dieſen beiden meſſen könne, ſo ſei es die Maurin, und einzelne gaben ihr ſogar in Manchem den Vorzug. Und da nun die Schönheit das anmuthige Vorrecht hat, die Gemüther zu verſöhnen und den Willen zu beugen, ſo waren alle ſogleich einig in dem Wunſch, der ſchönen Maurin dienen und ihr gefällig ſein zu dürfen.

Don Fernando fragte den Gefangenen, wie die Maurin heiße, worauf er antwortete, Lela Zoraide; und wie ſie dieß hörte, verſtand ſie auch, was ſie den Sclaven gefragt, und ſagte ganz eifrig und mit ängſtlicher Lebhaftigkeit: „Nein, nicht Zoraide, Maria, Maria", indem ſie damit zu verſtehen geben wollte, daß ſie nicht Zoraide, ſondern Maria heiße.

Dieſe Worte und das große Ungeſtüm, mit dem ſie ſie hervorbrachte, entlockte mehren der Umſtehenden mehr als eine Thräne, namentlich den Frauen, die von Haus aus weich und theilnehmend ſind.

Lucinde umarmte ſie mit inniger Liebe und ſagte zu ihr: „Ja ja, Maria, Maria", worauf die Maurin antwortete: „Ja, ja Maria, Zoraide macange;" was ſo viel ſagen will, als „nein".

Schon brach die Nacht herein, und auf Befehl der Begleitung Don Fernando's hatte der Wirth allen Eifer und alle Sorgfalt angewandt, um ihnen das beſtmögliche Mahl zu bereiten. Als nun die Stunde kam, ſetzten ſie ſich alle um einen breiten Tiſch, wie man ſie in Geſindeſtuben findet, weil es in der Schenke keinen runden oder viereckigen gab. Den erſten und Hauptplatz überließen ſie, obgleich er ſich deſſen weigerte, Don Quijote, der das Fräulein Micomicona an ſeiner Seite haben wollte, da er ihr Beſchützer ſei; dann ſetzten ſich Lucinde und Zoraide und gegenüber von ihnen Fernando und Cardenio, dann der Sclave und die übrigen Ritter und neben den Frauen der Pfarrer und der Barbier. So ſpeiſten ſie ſehr vergnügt zuſammen, und das Vergnügen wuchs, als ſie ſahen, daß Don Quijote zu eſſen aufhörte und von einem ähnlichen Geiſte getrieben, wie jener, der ihn ſo redſelig machte, als er mit den Ziegenhirten aß, zu ſprechen anhob:

„In der That, meine Herren, wenn man es wohl erwägt, ſo erleben doch Diejenigen große und unerhörte Dinge, welche zum Orden der fahrenden Ritterſchaft gehören. Wer unter den Lebenden dieſer Erde, der jetzt zum Thor dieſes Schloſſes hereinträte und uns ſähe, wie wir hier ſitzen, würde glauben, daß wir die ſeien, die wir ſind? Wer würde ſagen, daß dieſes Fräu-

lein, das hier an meiner Seite sitzt, die große Königin ist, die wir alle kennen, und daß ich der Ritter von der traurigen Gestalt sei, von dem der Mund des Ruhmes so viel erzählt? Es ist außer allem Zweifel, daß diese Kunst und Uebung alle andern, welche die Menschen erfunden haben, übertrifft, und man muß sie um so höher achten, je größeren Gefahren sie ausgesetzt ist. Fort mit Denen, die da sagen, die Wissenschaften stehen über den Waffen. Ihnen sage ich, und seien sie, wer sie wollen, daß sie nicht wissen, was sie sagen. Denn der Grund, den solche Leute anzuführen pflegen und worauf sie am meisten fußen, ist, daß die Arbeiten des Geistes bedeutender seien, als die des Körpers, und daß die Waffen nur mit dem Körper geführt werden, als wenn ihre Führung nichts als das Geschäft eines Lastträgers wäre, zu dem man nichts denn gute Kräfte nöthig hat, oder als wenn in dem, was wir die Waffen nennen, Diejenigen, welche sie führen, nicht alle Großthaten der Tapferkeit darin einschlössen, zu deren Ausführung ebenfalls viel Verstand gehört; oder als wenn der Krieger, der ein Heer unter sich oder eine belagerte Stadt zu vertheidigen hat, nicht eben so sehr mit dem Geiste, als mit dem Körper thätig wäre. Man bedenke doch, ob man mit körperlichen Kräften des Feindes Absichten, Pläne, Kriegslisten errathen und den drohenden Gefahren begegnen kann: das Alles sind Thätigkeiten des Verstandes, an denen der Körper keinen Theil hat. Wenn also dem so ist, daß das Waffenhandwerk eben so wohl Geist erfordert, als die Wissenschaften, so wollen wir sehen, wer mehr arbeitet, der Geist des Gelehrten oder der des Kriegers. Dieß wird sich erkennen lassen aus dem Ziel und Zweck, nach welchem jeder von beiden strebt, weil diejenige Absicht höher zu schätzen ist, welche ein höheres Ziel im Auge hat. Ziel und Zweck nun der Wissenschaften ... ich spreche jetzt nicht von den göttlichen, welche die Aufgabe haben, die Seelen zu erheben und zum Himmel zu führen, denn einem so unendlichen Zweck kann sich kein anderer vergleichen, — ich spreche von den menschlichen Wissenschaften, deren Ziel es ist, die Gerechtigkeit gleich zu vertheilen und Jedem zu geben, was ihm gebührt, auch darauf zu denken und hinzuwirken, daß die guten Gesetze

gehalten werden. Gewiß ein edler, hoher und rühmenswerther Zweck; aber nicht solchen Preises werth, wie ihn der verdient, der die Waffen führt, denn ihr Ziel und Endzweck ist der Friede, das höchste Gut, das die Menschen in diesem Leben wünschen können. So war die erste gute Botschaft, welche in die Welt kam und welche die Menschen erhielten, jene Botschaft der Engel in der Nacht, welche unser Tag wurde, als sie in den Lüften sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Und der Gruß, welchen der größte Meister auf Erden und im Himmel seinen Schülern und Lieblingen lehrte, wenn sie in ein Haus einträten, war: „Friede sei mit diesem Hause!“ und er selbst sagte oft: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, Friede sei mit euch!“ Das mochte, von solcher Hand kommend, wie ein Kleinod und Juwel erscheinen, ein Juwel, ohne welches weder auf Erden noch im Himmel ein Glück sich denken läßt. Dieser Friede ist das wahre Ende des Kriegs, denn es ist dasselbe, ob ich von Waffen oder Krieg spreche. Wenn wir es nun als ausgemacht ansehen, daß das Ziel des Krieges der Friede ist, und daß er darin den Vorzug vor den Wissenschaften behauptet, gehen wir jetzt auf die körperlichen Mühen des Gelehrten und des Manns der Waffen über und wollen sehen, welche größer sind.“

In solcher Weise und in so gewählten Ausdrücken sprach Don Quijote, daß jeder, der ihn hörte, sich des Gedankens erwehren mußte, er sei ein Narr. Im Gegentheil, da alle, oder wenigstens die meisten Ritter waren, denen das Waffenhandwerk sehr nahe lag, so hörten sie ihn mit großem Vergnügen zu; er fuhr deßhalb fort: „Die Lasten des Gelehrten, sage ich, sind vor Allem Armut; nicht daß sie alle arm wären, sondern ich setze nur den äußersten Fall, und wenn ich sage, daß er unter der Armut leidet, so brauche ich wohl weiter nichts hinzuzufügen, um seinen traurigen Stand näher zu bezeichnen, denn wer arm ist, ist wahrhaft unglücklich. Diese Armut quält ihn auf jede Weise, bald als Hunger, bald als Kälte, bald als Blöße und wohl auch in allen Gestalten zugleich; bei alle dem

iſt ſie nicht ſo groß, daß er nichts zu eſſen hätte, und wäre es auch, daß er etwas ſpäter dazu käme, als es ſonſt üblich, oder daß er die Ueberbleibſel der Reichen bekäme; das größte Elend der Studirenden iſt, was ſie ſelbſt unter ſich „nach der Kloſterſuppe gehen" heißen. Es fehlt ihnen nie an einem fremden Ofen oder Kamin, der, wenn er ihnen auch nicht warm macht, wenigſtens die Kälte aufthaut, und endlich ſchlafen ſie auch unter einem Dache. Der geringeren Unannehmlichkeiten will ich gar nicht gedenken; ich erinnere einfach an den Mangel an Hemden, den geringen Ueberfluß an Schuhen, die dürftige und abgeſchabte Kleidung und daß ſie ſich gerne übernehmen, wenn ſie das Glück einmal zu einem Bankett führt. Auf dieſem rauhen und ſchwierigen Wege, wie ich ihn eben geſchildert, erreichen ſie bald ſtrauchelnd, bald fallend, dort aufſtehend, hier wieder ſtürzend, die Höhe, nach der ſie ſtreben, und iſt dieſe erreicht, ſo haben wir ſchon oft geſehen, wie ſie ſelbſt, nachdem ſie durch dieſe Sandbänke, durch dieſe Scylla und Charybdis geſchifft, wie von einem günſtigen Geſchicke auf den Schwingen getragen, ich ſage, wir haben oft geſehen, wie ſie dann die Welt vom Throne herab beherrſchten und regierten, ihren Hunger in Sattheit, ihren Froſt in Kühlung, ihre Blöße in Prachtgewand und ihren Schlaf auf einer Schilfmatte in Schlummer auf holländiſchen und damaſtenen Linnen verwandelt haben, als wohlverdienten Lohn für ihre Tugend. Stellt man aber ihre Mühſeligkeiten mit denen eines Kriegers zuſammen und vergleicht ſie, ſo bleiben ſie weit hinter denſelben zurück, wie ich ſogleich auseinanderſetzen werde."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die merkwürdige Rede, welche Don Quijote über die Waffen und die Wissenschaften hielt.

Don Quijote fuhr fort und sagte: „Da wir bei dem Gelehrten mit der Armut und ihren Eigenschaften begonnen, so wollen wir sehen, ob der Soldat reicher ist, und wir werden finden, daß selbst die Armut nicht ärmer sein kann; denn er ist auf seinen elenden Sold beschränkt, der entweder spät oder gar nicht kommt, oder auf das, was er mit seinen eigenen Händen erbeutet, oft mit großer Gefahr seines Lebens und Gewissens. Und häufig ist seine Blöße so groß, daß ein zerfetztes Koller ihm als Gewand und Hemd zugleich dient, und mitten im Winter muß er der rauhen Witterung auf freiem Felde trotzen, mit nichts als dem Athem seines Mundes, der, da er von einem leeren Orte kommt, wie ich überzeugt bin, unnatürlich kalt sein muß. Nun denkt Ihr vielleicht, er vertröste sich auf die Nacht, wo er sich von allen diesen Unbequemlichkeiten in dem Bette erholen kann, das seiner harrt? Das ist freilich, wenn er nicht die Schuld trägt, niemals zu eng und zu kurz; denn er kann die Beine, wie er will, auf der Erde ausstrecken, und sich ganz nach seinen Gelüsten hin- und herwenden, ohne befürchten zu müssen, sich in die Decken zu verwickeln. Nun kommt zu alledem der Tag und die Stunde heran, wo er den „Grad" seines Standes erhält; es kommt der Tag der Schlacht heran, wo man ihm den Doctormantel mit der Quaste von Wundfaden umhängt, mit der man einen Schuß heilen könnte, der ihm vielleicht durch die Schläfe gegangen, oder ihm den Arm oder Fuß verletzt hat. Und wenn das nicht geschieht und der barmherzige Himmel ihn gesund und wohl erhält, so kann es geschehen, daß er eben so arm bleibt, als zuvor, und daß er noch ein und das andere Gefecht, eine und die andere Schlacht mitmachen wird, und daß er erst aus allen als Sieger hervorgegangen sein muß, um es zu etwas zu bringen; aber ein solches Wunder geschieht selten. Sagt mir nun, meine Herren,

wenn Ihr die Sache überlegt, wie viel geringer ist die Zahl derer, welche durch den Krieg belohnt worden sind, als derer, welche darin umgekommen! Sicher werdet Ihr mir antworten, daß das keinen Vergleich aushält und daß man die Todten nicht zu zählen vermag, während man die Belohnten, die am Leben blieben, mit drei Zahlen schreiben kann. Das gerade Gegentheil ist bei den Gelehrten der Fall; denn sie haben doch nothdürftig, wenn auch nicht reichlich, alle ihren Unterhalt; während beim Soldaten die Last größer, dagegen der Lohn um so kleiner ist.

„Auf all dieß kann man indeß antworten, daß es leichter ist, zweihundert Gelehrte zu belohnen, als dreißig Soldaten. Denn jene belohnt man, indem man ihnen Aemter gibt, die durchaus Leuten ihres Standes gegeben werden müssen; diese aber können nur durch das Eigenthum ihres Herrn belohnt werden, dem sie dienen, und diese Unmöglichkeit bestärkt mich noch mehr in meiner Ansicht. Doch lassen wir dieß bei Seite, denn es ist ein Labyrinth, aus dem sich schwer herauszufinden, und richten wir unser Augenmerk wieder auf den Vorzug, den die Waffen vor den Wissenschaften haben, ein Vorwurf, der erst noch erhärtet werden muß, und zwar nach den Gründen, die jeder von beiden Theilen für sich anführt. Unter anderem, wie schon erwähnt wurde, behaupten die Wissenschaften, daß ohne sie die Waffen gar nicht bestehen könnten, denn auch der Krieg habe seine Gesetze, denen er unterworfen sei, und die Gesetze fallen in das Gebiet der Wissenschaft und der Gelehrten.

„Darauf antworten die Waffen, daß die Gesetze ohne sie nicht bestehen könnten, weil man durch die Waffen die Staaten vertheidige, die Königreiche erhalte, die Städte schütze, die Straßen sichere und die Meere von Corsaren reinige; kurz, wenn sie nicht wären, würden Staaten, Monarchieen, Königreiche, Städte, Land- und Wasserstraßen allen Gefahren und allem Unfug ausgesetzt sein, welche der Krieg mit sich führt, so lange er dauert und die Freiheit hat, sich seiner Privilegien und Kräfte zu bedienen. Und es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß das, was mehr kostet, auch mehr geschätzt wird und mehr

geſchätzt werden muß. Wenn einer in den Wiſſenſchaften ſich auszeichnen will, ſo koſtet das Zeit, Nachtwachen, Hunger, Blöße, Kopfweh, Verdauungsbeſchwerden und anderes, was damit zuſammenhängt und wovon ich theilweiſe ſchon geſprochen; wenn aber einer auf eigne Fauſt ein guter Soldat werden will, ſo koſtet ihn das ſo viel, als den Gelehrten, ja ſo viel mehr, daß es keinen Vergleich aushält, denn bei jedem Schritt ſteht er in Gefahr, ſein Leben zu verlieren. Und welche Furcht vor Noth und Armut kann den Gelehrten treffen und quälen, die ſich vergleichen ließe mit der, welche ein Soldat ertragen muß, der, in einer Feſtung eingeſchloſſen, auf einem Außenwerk oder Bollwerk Wache ſteht und weiß, daß die Feinde bis zu dem Puncte, auf dem er ſteht, Minen graben, während er ſich um keinen Preis entfernen darf, noch vor der Gefahr fliehen kann, die ihn ſo nahe bedroht! Das Einzige, was er thun kann, iſt, daß er ſeinem Capitän Kunde von dem gibt, was vorgeht, damit dieſer eine Gegenmine anzulegen im Stande iſt, während er ſelbſt zwiſchen Furcht und Hoffnung ſtehen bleibt, bis er ganz unerwartet ohne Flügel zum Himmel fliegt und wider ſeinen Willen in die Tiefe ſtürzt. Und wenn dieß als keine große Gefahr erſcheint, ſo wollen wir ſehen, ob etwa die ihr gleichkommt und ſie übertrifft, wenn zwei Galeeren auf hoher See mit dem Vordertheil aneinander ſtoßen, ſich entern und aneinanderklammern, ſo daß dem Soldaten nicht mehr Raum bleibt, als die paar Fuß des Schiffſchnabelbrettes; und bei alle dem, wenn er auch ſieht, daß er ſo viele Diener des Todes vor ſich hat, welche ihn bedrohen, als auf gegneriſcher Seite Kanonen aufgepflanzt ſind, die kaum auf die Länge einer Lanze von ſeinem Leibe entfernt ſind; wenn er ſieht, daß er bei dem erſten Straucheln ſeines Fußes in den tiefen Schooß Neptuns hinabſtürzen würde, bleibt er doch unerſchrockenen Herzens, von der Ehre gehoben, nach der er geizt, auf ſeinem Poſten, bietet ſich den Feuerſchlünden als Ziel und ſucht auf dem ſchmalen Weg zu dem gegneriſchen Fahrzeug hinüberzukommen. Was jedoch am meiſten zu bewundern, das iſt, daß, ſobald einer dahingeſtürzt, von wo er vor dem Ende der Welt nicht mehr aufſteht, ſogleich ein anderer

an ſeine Stelle tritt, und wenn auch dieſer ins Meer ſtürzt, das ihn wie einen Feind erwartet, ſo folgt immer ein Neuer, ohne der Zeit Zeit zum Würgen zu laſſen; das iſt die höchſte Tapferkeit und Kühnheit, die man unter allen Gefahren des Krieges finden kann.

„Heil den geſegneten Jahrhunderten, welche die furchtbare Wuth jener teufliſchen Werkzeuge der Geſchützkunſt noch nicht kannten, deren Erfinder, wie ich hoffe, in der Hölle den Lohn für ſeine hölliſche Erfindung erhalten wird, durch welche er der Anlaß wurde, daß ein nichtswürdiger, feiger Arm einem tapfern Ritter das Leben ausbläſt, und daß, man weiß nicht, wie und woher, mitten im Muthe und Stolze, der die tapfern Herzen entzündet und beſeelt, eine verlorene Kugel daher kommt, abgeſchoſſen von einem, der vielleicht eben floh und vor dem Blitzen des Feuers beim Losgehen der verwünſchten Maſchine erſchrak, welche die Gedanken und das Leben eines Mannes abſchneidet, der noch Jahrhunderte zu leben verdient hätte. Wenn ich das nun überlege, ſo muß ich ſagen, daß es mir ſchwer auf die Seele fällt, in einem ſo abſcheulichen Zeitalter, wie das, in welchem wir leben, den Beruf eines fahrenden Ritters gewählt zu haben. Denn wenn mich auch keine Gefahr ſchreckt, ſo peinigt mich doch der Gedanke, daß Pulver und Blei mir die Gelegenheit rauben könnten, durch die Tapferkeit meines Armes und die Schneide meines Schwertes mich auf der ganzen entdeckten Erde berühmt und gekannt zu machen. Doch der Himmel mag es fügen, wie es ihm beliebt; denn mein Ruhm wird, wenn ich mein Vorhaben ausführe, um ſo größer ſein, je mehr ich mich noch größeren Gefahren ausſetze, als die fahrenden Ritter vergangener Jahrhunderte.“

Don Quijote hielt dieſe lange Rede, während die andern ſpeiſten, und vergaß darüber ganz, einen Biſſen zu ſich zu nehmen, ob ihm gleich Sancho Panza mehrmals ſagte, daß er doch eſſen ſolle, er habe nachher noch Zeit, alles zu ſagen, was er ſagen wolle. Die Zuhörer überkam von Neuem der Schmerz, zu ſehen, wie ein Mann, der ſcheinbar einen ſo ſcharfen Verſtand beſaß und ſo gut über alles, was er berührte, zu ſprechen wußte,

den Verstand so ganz verloren haben sollte, sobald er auf seine unglückliche verwünschte Ritterschaft zu sprechen kam. Der Pfarrer sagte, er habe vollkommen recht in allem, was er zu Gunsten der Waffen gesprochen, und obgleich er selbst Gelehrter und Graduirter sei, pflichte er ihm doch vollständig bei.

Die Mahlzeit war zu Ende, man deckte den Tisch ab und während die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes die Rumpelkammer Don Quijote's von der Mancha in Stand setzten, wo, wie man beschlossen, in jener Nacht die Frauen allein schlafen sollten, bat Don Fernando den Sclaven, ihnen seinen Lebenslauf zu erzählen, welcher höchst seltsam und unterhaltend sein müsse, was man schon daraus abnehmen könne, daß er in Gesellschaft Zoraidens gekommen. Der Sclave antwortete, daß er mit Vergnügen ihr Verlangen erfüllen werde, nur fürchte er, die Erzählung werde nicht der Art sein, ihnen den erwarteten Genuß zu gewähren; er werde sie jedoch trotzdem, um ihnen zu Wunsch zu sein, erzählen. Der Pfarrer und die Andern dankten ihm und erneuerten ihre Bitten, und da er sich nun von so vielen Seiten gebeten sah, sagte er, es bedürfe des Bittens gar nicht, da man mit so großem Rechte befehlen könne. „Und nun mögen Euer Gnaden aufmerksam dem wahren Berichte Gehör schenken, dem mancher lügenhafte, wie sie mit so großer Kunst ersonnen zu werden pflegen, nicht das Wasser reichen darf." Auf diese Worte setzten sich alle zurecht und beobachteten ein tiefes Schweigen, und als er sah, daß alles still war und auf ihn lauschte, begann er mit angenehmer und ruhiger Stimme folgendermaßen:

Neununddreißigstes Kapitel.

Der Sclave erzählt sein Leben und seine Schicksale.

„Aus einem Gebirgsdorfe von Leon stammt meine Familie, gegen welche die Natur sich gnädiger und freigebiger erwies, als das Glück, obgleich bei den beschränkten Verhältnissen dieser Dörfer mein Vater noch immer im Rufe eines reichen Mannes stand, und es auch wirklich gewesen wäre, wenn er sich dieselbe Mühe gegeben hätte, es zu erhalten, die er sich gab, es zu vergeuden. Seine Neigung zur Freigebigkeit und Verschwendung rührte daher, daß er in jüngern Jahren Soldat gewesen, und der Soldatenstand ist die Schule, in welcher der Geizige freigebig und der Freigebige verschwenderisch wird; und wenn es auch einzelne geizige Soldaten gibt, so sind das Wunderthiere, welche man nur selten sieht. Mein Vater aber überschritt die Grenzen der Freigebigkeit und streifte in das Gebiet der Verschwendung, was für einen verheiratheten Mann niemals gut ist, namentlich wenn er Kinder hat, die seinen Namen und Stand fortsetzen sollen. Mein Vater hatte drei Kinder, lauter Knaben und alle in dem Alter, wo man sich seinen Stand wählen kann. Da nun mein Vater sah, daß, wie er behauptete, er sich seiner Leidenschaft nicht entschlagen könne, so wollte er sich des Werkzeugs und der Ursache berauben, die ihn zum Verschwender machten, nämlich seines Vermögens, ohne welches selbst ein Alexander sparsam gewesen wäre. Er rief uns daher eines Tages alle drei in sein Gemach und hielt uns eine Rede, welche ungefähr folgendermaßen lautete:

„Kinder, um Euch zu sagen, daß ich Euer Wohl will, brauche ich Euch nur daran zu erinnern, daß Ihr meine Kinder seid: und um zu verstehen zu geben, daß ich Euch übel will, braucht Ihr nur zu wissen, daß ich nicht die Willenkraft besitze, Euer Vermögen zusammen zu halten. Damit Ihr aber von nun an seht, daß ich wie ein Vater gegen Euch gesinnt bin und Euch nicht zu Grunde richten will wie ein Stiefvater, so habe ich

etwas mit Euch vor, was ſchon mehre Tage meine Gedanken beſchäftigt, und was ich reiflich überlegt habe. Ihr ſeid bereits in dem Alter, um Euch einen Stand zu wählen oder wenigſtens Euch zu einer Thätigkeit zu entſchließen, die Euch, wenn Ihr größer werdet, Ehre und Vortheil bringt. Ich habe mir deßhalb vorgenommen, mein Vermögen in vier Theile zu theilen; drei davon werde ich Euch geben, jedem ſo viel, als ihn trifft, keinem mehr oder weniger; den vierten Theil werde ich behalten, um davon zu leben und meinen Unterhalt zu beſtreiten, ſo lange es dem Himmel gefällt, mir das Leben zu erhalten. Ich wünſche jedoch, daß, wenn jeder den Theil, der ihm vom Vermögen zukommt, in Händen hat, er den Weg einſchlage, den ich ihm anweiſen werde. Es gibt ein Sprichwort in unſrem Spanien, das meines Bedünkens ſehr wahr iſt, wie es überhaupt alle ſind, denn es ſind kurze Sprüche aus langer und beobachtender Erfahrung geſchöpft; das, welches ich meine, heißt: „Kirche, Meer oder Königshaus", was deutlicher geſprochen ſagen will: „wer angeſehen oder reich werden will, folge entweder der Kirche, oder gehe als Kaufmann zu Schiff, oder diene dem Könige in ſeinem Hauſe"; denn es heißt: „die Broſamen des Königs wiegen ſchwerer, als alle Gnade des Edelmanns." Ich will damit ſagen: mein Wunſch und Wille iſt, daß einer von Euch Gelehrter, ein andrer Kaufmann werde, ein dritter dem Könige im Kriege diene, denn er wird ſchwer zum Dienſte im Palaſte zugelaſſen zu werden, und wenn der Krieg auch keine Schätze bringt, ſo bringt er doch meiſt viel Ehre und Ruhm. In acht Tagen werde ich Euch Euren ganzen Antheil in baarem Geld auszahlen, ohne Euch um einen Heller zu übervortheilen; ſagt mir aber jetzt, ob Ihr Luſt habt, meinem Vorſchlag und Rath, den Ihr ſo eben vernommen, zu folgen."

„Er verlangte von mir, weil ich der älteſte ſei, ihm zuerſt zu antworten; ich bat ihn zuvörderſt, ſich ſeines Vermögens nicht zu entäußern, ſondern es ganz nach ſeinem Belieben zu verbrauchen, wir ſeien jung und würden uns ein ſolches zu erwerben wiſſen; ich ſchloß jedoch, er ſolle ganz nach ſeinem Willen handeln, ich würde das Kriegshandwerk ergreifen, und

als Soldat Gott und meinem Könige dienen. Der zweite Sohn machte ihm die gleichen Vorschläge und nahm sich vor, nach Indien zu gehen und das ihm rechtmäßig zufallende Vermögen mitzunehmen. Der jüngste und, wie ich glaube, auch der klügste, sagte, er wolle der Kirche folgen und seine begonnenen Studien in Salamanca vollenden. Als wir uns verständigt und unsern Lebensberuf gewählt hatten, umarmte uns mein Vater, und wirklich so rasch, als er gesagt, führte er sein Vorhaben aus. Er gab jedem seinen Theil, welcher, so viel ich mich erinnern kann, dreitausend Ducaten in Gold ausmachte — denn ein Oheim von mir kaufte das ganze Besitzthum, damit es nicht aus der Familie komme, und zahlte die Summe baar aus. — Am selben Tage noch verabschiedeten wir uns von unsrem guten Vater. Da es mir aber unmenschlich schien, daß mein Vater in so hohem Alter mit so geringem Vermögen auskommen sollte, bewog ich ihn, daß er von meinen dreitausend Ducaten zweitausend annahm; mir genügte der Rest, um mich als Soldat auszurüsten. Meine beiden Brüder, durch mein Beispiel bewogen, gaben ihm je tausend Ducaten, so daß mein Vater viertausend Ducaten an Geld hatte, und mehr als dreitausend schien das Gut werth, das ihm blieb und das er nicht verkaufen, sondern als liegendes Besitzthum behalten wollte. Wir verabschiedeten uns endlich von unsrem Vater und dem Onkel, von dem ich gesprochen, nicht ohne große Rührung und Thränen von allen Seiten; sie banden es uns aufs Herz, ihnen, so oft sich Gelegenheit biete, von unsrem Glück oder Unglück Nachricht zu geben. Wir versprachen es ihnen, sie umarmten uns und gaben uns ihren Segen; der Eine schlug den Weg nach Salamanca ein, der Andere ging nach Sevilla, und ich nach Alicante, wo, wie ich erfuhr, ein genuesisches Schiff lag, das Wolle nach Genua in Ladung hatte.

„Es mögen wohl zweiundzwanzig Jahre her sein, daß ich auf diese Weise das Haus meines Vaters verließ, aber in der ganzen Zeit, obgleich ich ihm mehre Briefe schrieb, habe ich weder von ihm, noch von meinen Brüdern das Geringste erfahren. Was mir im Verlauf dieser Zeit begegnet, werde ich in

Kürze erzählen. Ich schiffte mich in Alicante ein und hatte eine glückliche Reise nach Genua; von dort ging ich nach Mailand, wo ich mich mit Waffen und Andrem, was ein Soldat braucht, ausrüstete, und wollte dann nach Piemont gehen, um mich anwerben zu lassen. Bereits war ich auf dem Weg nach Alessandria de la Palla, als ich erfuhr, daß der große Herzog von Alba nach Flandern ging. Ich änderte meinen Plan, begab mich zu ihm, diente ihm in den Feldzügen, die er unternahm, war bei dem Tode der Grafen Egmont und Hoorn zugegen, wurde Fähnrich bei einem berühmten Capitän von Guadalajara, mit Namen Diego de Urbina, und nachdem ich längere Zeit in Flandern gewesen, erfuhr ich von dem Bündniß, welches seine Heiligkeit Pius V. glorreichen Andenkens mit Venedig und Spanien gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Türken, geschlossen, der um jene Zeit mit seiner Flotte die herrliche Insel Cypern erobert hatte, die unter der Herrschaft der Venezianer gestanden; ein schwerer und bedauernswerther Verlust.

Man erfuhr als zuverlässig, daß der Oberfeldherr dieses Bündnisses der durchlauchtigste Don Juan von Oestreich, der natürliche Sohn unseres guten Königs Don Philipp, werden solle; man erzählte sich von den großartigsten Kriegsrüstungen, die gemacht würden, was mich alles reizte und den Wunsch in mir rege machte, an dem Feldzug, welcher bevorstand, Theil nehmen zu können; und obgleich ich die Anwartschaft, ja gewissermaßen die sichere Zusage hatte, daß ich bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit Capitän werden würde, beschloß ich doch, alles im Stich zu lassen und nach Italien zu gehen, wie ich es denn auch that. Mein Glücksstern wollte, daß Herr Don Juan von Oestreich gerade nach Genua kam, um sich von dort aus nach Neapel zu begeben und sich mit der venezianischen Flotte zu vereinigen, was er später in Messina that. Ich machte nun, wie gesagt, jenen glücklichen Feldzug mit, und war bereits Capitän des Fußvolks, zu welchem ehrenvollen Posten mich mehr mein Glücksstern, als meine Verdienste erhoben hatten; und an jenem Tage, welcher so glorreich für die Christenheit ausfiel, weil an ihm die Welt und alle Nationen von ihrem Irr-

thum befreit wurden, daß die Türken zur See unbesiegbar seien, an jenem Tage, sage ich, wo der ottomanische Stolz und Uebermuth gebrochen wurde, war ich unter den vielen Glücklichen — denn die Christen, welche dort umkamen, waren glücklicher, als die Sieger und Ueberlebenden — der einzige Unglückliche. Denn statt daß ich zu Römerzeiten auf eine Schiffskrone Anspruch gehabt, sah ich mich in der Nacht, welche jenem glorreichen Tage folgte, mit Ketten an den Füßen und Spangen an den Händen gefesselt. Das war so zugegangen. El Uchali, der König von Algier, ein kühner und vom Glück begünstigter Corsar, hatte die Hauptgaleere von Malta angegriffen und bezwungen, so daß nur drei Ritter auf ihr schwer verwundet am Leben blieben; die Hauptgaleere Juan Andrea's kam ihr zu Hülfe, und auf dieser befand ich mich mit meiner Compagnie. Ich that, was man in ähnlichem Falle zu thun pflegt, sprang auf die gegnerische Galeere, die sich in jenem Augenblicke von der, welche sie geentert, losriß und meinen Soldaten mir nachzufolgen unmöglich machte: so befand ich mich allein unter meinen Feinden, denen ich bei ihrer Ueberzahl keinen Widerstand leisten konnte. Sie machten mich, mit Wunden bedeckt, zum Gefangenen; und, wie Ihr schon gehört habt, rettete sich el Uchali mit seinem ganzen Geschwader, ich aber blieb als Gefangener in seiner Gewalt und war der einzige Traurige unter so vielen Vergnügten, unter so vielen Freien der einzige Gefangene, denn fünfzehntausend Christen erlangten an jenem Tage die ersehnte Freiheit, lauter Leute, die sich auf den Galeeren der türkischen Flotte befunden hatten.

„Man brachte mich nach Constantinopel, wo der Großtürke Selim meinen Herrn zum Oberbefehlshaber zur See ernannte, weil er in der Schlacht seine Schuldigkeit gethan und als Zeichen seiner Tapferkeit die Fahne des Ordens von Malta mitgebracht. Im folgenden Jahre, nämlich zweiundsiebenzig, befand ich mich zu Navarin, und zwar als Ruderknecht auf der Galeere zu den drei Laternen. Hier sah ich, wie man die Gelegenheit unbenutzt ließ, die ganze türkische Armada im Hafen einzuschließen, denn alle Levantiner und Janitscharen, welche sich auf derselben

befanden, waren überzeugt, daß man sie in diesem Hafen angreifen werde, und hatten ihre Kleider und Pasamaken, d. h. ihre Schuhe in Bereitschaft, um sogleich ans Land zu fliehen, ohne den Kampf abzuwarten. So groß war die Furcht, die sie vor unserer Flotte bekommen hatten! Aber der Himmel wollte es anders, nicht wegen der Schuld oder Fahrlässigkeit des befehlshabenden Generals, sondern wegen der Sünden der Christenheit und weil Gott will und zuläßt, daß wir immer eine Ruthe haben, die uns züchtigt. El Uchali begab sich darauf nach Moron, einer Insel nahe bei Navarin, setzte seine Truppen ans Land, befestigte die Hafenmündung und verhielt sich ruhig, bis Don Juan abzog. Auf dieser Fahrt wurde die Galeere genommen, welche La Presa hieß und deren Capitän ein Sohn des berühmten Corsaren Barba Roja war. Die Hauptgaleere von Neapel, La Loba, nahm sie weg: sie wurde von dem Donnerkeil des Kriegs, dem Vater der Soldaten, jenem glücklichen, niemals besiegten Capitän Don Alvaro de Bazan, Marques von Santa Cruz, befehligt; und ich will nicht übergehen, was sich zutrug, als La Presa zur Prise gemacht wurde.

„Der Sohn Barba Roja's war so grausam und behandelte seine Gefangenen so schlecht, daß, sobald diejenigen, die am Ruder saßen, gewahr wurden, daß die Galeere Loba auf sie zukam, zu gleicher Zeit die Ruder fahren ließen und auf ihren Capitän losstürzten, der auf dem Hintertheile stand und ihnen zurief, daß sie rascher rudern sollten; sie warfen ihn von einer Bank zur andern, vom Vordertheil nach dem Hintertheil, und bissen ihn so mit den Zähnen, daß er kaum am Mastbaum vorüber war, als seine Seele zur Hölle fuhr: so groß war, wie gesagt, die Grausamkeit, mit der er sie behandelte, und der Haß, den sie gegen ihn hegten.

„Wir kamen nach Constantinopel zurück, und im folgenden Jahre, dreiundsiebenzig, erfuhr man daselbst, daß Don Juan Tunis erobert, jenes Reich den Türken entrissen und Mulei Hamet dort als Statthalter eingesetzt, wodurch er dem grausamsten und tapfersten Mohren der Welt, Mulei Hameda, jede Hoffnung abschnitt, je wieder dort zur Regierung zu kommen.

Dieſen Verluſt nahm ſich der Großtürke ſehr zu Herzen, und mit der Liſt, die allen Gliedern ſeines Hauſes eigen, machte er mit den Venezianern Frieden, welche dieſen noch weit mehr, als er ſelber, wünſchten. Im folgenden Jahre, vierundſiebenzig, griff er Goleta an und das Fort, das Don Juan halb vollendet bei Tunis gelaſſen. Bei all dieſen Ereigniſſen war ich als Ruderknecht, ohne die geringſte Hoffnung auf Freiheit, wenigſtens dachte ich nicht daran, ſie auf dem Wege der Loskaufung zu erhalten, denn ich war entſchloſſen, meinem Vater nichts von meinem Mißgeſchick zu ſchreiben.

„Endlich ging Goleta verloren, das Fort ging verloren, vor welchen beiden Plätzen ſich fünfundſiebenzigtauſend türkiſche Söldlinge, mehr als viermalhunderttauſend Mauren und Araber von ganz Afrika befanden, und dieſe große Maſſe von Leuten mit ſo viel Munition und Kriegsmaterial und außerdem ſo viel Schanzgräbern, daß man mit ihren Händen und den aufgeworfenen Erdhaufen hätte Goleta und das Fort zudecken können. Zuerſt ging Goleta verloren, das man bis dahin für unüberwindlich gehalten; aber es ging nicht durch die Schuld ſeiner Vertheidiger verloren, die alles, was in ihrer Pflicht und Macht ſtand, thaten, ſondern weil die Erfahrung zeigte, wie leicht in jener öden Sandwüſte Trancheen errichtet werden konnten; bei zwei Spannen Tiefe hatte man anderswo ſchon Waſſer, die Türken aber fanden zwei Ellen tief noch keines. Darum machten ſie mit den zahlreichen Sandkarren die Trancheen ſo hoch, daß ſie die Mauern der Feſtung überragten und von oben herab beſtreichen konnten, wodurch jede Vertheidigung unmöglich gemacht wurde.

„Es war die allgemeine Anſicht, daß die Unſrigen ſich nicht hätten in Goleta einſchließen, ſondern in freiem Felde am Einſchiffungsplatz warten ſollen; wer dieß jedoch ſagt, urtheilt aus der Ferne und mit geringer Erfahrung in ſolchen Dingen. Denn wenn in Goleta und in dem Fort kaum ſiebentauſend Soldaten waren, wie konnte eine ſo kleine Zahl, und wäre ſie auch noch ſo tapfer geweſen, ſich aufs freie Feld hinauswagen und ſich gegen eine ſo ſtarke Macht, wie die feindliche, vertheidigen wollen! Und wie iſt es möglich, daß eine Feſtung nicht ver-

loren gehen ſollte, welche keinen Entſatz erhält, namentlich wenn ſie von Feinden in großer Anzahl und mit großer Hartnäckigkeit belagert wird, und überdieß im eignen Lande! Viele aber waren der Anſicht, und auch ich theilte ſie, daß es eine beſondere Gnade und Gunſt war, welche der Himmel Spanien erzeigte, daß er jene Werkſtätte und Herberge von Schändlichkeiten zerſtören ließ, jenen Schlund, jenen Schwamm, jene Motte endloſer Geldſummen, welche hier ohne Nutzen vergeudet wurden, ohne zu etwas Anderem zu dienen, als das Andenken daran zu erhalten, daß es Seine Majeſtät der unüberwindliche Karl V. erobert, als wenn es nöthig wäre, daß jene Steine ſein Gedächtniß für alle Zeiten aufbewahren, was doch ohnedieß ſchon geſchieht. Das Fort ging alſo auch verloren; aber die Türken mußten es Schritt für Schritt erobern, denn die Soldaten, welche es vertheidigten, kämpften ſo muthig und tapfer, daß ſie fünfundzwanzigtauſend Feinde in zweiundzwanzig Hauptſtürmen tödteten. Von dreihundert, welche lebend in ihre Hände fielen, war nicht Einer unverwundet: ein deutliches Zeichen von ihrer Kraft und Tapferkeit, und wie gut ſie ihre Plätze vertheidigt und beſchützt hatten. Es ergab ſich ferner ein kleines Fort oder vielmehr ein Thurm, welcher mitten im See lag und unter dem Befehl Don Juan Zanoguera's ſtand, eines valencianiſchen Ritters und berühmten Soldaten. Sie nahmen Don Pedro Puertocarrero, den Befehlshaber von Goleta, gefangen, der mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln die Feſtung vertheidigte und ihren Verluſt ſich ſo ſchwer zu Herzen nahm, daß er auf dem Weg nach Conſtantinopel, wohin ſie ihn als Gefangenen brachten, aus Kummer ſtarb. Auch der Befehlshaber des Forts wurde gefangen; er hieß Gabriel Cervillo und war ein mailänder Ritter, ein großer Kriegsbaumeiſter und ſehr tapferer Soldat. In den beiden Feſtungen ſtarben viele angeſehene Perſonen, z. B. Pagan von Oria, ein Johanniterritter und ein Mann von großer Hochherzigkeit, wie er es durch ſeine außerordentliche Freigebigkeit gegen ſeinen Bruder, den berühmten Juan Andrea von Oria, bewies; was aber ſeinen Tod beſonders beklagenswerth machte, war, daß er von den Händen einiger

Araber starb, denen er sich anvertraute, als er sah, daß das Fort verloren sei, und die ihm versprochen hatten, ihn in maurischer Kleidung nach Tabarca zu bringen, einem kleinen Hafen oder Hause, welches die Genuesen an jener Küste besitzen, wo sie Korallenfischerei treiben. Diese Araber schnitten ihm den Kopf ab und brachten ihn dem Oberbefehlshaber der türkischen Flotte, der bei ihnen das castilische Sprichwort wahr machte: daß, wenn auch der Verrath gefällt, man den Verräther für einen Schurken hält. Man sagt nämlich, daß der General diejenigen aufhängen ließ, welche ihm das Geschenk machten, weil sie ihm den Mann nicht lebendig gebracht hatten.

„Unter den Christen, welche in dem Fort ihren Untergang fanden, war auch ein Don Pedro von Aguilar, ich weiß nicht aus welchem Orte in Andalusien gebürtig, welcher Fähnrich in dem Fort gewesen, ein Soldat von großem Verstand und seltenen Gaben, der namentlich ein besonderes Talent in dem besaß, was man Poesie nennt. Ich komme auf ihn, weil das Schicksal ihn auf meine Galeere und auf meine Ruderbank schleuderte, wo er Sclave desselben Herrn wurde. Ehe wir jenen Hafen verließen, machte dieser Ritter zwei Sonette in der Art der Epitaphien, das eine auf Goleta, das andere auf das Fort; ich möchte sie wirklich gerne recitiren, da ich sie auswendig weiß, und glaube, daß sie eher Vergnügen als Langeweile bereiten."

Sobald der Sclave den Namen Don Pedro von Aguilar nannte, sah Don Fernando seine Gefährten an, und alle drei lächelten; und als er eben die Sonette hersagen wollte, warf der Eine ein: „Ehe Euer Gnaden weiter geht, bitte ich mir zu sagen, was aus jenem Don Pedro von Aguilar geworden ist, von dem Ihr soeben sprachet."

„Ich weiß nur so viel", antwortete der Sclave, „daß er nach einem Aufenthalt von zwei Jahren zu Constantinopel in der Tracht eines Arnauten mit einem griechischen Spione entfloh. Ich weiß nicht, ob er frei wurde, ich glaube aber wohl; denn ein Jahr später sah ich den Griechen in Constantinopel, ich konnte ihn aber nicht über den glücklichen Erfolg seiner Reise befragen."

„Nun, da dem so ist", antwortete der Ritter, „so erfahret, daß Don Pedro mein Bruder ist und jetzt in meiner Heimat glücklich und reich, vermählt und mit drei Kindern gesegnet lebt."

„Gott sei gedankt", sagte der Sclave, „für so viel Gnade, die er ihm erwies. Denn es gibt auf Erden, meiner Ansicht nach, nichts, was der Wiedererlangung der verlorenen Freiheit gleicht."

„Auch ich", versetzte der Ritter, „kenne die Sonette, welche mein Bruder machte."

„O, so sagt sie uns, gnädiger Herr", rief der Sclave, „denn Ihr werdet das besser können, als ich."

„Gerne", antwortete der Ritter; „das auf Goleta lautete folgendermaßen:"

Vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Erzählung des Sclaven.

Sonett.

Ihr Heldengeister, die aus ird'schen Hüllen
Sich frei und leicht emporgeschwungen,
Vom ird'schen Dasein seid nun losgerungen,
Um eurer kühnen, großen Thaten willen.

Entbrannt von heil'gen Eifers Zornesgluten,
Habt ihr die Kraft des Leibes eingesetzet,
Mit eigenem und fremdem Blut genetzet
Des Ufers Sand, des Meeres hohe Fluten.

Das Leben war, der Muth noch nicht entwichen
Dem müden Arme, als er sank im Sterben;
Besiegt, schwingt dennoch ihr die Siegesfahnen.

Daß ihr des Heldentodes seid verblichen,
Hier zwischen Mau'r und Schwert, muß euch erwerben
Den Ruhm der Welt, den Weg zum Himmel bahnen.

„Ganz so kenne ich es auch", sagte der Sclave.

„Und das auf das Fort lautete, wenn ich mich recht entsinne", sagte der Ritter, „folgendermaßen:

Sonett.

Von diesem wüsten, unfruchtbaren Sande,
Von diesen Trümmern, die am Boden liegen,
Dreitausend edle Kriegerseelen stiegen
Befreit empor zum bessern Vaterlande;

Vergeblich haben sie gekämpft, gerungen,
Des Armes Kraft bewußt mich lange keiner,
Bis kleiner ward die Zahl und immer kleiner,
Von fremder Schwerter Schärfe schwer bezwungen.

Dieß ist der Boden, der von je mit Schmerzen
Getränkt war, wildes Kampflied stets erklungen,
In alten Tagen, wie in unsern Zeiten.

Doch immer haben sich emporgeschwungen
Von seinem Schooß zum Himmel fromme Herzen,
Nie wird er tapfrern Leibern Ruh' bereiten.

Man fand die Sonette nicht übel, und der Sclave freute sich über die Kunde, die er von seinem Mitgefangenen erhielt. Er fuhr mit der Erzählung fort und sagte: „Als nun Goleta und das Fort übergegangen waren, gaben die Türken Befehl, Goleta zu schleifen; das Fort war bereits in einem Zustande, daß nichts mehr der Erde gleich zu machen war; und um jenes kürzer und mit weniger Mühe zu bewerkstelligen, legten sie von drei Seiten Minen an. Aber durch keine der Minen wollte das in die Luft springen, was am wenigsten stark war, nämlich die alten Mauern, während alles, was von der neuen Befestigung, die Fratin angelegt hatte, stehen geblieben war, gar leicht zusammenstürzte. Endlich kehrte die Flotte triumphirend und siegreich nach Constantinopel zurück, und dort starb nach wenigen Wochen mein Herr El Uchali, den man Uchali Fartax nannte, was in türkischer Sprache so viel heißt, als der krätzige Renegat, denn das war er in der That. Die Türken haben nämlich die Gewohnheit, den Leuten Beinamen, entweder von den Fehlern, die sie an

ſich haben, oder von den Tugenden zu geben, die ſie beſitzen; und das kommt daher, weil es unter ihnen nicht mehr als vier Geſchlechtsnamen gibt, nämlich nach den Zweigen des osmaniſchen Hauſes; die andern bekommen, wie geſagt, Namen und Beinamen bald von den Mängeln des Körpers, bald von den Tugenden der Seele. Und jener Krätzige, welcher Sclave des Großtürken geweſen, hatte vierzehn Jahre das Ruder geführt und war ſchon mehr als vierunddreißig Jahre alt, als er Renegat wurde, und dieß aus Zorn darüber, daß ihm ein Türke während des Ruderns eine Ohrfeige gab; um ſich rächen zu können, ſchwur er ſeinen Glauben ab. Er war ſo tapfer, daß er, ohne ſich der ſchimpflichen Mittel und Wege zu bedienen, durch welche die meiſten Günſtlinge des Großtürken emporkommen, König von Algier und ſpäter Oberbefehlshaber zur See wurde, die dritte Ehrenſtelle in jenem Reiche. Er war ein Calabreſe von Geburt und ein ſittlich guter Menſch. Seine Sclaven, deren er zuletzt dreitauſend hatte, behandelte er mit vieler Menſchlichkeit; ſie wurden nach ſeinem Tode, wie es in ſeinem Teſtamente verordnet war, zwiſchen dem Großtürken und ſeinen Renegaten vertheilt. Jener erbt nämlich wie ein Kind bei jedem, der ſtirbt, und theilt zu gleichen Theilen mit den hinterlaſſenen Söhnen. Ich fiel einem venetianiſchen Renegaten zu, welcher als Schiffsjunge einſt von El Uchali zum Gefangenen gemacht worden war und von dieſem ſo hoch gehalten wurde, daß er ihn von allen ſeinen Leuten am beſten behandelte; er wurde dagegen einer der grauſamſten Renegaten, die man je geſehen.

„Er nannte ſich Azan Baja und gelangte zu großen Reichthümern, zuletzt zum Thron von Algier. Mit ihm verließ ich Conſtantinopel und nicht ungern, da ich dadurch Spanien um ſo näher kam. Ich hatte zwar nicht die Abſicht, jemand von meinem unglücklichen Schickſal zu ſchreiben, allein ich wollte ſehen, ob mir das Glück in Algier nicht günſtiger ſei, als in Conſtantinopel, wo ich ſchon tauſendmal zu entfliehen verſucht, wo es mir aber niemals geglückt war. In Algier wollte ich auf andere Mittel ſinnen, meinen heißen Wunſch zu erfüllen; denn nie verließ mich die Hoffnung, wieder frei zu werden; und wenn

in dem, was ich ersann, erdachte und ins Werk setzte, der Erfolg der Absicht nicht entsprach, so sann und dachte ich doch gleich wieder, ohne zu verzweifeln, auf eine neue Hoffnung, die mich aufrecht erhielt, wenn sie auch noch so schwach und gering war. Damit vertrieb ich mir die Zeit, die ich in einem Gefängniß oder Hause eingeschlossen zubrachte, das die Türken das Bagno nennen, und wo die christlichen Sclaven gefangen gehalten werden, und zwar sowohl die des Königs, als auch solche von Privatleuten, endlich auch die Magazinssclaven, was so viel heißt, als die Gefangenen des Raths, die der Stadt bei ihren öffentlichen Arbeiten oder in andern Geschäften dienen. Dieser Art von Sclaven wird es sehr schwer gemacht, ihre Freiheit wieder zu erlangen, da sie der Stadt gehören und keinen eignen Herrn haben, mit dem man über ihre Loskaufung unterhandeln könnte, wenn sie auch das Lösegeld hätten. In diese Bagnos schicken auch Privatleute aus der Stadt ihre Sclaven, namentlich wenn ihre Loskaufung zu erwarten ist, weil sie dort sicher aufgehoben sind, bis ihr Lösegeld kommt. Auch die Sclaven des Königs, deren Auslösung erwartet wird, gehen nicht mit dem übrigen Haufen zur Arbeit, wenn nicht ihr Lösegeld zu lange ausbleibt; dann läßt man sie mit den andern arbeiten und nach Holz gehen, was sehr hart ist, damit sie um so dringender um das Lösegeld schreiben.

„Ich gehörte zu denen, deren Loskaufung man erwartete, denn da man wußte, daß ich Hauptmann war, half es mir nichts, wenn ich auch meine geringen Aussichten und meinen Mangel an Vermögen vorschützte; man zählte mich doch unter die Edelleute und die Loszukaufenden. Man legte mir eine Kette an, mehr zum Zeichen der erwarteten Auslösung, als um mich damit zu fesseln. Und so verbrachte ich meine Zeit in diesem Bagno mit vielen andern Rittern und vornehmen Leuten, die als der Loskaufung entgegensehend bezeichnet und angesehen wurden; und obgleich uns Hunger und Blöße gar oft, ja fast immer quälte, so peinigte uns doch nichts so sehr, als die unerhörten und nie zuvor gesehenen Grausamkeiten meines Herrn gegen die Christen mit ansehen und anhören zu müssen. Jeden Tag ließ

er einen hängen, einen andern spießen, dem dritten die Ohren abschneiden; und das wegen so geringfügiger Ursachen, ja sogar oft ohne solche, daß die Türken zuletzt einsahen, er thue es nur, um es zu thun und weil es einmal seine Natur war, den Mörder des Menschengeschlechts zu spielen. Nur ein einziger, ein spanischer Soldat, Namens Saavedra, wußte sich gut mit ihm zu stellen, denn obgleich er Vieles gethan, was noch manche Jahre im Gedächtniß der Leute bleiben wird, und alles nur um frei zu werden, so gab er ihm doch nie einen Schlag, oder ließ ihm einen geben, ja er sagte ihm nicht einmal ein böses Wort; und doch fürchteten wir, er würde schon wegen der geringsten von all den Sachen gespießt werden, ja er fürchtete dieß einmal selbst; und wäre es mir nicht um die Zeit, so würde ich Euch jetzt Einiges von dem erzählen, was jener Soldat gethan und was Euch wohl mehr unterhalten und in Staunen setzen dürfte, als wenn ich Euch meine eigne Geschichte erzähle.

„Ich erwähne, daß die Fenster des Hauses eines reichen und vornehmen Mauren auf den Hof unsres Gefängnisses hinausgingen, welche, wie gewöhnlich bei den Mauren, mehr Löcher, als Fenster waren, vor denen sich enge und feste Gitter befanden. Es geschah nun eines Tages, als ich mit drei andern Leidensgefährten auf einer Terrasse unsres Gefängnißhofes stand, und wir zum Zeitvertreib mit unsern Ketten zu springen versuchten, da wir allein und alle übrigen Christen zur Arbeit fortgegangen waren, daß ich zufällig die Augen erhob und sah, wie durch eines jener vergitterten Fensterlöcher, von denen ich gesprochen, ein Stock zum Vorschein kam, an dessen Ende ein Tuch gebunden war. Der Stock wurde hin- und herbewegt, als ob man uns ein Zeichen geben wollte, näher zu kommen und ihn zu fassen. Als wir dieß bemerkten, trat einer von uns näher, um sich unter den Stock zu stellen und zu sehen, ob man ihn zurückziehe oder was geschehen würde; sowie er aber näher kam, wurde der Stock zurückgezogen und nach beiden Seiten hin- und herbewegt, als wenn man mit dem Kopf nein sagen wollte. Der Christ trat zurück, und der Stock ward wieder herabgelassen und machte dieselben Bewegungen wie zuvor. Nun trat ein anderer

von meinen Gefährten hinzu, und es begegnete ihm daſſelbe, wie dem erſten. Endlich ging der dritte hin, und auch ihm geſchah das Gleiche wie dem erſten und zweiten. Als ich dieß ſah, wollte ich die Gelegenheit doch nicht vorbeilaſſen, mein Glück zu verſuchen, und ſowie ich mich unter den Stock ſtellte, fiel er herab und zu meinen Füßen in das Bagno herein. Ich eilte ſogleich, das Tuch loszubinden, an welchem ſich ein Knoten befand und in demſelben zehn Cianis eingewickelt, eine Münze von geringem Golde, wie ſie bei den Mauren im Curs iſt und von denen jede zehn ſpaniſche Realen im Werth hat.

„Daß ich mich über den Fund nicht wenig freute, brauche ich wohl kaum zu ſagen; aber ſo groß als meine Freude war auch mein Staunen, woher uns ein ſolcher Schatz kommen könnte, namentlich mir; der Umſtand jedoch, daß man den Stock blos bei mir fallen ließ, ſagte deutlich, daß mir die Gunſtbezeugung galt. Ich nahm das Geld und küßte es, zerbrach dann den Stock, begab mich nach der Terraſſe und ſchaute nach dem Fenſter hinauf, aus dem ich eine ſehr weiße Hand hervorkommen ſah, welche es raſch öffnete und wieder ſchloß. Wir entnahmen daraus oder vermutheten wenigſtens, daß eine Frau, welche in jenem Hauſe wohne, uns dieſe Wohlthat erzeigt haben müſſe; und zum Zeichen, daß wir ihr dankten, machten wir mauriſche Salaams, indem wir den Kopf beugten, den Körper vorneigten und die Arme über der Bruſt kreuzten. Kurze Zeit darauf wurde aus demſelben Fenſter ein kleines aus Stäben verfertigtes Kreuz herausgehalten, aber ſogleich wieder zurückgezogen. Dieſes Zeichen brachte uns zu der Ueberzeugung, daß eine Chriſtin in jenem Hauſe gefangen ſein müſſe, und daß ſie es ſei, der wir dieſe Wohlthat verdankten; aber die Weiße der Hand und die Armſpangen, welche wir daran bemerkt hatten, benahmen uns dieſen Gedanken wieder, und wir kamen auf die Vermuthung, es müſſe eine chriſtliche Renegatin ſein, welche die Herren ſelbſt gewöhnlich als rechtmäßige Frauen zu nehmen pflegen, und die ſie gut halten, weil ſie ſie höher ſchätzen, als die Frauen ihres eignen Stammes. Bei allen unſern Vermuthungen ſchoſſen wir jedoch weit vom Ziele. Unſre ganze

Unterhaltung bestand von dieser Zeit an darin, unverwandt nach dem Fenster hinaufzusehen, wo uns der Stern jenes Stockes erschienen war. Aber es vergingen wohl vierzehn Tage, daß wir ihn nicht sahen, ebenso wenig als die Hand oder irgend ein andres Zeichen, und obgleich wir uns während der Zeit die größte Mühe gaben, zu erfahren, wer in jenem Hause wohne und ob sich eine christliche Renegatin in demselben befinde, trafen wir doch niemand, der uns etwas Andres hätte sagen können, als daß dort ein vornehmer und reicher Maure Namens Agimorato wohne, ein vormaliger Alcaide von la Pata, was unter ihnen ein sehr hohes Amt ist. Als wir am entferntesten daran dachten, daß es dort wieder Cianis regnen würde, sahen wir plötzlich den Stock erscheinen und ein andres Tuch daran, mit einem noch stärkeren Knoten; und dieß geschah zu einer Zeit, wo das Bagno, wie vorigesmal, leer und ohne Leute war.

„Wir machten wieder die frühere Probe, indem jeder von den Dreien, welche gewöhnlich bei mir waren, hinzutrat und dann erst ich; aber keinem ward der Stock zu Theil, sondern nur mir: denn als ich näher kam, ließ man ihn fallen. Ich löste den Knoten und fand vierzig spanische Goldthaler und ein Papier mit arabischer Schrift, an dessen Schlusse sich ein großes Kreuz befand. Ich küßte das Kreuz, nahm die Goldthaler, begab mich nach der Terrasse, wo wir unsern Salaam machten, worauf wieder jene Hand erschien, Zeichen machte, daß wir das Papier lesen sollten, und dann verschwand. Wir waren zwar nicht wenig verwundert, aber doch vergnügt über den Vorfall; da aber keiner von uns Arabisch verstand, so ward unser Verlangen, zu erfahren, was das Papier enthalte, nur noch größer, am größten indeß die Schwierigkeit, jemand zu finden, der es zu lesen vermöchte. Endlich entschloß ich mich, mich einem aus Murcia gebürtigen Renegaten anzuvertrauen, der sich mir sehr freundlich bezeigt und mir unter vier Augen Unterpfänder gegeben hatte, die ihn zwingen mußten, das Geheimniß, das ich ihm mittheilte, zu bewahren. Denn die Renegaten pflegen, wenn sie die Absicht haben, in christliche Lande zurückzukehren, sich von vornehmen Gefangenen Geleitsbriefe mitzunehmen,

worin ihnen dieſe in gehöriger Form bezeugen, daß der genannte Renegat ein rechtſchaffner Mann ſei und den Chriſten ſtets Gutes gethan, daß er aber bei der erſten Gelegenheit, die ſich ihm biete, zu fliehen wünſche. Manche verſchaffen ſich dieſe Scheine in guter Abſicht, andre bedienen ſich derſelben zu hinterliſtigen Zwecken; denn wenn ſie in die chriſtlichen Länder Raubzüge machen und ſich etwa verirren oder gefangen werden, ſo holen ſie ihre Geleitsbriefe hervor und ſagen, man werde aus dieſen Papieren die Abſicht erſehen, in der ſie kommen, nämlich ſich in chriſtlichen Landen niederzulaſſen, und nur in dieſer Abſicht hätten ſie die Türken auf dieſem Streifzuge begleitet. Dadurch entgehen ſie der erſten Gefahr und verſöhnen ſich mit der Kirche, ohne daß dieſe ihnen etwas anhat. Sobald ſie aber die Gelegenheit wahrnehmen, kehren ſie nach der Berberei zurück, um ihr voriges Treiben fortzuſetzen. Andere aber benutzen dieſe Papiere und verſchaffen ſie ſich in guter Abſicht und laſſen ſich im Chriſtenlande nieder. Einer von den Renegaten dieſer Art war jener Freund, der Geleitsſchreiben von all unſern Schickſalsgefährten hatte, daher wir ihm das höchſte Vertrauen ſchenkten; wenn die Mauren aber jene Papiere bei ihm gefunden hätten, ſo würden ſie ihn lebendig verbrannt haben.

„Ich wußte, daß er ſehr gut Arabiſch verſtand und dieſes nicht nur ſprechen, ſondern auch ſchreiben konnte; ehe ich mich ihm jedoch ganz enthüllte, ſagte ich ihm, er ſollte mir jenes Papier leſen, das ich zufällig in einem Winkel meiner Wohnung gefunden. Er öffnete es und ſtand eine ganze Weile zwiſchen den Zähnen murmelnd da, indem er es betrachtete und entzifferte. Ich fragte ihn, ob er es verſtehe, er antwortete: ſehr gut, und er wolle es mir Wort für Wort erklären, wenn ich ihm Tinte und Feder gebe, weil es dann beſſer gehe. Wir verſchafften ihm ſogleich, was er verlangte, und er überſetzte es in kurzer Zeit und ſagte zuletzt: „Alles, was hier ſpaniſch ſteht, das enthält dieß Papier Wort für Wort, ohne daß etwas fehlt, auf mauriſch; ich muß jedoch bemerken, daß, wo Lela Marien ſteht, unſre liebe Frau, die Jungfrau Maria gemeint iſt.“ Wir laſen den Brief, der alſo lautete:

„Als ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sclavin, die mich in meiner Sprache die chriſtlichen Gebete lehrte und mir Vieles von Lela Marien ſagte. Die Chriſtin ſtarb und ich weiß, daß ſie nicht ins Feuer, ſondern zu Allah gekommen, denn ſie erſchien mir ſpäter zweimal und ſagte mir, ich ſolle ins Chriſtenland fliehen, wo ich Lela Marien ſehen würde, welche mich ſehr liebe. Ich weiß aber nicht, wie dahin kommen; ich habe viele Chriſten von dieſem Fenſter aus geſehen, aber keiner erſchien mir ſo ritterlich wie Du. Ich bin ſehr ſchön und jung und habe viel Geld, das ich mitnehmen könnte; ſieh zu, ob Du uns von hier fortſchaffen kannſt, ich werde Dich dann heirathen, wenn Du willſt. Wenn Du aber nicht willſt, hat es nichts zu ſagen, denn Lela Marien wird mir ſchon einen Gemahl geben. Ich habe dieß geſchrieben; ſieh zu, wem Du es zu leſen gibſt, Du darfſt Dich auf keinen Mauren verlaſſen, denn es ſind lauter Betrüger. Die Sache macht mir große Unruhe; denn ich wünſchte, daß Du Dich niemandem entdeckteſt; wenn mein Vater die Sache erführe, würde er mich ſogleich in einen Brunnen werfen und mit Steinen zudecken laſſen. An den Stock werde ich einen Faden hängen, daran binde die Antwort, und wenn Du niemand findeſt, der Arabiſch ſchreiben kann, ſo ſage es mir durch Zeichen; Lela Marien wird ſchon machen, daß ich Dich verſtehe. Sie und Allah mögen Dich und dieſes Kreuz ſchützen, das ich tauſendmal küſſe, wie mir die Sclavin anbefohlen.“

„Bedenkt, meine Herren, ob der Inhalt dieſes Briefes uns nicht in Verwunderung ſetzen und mit Freude erfüllen mußte. Verwunderung und Freude waren ſo groß, daß der Renegat wohl merkte, daß wir das Papier nicht von ungefähr gefunden, ſondern daß es in der That an einen von uns gerichtet ſein mußte. Er bat uns deßhalb, wenn ſeine Vermuthung richtig ſei, daß wir uns ihm anvertrauen und es ihm ſagen möchten: er werde gerne ſein Leben für unſre Freiheit wagen. Bei dieſen Worten zog er ein metallenes Crucifix aus dem Buſen und ſchwor unter vielen Thränen bei dem Gotte, den dieſes Bild vorſtellte, und an den er, obgleich ein ſchwerer Sünder, treu und aufrichtig glaube,

daß er in allem, was wir ihm anvertrauen wollten, Treue und Verschwiegenheit bewahren werde, denn es schien ihm, ja er glaube fest, daß er und wir alle durch sie, welche diesen Brief geschrieben, unsre Freiheit erlangen würden, und auch er sich im Stande sehen werde, seinen höchsten Wunsch zu erfüllen, nämlich wieder in den Schooß der heiligen Mutterkirche zurückzukehren, von welcher er durch Unwissenheit und Sünde wie ein faules Glied geschieden und getrennt war.

„Der Renegat sagte dieß unter so vielen Thränen und mit so vielen Zeichen der Reue, daß wir alle einmüthig entschlossen waren, ihm die Wahrheit der Sache offen darzulegen. Wir erzählten ihm denn Alles, ohne irgend etwas zu verschweigen. Wir zeigten ihm das kleine Fensterchen, durch welches der Stock hervorkam; er merkte sich das Haus und versprach sich ganz besondere Mühe zu geben, um zu erfahren, wer darin wohne. Wir waren aber alle der Ansicht, daß es gut sein würde, auf das Briefchen der Maurin zu antworten, und da wir nun jemanden hatten, der das zu thun vermochte, so schrieb der Renegat sogleich nieder, was ich ihm angab und was ich Euch genau wiederholen kann, denn von allem Wichtigen, was bei dieser Geschichte vorgekommen, habe ich nichts vergessen und ich werde es auch nicht vergessen, so lange ich lebe. Was ich also der Maurin antwortete, lautete folgendermaßen:

„Der wahre Allah schütze Dich, meine Herrin, und jene gebenedeite Marien, welche die wahre Mutter Gottes und die ist, die Dir ins Herz gegeben, daß Du ins Land der Christen ziehen sollst, weil sie Dich lieb hat. Bitte sie, daß es ihr gefalle, Dir zu zeigen, wie Du das, was sie von Dir verlangt, ausführen könnest: sie ist so gut, daß sie es thun wird. In meinem und meiner christlichen Leidensgefährten Namen gelobe ich alles für Dich zu thun, was wir thun können, und müßten wir selbst sterben. Unterlaß nicht, mir zu schreiben und mich zu benachrichtigen, was Du zu thun gedenkst; ich werde Dir stets antworten; denn der große Allah hat mir einen gefangenen Christen zugeführt, der Deine Sprache gut zu sprechen und zu schreiben versteht, wie Du aus diesem Briefe ersiehst. So kannst

Du uns ohne Furcht von allem, was Du willſt, in Kenntniß ſetzen. Auf Deine Aeußerung, daß, wenn Du im Land der Chriſten ſeiſt, Du meine Frau werden wolleſt, verlobe ich mich Dir als guter Chriſt; nur wiſſe, daß die Chriſten beſſer halten, als die Mauren, was ſie verſprechen. Allah und Marien, ſeine Mutter, mögen Dich ſchützen, meine Gebieterin!"

„Der Brief war geſchrieben und verſiegelt, aber ich mußte zwei Tage warten, bis das Bagno leer war, wie ſonſt; dann ſtieg ich wie gewöhnlich zu der Terraſſe empor, um zu ſehen, ob wohl der Stock erſchiene, der denn auch nicht lange auf ſich warten ließ. Sobald ich ihn erblickte, zeigte ich den Brief, obgleich ich nicht ſehen konnte, wer den Stock heraushielt, um zu verſtehen zu geben, daß man den Faden daran befeſtige; aber er war bereits an dem Stocke befeſtigt, an den ich den Brief feſtband, und kurz darauf erſchien auch wieder unſer Stern mit der weißen Friedensfahne des Bündelchens. Man ließ es herabfallen und ich hob es auf; in dem Tuche befanden ſich, in Gold- und Silbermünzen aller Art, mehr als fünfzig Escudos, welche unſre Freude fünfzigmal vermehrten und die Hoffnung, unſre Freiheit wieder zu erlangen, nicht wenig ſteigerten. In der gleichen Nacht kam auch unſer Renegat und ſagte: er habe erfahren, in jenem Hauſe wohne der Maure, von dem wir ſchon unter einander geſprochen: er heiße Agimorato, ſei ein überaus reicher Mann und habe eine einzige Tochter, die Erbin ſeines ganzen Vermögens, welche allgemein für das ſchönſte Mädchen in der ganzen Berberei gelte, und um die ſchon mancher von den Vicekönigen, die an dieſen Ort gekommen, geworben, ſie hätte aber nie heirathen wollen. Auch hatte er erfahren, daß ſie eine chriſtliche Sclavin beſeſſen, die aber bereits geſtorben ſei. Das ſtimmte Alles mit dem Inhalte des Briefes überein. Wir beriethen uns ſogleich mit dem Renegaten, wie wir es angreifen ſollten, um die Maurin zu entführen und ſelbſt mit ihr nach dem Chriſtenlande zu entfliehen. Wir kamen zuletzt überein, vorerſt noch auf eine zweite Botſchaft von Zoraide zu warten; denn [ſo hieß die, welche jetzt Maria genannt zu werden wünſchte. Wir ſahen wohl, daß ſie und keine andre uns die

Mittel an die Hand geben könne, uns aus all den Schwierigkeiten heraus zu helfen. Nachdem wir dahin übereingekommen, ſagte der Renegat, wir ſollten uns keinen Kummer machen, er würde ſelbſt das Leben hingeben, uns die Freiheit zu verſchaffen. Vier Tage lang wurde das Bagno nicht leer von Menſchen, weßhalb auch der Stock vier Tage lang nicht erſchien; endlich aber, als das Bagno wieder einmal leer war, erſchien der Stock mit einem ſtark geſchwängerten Beutel, der uns eine glückliche Geburt verſprach. Der Stock und das Bündel machten ſich zu mir herab, und ich fand in demſelben einen zweiten Brief mit hundert Goldſtücken, keine andre Münze. Der Renegat war zugegen. Wir gaben ihm den Brief, daß er ihn uns in unſrem Schlafgemach leſe. Er ſagte, ſein Inhalt ſei folgender:

„Ich weiß nicht, Herr, wie ich Mittel angeben ſoll, um nach Spanien zu kommen, und auch Lela Marien hat nichts geſagt, obwohl ich ſie darum gebeten. Was ich thun kann, iſt, daß ich Euch durch dieß Fenſter vieles Gold zukommen laſſe. Kauft Euch und Eure Freunde damit los; Einer gehe dann nach dem Chriſtenlande und erwerbe dort ein Schiff, mit dem er die Andern abzuholen komme. Mich wird er in dem Garten meines Vaters finden, der am Babazonthore, dicht an der Küſte, liegt und wo ich den ganzen Sommer mit meinem Vater und meiner Dienerſchaft zubringen werde; dort könnt Ihr mich ohne Furcht bei Nacht abholen und nach der Barke bringen. Bedenke, daß Du verſprochen, mein Gemahl zu werden, denn, wenn es nicht geſchieht, ſo werde ich Marien bitten, daß ſie Dich ſtrafe. Wenn Du Dich auf niemand verlaſſen kannſt, daß er für ein Schiff ſorge, ſo kaufe Dich ſelbſt los und gehe; denn ich weiß, Du wirſt ſicherer als ein Anderer wiederkommen, weil Du ein Ritter und ein Chriſt biſt. Erkundige Dich nach dem Garten, und wenn Du wieder hier ſpazieren gehſt, werde ich daraus entnehmen, daß das Bagno leer iſt, und Dir viel Gold geben. Allah ſchütze Dich, Herr!“

Dieß beſagte und enthielt der zweite Brief, und als wir Alle ſeinen Inhalt vernommen, wollte Jeder der Loszukaufende ſein und Jeder verſprach die Reiſe zu machen und pünktlich wieder

zu kommen. Auch ich erbot mich dazu. Der Renegat widersetzte sich jedoch alledem und sagte, er werde auf keine Weise zugeben, daß Einer frei von hinnen gehe, bis wir es Alle seien; denn die Erfahrung habe ihm gezeigt, wie schlecht die Freigewordenen das in der Gefangenschaft gegebene Wort lösen. Schon oft hatten vornehme Gefangene dieß Mittel gebraucht und Einen unter der Bedingung freigekauft, daß er nach Valencia oder Mallorca gehe, um mit Gold eine Barke auszurüsten und die abzuholen, die ihn losgekauft, aber niemals waren sie wiedergekommen; denn die wieder erlangte Freiheit und die Furcht sie zu verlieren, wenn sie zurückkämen, löschten ihnen alle Verpflichtungen der Welt aus der Erinnerung. Um die Wahrheit seiner Behauptung zu bekräftigen, erzählte er uns in aller Kürze einen Fall, der sich jüngst mit Christenrittern zugetragen, ein wirklich ganz unerhörter Fall, unerhört in einem Lande, wo uns doch auf jedem Schritt so erstaunliche und wunderbare Dinge aufstoßen. Zuletzt meinte er, das Einzige, was man thun könne und dürfe, sei, daß man das Geld, welches zur Loskaufung der Christen bestimmt sei, ihm gebe, damit er hier in Algier ein Schiff kaufe, unter dem Vorwand, Kaufmann werden und Handel nach Tetuan und an der dortigen Küste treiben zu wollen; sobald er die Barke sein eigen nenne, könne er leicht die Mittel dazu finden, uns aus dem Bagno abzuholen und uns Alle einzuschiffen, zumal wenn die Maurin, wie sie sagte, Geld hergebe, Alle loszukaufen; denn seien wir frei, so sei es auch leicht, sich am hellen Tage einzuschiffen; es lege sich aber eine größere Schwierigkeit in den Weg, nämlich die, daß die Mauren nicht erlauben, daß ein Renegat ein andres Fahrzeug kaufe, als ein großes Schiff zum Kreuzen, weil sie fürchten, wer eine leichte Barke kaufe, namentlich wenn er ein Spanier sei, wolle es nur zu dem Zweck haben, um nach dem Christenlande zu entfliehen: er werde diesem Uebelstande jedoch dadurch abhelfen, daß er einen tagarinischen Mauren an dem Besitz des Schiffes und dem Handelserlös theilnehmen lasse; unter diesem Deckmantel wolle er sich in den Besitz eines Schiffes setzen und damit sei dann alles Uebrige abgemacht. Obgleich es mir und

meinen Kameraden beſſer geſchienen, wegen der Barke nach Mallorca zu ſchicken, wie die Maurin meinte, ſo wagten wir ihm doch nicht zu widerſprechen, aus Furcht, wenn wir nicht thun, was er ſagte, möchte er uns verrathen und unſer Leben aufs Spiel ſetzen, namentlich wenn er unſer Einverſtändniß mit Zoraiden verrathe, für die wir doch gerne Alle unſer Leben hingegeben hätten. Wir entſchloſſen uns deßhalb, unſer Schickſal in die Hände Gottes und des Renegaten zu legen. Zu gleicher Zeit ertheilte man Zoraide die Antwort, man werde alles thun, was ſie uns rathe, denn ſie habe uns ſo gute Vorſchläge gemacht, als wenn Lela Marien ſelber geſprochen, und bei ihr allein ſtehe es, die Sache zu verſchieben oder ſogleich ins Werk zu ſetzen.

„Ich verſprach von Neuem, ihr Gatte werden zu wollen; deßhalb ſpendete ſie uns denn auch jeden Tag, ſo oft es ſich traf, daß das Bagno leer war — und das war öfters der Fall — mittelſt des Stabes und des Tuches Geld, zuſammen im Betrag von zweitauſend Escudos in Gold, und einen Brief, in welchem ſie ſagte, daß ſie am nächſten Juma, d. h. Freitag, den Garten ihres Vaters beziehen werde, und ſie uns, ehe dieß geſchehe, noch mehr Geld geben wolle; wenn dieß nicht reiche, möchten wir es ihr nur ſagen; ſie werde uns geben, ſo viel wir wollen; denn ihr Vater beſitze ſo große Reichthümer, daß er es nicht fühle, namentlich, da ſie die Schlüſſel zu Allem in Händen habe.

„Wir gaben ſogleich dem Renegaten fünfhundert Escudos, um das Schiff zu kaufen: mit achthundert kaufte ich mich los, indem ich das Geld einem valencianiſchen Kaufmann gab, der ſich gerade damals in Algier aufhielt und der mich von dem König loskaufte; er erhielt mich auf ſein Wort, daß er mit dem erſten Schiffe, das aus Valencia komme, mein Löſegeld bezahlen werde. Denn wenn man das Geld gleich gegeben, ſo hätte das beim Könige den Verdacht erregt, daß mein Löſegeld ſchon lange in Algier ſei, und der Kaufmann, um damit Wucher zu treiben, es verſchwiegen habe. Kurz, mein Herr war ſo verſchmitzt, daß ich es durchaus nicht gewagt hätte, ihm das Geld ſogleich auszubezahlen. Am Donnerstag vor dem Freitag, an welchem

die ſchöne Zoraide nach dem Garten ziehen wollte, gab ſie mir mehre tauſend Escudos und zeigte uns ihren Weggang an, indem ſie mich bat, ich ſolle mich, ſobald ich frei ſei, alsbald nach dem Garten ihres Vaters erkundigen, jedenfalls aber Gelegenheit ſuchen, dahin zu kommen und ſie zu ſprechen. Ich antwortete ihr mit kurzen Worten, daß ich das thun werde und ſie ſolle daran denken, uns Lela Marien mit all den Gebeten, welche die Sclavin ſie gelehrt, anzubefehlen. Als dieß geſchehen, traf man Anſtalt, daß unſre drei Leidensgefährten ebenfalls losgekauft würden, um ſie leichter aus dem Bagno zu bringen, und damit ſie nicht, wenn ſie mich losgekauft ſähen und ſich nicht — da ich doch das Geld dazu hatte — ungeduldig würden und der Teufel ſie beredete, etwas zum Nachtheil von Zoraiden zu thun. Denn obgleich ihr Character mich dieſer Sorge entheben mußte, wollte ich doch die Sache nicht dem Zufall preisgeben, und ſo ließ ich ſie auf dieſelbe Art wie mich loskaufen, indem ich alles Geld bei dem Kaufmann niederlegte, damit er ſicher und ruhig Bürgſchaft für uns leiſten konnte. Wir entdeckten ihm jedoch unſeren Plan und unſer Geheimniß nicht, da damit offenbar Gefahr verbunden geweſen wäre.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Worin der Sclave ſeine Geſchichte fortſetzt.

„Es waren noch keine vierzehn Tage verfloſſen, als unſer Renegat bereits eine ſehr ſchöne Barke, welche mehr als dreißig Perſonen faſſen konnte, an ſich gebracht. Und um nun ſeiner Sache einen Halt und Schein zu geben, beſchloß er, wie er denn auch ſpäter that, eine Reiſe nach einem Orte zu machen, welcher Sargel heißt, dreißig Meilen von Algier entfernt, in der Richtung von Oran, wo viel Handel mit getrockneten Feigen getrieben wird. Zwei- oder dreimal machte er dieſe Reiſe in Begleitung des Tagariners, von dem ich geſprochen;

Tagariner nennt man nämlich in der Berberei die Mauren von Aragonien, die aus Granada Mudejares. Im Königreich Fez nennt man die Mudejares Elches, welches die Leute sind, deren sich der König in den Kriegen am meisten bedient. So oft der Renegat nun mit seiner Barke vorüberfuhr, ankerte er in einer kleinen Bucht, welche nicht zwei Bogenschüsse von dem Garten entfernt war, wo Zoraide harrte: dort stieg er wohlbedacht mit den Ruderleuten öfters aus, bald um sein Gebet zu verrichten, bald um zum Scherze das zu thun, was er nächstens im Ernst ausführen wollte. So ging er auch nach Zoraidens Garten und bat um Früchte, welche ihr Vater ihm, ohne ihn zu kennen, gab. Und obgleich er Zoraiden gerne gesprochen, wie er mir später gestand, um ihr zu sagen, daß er es sei, der von mir den Auftrag habe, sie nach dem Lande der Christen zu bringen, und daß sie ruhig und zufrieden seiner harren möge, so war es ihm doch nie möglich, weil die Maurinnen sich nicht vor einem Mauren oder Türken sehen lassen, wenn nicht der Gatte oder Vater es verlangt; mit Christensclaven haben sie jedoch oft mehr Verkehr und Gemeinschaft, als recht ist. Es wäre mir auch leid gewesen, wenn er mit ihr gesprochen hätte; denn es hätte sie vielleicht beunruhigt, wenn sie gesehen, daß ihre Sache in der Hand eines Renegaten liege. Gott, der es anders wollte, ließ das gute Vorhaben unsres Renegaten nicht zur Ausführung kommen. Als dieser nämlich sah, wie sicher seine Hin- und Herfahrt nach Sargel von Statten ging, und daß er, wann und wo und wie er wollte, vor Anker gehen konnte, daß auch der Tagariner sich ihm ganz zu Willen gab, daß ich endlich selbst bereits losgekauft war und man nur noch einige Christen zum Rudern zu suchen brauchte, so bat er mich, diejenigen zu bestimmen, welche ich außer den Losgekauften noch mit mir nehmen wollte, und mich mit ihnen auf den nächsten Freitag zu verabreden, wo unsre Abfahrt bestimmt stattfinden sollte. Auf dieß hin sprach ich mit zwölf Spaniern, lauter tüchtigen Ruderern, welche die Stadt frei und ungehindert verlassen konnten. Es wollte nicht wenig heißen, daß ich um diese Zeit so viele fand, denn es kreuzten gerade zwanzig Schiffe zur See und diese hatten alles Ruder-

volk mit ſich genommen; aber ich hätte jene auch nicht bekommen, wenn nicht ihr Herr in dieſem Sommer vom Kreuzen zu Hauſe geblieben, um eine Galeote zu vollenden, welche auf der Werfte lag. Ich ſagte ihnen nichts weiter, als daß ſie kommenden Freitag Abends jeder einzeln heimlich aus der Stadt ſchleichen, den Weg nach Agimorato's Garten einſchlagen und mich dort erwarten ſollten.

„Jedem gab ich einzeln dieſe Weiſung und ſchärfte ihnen noch beſonders ein, wenn ſie andre Chriſten dort ſehen ſollten, ſo möchten ſie ihnen nur ſagen, ich hätte ihnen den Auftrag gegeben, dort zu warten. Nachdem dieſe Vorkehrungen getroffen waren, blieb mir noch etwas zu thun übrig, was mir das Liebſte war, nämlich Zoraiden davon in Kenntniß zu ſetzen, auf welchem Punkte die Sachen ſtanden, damit ſie vorbereitet und auf der Hut ſei, auch nicht erſchrecke, wenn wir ſie plötzlich überfielen, ehe ſie erwarten konnte, daß die Chriſtenbarke zurück ſei. Ich entſchloß mich daher, nach dem Garten zu gehen und zu ſehen, ob ich ſie nicht ſprechen könne. Unter dem Vorwande, Kräuter zu ſammeln, begab ich mich denn am Tage vor unſerer Abreiſe dahin, und der erſte Menſch, dem ich dort begegnete, war ihr Vater, der mich in der Sprache, welche in der ganzen Berberei und ſelbſt in Conſtantinopel zwiſchen Sclaven und Mauren geſprochen wird und die weder Mauriſch noch Spaniſch, noch die Sprache einer andern Nation iſt, ſondern eine Miſchung von allen Sprachen, die wir alle verſtehen, — in dieſer Art von Sprache mich fragte, was ich in dieſem ſeinem Garten ſuche und wem ich gehöre.

„Ich antwortete ihm, daß ich ein Sclave des Arnauten Mami ſei — dieß ſagte ich, weil ich wußte, daß er ein intimer Freund von ihm war — und daß ich dieſe Kräuter ſuche, um einen Salat zu machen.

„Er fragte mich ferner, ob ich mich loskaufen könne oder nicht, und wie viel mein Herr für mich verlange.

„Während ſo hin und her gefragt und geantwortet wurde, kam aus dem Gartenhaus die ſchöne Zoraide, welche mich ſchon lange geſehen hatte: und da, wie geſagt, die Maurinnen ſich

durchaus nicht scheuen, sich vor Christen zu zeigen, auch die Mauren sie daran nicht hindern, so trug sie kein Bedenken, an den Ort zu kommen, wo ihr Vater mit mir plaudernd stand; ja sobald sie ihr Vater schon von der Ferne kommen sah, rief er, sie solle näher treten.

„Es wäre kühn, wenn ich jetzt die große Schönheit und Anmuth, den prachtvollen und reichen Schmuck schildern wollte, in dem meine geliebte Zoraide sich meinen Augen zeigte: ich sage nur so viel, daß mehr Perlen an ihrem schönen Halse, ihren Ohren und in ihren Haaren hingen, als sie Haare auf dem Kopfe hatte. Um die Knöchel ihrer Füße, die nach Landessitte bloß waren, trug sie zwei Carcajes — denn so nennt man auf maurisch die Fußspangen — von reinem Golde, mit so viel Diamanten besetzt, daß ihr Vater, wie sie mir später sagte, dieselben auf zehntausend Doblas schätzte, und die, welche sie an den Handgelenken trug, waren eben so werthvoll. Die Zahl der Perlen war sehr groß und die einzelnen von hoher Schönheit; denn der größte Glanz und Prunk der Maurinnen besteht darin, sich mit reichen Perlen und Spangen zu schmücken: deßhalb findet man mehr Perlen und Spangen unter den Mauren, als unter allen andern Nationen, und der Vater Zoraidens war dafür bekannt, sehr viele und die schönsten in Algier zu besitzen und außerdem mehr als zweimalhunderttausend spanische Thaler; über dieß alles gebot diejenige, welche jetzt über mich gebietet. Ob sie mit all diesem Schmuck damals schön war oder nicht, mögt ihr aus den Resten beurtheilen, die nach so viel Mühsalen noch übrig geblieben, und mögt daraus erkennen, wie groß sie in glücklichen Tagen gewesen. Denn man weiß ja, daß die Schönheit mancher Frauen von Tag und Stunde abhängt und sich nach den Umständen bald erhöht, bald vermindert; auch ist es eine natürliche Sache, daß die Leidenschaften der Seele sie heben oder dämpfen, ja sie manchmal ganz vernichten. Sie nahte also, wie gesagt, in jenem Augenblicke im Glanze des größten Schmucks und der höchsten Schönheit; mir wenigstens erschien sie als das schönste Wesen, das ich jemals gesehen. Und wenn ich an die von ihr empfangenen Wohlthaten dachte,

ſo erſchien ſie mir jetzt wie eine vom Himmel herabſteigende Göttin, welche zu meiner Freude und zu meiner Rettung auf Erden gekommen.

„Als ſie näher trat, ſagte ihr Vater in ſeiner Sprache zu ihr, ich ſei ein Sclave ſeines Freundes, des Arnauten Mami, und wolle Salatkräuter holen.

„Sie nahm mich bei der Hand und fragte mich in der Miſchſprache, von der ich geſprochen, ob ich ein Ritter ſei und warum ich mich nicht loskaufe.

„Ich antwortete ihr, ich ſei bereits losgekauft, und ich könne aus dem Preiſe ſchließen, wie hoch mich mein Herr halte, denn ich habe fünfzehnhundert Zoltani für mich bezahlen müſſen, worauf ſie antwortete: „Wahrhaftig, wenn Du der Sclave meines Vaters wäreſt, ſo würde ich nicht dulden, daß er Dich für doppelt ſo viel freigäbe, denn ihr Chriſten lügt immer in Allem, was ihr ſagt, und gebt euch für arm aus, um die Mauren zu hintergehen.

„Das kann wohl ſein, Fräulein", antwortete ich; „aber ich habe offen und ehrlich gehandelt und würde ſtets und mit Jedermann ſo handeln."

„Und wann wirſt Du abreiſen?" fragte Zoraide.

„Ich denke morgen", ſagte ich, „denn es iſt ein Schiff von Frankreich da, das morgen in See ſticht, und ich beabſichtige mit dieſem zu gehen."

„Wäre es nicht beſſer", verſetzte Zoraide, „wenn Du warteteſt, bis ein ſpaniſches Schiff kommt, und mit dieſem gingeſt, ſtatt mit den Franzoſen, die nun einmal unſre Freunde nicht ſind?"

„Nein", antwortete ich, „wenn auch wirklich, wie man vernimmt, ein ſpaniſches Schiff kommt, ſo möchte ich doch nicht darauf warten, denn es iſt ſicherer, wenn ich morgen gehe. Der Wunſch, in meine Heimat und zu meinen Lieben zu kommen, iſt ſo groß, daß ich eine andere Gelegenheit, ſie möchte ſo gut ſein, als ſie wollte, nicht abzuwarten Luſt habe, ſobald ſich meine Abreiſe dadurch verzögert."

„Du wirst ohne Zweifel in Deiner Heimat verheirathet sein?“ sagte Zoraide, „und deßhalb drängt es Dich so sehr von hier, da Du Deine Frau wieder zu sehen wünschest.“

„Ich bin nicht verheirathet“, antwortete ich; „aber ich habe mein Wort gegeben, mich zu verheirathen, sobald ich zu Hause bin.“

„Und ist die Frau schön, der Du Dein Wort gegeben?“ fragte Zoraide.

„So schön“, antwortete ich, „daß ich, um ihre Schönheit zu schildern, Dir nur die Wahrheit zu sagen brauche, daß sie Dir sehr ähnlich ist.“

„Darüber lachte ihr Vater herzlich und sagte: „Guala, Christ, da muß sie sehr schön sein, wenn sie meiner Tochter gleicht, denn sie ist das schönste Weib im ganzen Königreiche. Sieh sie nur recht an, und Du wirst zugestehen müssen, daß ich die Wahrheit spreche.“

„Zoraidens Vater diente uns bei den meisten dieser Worte als Dolmetscher, weil er sprachkundiger war; denn wenn sie auch die Mischsprache sprach, die, wie gesagt, dort gebräuchlich ist, so machte sie sich doch mehr durch Zeichen als durch Worte verständlich. Während man so hin und her sprach, kam ein Maure herbeigelaufen und rief mit lauter Stimme, es seien über die Zäune und Mauern des Gartens vier Türken hereingesprungen, welche Früchte abpflückten, obgleich sie noch nicht reif seien. Der Alte war im höchsten Grade erschrocken und nicht minder die Tochter, denn die Mauren haben alle eine angeborne Furcht vor den Türken, namentlich vor den Soldaten, welche sich so unverschämt und so herrisch benehmen, daß sie sie noch schlimmer behandeln, als wenn sie ihre Sclaven wären.

„Zoraidens Vater sagte deßhalb zu ihr: „Meine Tochter, ziehe Dich in das Haus zurück und schließe Dich ein, so lange ich gehe, um mit diesen Hunden zu reden, und Du, Christ, suche Deine Kräuter und geh' dann Deiner Wege, Allah möge Dich glücklich in Deine Heimat führen.“

„Ich verbeugte mich und er suchte die Türken auf, indem er mich mit Zoraiden allein ließ, welche anfangs that, als wollte sie

dahin gehen, wohin sie ihr Vater geschickt; aber kaum war er hinter den Bäumen des Gartens verschwunden, als sie zu mir zurückkehrte und mit Augen voll Thränen zu mir sagte: „Tamechi, Christ, tamechi?“ was so viel heißen will, als „gehst Du, Christ, gehst Du?“

„Ich antwortete ihr: „Ja, Herrin, aber um keinen Preis ohne Dich; am nächsten Juma erwarte mich und erschrecke nicht, wenn Du uns siehst, denn wir werden uns nach dem Christenlande begeben, Du darfst Dich darauf verlassen.“

„Ich sagte ihr dieß auf eine Art, daß sie jedes Wort, das zwischen uns fiel, verstehen mußte, und einen Arm um meinen Hals schlingend, ging sie schwankenden Schrittes dem Hause zu. Die Sache hätte nun schlimm ausfallen können, wenn es dem Himmel nicht anders beliebt, denn als wir so, auf die Art, wie ich's beschrieben, ihren Arm um meinen Hals, einherschritten, kam ihr Vater von der Vertreibung der Türken zurück und sah uns, wie wir daherkamen, und wir bemerkten, daß er uns erblickt hatte. Aber Zoraide, welche auf der Hut und sehr klug war, ließ ihren Arm nicht von meinem Halse, sondern hing sich noch mehr an mich und legte den Kopf an meine Brust, indem sie ein wenig mit den Knieen einsank, um dadurch zu verstehen zu geben, daß sie ohnmächtig sei, während ich mich anstellte, als ob ich sie wider meinen Willen hielte.

„Ihr Vater kam eilig herbeigelaufen, und als er seine Tochter in dieser Lage sah, fragte er sie, was ihr sei. Als sie jedoch nicht antwortete, meinte ihr Vater: „Ohne Zweifel ist sie wegen des unerwarteten Eindringens jener Hunde ohnmächtig geworden.“ Er nahm sie aus meinen Armen und legte sie an seine Brust. Sie aber stieß einen Seufzer aus und sagte noch mit Augen voll Thränen: „Amechi, Christ, amechi! geh', Christ, geh'!“

„Darauf antwortete ihr Vater: „Der Christ braucht nicht zu gehen, meine Tochter; denn er hat Dir nichts Schlimmes gethan und die Türken sind bereits fort. Du darfst Dich nicht fürchten, denn es kann Dich nichts mehr kränken; wie gesagt,

die Türken sind auf meine Bitte wieder hingegangen, wo sie hergekommen."

„Sie sind es, die sie erschreckt, Herr, wie Du meintest", wandte ich mich an ihren Vater; „da sie aber sagt, daß ich gehen solle, will ich ihr nicht zur Last fallen. Gehab Dich wohl, und mit Deiner Erlaubniß werde ich wieder in Deinen Garten kommen, wenn wir Kräuter brauchen, denn mein Herr meint, nirgends fände man bessere für den Salat, als hier."

„Du kannst kommen und holen, so oft und was Du willst", antwortete Agimorato; „denn meine Tochter hat dieß nicht gesagt, weil Du oder irgend einer der Christen ihr lästig seid, sondern sie verwechselt Dich mit den Türken, und meinte auch, es sei Zeit, daß Du die Kräuter sammelst."

„Damit verabschiedete ich mich zugleich von beiden. Sie riß sich, wie es schien, mit Gewalt los und ging mit ihrem Vater weg; ich aber trieb mich unter dem Vorwande, Kräuter zu suchen, nach Herzenslust im ganzen Garten umher, merkte mir die Ein- und Ausgänge, die Festigkeit des Hauses und was sich uns zur bequemeren Ausführung unsres Planes bot. Als dieß geschehen, entfernte ich mich und erzählte den ganzen Vorgang dem Renegaten und meinen Gefährten. Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich in Ruhe das Glück genießen sollte, das mir das Schicksal in der schönen und anmuthigen Zoraide bot. Die Zeit verging und der von uns so heiß ersehnte Tag und Stunde nahte. Indem wir Alle genau den Anordnungen und Maßregeln folgten, die wir wohl überlegt und hin und her besprochen hatten, wurde denn auch unser Unternehmen mit dem erwünschten Erfolg gekrönt, denn an dem Freitage, welcher auf den Tag folgte, an dem ich mit der schönen Zoraide in dem Garten gesprochen, legte der Renegat bei Anbruch der Nacht mit der Barke an, gerade der Stelle gegenüber, wo die schöne Zoraide wohnte.

„Die Christen, welche die Ruder bedienen sollten, hatten bereits einen Wink erhalten und sich auf verschiedenen Puncten rings umher versteckt. Alle warteten in großer Unruhe und Bangigkeit auf mich, und glühten vor Begierde, das Schiff, das

sie vor Augen hatten, zu entern; denn sie wußten nichts von dem Einverständniß mit dem Renegaten, sondern glaubten, daß sie mit der Gewalt ihrer Arme sich die Freiheit erkämpfen müßten, indem sie den Mauren, die in dem Schiffe waren, den Garaus machten. Sowie ich mich aber mit meinen Gefährten zeigte, kamen alle, welche versteckt waren, herbei und gesellten sich zu uns. Es war um die Zeit, wo die Stadt schon geschlossen, und deßwegen weit und breit Niemand zu sehen war. Als wir nun beisammen, überlegten wir, ob es besser wäre, zuerst Zoraiden zu holen oder vorher die tagarinischen Mauren, welche in der Barke am Ruder saßen, zu überwältigen; und während wir noch so berathschlagten, trat unser Renegat zu uns und fragte, warum wir zauderten, jetzt eben sei die rechte Stunde, seine Mauren gäben sich der größten Sorglosigkeit hin, ja die meisten schliefen. Wir sagten ihm, welche Bedenken wir trügen, und er meinte, das Wichtigste sei, zuerst das Schiff zu überrumpeln, was man mit größter Leichtigkeit und ohne alle Gefahr thun könne, dann aber möchten wir Zoraide abholen. Uns dünkte seine Meinung gut und ohne weiteren Aufenthalt begaben wir uns unter seiner Anführung nach dem Schiffe. Er sprang zuerst hinein, legte die Hand an den Säbel und rief auf maurisch: „Keiner rühre sich von der Stelle, wenn ihm sein Leben lieb ist." Inzwischen waren beinahe alle Christen an Bord gekommen.

„Die Mauren, welche wenig Muth besaßen, waren, als sie ihren Anführer so sprechen hörten, sehr erschrocken, und ohne daß einer von ihnen zu den Waffen gegriffen hätte, — sie hatten freilich auch wenige oder beinahe keine — ließen sie sich stumm von den Christen die Hände binden, was diese sehr rasch besorgten, indem sie den Mauren drohten, wenn einer den Mund aufthue, müßten alle sogleich über die Klinge springen. Als dieß geschehen, blieb die Hälfte von den Unsrigen als Wache zurück, während wir andern, den Renegaten wieder an der Spitze, nach dem Garten Agimorato's eilten; und unser Glücksstern wollte, daß, als wir die Thüre zu öffnen suchten, diese so leicht aufging, als wenn sie gar nicht verschlossen gewesen. So kamen wir in aller Stille und Ruhe bis vor das Haus, ohne

daß uns irgend Jemand bemerkt hätte. Die ſchöne Zoraide erwartete uns an einem Fenſter, und ſowie ſie Leute hörte, fragte ſie mit gedämpfter Stimme, ob wir Chriſten ſeien. Ich bejahte es und bat ſie herabzukommen. Als ſie mich erkannte, zögerte ſie keinen Augenblick, denn ohne ein Wort zu verlieren, war ſie im nächſten Momente unten, öffnete die Thüre und zeigte ſich uns allen ſo ſchön und reich gekleidet, daß ich es nicht zu ſchildern vermöchte. Sobald ich ſie erblickte, ergriff ich eine von ihren Händen und begann ſie zu küſſen. Der Renegat that desgleichen und ebenſo meine drei Kameraden. Auch die Uebrigen, welche nicht wußten, welche Bewandniß die Sache habe, thaten, was ſie uns hatten thun ſehen, denn es machte den Eindruck, als wenn wir ihr dankten und ſie alle als unſere Befreierin erkennen wollten.

„Der Renegat fragte ſie in mauriſcher Sprache, ob ihr Vater auch im Garten wohne.

„Sie bejahte und ſagte, er ſchlafe.

„Dann wird es wohl nöthig ſein, ihn aufzuwecken", verſetzte der Renegat, „und ihn nebſt allem, was er an Werth in dieſem ſchönen Garten hat, mitzunehmen."

„Nein", ſagte ſie, „meinen Vater darf man um keinen Preis antaſten, und in dieſem Hauſe befindet ſich nichts, als was ich bei mir habe; das iſt aber ſo viel, daß es hinreicht, um Euch alle reich und glücklich zu machen. Wartet nur noch ein wenig, ſo werdet Ihr ſelbſt ſehen." Mit dieſen Worten ging ſie wieder hinein, indem ſie ſogleich zurückzukommen verſprach: wir ſollten uns ruhig verhalten und kein Geräuſch machen.

„Ich fragte den Renegaten, was er mit ihr verhandelt habe; er erzählte es mir und ich ſagte zu ihm, es dürfe durchaus nichts Anderes geſchehen, als was Zoraide verlange. Dieſe kam bereits wieder zurück, mit einem kleinen Käſtchen beladen, das mit Goldthalern gefüllt und ſo ſchwer war, daß ſie es kaum tragen konnte. Zu unſrem Unglück erwachte inzwiſchen ihr Vater und hörte das Geräuſch im Garten unten; er trat ans Fenſter und erkannte ſogleich, daß alle, welche im Garten waren, Chriſten ſeien. Er rief deßhalb in der höchſten Wuth mit lauter

Stimme und in arabiſcher Sprache: „Chriſten, Chriſten! Räuber, Räuber!“ Dieſes Geſchrei brachte die bangſte Verwirrung unter uns hervor; der Renegat aber, welcher die Gefahr ſah, in der wir uns befanden, und wie ſehr es drängte, der Sache ein Ende zu machen, ehe wir weiter gehört wurden, ſtürzte in größter Eile zu Agimorato hinauf und mit ihm noch einige von unſern Leuten, während ich Zoraiden nicht zu verlaſſen wagte, die halb ohnmächtig in meine Arme geſunken war. Die, welche in das Haus hinaufgegangen, hatten ſich ſo ſehr beeilt, daß ſie im nächſten Augenblick bereits mit Agimorato herabkamen, den ſie mit gebundenen Händen und einen Knebel im Munde, daß er kein Wort ſprechen konnte, herbeiſchleppten; ſie hatten ihm überdieß gedroht, wenn er ein Wort ſpreche, koſte es ihn ſein Leben. Als ihn ſeine Tochter erblickte, bedeckte ſie die Augen, um ihn nicht zu ſehen, ihr Vater aber war ſehr erſchrocken, da er nicht wußte, daß ſie ſich freiwillig in unſern Händen befand. Jetzt aber galt es, die Füße zu brauchen und wir eilten ſo raſch, als möglich, nach der Barke; dort erwarteten uns die Zurückgelaſſenen in großer Angſt, es könnte uns etwas Schlimmes zugeſtoßen ſein. Kaum mochte die zweite Stunde der Nacht vorüber ſein, als wir uns ſämmtlich in der Barke befanden; dort nahm man Zoraidens Vater die Bande von den Händen und das Tuch vom Munde, der Renegat gebot ihm jedoch aufs Neue zu ſchweigen, es würde ihn ſonſt das Leben koſten. Sobald der Alte ſeine Tochter an Bord erblickte, begann er herzzerreißend zu jammern, namentlich als er ſah, wie ich ſie feſt in meine Arme ſchloß, und daß ſie, ohne ſich zu vertheidigen, ſich zu beklagen oder ſich zu wehren, es ruhig geſchehen ließ; er ſchwieg jedoch zu allem, damit die wiederholten Drohungen des Renegaten nicht in Erfüllung gingen.

„Als Zoraide ſich bereits in der Barke befand, und wir die Ruder auszuſetzen im Begriffe waren, ſagte ſie mit einem Blicke auf ihren Vater und die andern Mauren, welche gebunden waren, zu dem Renegaten, er möchte mich bitten, ich ſolle ihr die Gunſt erweiſen, jene Männer loszulaſſen und ihren Vater freizugeben; denn ſie würde ſich lieber ins Meer ſtürzen, als

vor ihren Augen und um ihretwillen einen Vater gefangen sehen, der sie so innig geliebt. Der Renegat sagte es mir, und ich antwortete, ich sei ganz damit einverstanden; der Renegat aber meinte, es gehe nicht, denn wenn man sie losließe, so würden sie sogleich das ganze Land in Bewegung setzen, die Stadt in Aufruhr bringen und dadurch Anlaß geben, daß man uns mit einigen leichten Fregatten nachsetze und uns derart den Land- und Seeweg verlege, daß wir unmöglich entkommen könnten. Das Einzige, was man thun könne, sei, daß man ihnen die Freiheit gebe, sobald man christliches Land betrete. Damit waren wir Alle einverstanden; und Zoraide, der man es mit den Gründen mittheilte, welche uns bestimmten, nicht sogleich zu thun, was sie wünschte, gab sich zufrieden; und alsbald ergriffen unsre kräftigen Ruderer mit stiller Freude und frischer Rüstigkeit die Ruder und wir begannen, uns Gott aus vollem Herzen empfehlend, in der Richtung der Insel Mallorca zu steuern, des nächsten christlichen Landes. Da jedoch der Wind etwas nördlich lief und die See ein wenig hohl ging, so war es nicht möglich, die Richtung auf Mallorca einzuhalten, und wir sahen uns gezwungen, dicht an der Küste gen Oran zu steuern, was uns nicht wenig unangenehm war, da wir fürchteten, von Sargel aus entdeckt zu werden, das nicht mehr als sechzig Meilen entfernt von Algier an jener Küste liegt. Ebenso besorgten wir, in jener Gegend einer Galeote zu begegnen, wie sie gewöhnlich mit Waaren von Tetuan kommen, wenn wir auch Jeder für sich und Alle zusammen der Meinung waren, wenn wir einem Kauffahrteischiffe begegneten, falls es nur kein Kaperschiff sei, würden wir nicht nur nicht verloren sein, sondern am Ende gar ein Schiff erobern können, auf dem wir unsre Fahrt mit noch größerer Sicherheit fortsetzten. Zoraide legte, während sie dahin fuhren, ihr Haupt in meine Hände, um ihren Vater nicht zu sehen, und ich hörte, wie sie beständig Lela Marien anrief, daß sie uns beistehe.

„Wir mochten ungefähr dreißig Meilen gefahren sein, als es Tag wurde und wir nur drei Büchsenschüsse von uns Land erblickten, das ganz nackt erschien: Niemand war zu sehen, der

uns hätte verrathen können; aber trotz alledem ruderten wir mit voller Kraft, um die hohe See zu gewinnen, die etwas ruhiger geworden war. Und nachdem wir etwa zwei Meilen in die See hineingefahren, wurde der Befehl gegeben, daß man in vier Abtheilungen rudre, um Zeit zu haben, zu essen, denn die Barke war mit Lebensmitteln wohl versehen; die Ruderer sagten jedoch, es sei jetzt keine Zeit an Ruhe zu denken, man möchte nur denen zu essen geben, welche nicht ruderten, sie würden die Ruder um keinen Preis aus der Hand legen. So geschah es denn auch und es erhob sich ein halber Wind, der uns nöthigte, alsbald die Segel einzusetzen und die Ruder ruhen zu lassen; da es unmöglich war, einen andern Weg einzuschlagen, steuerten wir nach Oran. Das ging Alles sehr rasch vor sich und wir machten mehr als acht Meilen in der Stunde und fürchteten uns einzig davor, auf ein Kaperschiff zu stoßen. Wir gaben den tagarinischen Mauren zu essen und der Renegat tröstete sie, indem er ihnen sagte, daß sie nicht gefangen seien, und daß man ihnen bei erster Gelegenheit die Freiheit geben werde.

„Das Gleiche sagte man dem Vater Zoraidens, welcher darauf antwortete: „Alles Andre könnte ich von Eurer Freigebigkeit und Rechtschaffenheit erwarten und glauben, als daß ihr Christen mir die Freiheit geben werdet; haltet mich nicht für so einfältig, daß ich mir das einbilde; denn Ihr hättet Euch gewiß nicht der Gefahr ausgesetzt, mir die Freiheit zu rauben, nur um sie mir großmüthig wieder zu schenken, namentlich da Ihr wißt, wer ich bin und welchen Vortheil Euch dieß Geschenk bringen kann; dieser Vortheil, wenn Ihr es so nennen wollt, sei Euch vergönnt und ich biete Euch Alles an, was Ihr für mich und meine unglückliche Tochter hier verlangt, oder wenigstens für sie allein; denn sie ist ja der größte und beste Theil meiner Seele."

„Bei diesen Worten fing er so bitter zu weinen an, daß wir Alle von Mitleid bewegt waren und auch Zoraide ihn unwillkürlich anschauen mußte. Als sie ihn so weinen sah, ergriff es sie so mächtig, daß sie von meinen Füßen aufsprang

und zu ihrem Vater hineilte, um ihn zu umarmen, wobei sie ihr Gesicht an ihn schmiegte. Da brachen beide in ein so heftiges Jammern aus, daß Viele der Umstehenden sich der Thränen nicht erwehren konnten.

„Als der Vater jedoch sie so festlich gekleidet und mit so viel Juwelen geschmückt sah, sagte er in ihrer Sprache zu ihr: „Was ist das, Kind? Gestern Nacht, ehe uns das furchtbare Unglück begegnete, sah ich Dich noch in Deinen gewöhnlichen Hauskleidern und jetzt, ohne daß Du Zeit gehabt hättest, Dich umzukleiden, und ohne daß ich Dir eine Kunde gebracht, die der Mühe lohnte, sie durch Putz und Schmuck zu feiern, finde ich Dich in den schönsten Kleidern, die ich Dir geben konnte, als wir noch im Glücke waren. Antworte mir, denn das setzt mich mehr in Staunen und Verwunderung, als die unglückliche Lage selbst, in der ich mich befinde."

„Alles, was der Maure zu seiner Tochter sagte, erklärte uns der Renegat; sie antwortete jedoch keine Silbe. Als er aber in einem Winkel der Barke das Kästchen erblickte, in dem er gewöhnlich seine Ducaten aufbewahrte und von dem er wohl wußte, daß er es in Algier zurückgelassen und nicht mit nach dem Garten genommen, wurde er noch bestürzter und fragte sie, wie dieses Kästchen in unsre Hände gekommen sei und was sich darin befinde.

„Der Renegat, ohne abzuwarten, was Zoraide darauf antworten würde, sagte: „Mache Dir nicht die vergebliche Mühe, Deine Tochter Zoraide so viel zu fragen, denn mit einer Antwort werde ich Dir auf alle Deine Fragen dienen. So wisse denn, daß sie eine Christin ist und daß sie die Feile für unsre Kette und die Befreierin aus unserer Gefangenschaft war. Sie geht freiwillig mit uns und fühlt sich, wie ich mir denke, so glücklich in ihrer Lage, wie Jemand, der aus der Finsterniß zum Lichte, aus dem Tode zum Leben und aus dem Leiden zur Seligkeit gelangt."

„Ist es wahr, was dieser Mann spricht, meine Tochter?" fragte der Maure.

„Allerdings", antwortete Zoraide.

„Wie!“ rief der Alte, „Du wäreſt wirklich eine Chriſtin und hätteſt Deinen Vater in die Gewalt ſeiner Feinde überliefert?“

„Darauf antwortete Zoraide: „Ja, eine Chriſtin, das bin ich; aber ich habe Dich nicht in dieſe Lage verſetzt, denn meine Abſicht ging nie ſo weit, Dir Böſes zufügen zu laſſen oder zuzufügen, ſondern nur mir Gutes zu thun.“

„Und was iſt denn das Gute, das Du Dir bereitet, meine Tochter?“

„Das“, antwortete ſie, „magſt Du Lela Marien fragen; ſie wird es Dir beſſer ſagen können, als ich.“

„Kaum hatte der Maure dieß gehört, als er ſich mit unglaublicher Schnelligkeit kopfüber in das Meer ſtürzte, wo er ſicher ertrunken wäre, wenn ihn nicht ſeine weite, umfangreiche Kleidung eine Zeitlang über dem Waſſer gehalten hätte.

„Zoraide rief laut, man ſolle ihn retten, und ſo eilten wir Alle ſogleich hinzu, und ihn beim Oberkleid packend zogen wir ihn halb erſtickt und beſinnungslos heraus; Zoraide war ſo außer ſich vor Schmerz, daß ſie, als ob er ſchon todt wäre, in das heftigſte Jammern und Wehklagen ausbrach. Wir kehrten ihm den Mund nach unten, worauf er viel Waſſer von ſich gab und nach zwei Stunden wieder zu ſich kam, während welcher Zeit ſich der Wind gedreht und uns genöthigt hatte, nach dem Lande zu ſteuern und dabei aus aller Kraft zu rudern, um nicht zu ſtranden; unſer Glücksſtern fügte es jedoch, daß wir eine Bucht hinter einem kleinen Vorgebirge erreichten, welche von den Mauren das Vorgebirge la Cava rumia genannt wird, was in unſerer Sprache das böſe Chriſtenweib heißen würde; und es geht eine Sage unter den Mauren, dort liege die Cava begraben, wegen der Spanien verloren ging, denn Cava heißt in ihrer Sprache ein böſes Weib und rumia Chriſtin. Sie halten es deßhalb für eine ſchlimme Vorbedeutung, wenn ſie ſich genöthigt ſehen, dort anzulegen, und thun es auch nie ohne Noth. Für uns aber war es nicht der Schutz eines böſen Weibes, ſondern ein ſicherer Rettungshafen, da die See wieder hoch ging. Wir ſtellten am Lande unſre Wachen aus und ließen die Ruder

nicht aus der Hand; wir speisten von dem Proviant des Renegaten und flehten von ganzem Herzen zu Gott und unsrer heiligen Jungfrau, daß sie uns helfe und beschütze, damit wir einen so glücklichen Anfang durch ein glückliches Ende krönen. Auf die Bitte Zoraidens wurde die Verabredung getroffen, daß ihr Vater und die anderen Mauren, welche wir gefesselt mit uns führten, am Lande zurückgelassen werden sollten; denn sie konnte es nicht über sich bringen und ihr zartes Gemüth es nicht ertragen, ihren Vater gebunden und ihre Landsleute gefesselt vor Augen zu haben. Wir versprachen ihr deßhalb, es bei unsrer Abfahrt zu thun, da keine Gefahr zu befürchten war, wenn wir sie an diesem unbewachten Orte zurückließen.

„Unsere Bitten waren nicht so werthlos, daß der Himmel sie nicht erhört hätte, denn der Wind schlug sogleich zu unseren Gunsten um, das Meer wurde ruhig und lud uns ein, unsre begonnene Reise fröhlich fortzusetzen. Als wir dieß sahen, banden wir die Mauren los und setzten sie einen um den andern ans Land, worüber sie nicht wenig erstaunt waren; als wir jedoch Zoraidens Vater ausschiffen wollten, der sich wieder ganz erholt hatte, sagte er: „Weßhalb, glaubt ihr Christen, daß diese böse Dirne sich darüber freue, wenn ihr mir die Freiheit gebt? glaubt ihr, es sei kindliche Liebe, die sie für mich fühlt? Nein, sicher nicht, sondern sie thut es nur, weil sie meine Gegenwart bei der Ausführung ihrer sündigen Wünsche für hinderlich hält; ihr dürft auch nicht glauben, daß sie zu Aenderung ihrer Religion durch die Ueberzeugung vermocht wird, euer Glaube sei besser, als der unsre, sondern weil sie weiß, daß in eurem Lande die Unkeuschheit sich freier bewegt als in dem unsrigen.“ Damit wandte er sich an Zoraiden — während ich und andre Christen ihn mit beiden Händen festhielten, damit er sich nicht vergreife — und sagte: „Du ehrlose Dirne, du schlechtberathenes Mädchen: wohin gehst Du in Deiner Verblendung und Verkehrtheit unter dem Schutz dieser Hunde, unsrer geborenen Feinde? Verflucht sei die Stunde, in der ich Dich gezeugt, verflucht seien die Lustbarkeiten und Vergnügungen, in denen ich Dich aufgezogen!“

„Da ich aber merkte, daß er einen Anſatz nahm, von dem ein baldiges Ende nicht abzuſehen war, ſo beeilte ich mich, ihn ans Land zu ſetzen, und von dort fuhr er fort, uns mit Verfluchungen und Schimpfworten zu überfluten, indem er Mohammed anrief, daß er Allah bitte, uns zu vernichten, zu zerſchmettern und auszurotten. Und als wir ihn endlich auf der hohen See nicht mehr zu hören vermochten, ſahen wir nur noch, was er that: er raufte ſich nämlich den Bart, riß ſich die Haare aus und wälzte ſich auf dem Boden; einmal aber erhob er ſeine Stimme ſo laut, daß wir die Worte vernehmen konnten: „Kehre um, geliebte Tochter, kehre um; ich vergebe Dir Alles. Laß dieſen Menſchen das Geld, das ſie ſich bereits zu eigen gemacht, und kehre zurück, um Deinen traurigen Vater zu tröſten, der in dieſer öden Sandwüſte ſterben wird, wenn Du ihn verläſſeſt.“

„All dieß hörte Zoraide, es trat ihr ſchwer ins Herz und ſie weinte; ſie wußte aber nicht, was ſie antworten ſollte, als: „Gebe Allah, mein Vater, daß Dich Lela Marien, welche mich zur Chriſtin gemacht, in Deinem Kummer tröſte. Allah weiß, daß ich nicht anders handeln konnte, als ich gehandelt, und daß dieſe Chriſten mir nichts zu danken haben; denn wenn ich auch hätte nicht mit ihnen gehen und zu Hauſe bleiben wollen, es wäre mir unmöglich geweſen, ſo groß war der Drang, das auszuführen, was mir eben ſo gut dünkt, als es Dir, mein geliebter Vater, verworfen erſcheint.“

„Das ſagte ſie, als ihr Vater es nicht mehr hören konnte und auch wir ihn nicht mehr ſahen. Während ich Zoraide zu tröſten ſuchte, ſetzten wir unſre Reiſe fort, die vom Winde ſo ſehr begünſtigt wurde, daß wir die feſte Hoffnung hegten, uns andern Morgens bei Tagesanbruch an der Küſte von Spanien zu befinden. Aber wie das Glück ſelten oder nie rein und lauter kommt, ohne von einem Uebel begleitet oder gefolgt zu ſein, wodurch es wieder zerſtört und vernichtet wird, ſo wollte es auch unſer Geſchick, oder waren die Flüche ſchuld, welche der Maure über ſeine Tochter ausgeſtoßen — denn den Fluch des Vaters muß man ſtets fürchten, wer dieſer auch ſei — ich ſage, das Geſchick wollte, als wir bereits die offne See gewonnen und die

dritte Stunde der Nacht vorüber war, daß wir, mit vollen Segeln und festgebundenen Rudern fahrend, weil der günstige Wind uns die Mühe ersparte, sie zu brauchen, beim hellen Schein des Mondes ganz in unsrer Nähe ein rundbauchiges Schiff erblickten, welches alle Segel ausgespannt hatte, das Steuer etwas nach links drehte und quer an uns vorüberfuhr, und dieß so nahe, daß wir die Segel einziehen mußten, um nicht mit ihm zusammenzustoßen. Aber auch sie boten alle Kraft des Steuerruders auf, um uns vorbeizulassen.

„An Bord des Schiffes standen einige Leute, welche uns fragten, wer wir seien, wohin wir führen und von wo wir kämen: da sie aber auf französisch fragten, so rief der Renegat: „Niemand antwortet, denn es sind sicher französische Corsaren, die alles als Beute betrachten.“ Auf diese Warnung hin blieben wir sämmtlich stumm, aber kaum waren wir ein wenig vorüber und das Schiff unter dem Winde, als sie plötzlich zwei Kanonen auf uns abfeuerten; wie es schien, waren es Kettenkugeln, denn der eine Schuß riß unsern Mastbaum mitten entzwei und warf ihn mit sammt dem Segel in die See: und als sie im selben Momente die zweite Kanone abfeuerten, fuhr die Kugel mitten in unsre Barke und schlug ein Loch hinein, zwar ohne weiter Schaden anzurichten, da wir aber sahen, daß wir sinken mußten, riefen wir Alle mit lauter Stimme um Hülfe und baten die im andern Schiff, uns aufzunehmen, weil wir sonst ertrinken müßten. Sie zogen sogleich die Segel ein und ließen ein Boot oder eine Barke ins Meer, in welche ungefähr zwölf Franzosen stiegen, wohl gerüstet mit Büchsen und brennenden Lunten: so näherten sie sich unsrem Boote. Und als sie sahen, daß wir unsrer so wenige waren, und daß das Schiff sinke, nahmen sie uns auf, indem sie vorgaben, nur weil wir so unhöflich gewesen, nicht zu antworten, sei uns dieß begegnet. Unser Renegat nahm das Kästchen mit den Schätzen Zoraidens und warf es ins Meer, ohne daß Jemand sehen konnte, was er that. Wir gingen nun mit den Franzosen, welche, nachdem sie sich über alles unterrichtet hatten, was sie von uns zu wissen wünschten, uns, als wären sie unsre Todfeinde, rein ausplünderten, und

Zoraiden alles nahmen, bis auf die Spangen, die ſie an den Füßen trug; doch quälte mich das nicht ſo ſehr, was ſie Zoraiden raubten, als der Gedanke, daß, wenn ſie ihr die reichen und koſtbaren Juwelen genommen, ſie ihr auch noch das Kleinod nehmen könnten, das am meiſten werth war und ſie ſelbſt als das höchſte ſchätzte. Aber das Verlangen dieſer Leute erſtreckte ſich nicht weiter als auf das Geld, und deſſen hat ihre Habſucht nie zu viel; denn dieſe ging ſo weit, daß ſie uns ſogar noch die Sclavenkleider genommen, wenn ſie ihnen zu etwas hätten dienen können; ja es wurde der Vorſchlag gemacht, man ſolle uns alle, in ein Segel gebunden, ins Waſſer werfen: denn ſie hatten die Abſicht, um Handel zu treiben, unter dem Namen von Bretagnern in einigen ſpaniſchen Häfen zu landen; wenn ſie uns nun aber lebendig mitbrächten, könnten ſie für ihren Raub, falls man ihn entdecke, geſtraft werden. Aber der Hauptmann, der meine geliebte Zoraide ausgeplündert, ſagte, er ſei mit der Priſe zufrieden, die er gemacht, er wolle keinen ſpaniſchen Hafen berühren, ſondern ſogleich in den atlantiſchen Ocean ſteuern, und zwar durch die Meerenge von Gibraltar, in der Nacht, oder wie es ſonſt ginge, um nach La Rochelle zurückzukehren, von wo er ausgegangen. Sie hielten es deshalb für gerathen, uns ihr Boot und was uns für die kurze übrige Fahrt von Nöthen war, zu geben; dieß thaten ſie auch am andern Tage, als wir uns im Angeſichte Spaniens befanden. Bei dieſem Anblick waren ſogleich all unſre Schmerzen, all unſre Armut ſo ganz und gar vergeſſen, als wenn wir ſie eigentlich nie gekannt; ſo groß iſt die Freude über die wieder erlangte Freiheit!

„Es mochte ungefähr um Mittag ſein, als ſie uns in der Barke ausſetzten, indem ſie uns zwei Fäſſer mit Waſſer und etwas Zwieback mitgaben; der Capitän bot in einer Anwandlung von Mitleid der ſchönen Zoraide beim Einſteigen gegen vierzig Goldthaler und duldete nicht, daß ſeine Soldaten ihr die Kleider nahmen, die ſie jetzt noch trägt. Wir ſtiegen in das Boot und dankten ihnen für das Gute, das ſie uns erwieſen, denn wir fühlten uns eher glücklich, als unglücklich. Sie entfernten ſich und ſchlugen die Richtung nach der Meerenge ein;

wir aber sahen nach keinem andern Leitstern, als dem Lande, das sich vor uns zeigte, und steuerten mit solchem Ungestüm, daß wir bei Sonnenuntergang nahe genug waren, vor dem völligen Einbruch der Nacht die Küste erreichen zu können. Weil aber in jener Nacht der Mond nicht schien und der Himmel völlig finster war, wir auch die Gegend nicht kannten, in der wir uns befanden, so hielten wir es nicht für sicher, zu landen; viele waren freilich andrer Meinung und sagten, wir sollten darauf losgehen, und wenn wir auch an einem felsigen und unbewohnten Orte landen würden: denn wir könnten uns so allein vor der Gefahr schützen, die jedenfalls zu fürchten sei, daß nämlich Seeräuberschiffe von Tetuan uns überfielen, welche in der Berberei übernachten, Morgens aber an die Küste von Spanien kommen, und dann gewöhnlich Beute machen, worauf sie in die Heimat zurückkehren, um dort die Nacht zuzubringen. Man entschied sich für die von den beiden widersprechenden Ansichten, welche wollte, daß man sich langsam der Küste nähere und, wenn es die Ruhe des Meeres gestatte, sich ausschiffe, wo man könnte.

„Dieß geschah und es mochte kurz vor Mitternacht sein, als wir am Fuße eines wunderlich gestalteten und hohen Berges ankamen, der jedoch nicht so nahe am Meer lag, daß man nicht bequem hätte auf der dazwischen liegenden Küste landen können. Wir stießen an den sandigen Strand, sprangen sämmtlich ans Ufer, küßten den Boden und dankten mit heißen Thränen Gott unsrem Herrn für die unschätzbare Gnade, die er uns auf unsrer Fahrt erzeigt. Dann brachten wir die Lebensmittel aus der Barke herein, zogen sie ans Land und stiegen eine große Strecke den Berg hinauf; denn wiewohl wir hier waren, konnten wir uns doch noch nicht ganz zur Ruhe geben und uns völlig überzeugt halten, daß es christliches Land sei, auf dem wir stehen.

„Es schien uns später Tag zu werden, als uns lieb war; und wir erstiegen nun den letzten Gipfel des Berges, um zu sehen, ob wir nicht von dort aus ein Dorf oder einige Schäferhütten entdecken könnten. Aber so sehr wir unser Gesicht auch anstrengten, gewahrten wir doch kein Dorf, keinen Menschen, weder Weg noch Steg. Trotz alledem beschlossen

wir, tiefer ins Land hinein zu gehen, weil es doch nicht wohl sein konnte, daß wir nicht bald jemand finden würden, der uns Kunde von dem Lande geben könnte; was mich aber am meisten quälte, war, Zoraiden diese rauhen Wege zu Fuß machen sehen zu müssen; denn wenn ich sie auch bisweilen auf meine Schultern setzte, so beschwerte sie doch meine Beschwer mehr, als ihr das Ausruhen Ruhe verschaffte, und darum wollte sie nicht mehr, daß ich mich dieser Last unterziehe, und mit großer Geduld und heiterem Sinne mochten wir, während ich sie beständig an der Hand führte, nahezu eine Viertelmeile gegangen sein, als der Klang eines kleinen Glöckchens an unsre Ohren drang, das deutliche Zeichen, daß hier in der Nähe eine Heerde weide. Wir schauten uns alle aufmerksam um und gewahrten am Fuße eines Korkbaums einen Hirtenknaben, der in größter Ruhe und Sorglosigkeit mit einem Messer einen Pfahl bearbeitete.

„Wir riefen ihn an, er aber hatte kaum den Kopf erhoben, als er eiligst davon lief: wie wir später erfuhren, waren die Ersten, die sein Auge erblickte, der Renegat und Zoraide gewesen, und da sie maurische Kleidung trugen, meinte er, die ganze Berberei sei ihm schon auf den Fersen. Während er in größter Hast durch den Wald lief, rief er mit der lautesten Stimme: „Die Mauren, die Mauren sind im Lande! Die Mauren, die Mauren! zu den Waffen, zu den Waffen!“

„Dieß Geschrei ängstigte uns alle nicht wenig; wir wußten nicht, was wir thun sollten. Da wir jedoch vermutheten, das Geschrei des Hirten werde das ganze Land auf die Beine bringen, und die Küstenreiterei herbeirufen, um zu sehen, was es gebe, so beschlossen wir, der Renegat solle seine türkische Kleidung ausziehen und sich in einen Gileco oder Sclavenanzug werfen, den ihm sogleich einer von uns abtrat, obgleich er deßhalb selbst im Hemde gehen mußte. So befahlen wir uns denn Gott und schlugen denselben Weg ein, den wir den Hirten hatten nehmen sehen, beständig in der Erwartung des Augenblicks, wo die Strandreiterei über uns hereinbrechen würde. Wir täuschten uns auch nicht, denn es waren noch nicht zwei Stunden vergangen, als wir, aus einem Gebüsch auf eine Ebene heraus-

tretend, ungefähr fünfzig Reiter sahen, die in großer Eile in kurzem Galopp auf uns zu ritten. Sobald wir sie erblickt, hielten wir an, um sie zu erwarten: als sie aber näher kamen, und statt der Mauren, die sie suchten, arme Christensclaven erblickten, waren sie nicht wenig erstaunt und einer derselben fragte uns, ob wir den Anlaß gegeben, daß ein Hirte zu den Waffen gerufen.

„Ja", antwortete ich und wollte eben anfangen, ihm meine Schicksale zu erzählen, und zu berichten, woher mir kämen und wer wir seien, als einer von den Christen, die mit uns waren, den Reiter erkannte, der die Frage an uns gerichtet, und ohne mich ein Wort weiter sagen zu lassen, ausrief: „Gott sei gedankt, ihr Herren, daß er uns so glücklich geführt, denn wenn ich mich nicht täusche, gehört der Boden, den wir betreten, zu Velez Malaga, und wenn nicht die Jahre meiner Gefangenschaft mich der Erinnerung beraubt, so seid Ihr, Herr, der Ihr uns fragt, wer wir seien, mein Oheim, Pedro Bustamente."

„Kaum hatte der Christensklave dieß gesagt, als der Reiter vom Pferde sprang und den jungen Mann mit den Worten umarmte: „Mein lieber Herzensneffe, jetzt erkenne ich Dich wieder! Ich habe Dich schon als todt beweint, ich und meine Schwester, Deine Mutter und all die Deinen, welche noch am Leben sind; es hat Gott gefallen, ihnen das Leben zu erhalten, damit sie noch die Freude genießen, Dich zu sehen. Wir hatten schon erfahren, daß Du noch in Algier seiest, und nach dem Aussehen Deiner Kleidung und der ganzen Gesellschaft merke ich wohl, daß ihr auf wunderbare Art eure Freiheit erlangt haben müßt."

„So ist es", antwortete der junge Mann, „und wir werden wohl Zeit haben, Euch dieß alles zu erzählen."

„Sobald die Reiter hörten, daß wir Christensclaven seien, sprangen sie vom Pferde und luden uns ein, ihre Thiere zu besteigen, um nach Velez Malaga zu reiten, welches anderthalb Meilen von dort entfernt war. Einige von ihnen kehrten zurück, um die Barke nach der Stadt zu bringen, nachdem wir ihnen gesagt, wo wir sie zurückgelassen; andre setzten sich hinter

uns auf das Pferd, und Zoraide nahm hinter dem Oheim des Christen Platz. Die ganze Einwohnerschaft kam heraus, uns zu empfangen; denn sie wußten schon von einem, der einen Vorsprung genommen, daß wir im Anzuge seien. Der Anblick frei gewordener Christensclaven oder gefangener Mauren hatte für sie nichts zum Verwundern, denn die ganze Bewohnerschaft jener Küste war daran gewöhnt, ab und zu welche zu sehen; sie staunten jedoch über die Schönheit Zoraidens, welche gerade damals und in jenem Augenblicke ihren Höhepunkt erreicht hatte, da ihr der lange Weg und die Freude, sich im Christenlande zu befinden, ohne etwas fürchten zu müssen, die Wangen so lebhaft geröthet hatte, daß, wenn mich die Liebe nicht getäuscht hat, ich wohl behaupten möchte, es habe in der ganzen Welt kein schöneres Wesen gegeben, wenigstens hatte ich kein solches gesehen.

„Wir begaben uns auf geradem Wege in die Kirche, um Gott für die uns erwiesene Gnade zu danken, und als Zoraide eintrat, sagte sie, sie finde hier Gesichter, welche dem von Lela Marien ähnlich sehen. Wir sagten ihr, es seien Bilder von ihr, und der Renegat gab ihr zu verstehen, was sie bedeuteten, damit sie denselben die gleiche Verehrung erweise, als wenn jedes von ihnen die wirkliche Lela Marien wäre, die mit ihr gesprochen. Sie, die einen guten Verstand und eine leichte, klare Fassungsgabe besaß, begriff sogleich, was man ihr von den Bildern sagte. Man führte uns endlich fort und vertheilte uns in die verschiedenen Häuser der Stadt; aber den Renegaten, Zoraiden und mich nahm der Christ auf, der mit uns nach dem Hause seiner Aeltern ging, die sich in mäßig vermöglichen Umständen befanden und uns gleich liebreich, wie ihren Sohn behandelten.

„Sechs Tage blieben wir in Velez, worauf der Renegat, nachdem er Erkundigungen eingezogen, was er zu thun habe, nach der Stadt Granada ging, um sich durch die heilige Inquisition in den heiligen Schooß der Mutterkirche aufnehmen zu lassen. Von den übrigen Christen begab sich Jeder, wohin es ihm am besten dünkte. Zoraide und ich waren zuletzt allein noch übrig und besaßen nichts als die wenigen Thaler, welche der

Franzoſe Zoraiden aus Höflichkeit gegeben; für dieſe kaufte ich das Thier, auf welchem ſie geritten kam. Ich habe ihr bisher als Vater und Stallmeiſter, nicht als Gatte gedient. Und ſo ziehen wir denn hin, um zu ſehen, ob mein Vater noch am Leben oder ob einer meiner Brüder glücklicher geweſen, als ich; wenn ich auch freilich, da mir der Himmel Zoraiden zur Gefährtin gegeben, ſagen muß, daß mir kein Glück, und wäre es auch noch ſo groß, blühen kann, das ich höher achtete. Die Geduld, mit der Zoraide die Unbequemlichkeiten ertrug, welche die Armut mit ſich bringt, und das Verlangen, das ſie zeigte, ſobald als möglich eine Chriſtin zu werden, iſt ſo groß und lebhaft, daß ich ganz von Bewunderung für ſie erfüllt bin und mich gedrungen fühle, ihr zeitlebens meine Dienſte zu weihen. Freilich wird die Freude, mich als den Ihren und ſie als die Meinige zu betrachten, dadurch geſtört und aufgehoben, daß ich nicht weiß, ob ich in meiner Heimat einen Winkel finden werde, wo ich mich mit ihr niederlaſſen kann, und ob nicht die Zeit und der Tod eine ſolche Veränderung in den Vermögensumſtänden und dem Leben meines Vaters und meiner Brüder hervorgerufen, daß ich kaum Jemand finde, der mich erkennt, falls jene nicht mehr wären. Ich habe Euch, meine Herren, nichts weiter von mir zu berichten, und ob meine Geſchichte anziehend und wunderbar genug war, mögt Ihr ſelbſt mit Eurer Einſicht beurtheilen. Ich wünſchte freilich, ich hätte ſie Euch kürzer erzählen können, wiewohl die Furcht, Euch zu langweilen, mir manche Einzelheiten von der Zunge hinweggeſpült hat.“

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Erzählt, was sich ferner in der Schenke begab, und viele andre wissenswürdige Dinge.

Der Sclave schwieg nach diesen Worten, und Fernando sagte zu ihm: „Gewiß, Herr Hauptmann, die Art, wie Ihr diese wunderbare Geschichte erzählt habt, ist ebenso neu und eigenthümlich, als die Sache selbst; alles ist höchst seltsam, ungewöhnlich und so voll von Zwischenfällen, daß jeder Hörer von Staunen und Bewunderung erfüllt werden muß. Wir haben beim Anhören der Geschichte so viel Genuß gehabt, daß, wenn uns auch der Morgen bei dieser Erzählung überrascht hätte, wir uns doch gefreut haben würden, wenn Ihr von Neuem begonnen." Cardenio und alle andern bestätigten diese Worte, indem sie sich bereit erklärten, ihm mit allem zu dienen, was in ihren Mitteln stehe, und dieß sprachen sie in so liebenswürdiger und aufrichtiger Weise aus, daß der Hauptmann über das Anerbieten sich wohl freuen durfte. Namentlich bot ihm Fernando an, wenn er mit ihm zurückkehren wolle, so werde er seinen Bruder, den Marques, veranlassen, daß er bei Zoraidens Taufe Pathenstelle vertrete, er selbst aber wolle ihn in einer Weise ausrüsten, daß er mit aller Bequemlichkeit reisen und mit allem ihm gebührenden Ansehen in seiner Heimat einziehen könne. Der Sclave dankte ihm für Alles auf das Höflichste, wollte aber keine von seinen freigebigen Anerbietungen annehmen.

Inzwischen war es bereits nahe an Mitternacht geworden, da fuhr plötzlich eine Kutsche, begleitet von einigen Reitern, vor der Schenke an. Sie verlangten Herberge, aber die Wirthin antwortete, daß in der ganzen Schenke nicht eine Handbreit unbesetzt sei.

„Nun sei dem, wie ihm wolle", sagte einer von den Reitern, welche hereingetreten waren, „für den Herrn Richter, welcher hier kommt, darf es nicht an Platz fehlen."

Als die Wirthin das hörte, kam sie in Verlegenheit und sagte: „Mein Herr, ich meinte nur, ich habe keine Betten; wenn Seine Gnaden der Herr Richter sein eignes bei sich hat, was wohl der Fall sein wird, so sei er mir willkommen; ich und mein Mann wollen unsre Kammer abtreten, damit sich's Euer Gnaden bequem mache."

„Gut denn", sagte der Stallmeister. Inzwischen war aber bereits aus der Kutsche ein Mann gestiegen, der durch seine Tracht Amt und Würden verrieth, in denen er stand, denn sein langer Rock, mit den weiten und geschlitzten Aermeln, zeigte, daß er ein Richter war, wie sein Diener bereits gesagt. Er führte an der Hand ein Fräulein, das ungefähr sechszehn Jahre alt schien, und einen Reiseanzug trug; sie selbst war aber so edel, schön und anmuthig, daß sie alle durch ihren Anblick in Erstaunen setzte, und hätten sie nicht bereits Dorothea, Lucinde und Zoraide gesehen, die in der Schenke anwesend waren, so würden sie wohl geglaubt haben, daß man nicht leicht eine zweite solche Schönheit finden könne, wie dieses Fräulein.

Don Quijote war zugegen, als der Richter mit dem Fräulein ankam, und sagte, als er ihn erblickte: „Euer Gnaden kann ganz ruhig eintreten, und in diesem Castell umhergehen, denn wenn es auch eng und unbequem ist, so gibt es doch keinen Ort in der Welt, der so eng und unbequem wäre, daß er nicht Raum böte für die Waffen und Wissenschaften, zumal wenn die Waffen und Wissenschaften die Schönheit zur Begleiterin und Führerin haben, wie die Wissenschaften Euer Gnaden sie in diesem schönen Fräulein besitzen, der sich nicht allein Burgen aufthun und öffnen, sondern auch Berge sich scheiden, spalten und ebnen müßten, um ihr Einlaß zu bieten. So trete denn, wie ich sagte, Euer Gnaden in dieses Paradies; hier gibt es Sterne und Sonnen, welche des Himmels würdig sind, den Euer Gnaden mit sich bringt; hier werdet Ihr die Waffen auf ihrer Höhe und die Schönheit in ihrem vollkommensten Glanze finden."

Der Richter vernahm staunend die Worte Don Quijote's, welchen er sich deßhalb etwas genauer ansah, und verwunderte sich nicht weniger über sein Aussehen, als über seine Worte. Ehe

er aber noch selber zu Worte gekommen, mußte er von Neuem staunen bei dem Anblick Lucindens, Dorothea's und Zoraidens, welche bei der Nachricht, daß neue Gäste angekommen, und auf die Schilderung der Wirthin von des Fräuleins Schönheit herbeigeeilt waren, um sie zu sehen und zu begrüßen. Don Fernando, Cardenio und der Pfarrer boten ihm ein einfaches, aber höfliches Willkommen. Der Richter trat, durch das, was er sah, wie das, was er hörte, etwas verlegen gemacht, in die Schenke, und die anwesenden Schönen hießen das schöne Fräulein herzlich willkommen. Der Richter konnte zwar wohl sehen, daß sämmtliche Anwesende vornehme Leute waren; in Gestalt, Gesicht und Haltung Don Quijote's aber wußte er sich nicht zu finden. Nachdem die gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren und man sich die Möglichkeit der Unterbringung in der Schenke überlegt hatte, kam man wieder auf das zurück, was zuvor schon angeordnet war, nämlich, daß alle Frauen in der früher erwähnten Kammer untergebracht werden sollten, während die Männer gleichsam als Wache außen blieben. So war es auch der Richter zufrieden, daß seine Tochter, — denn diese war das Fräulein, — bei den Damen bleibe, was sie sehr gerne that; und so fanden sie sich denn mit dem schmalen Bette des Wirthes und der Hälfte von dem, welches der Richter mitgebracht, besser in jener Nacht zurecht, als sie gedacht hatten.

Der Sclave, dem vom ersten Augenblicke an, da er den Richter sah, das Herz höher geschlagen, da die Muthmaßung in ihm aufgestiegen, dieß sei sein Bruder, fragte einen der Diener, die ihn begleiteten, wie er heiße und ob er wisse, woher er sei. Der Diener antwortete, es sei der Licentiat Juan Perez von Biedma; er habe gehört, daß er aus einem Orte in den Bergen von Leon gebürtig sei. Durch diesen Bericht und durch das, was er gesehen, bestätigte sich ihm, daß es sein Bruder war, der nach dem Rathe seines Vaters studirt hatte. Ganz aufgeregt vor Freude rief er Don Fernando, Cardenio und den Pfarrer auf die Seite und erzählte ihnen, was geschehen, indem er versicherte, daß der Richter sein Bruder sei. Der Diener hatte ihm auch gesagt, er gehe als Richter nach Indien, an den

Gerichtshof von Mejico, jenes Mädchen ferner sei seine Tochter, deren Geburt der Mutter das Leben gekostet, er selbst aber sei durch die Mitgift, welche mit der Tochter im Hause geblieben, sehr reich geworden. Der Sclave fragte sie um Rath, auf welche Art er sich zu erkennen geben solle oder herausbringen könnte, ob wohl, wenn er sich zu erkennen gebe, sein Bruder sich seiner schäme, da er ihn so arm sehe, oder ob er ihn herzlich aufnehme.

„Laßt mich diesen Versuch machen", sagte der Pfarrer; „ich thue es gern, da sich gar nicht anders denken läßt, als daß er Euch, Herr Hauptmann, aufs Freundlichste aufnehmen wird; denn das wackere und kluge Wesen, das Euer Bruder schon in seiner äußern Erscheinung zeigt, läßt durchaus nicht vermuthen, daß er hochmüthig und undankbar sein und die Zufälle des Glücks nicht richtig zu schätzen wissen werde."

„Bei alle dem", sagte der Hauptmann, „möchte ich mich ihm nicht so unversehens zu erkennen geben, sondern ziehe einen Umweg vor."

„Nun, ich sage Euch", antwortete der Pfarrer, „ich werde es schon so einrichten, daß wir alle damit zufrieden sein können."

Das Mahl war indeß für den Richter und seine Tochter zugerichtet worden, und die Beiden setzten sich zu Tische; der Sclave stellte sich abseits und die Damen zogen sich in ihre Kammer zurück. Als das Essen zur Hälfte aufgetragen war, sagte der Pfarrer: „Desselben Namens wie Euer Gnaden, Herr Richter, hatte ich einen Kameraden in Constantinopel, wo ich einige Jahre gefangen war, und dieser Kamerad war einer der tapfersten Soldaten und Hauptleute in der ganzen spanischen Infanterie, aber er war ebenso tapfer und wacker, als unglücklich."

„Und wie hieß denn dieser Hauptmann, mein Herr?" fragte der Richter.

„Er hieß", antwortete der Pfarrer, „Rui Perez von Viedma und war aus einem Dorfe in den Bergen von Leon gebürtig. Er erzählte mir einen Vorfall, der seinem Vater mit seinen Brüdern begegnet sei, den ich, wenn er mir nicht von einem so wahrheits-

liebenden Mann erzählt worden wäre, für eines von jenen Märchen gehalten hätte, welche alte Weiber im Winter beim Feuer erzählen. Er ſagte mir nämlich, ſein Vater habe ſein Vermögen unter ſeine drei Söhne vertheilt, und ihnen gewiſſe Rathſchläge ertheilt, die beſſer geweſen, als die des Cato. Und ich kann allerdings ſagen, daß der, dem er folgte, nämlich in den Krieg zu gehen, ihm ſo gut ausgeſchlagen, daß er in wenigen Jahren durch ſeine Tapferkeit und ſeinen Muth, ohne andre Mittel, als eben ſeine große Tüchtigkeit, es zum Hauptmann in der Infanterie brachte, und ſich bereits auf dem beſten Wege ſah, Feldzeugmeiſter zu werden. Aber das Glück wandte ſich von ihm; denn eben als er die vollſte Hoffnung auf eine glänzende Zukunft haben durfte, da ward das Glück ihm untreu: er verlor die Freiheit an jenem glorreichen Tage, wo ſo manche ſie ſich gewannen, nämlich in der Schlacht von Lepanto; ich verlor ſie bei Goleta — und wir wurden ſpäter nach mancherlei Schickſalen zu Conſtantinopel Freunde. Von dort kam er nach Algier, wo ihm eines der wunderbarſten Abenteuer der Welt begegnet iſt.“

So fuhr der Pfarrer fort und erzählte mit bündiger Kürze, was dem Bruder des Richters und Zoraiden begegnet war; dieſer aber hörte ſo aufmerkſam zu, als hätte er nie etwas Aehnliches gehört. Der Pfarrer führte die Geſchichte nur bis zu dem Puncte, wo die Franzoſen die in der Barke befindlichen Chriſten plünderten, wodurch ſeine Kameraden und die ſchöne Maurin in die größte Armut und Noth geriethen; er habe nie erfahren, wo ſie hingekommen, ob ſie Spanien erreicht oder von den Franzoſen nach Frankreich gebracht worden ſeien.

Alles, was der Pfarrer ſagte, hörte der Hauptmann, der auf der Seite ſtand und die Bewegungen ſeines Bruders beobachtete. Als dieſer ſah, daß der Pfarrer mit ſeiner Erzählung zu Ende war, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus und ſagte mit Thränen erfüllten Augen: „O wüßtet Ihr, Herr, welche Kunde Ihr mir gebracht und wie nah mich die Sache angeht! Mögen Euch dafür dieſe Thränen Beweis ſein, die ſich mir unwillkürlich und gegen alle Schicklichkeit ins Auge

drängen! Der Hauptmann, den Ihr als so wacker rühmt, ist mein älterer Bruder, der, von männlicheren und höheren Gedanken beseelt, als ich und mein jüngerer Bruder, die ehrenvolle und würdige Laufbahn des Kriegers wählte, einen der drei Wege, welche unser Vater uns vorschlug, wie Euch Euer Kamerad erzählte, als Ihr Eurer Meinung nach ein Märchen zu hören glaubtet. Ich wandte mich den Wissenschaften zu, in welchen Gott und mein Fleiß es mich zu der Stellung bringen ließ, die ich jetzt einnehme. Mein jüngerer Bruder lebt in Peru und ist so reich, daß er mit dem, was er meinem Vater und mir sandte, weit mehr gab, als was er empfangen, ja er hat sogar meinem Vater die Möglichkeit verschafft, seinem Hang zur Freigebigkeit zu fröhnen, und auch ich konnte meine Studien mit mehr Anstand und Nachdruck verfolgen und den Posten leichter erringen, den ich jetzt einnehme. Mein Vater lebt noch und will nicht sterben, ehe er weiß, was aus seinem ältesten Sohne geworden; er bittet Gott beständig, daß er den Tod nicht früher seine Augen schließen lasse, als bis er die seines Sohnes gesehen. Ich wundere mich auch wirklich, daß er, der sonst so verständig war, in seiner schweren Noth, wie in seinem Glücke, es immer außer Acht gelassen, seinem Vater Kunde von sich zu geben, denn wenn er oder einer von uns um die Sache gewußt, würde er sich nicht in die Nothwendigkeit versetzt gesehen haben, auf das Wunder mit dem Stock zu warten, um seine Loskaufung zu erlangen. Was mich aber jetzt quält, ist der Gedanke, ob jene Franzosen ihm wohl auch die Freiheit gegeben oder ihn gemordet, um den Raub zu verheimlichen. Dieser Zweifel läßt mich die Reise nicht in der heitern Stimmung fortsetzen, wie ich sie begonnen, sondern im Gegentheil in Kummer und Trauer. O mein guter Bruder, wer weiß jetzt, wo du bist; wie gerne eilte ich dich aufzusuchen, um dich von deinem Jammer zu befreien, würde es mich auch noch so viele Mühe kosten! O wer unsrem alten Vater die Nachricht brächte, daß du noch am Leben bist! Und wärest du auch in den tiefsten Kerkern der Berberei, sein und mein und meines Bruders Vermögen sollten dich daraus befreien. O schöne und freigebige Zoraide, wer vermöchte Dir

die Wohlthaten, die Du meinem Bruder erzeigt, zu vergelten! Wer doch bei der Wiedergeburt Deiner Seele und bei der Hochzeit sein könnte, die uns allen so viel Freude bereitet!"

Dieß und Anderes sagte der Richter, und aus allem klang so viel Rührung über die Kunde, die ihm von seinem Bruder geworden, daß alle, welche ihn hörten, sich gedrungen fühlten, ihm Zeichen ihrer Theilnahme an seinem Kummer zu geben. Als der Pfarrer sah, wie gut ihm seine Absicht gelungen und wie sehr es nach den Wünschen des Hauptmanns ging, wollte er die traurige Stimmung nicht länger dauern lassen; er stand deßhalb vom Tische auf, trat in das Zimmer, wo sich Zoraide befand, und nahm sie bei der Hand, während ihnen Lucinde und Dorothea folgten. Der Hauptmann stand voll Erwartung da, was der Pfarrer wohl sagen würde; dieser aber faßte ihn mit der andern Hand und trat mit Beiden zu dem Richter und seiner Tochter und den andern Rittern, indem er sagte: „Stillet Eure Thränen, Herr Richter, denn es erfüllen sich all Eure Wünsche; Euch wird, was Ihr nur ersehnen mögt, denn vor Euch steht Euer guter Bruder und Eure liebe Schwägerin. Der, den Ihr hier vor Euch seht, ist der Hauptmann Viedma, und dort ist die schöne Maurin, die ihm so viel Gutes gethan. Die Franzosen, von denen ich Euch sprach, brachten sie in diese Noth, in der Ihr sie hier seht, damit Ihr die Freigebigkeit Eures guten Herzens zeigen könnet."

Der Hauptmann eilte herbei, seinen Bruder zu umarmen, dieser aber hielt ihm beide Hände vor die Brust, um ihn sich noch etwas genauer aus der Ferne zu betrachten; als er ihn aber wieder ganz erkannt hatte, preßte er ihn so fest ans Herz und vergoß so heiße Thränen der Freude, daß die meisten der Umstehenden sich nicht enthalten konnten, mit ihm zu weinen. Was sich die beiden Brüder sagten, die Gefühle, die sie austauschten, kaum glaube ich, daß es möglich wäre, sich solche vorzustellen, noch viel weniger, es zu beschreiben.

Bald erzählten sie sich, in abgebrochenen Reden, ihre Erlebnisse, bald überhäuften sie sich mit den leidenschaftlichsten Beweisen ihrer Liebe, bald umarmte der Richter Zoraide, bald

bot er ihr sein Vermögen an, bald forderte er sie auf, seine Tochter zu umarmen, bald riefen die schöne Christin und die allerschönste Maurin von Neuem die Thränen in Aller Augen. Don Quijote stand aufmerksam bei der Scene, ohne ein Wort zu sprechen, indem er diese wunderbaren Ereignisse, die sich vor seinen Augen vollzogen, sämmtlich den Hirngespinnsten der fahrenden Ritterschaft zuschrieb. Man kam nun überein, daß der Hauptmann und Zoraide mit ihrem Bruder nach Sevilla zurückkehren und ihren Vater von seiner Auffindung und Freiheit Kunde geben sollten, damit der Alte, wenn es ihm möglich wäre, der Taufe und Hochzeit Zoraidens anwohnen könne; dem Richter war es nicht möglich, seine Reise aufzuschieben, weil er Nachricht erhalten, daß die Flotte in einem Monat von Sevilla nach Neuspanien auslaufe, und es ihm sehr nachtheilig gewesen wäre, diese Gelegenheit zu versäumen. Kurz, alle waren froh und vergnügt über das Glück des Sclaven, und da die Nacht schon mehr als zur Hälfte verflossen war, beschlossen sie sich den Rest zurückzuziehen und in Ruhe zu verbringen. Don Quijote bot sich an, die Wache vor dem Schlosse zu halten, damit sie nicht von einem Riesen oder sonst einem böswilligen Schurken angegriffen würden, der nach dem großen Schatze von Schönheit Gelüste trüge, welche dieses Schloß in sich berge. Die, welche ihn kannten, nahmen sein Anerbieten an und erzählten dem Richter von den Wunderlichkeiten Don Quijote's, worüber dieser sich nicht wenig erlustigte. Nur Sancho Panza wollte verzweifeln, daß man mit dem Schlafengehen so lange warte; er machte sich's auch bequemer, als alle andern, indem er sich auf das Sattelzeug seines Esels lagerte, das ihm aber sehr theuer zu stehen kam, wie wir später erfahren werden.

Als sich die Damen in ihre Kammer zurückgezogen und auch die Andern, so gut es eben ging, sich's bequem gemacht, trat Don Quijote vor die Schenke hinaus, um, wie er versprochen, die Wache des Schlosses zu versehen. Es geschah jedoch, daß, als nicht mehr viel bis zum Anbruch der Morgenröthe fehlte, an das Ohr der Damen eine so wohltönende Stimme schlug, daß sie derselben unwillkürlich Aufmerksamkeit

ſchenken mußten, namentlich Dorothea, welche erwacht war und an deren Seite Donna Clara von Viedma ſchlief, denn ſo hieß die Tochter des Richters. Niemand konnte errathen, wer die Perſon ſei, die ſo gut ſinge; es war nur eine einzelne Stimme, ohne Begleitung eines Inſtrumentes.

Das eine Mal ſchien es, als ob die Stimme aus dem Hof, dann wieder, als ob ſie aus dem Pferdeſtall käme. Während ſie noch in dieſer Ungewißheit aufmerkſam lauſchten, kam Cardenio an ihre Thür und ſagte: „Wer nicht ſchläft, der horche; ihr werdet die Stimme eines Maulthiertreibers hören, der zum Entzücken ſingt.“

„Wir hören bereits“, antwortete Dorothea.

Damit ging Cardenio weg, und Dorothea, welche ihre Aufmerkſamkeit aufs Höchſte ſpannte, hörte folgendes Lied ſingen:

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Worin die anmuthige Geſchichte von dem Maulthiertreiber erzählt wird, nebſt andern ſeltſamen Begebenheiten, die ſich in der Schenke zutrugen.

Bin ein Schiffer, treib' mein Schifflein
Auf der Liebe tiefen Wellen,
Ohne Hoffnung, je zu finden
Eines Hafens ſich're Buchten.

Folge einem goldnen Sterne,
Den ich in der Ferne ſchaue,
Keinen ſah je Palinurus,
Der ſo ſchön und hell geleuchtet.

Weiß doch nicht, wohin er führet,
Und ſo ſchiff' ich in der Irre,
Nur auf ihn den Blick gerichtet,
Unbewegt, doch ohne Ruhe.

Züchtigkeit, zu weit getrieben,
Keuſchheit gegen alle Sitte
Hüllen ſie mir ein in Wolken,
Wenn ich ſie zu ſchauen ſehne.

O du leuchtend hell Geſtirne,
Deſſen heller Glanz mich läutert,
Wenn dein Licht mir ganz entſchwindet,
Iſt entſchwunden auch mein Leben.

Als der Singende ſo weit gekommen, fiel es Dorothea ein, daß es ſchade wäre, wenn ſie Clara eine ſo ſchöne Stimme zu hören verſäumen ließe; ſie rüttelte ſie daher, bis ſie aufwachte, und ſagte zu ihr: „Vergib mir, Kind, daß ich Dich aufwecke: ich thue es nur, damit Du Dich an der ſchönſten Stimme ergötzeſt, die Du vielleicht je in Deinem Leben gehört."

Clara wachte halb auf und verſtand zuerſt nicht, was Dorothea zu ihr ſagte; ſie mußte daher fragen, und dieſe wiederholte ihre Worte, worauf Clara endlich aufmerkſam wurde. Kaum hatte ſie jedoch zwei Verſe von dem Liede gehört, welches der Sänger zu Ende ſang, als ſie ein ſo heftiges Zittern befiel, als wenn ſie einen ſtarken Anfall von Wechſelfieber bekäme, und ſich an Dorothea ſchmiegend ausrief: „Ach, liebſtes, theuerſtes Fräulein, warum habt Ihr mich aufgeweckt? Das größte Glück, das mir jetzt begegnen könnte, wäre, daß ſich mir Aug' und Ohr verſchlöſſen, um dieſen unſeligen Sänger weder zu ſehen, noch zu hören."

„Was ſagſt Du da, mein Kind? Bedenke doch, daß es heißt, der Sänger ſei ein Maulthiertreiber."

„Keineswegs; es iſt der Beſitzer von mehren Ortſchaften", antwortete Clara, „und den Ort, den er in meinem Herzen beſitzt, hält er ſo feſt, daß, wenn er ihn nicht aufgeben will, er ewig darin herrſchen wird."

Dorothea verwunderte ſich über die ſinnige Sprache des jungen Mädchens, die bei ihrer Jugend allerdings etwas befremden mußte. Sie ſagte daher: „Ihr ſprecht Dinge, Fräulein Clara, die ich nicht verſtehe, erklärt Euch deutlicher und ſagt mir,

was Ihr mit dem Herzen, den Orten und jenem Sänger meint, dessen Stimme Euch in solche Aufregung versetzte? Oder sagt mir lieber für den Augenblick nichts, denn ich möchte, um, was Euch schreckte, zu erfahren, nicht den Genuß entbehren, den mir das Anhören dieses Gesanges gewährt. Wie mir scheint, beginnt er ein anderes Lied und in einer andern Tonart."

„Nun meinetwegen", antwortete Clara und hielt sich, um nichts zu hören, mit beiden Händen die Ohren zu, worüber Dorothea zwar sehr erstaunt war, aber doch den Gesang nicht versäumte, der folgendermaßen lautete:

O Du mein süßes Hoffen,
Das Du durch wild verschlung'ne rauhe Pfade
Dir kühn die Bahn hältst offen,
Die Du Dir vorgezeichnet fest und grade,
O lange nicht sollst Du noch sehen
Den Tod auf Schritt und Tritte mit Dir gehen.

Denn wahrlich nicht dem Feigen
Strahlt je des Sieges und Triumphes Ehre:
Es wird das Glück sich dem nicht zeigen,
Der nimmer setzet kühnlich sich zur Wehre,
Und muthlos auf dem Lotterbette
Gebannt liegt an der Schlaffheit Kette.

Wenn Amor seine Waaren
In hohem Preise hält, ist er im Rechte,
Wer hat von Schönrem je erfahren,
Wo gab es ein Juwel so rein und ächte,
Auch wird als wahres Wort betrachtet:
Was wohlfeil ist, wird selten hochgeachtet.

Der Liebe fest Beharren
Läßt selbst Unmögliches erringen;
Trotz Hinderniß und Barren
Muß endlich es dem Muthigen gelingen,
Drum bau' ich fest: auf Erden
Muß mir der Himmel meines Glücks noch werden.

Hier endigte der Gesang, und Clara erging sich von Neuem in Seufzern, was in Dorothea den Wunsch rege machte, endlich

den Grund dieſes ſüßen Geſangs und dieſer ſchwermüthigen Klagen zu erfahren. Sie wiederholte daher ihre Frage, was ſie vorher habe ſagen wollen.

Clara zog, damit Lucinde nichts hören möchte, Dorothea feſt an ſich, legte ihren Mund an Dorothea's Ohr, um ſicher zu ſein, daß ſie ſprechen könne, ohne von ſonſt Jemand vernommen zu werden, und ſagte dann: „Der Sänger, Fräulein, iſt der Sohn eines Ritters aus dem Königreich Aragon, der Beſitzer von zwei Ortſchaften; er wohnte in der Reſidenz gerade dem Hauſe meines Vaters gegenüber, und wiewohl mein Vater die Fenſter ſeines Hauſes im Winter mit Läden und im Sommer mit Vorhängen verſchloſſen hatte, ſo geſchah es doch, ich weiß ſelbſt nicht wie, daß der Ritter, der ſeinen Studien nachging, mich ſah, ob in der Kirche oder anderswo, kann ich nicht ſagen. Genug, er verliebte ſich in mich und gab mir dieß aus den Fenſtern ſeines Hauſes durch ſo viel Zeichen und Thränen zu verſtehen, daß ich es glauben und ihm gut ſein mußte, wenn ich auch nicht wußte, was er von mir wollte.

„Unter den Zeichen, die er mir machte, war eines, daß er die Hände in einander fügte, wodurch er mir zu verſtehen gab, daß er ſich mit mir verheirathen wolle; aber wenn ich mich auch herzlich darüber freute, ſo hatte ich doch als mutterloſe Waiſe Niemand, dem ich mein Glück mittheilen konnte. So blieb es denn dabei, und ich gewährte ihm keine andre Gunſt, als daß ich, wenn mein Vater und die Seinigen ausgegangen waren, den Vorhang oder den Jalouſieladen ein wenig emporhob und mich ihm ganz zeigte, worüber er ſich ſo erfreut geberdete, daß man nach ſeinem Benehmen hätte glauben können, er werde verrückt. So näherte ſich die Zeit der Abreiſe meines Vaters, von der er Kunde bekam, indeß nicht durch mich, denn ich konnte ihn niemals ſprechen. Er wurde, wie ich vernahm, aus Schwermuth krank, deßhalb konnte ich ihn am Tage unſrer Abreiſe nicht ſehen, um ihm, wenn auch nur mit den Augen, Lebewohl zu ſagen. Als wir aber zwei Tagereiſen gemacht hatten und in einem Orte, eine Tagereiſe von hier, in die Schenke traten, erblickte ich ihn an der Thüre des Hauſes in der Tracht eines

Maulthiertreibers, die ihm so natürlich stand, daß, wenn ich sein Bild nicht so treu im Herzen trüge, es mir unmöglich gewesen, ihn zu erkennen. Ich erkannte ihn aber sogleich, staunte anfangs, freute mich aber dann. Er sah mich verstohlen hinter dem Rücken meines Vaters an, vor dem er sich immer verbirgt, wenn er uns auf den Wegen oder in den Herbergen in die Quere kommt, und da ich nun weiß, wer er ist, und wenn ich bedenke, daß er aus Liebe zu mir zu Fuß geht und sich allen Mühseligkeiten aussetzt, so möchte ich vor Kummer sterben: wo er den Fuß hinsetzt, da sind auch meine Augen. Ich weiß nicht, in welcher Absicht er uns folgt, noch wie er seinem Vater entlaufen konnte, der ihn doch über Alles liebt, weil er sein einziger Erbe ist und weil er es in der That verdient, wie Ihr Euch überzeugen werdet, wenn Ihr ihn seht. Ich kann überdieß sagen, daß alles, was er singt, seinem Kopfe entsprungen ist, da ich gehört habe, er sei ein großer Gelehrter und Dichter. Aber so oft ich ihn sehe oder singen höre, zittre ich und erschrecke, denn ich fürchte immer, mein Vater möchte ihn erkennen und unsren Wünschen auf die Spur kommen. Ich habe in meinem Leben nie ein Wort mit ihm gesprochen und doch liebe ich ihn so innig, daß ich nicht ohne ihn leben kann. Das, mein Fräulein, ist Alles, was ich Euch von diesem Sänger sagen kann, dessen Stimme Euch so sehr gefallen; an ihr schon müßt Ihr erkennen, daß es kein Maulthiertreiber ist, wie Ihr sagt, sondern ein gebietender Herr über Unterthanen und Ortschaften, wie ich Euch bereits gesagt."

„Laßt es gut sein, Fräulein Donna Clara", sagte Dorothea, indem sie sie tausendmal küßte; „laßt es gut sein und vertraut der Hoffnung, bis der Tag anbricht; denn ich baue auf Gottes Hülfe, mit der ich Eure Sache zu führen denke, daß sie ein so glückliches Ende nehme, als ein so ehrbarer Anfang es verdient."

„Ach, Fräulein", sagte Donna Clara, „welchen Ausgang kann man erwarten, da sein Vater so vornehm und so reich ist, daß er glauben wird, ich sei zu gering zur Dienerin seines Sohns, wie viel mehr zu seiner Gemahlin. Mich aber hinter dem Rücken

meines Vaters zu verheirathen, das wäre ich um Alles in der Welt nicht im Stande. Ich wünschte nichts, als daß der junge Mann umkehrte und mich ziehen ließe; vielleicht, wenn ich ihn nicht sähe und eine große Entfernung zwischen uns träte, würde mir die Sorge, die mich jetzt quält, vom Herzen genommen; und doch muß ich sagen, auch dieß Mittel, das ich mir ausgesonnen, würde wohl wenig nützen. Ich weiß nicht, welcher Teufel daran Schuld ist, noch wie diese Liebe in mein Herz eingedrungen, da ich noch so jung bin und er noch so jung ist, — denn ich glaube, daß wir von einem Alter sind, und ich bin noch nicht völlig sechszehn Jahre, erst auf St. Michaelstag werde ich, wie mein Vater sagt, so alt."

Dorothea konnte nicht umhin, über diese kindlichen Aeußerungen Clara's zu lächeln, und sagte: „Wir wollen den kurzen Rest der Nacht, der, wie ich glaube, übrig ist, noch ruhen; wird es Tag, so werden wir schon Mittel finden, oder ich müßte sehr ungeschickt sein."

Sie legten sich wieder zur Ruhe, und in der ganzen Schenke herrschte die tiefste Stille, nur die Tochter der Wirthin und Maritornes, ihre Magd, schliefen nicht. Diese hatten nämlich, da sie das Uebel kannten, an dem Don Quijote krankte, und wußten, daß er vor der Schenke Wache hielt, mit einander ausgemacht, sich einen Scherz mit ihm zu erlauben, oder wenigstens sich die Zeit damit zu vertreiben, daß sie seinen Tollheiten lauschten. Es traf sich aber, daß in der ganzen Schenke kein Fenster auf die Straße ging, nur eine Strohbodenlucke, durch welche das Stroh hinausgeworfen wurde. An diese Lucke stellten sich die beiden Halbjungfrauen und sahen, wie Don Quijote zu Pferde saß, auf seine Stange gestützt und von Zeit zu Zeit so schmerzliche und tiefe Seufzer ausstoßend, daß man hätte glauben können, bei jedem müsse sich die Seele vom Körper loslösen. Im selben Augenblicke hörten sie ihn mit weichem, feierlichem und verliebtem Tone sagen: „O meine Herrin, Dulcinea von Toboso, Du Ausbund aller Schönheit, Spitze und Blüthe des Verstandes, Schatzkammer des höchsten Witzes, Vorrathshaus der Sittlichkeit und höchstes Ideal aller Voll-

kommenheiten, alles Edeln und Trefflichen in dieſer Welt; was mag Deine Hoheit jetzt beginnen? Richteſt Du vielleicht die Gedanken auf Deinen gefangenen Ritter, der ſich ſo vielen Gefahren freiwillig unterzogen, nur um Dir zu dienen? Gib mir Kunde von ihr, o du Leuchte mit den drei Geſichtern, vielleicht betrachteſt Du das ihrige jetzt mit Neid, wenn ſie durch eine Gallerie ihrer koſtbaren Paläſte geht oder ſich über einen Balcon hinauslehnt und erwägt, wie ſie, ihrer Tugend und Hoheit unbeſchadet, die Qual lindern könnte, die dieß mein zerriſſenes Herz um ihretwillen erduldet, welchen Ruhm ſie mir für meine Qualen, welche Beruhigung für meine Sorge, kurz welches Leben für meinen Tod und welche Belohnung für meine Dienſte zu bieten im Stande ſei. Dich aber, Sonne, die Du bereits Deine Roſſe anſchirren wirſt, um früh genug herauf zu kommen und meine Gebieterin zu ſehen, Dich bitte ich, wenn Du ſie ſiehſt, ſie von mir zu grüßen. Aber hüte Dich, wenn Du ſie ſiehſt und begrüßeſt, ſie nicht auf das Antlitz zu küſſen, denn ich würde eiferſüchtiger auf Dich ſein, als Du es je auf jene leichtfüßige Grauſame warſt, die Dich im Schweiße Deines Angeſichts über die theſſaliſchen Ebenen oder an den Ufern des Peneus hintrieb — denn ich erinnere mich jetzt nicht genau, wohin Du damals, von Eiferſucht und Liebe erfüllt, gelaufen." —

So weit war Don Quijote in ſeiner kläglichen Rede gekommen, als die Tochter der Wirthin ihm zuzuziſcheln und ihm zuzurufen begann: „Herr, kommt doch näher, wenn's gefällig!"

Auf dieſe Zeichen und Worte wandte Don Quijote das Haupt und ſah beim Schein des Mondes, der damals gerade in vollem Glanze ſtrahlte, wie man aus der Bodenlucke herabrief, die ihm ein Fenſter dünkte, und zwar als ein Fenſter mit vergoldetem Gitter, wie reiche Schlöſſer ſie haben müſſen; denn als ein ſolches erſchien ihm die Schenke. Und alsbald bildete er ſich wieder in ſeiner verſchrobenen Phantaſie ein, daß, wie das letzte Mal, eine ſchöne Jungfrau, die Tochter der Gebieterin dieſes Schloſſes, hingeriſſen von Liebe zu ihm, ihn zu verlocken ſuche. In dieſer Ueberzeugung wandte er, um nicht unhöflich und undankbar zu erſcheinen, den Rocinante herum, näherte

ſich der Lucke und ſagte beim Anblick der beiden Mädchen: „Ich beklage Euch, ſchönes Fräulein, daß Ihr Eure Liebesgedanken auf einen Mann richtet, von dem Ihr niemals eine Erwiderung erwarten könnt, wie ſie Euer hoher Werth und Eure Anmuth verdienen würden; Ihr dürft jedoch nicht dem elenden fahrenden Ritter die Schuld zur Laſt legen, dem es die Liebe unmöglich gemacht, ſeinen Willen einer andern gefangen zu geben, als der, die er auf den erſten Blick zur unumſchränkten Gebieterin ſeines Herzens machte. Vergebt mir, edles Fräulein! begebt Euch zurück in Euer Gemach und verzichtet darauf, mir ferner Eure Wünſche kund zu thun, damit ich mich nicht abermals undankbar zeigen müſſe. Wenn Eure Liebe aber andres von mir verlangt, was ich zu erfüllen im Stande wäre — und was nicht eben Liebe iſt, ſo verlangt es von mir; denn ich ſchwöre Euch, bei meiner abweſenden ſüßen Freundin, es Euch alsbald zu gewähren, wenn es auch eine Locke aus dem Haare der Meduſa wäre, das aus lauter Schlangen beſtand, oder gar die Strahlen der Sonne, in einer Flaſche eingefangen."

„Davon braucht mein Fräulein nichts, Herr Ritter", warf Maritornes ein.

„Nun, was hat denn Eure Herrin nöthig, kluges Fräulein?" fragte Don Quijote.

„Nur eine von Euren ſchönen Händen", ſagte Maritornes, „um an ihr das große Verlangen zu kühlen, das ſie an dieſe Lucke geführt, was für ihre Ehre ſehr gefährlich hätte werden können, denn wenn ihr Herr Vater es gemerkt, würde er ihr zum mindeſten das Ohr abgeſchnitten haben."

„Nun, das möchte ich wohl ſehen", antwortete Don Quijote; „er möge ſich wohl hüten, wenn er nicht das unglücklichſte Ende nehmen will, das je ein Vater in der Welt dafür genommen, daß er Hand anlegte an den zarten Leib ſeiner Tochter."

Maritornes war überzeugt, Don Quijote werde ganz ſicher die Hand heraufreichen, um die man ihn gebeten, und nachdem ſie ſich überlegt, was ſie in dieſem Falle thun wollte, ging ſie vom Boden hinab und eilte nach dem Stalle, wo ſie den Strick

vom Eſel des Sancho Panza nahm und eben ſo raſch wieder nach der Lucke zurückkehrte, gerade als Don Quijote ſich mit den Füßen auf den Sattel Rocinantens geſtellt hatte, um an das Gitterfenſter hinan zu reichen, wo er glaubte, daß die verwundete Dame ſtehe. Und indem er ihr die Hand reichte, ſagte er: „Nehmt, mein Fräulein, dieſe Hand, oder richtiger, dieſe Geißel der Böſewichter der Welt; nehmt dieſe Hand, ſage ich, die noch kein andres Weib berührt, ſelbſt die nicht, die doch von meinem ganzen Leib Beſitz genommen. Ich gebe ſie Euch nicht, daß Ihr ſie küßt, ſondern daß Ihr das Gewebe ihrer Nerven, die Feſtigkeit der Muskeln, die Breite und Fülle ihrer Adern betrachtet und daraus abnehmet, wie groß die Kraft des Armes ſein muß, der eine ſolche Hand beſitzt.“

„Das werden wir ſogleich ſehen“, ſagte Maritornes, und indem ſie an den Strick eine Schleife machte, warf ſie ihm dieſelbe um den Handknöchel, trat von der Lucke zurück und band den Strick, ſo feſt ſie konnte, an den Riegel der Thüre des Bodens.

Don Quijote, der den rauhen Strick an ſeiner Hand fühlte, ſagte: „Es ſcheint, Euer Gnaden, daß Ihr mir die Hand mehr reibt, als ſtreichelt. Ihr ſolltet nicht ſo ſchlimm mit ihr umgehen, denn ſie trägt nicht die Schuld an dem, was mein Wille gegen Euch verbricht; auch ziemt es ſich nicht, daß Ihr an einem ſo kleinen Theile Euren ganzen Zorn auslaßt. Bedenkt, daß, wer wahrhaft liebt, ſich nicht ſo grauſam rächt.“

Aber dieſe Rede Don Quijote's wurde von Niemand gehört, denn ſobald Maritornes ihn angebunden, machten ſich Beide, halbtodt vor Lachen, auf und davon und ließen ihn ſo feſt angebunden zurück, daß es ihm unmöglich war, ſich los zu machen.

Wie ſchon geſagt, ſtand er mit den Füßen auf Rocinanten, den Arm ſeiner ganzen Länge nach gegen die Lucke hinaufgereckt und die Hand an den Riegel der Thüre feſtgebunden, in der größten Angſt und Furcht, daß, wenn Rocinante ſich nach der einen oder andern Seite bewege, er am Arme aufgehängt bleiben müſſe. Er wagte deßhalb nicht die geringſte Bewegung zu machen, ungeachtet er von der Geduld und dem ruhigen

Charakter Rocinantens erwarten durfte, daß er ein ganzes Jahrhundert auf demſelben Flecke ſtehen bleiben würde. Als Don Quijote ſich ſo angebunden ſah und bemerkte, daß die Damen weggegangen, kam er auf den Gedanken, daß all dieß Zauberei ſei, wie das letzte Mal, als ihn in demſelben Schloß der verzauberte Mohr von Eſelstreiber zerprügelte. Er verwünſchte deßhalb im Stillen ſeine Unvorſichtigkeit und Unbeſonnenheit, daß er ſich, nachdem es ihm das erſte Mal in dieſem Schloſſe ſo ſchlimm ergangen, wieder hineingewagt, da es doch bei den fahrenden Rittern als Regel gelte, daß, wenn ſie ein Abenteuer unternommen und daſſelbe übel ausgefallen, ſie dieß als ein Zeichen betrachten, daß es nicht für ſie aufbehalten, ſondern für andre, und es deßhalb auch nicht nöthig ſei, es noch einmal zu verſuchen. Er zog an ſeiner Schlinge, um zu ſehen, ob er ſie nicht losmachen könne; ſie war aber ſo feſt gebunden, daß all ſeine Verſuche vergeblich waren. Er zog freilich ſehr vorſichtig, damit Rocinante ſich nicht bewege; und ſo ſehr er auch gewünſcht, ſich wieder im Sattel niederſetzen zu können, ſo war er doch gezwungen auf den Füßen ſtehen zu bleiben, wenn er ſich nicht den Arm ausreißen wollte. Jetzt war es am Platze, ſich das Schwert des Amadis zu wünſchen, gegen welches kein Zauber etwas vermochte; jetzt hatte er ein Recht, ſein Schickſal zu verwünſchen; jetzt war es erlaubt, von dem Verluſte Aufhebens zu machen, welchen die Welt während der Zeit ſeiner Verzauberung erlitt, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er verzaubert ſei; jetzt durfte er ſich wieder ſeiner geliebten Dulcinea von Toboſo erinnern; jetzt war es angezeigt, ſeinen braven Schildknappen Sancho Panza zu rufen, der, in tiefen Schlaf verſunken und auf das Sattelzeug ſeines Eſels ausgeſtreckt, in dieſem Augenblicke ſich nicht einmal ſeiner Mutter erinnerte, die ihn geboren. Jetzt rief er die Weiſen Lirgandeo und Alquife, daß ſie ihm beiſtänden; jetzt flehte er ſeine liebe Freundin Urganda an, daß ſie ihm zu Hülfe komme. Endlich überraſchte ihn der Morgen, als er in ſolche Verzweiflung und ſolche Wuth gerathen war, daß er wie ein Stier brüllte; denn er glaubte nicht, daß ſein jammervoller Zuſtand mit dem Tage ein Ende nehmen werde, ſondern meinte,

das werde ewig so dauern, da er sich für verzaubert hielt. Und er mußte das wirklich auch glauben, da Rocinante sich nicht von der Stelle bewegte; ja er meinte, auf diese Weise müßten sie, er und sein Pferd, ohne zu essen, zu trinken oder zu schlafen, stehen bleiben, bis jener böse Einfluß der Gestirne vorüber sei und ein andrer noch mächtigerer Zauberer sie erlöse. Er täuschte sich jedoch gewaltig in seiner Meinung, denn kaum begann es zu tagen, als vier Reiter auf die Schenke zugeritten kamen, die sehr gut gekleidet und wohl gerüstet waren und Musketen am Sattelbogen führten.

Sie pochten heftig an die Thüre der Schenke, welche verschlossen war. Als Don Quijote, der noch immer auf seinem hohen Posten die Schildwache spielte, dieß sah, rief er mit lauter und trotziger Stimme: „Ritter oder Knappen, oder was Ihr sonst sein möget, Ihr habt kein Recht an die Pforten dieses Schlosses zu pochen, denn es ist klar genug, daß zu dieser Stunde die Bewohner desselben entweder schlafen, oder die Gewohnheit haben, die Festung nicht eher zu öffnen, als bis die Sonne über die ganze Erde scheint. Entfernt Euch darum von hier und wartet, bis es Tag geworden; dann wollen wir sehen, ob es schicklich ist oder nicht, daß man Euch öffne."

„Was zum Teufel, ist das hier eine Festung oder Schloß", sagte Einer von ihnen, „daß wir solche Umstände zu machen genöthigt sein sollen? Wenn Ihr der Wirth seid, so befehlet, daß man uns aufmache, denn wir sind Reisende und wollen nur unsern Thieren etwas Futter geben und dann weiter ziehen; wir haben Eile."

„Meint Ihr denn, ihr Ritter, ich sehe aus wie ein Wirth?" fragte Don Quijote.

„Ich weiß nicht, von was Ihr das Aussehen habt", antwortete ein Anderer; „aber das weiß ich, daß Ihr verrücktes Zeug schwatzt, wenn Ihr diese Schenke da ein Schloß nennt."

„Es ist ein Schloß", versetzte Don Quijote, „und zwar eines der ersten in dieser Provinz, und Leute wohnen darin, die schon das Scepter in der Hand und die Krone auf dem Haupt getragen haben."

„Es wäre beſſer umgekehrt geweſen", ſagte der Reiſende, „das Scepter auf dem Haupte und die Krone in der Hand, und wenn man's genau beſieht, wird drinnen eine Schauſpielergeſellſchaft ſein, die allerdings ab und zu Kronen und Scepter tragen, wie Ihr ſagt; denn in einer ſo kleinen Schenke, wo überdieß noch ſo tiefe Stille herrſcht, wie hier, glaube ich nicht, daß Perſonen wohnen, die der Krone und des Scepters würdig wären."

„Ihr wißt wenig von der Welt", verſetzte Don Quijote, „wenn Ihr nicht einmal von den Dingen wißt, die ſich unter der fahrenden Ritterſchaft zuzutragen pflegen."

Die Begleiter des Fragenden waren des Geſpräches, das dieſer mit Don Quijote führte, überdrüſſig; ſie pochten deßhalb aufs Neue mit großem Ungeſtüm, und zwar dermaßen, daß der Wirth und auch die übrigen in der Schenke Anweſenden erwachten. Der Wirth ſtand auf, um zu ſehen, wer poche.

Inzwiſchen hatte ſich eines von den Thieren, auf welchen die vier Pochenden geritten kamen, Rocinanten genähert, um an dieſem zu riechen, der noch immer melancholiſch und trübſelig mit hängenden Ohren, ohne ſich zu rühren, ſeinen ausgeſtreckten Herrn trug. Da Rocinante aber am Ende doch von Fleiſch war, obgleich er von Holz zu ſein ſchien, ſo wurde er unwillkürlich unruhig: er drehte ſich deßhalb um, um denjenigen, der ihm mit ſolchen Liebkoſungen genaht war, ebenfalls zu beriechen. Aber kaum hatte er ſich etwas gerührt, als die beiden Füße Don Quijote's ausglitten, und ſie wären mit ihm zu Boden gefallen, wenn er nicht am Arme angebunden geweſen. Dieß verurſachte ihm indeß einen ſolchen Schmerz, daß ihm war, als ſei das Gelenk ihm ausgerenkt oder der Arm abgeriſſen; dabei glaubte er dem Boden ſo nahe gekommen zu ſein, daß er mit den Fußſpitzen die Erde berühren könne, und das war ihm gerade ſehr nachtheilig, denn da er nun meinte, es fehle nur wenig, um die Füße auf die Erde ſetzen zu können, ſo mühte und reckte er ſich, ſo viel er konnte, um den Boden zu erreichen. So ging es ihm wie denen, welche auf der Folterleiter halb ſtehen, halb nicht ſtehen und damit ſelbſt ihre Schmerzen ver-

mehren, daß ſie ſich anſtrengen ſich auszurecken, weil ſie ſich von der Hoffnung täuſchen laſſen, welche ihnen vorſpiegelt, ſie könnten mit etwas mehr Recken den Boden erreichen.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

In welchem die unerhörten Ereigniſſe in der Schenke fortgeſetzt werden.

Don Quijote ſchrie ſo laut, daß der Wirth, raſch die Thüre der Schenke öffnend, ganz erſchrocken heraustrat, um zu ſehen, wer ſo laut rufe, während die draußen Stehenden dasſelbe thaten. Maritornes, welche über dem Geſchrei ebenfalls aufgewacht war und ſich denken konnte, was es war, lief auf den Strohboden und band, ohne daß es Jemand ſehen konnte, den Strick los, der Don Quijote hielt, worauf dieſer ſogleich vor den Augen des Wirths und der Reiſenden auf den Boden herabſtürzte, während dieſe auf ihn zutraten und ihn fragten, was geſchehen ſei, daß er ſo ſehr ſchreie.

Don Quijote aber band, ohne ein Wort zu ſprechen, den Strick vom Gelenk, erhob ſich, beſtieg den Rocinante, ergriff ſeinen Schild, legte die Lanze ein, ritt ein gutes Stück auf das freie Feld hinaus und kehrte in kurzem Galopp mit dem Ausruf zurück: „Wer da ſagt, daß ich mit Recht bezaubert geweſen, den will ich, wenn es meine Herrin, die Prinzeſſin Micomicona, erlaubt, Lügen ſtrafen und fordere ihn hiermit zum Zweikampf heraus.“

Die neuangekommenen Reiſenden ſtaunten über Don Quijote's Worte, aber der Wirth benahm ihnen bald dieß Staunen, indem er ihnen ſagte, wer Don Quijote ſei, und daß man ſeiner nicht zu achten brauche, da er verrückt ſei.

Sie fragten den Wirth, ob vielleicht ein junger Mann von ungefähr fünfzehn Jahren in der Schenke eingekehrt: er ſei als Maulthiertreiber verkleidet und ſehe ſo und ſo aus. Dabei beſchrieben ſie den Liebhaber der Donna Clara.

Der Wirth antwortete, es seien so viele Leute in der Schenke, daß er nicht darauf Acht gegeben, ob sich der darunter befinde, nach welchem sie fragten. Da jedoch Einer von ihnen den Wagen gesehen, in welchem der Richter gekommen, so sagte er: „Hier muß er ganz entschieden sein, denn dieß ist die Kutsche, welcher er folgen soll. Einer von uns bleibt an der Thüre, während die Andern eintreten, um ihn zu suchen; auch wäre es gut, wenn Einer von uns um die ganze Schenke herginge, damit er nicht über die Hofmauer entwische."

„Das soll geschehen", antwortete Einer von ihnen. Zwei gingen dann hinein, Einer blieb vor der Thüre und der Vierte ritt um die Schenke herum; das sah der Wirth alles und wußte gar nicht, was die Vorkehrungen bedeuten sollten, wenn er auch wohl glauben mochte, daß sie den Burschen suchten, den sie ihm beschrieben hatten.

Inzwischen war es heller Tag geworden, und deßhalb, wie wegen des Lärms, den Don Quijote gemacht, waren alle Anwesenden erwacht und standen auf, namentlich Donna Clara und Dorothea; denn die eine hatte aus Unruhe, dem Geliebten so nahe zu sein, die andere aus Neugierde, diesen zu sehen, diese Nacht nur sehr schlecht geschlafen. Don Quijote, welcher sah, daß keiner von den vier Reisenden sich um ihn kümmere oder seiner Aufforderung entspreche, war ganz außer sich und schäumte vor Zorn und Aerger; und wenn es in den Gesetzen der Ritterschaft erlaubt gewesen, daß der fahrende Ritter ein andres Abenteuer unternehme, so lange er sein Wort verpfändet, daß er sich in kein andres einlasse, bis das gelobte vollendet sei, so würde er sie alle angefallen und wider ihren Willen zu antworten gezwungen haben. Da es ihm aber nicht schicklich und gut dünkte, ein neues Abenteuer zu bestehen, ehe er die Prinzessin Micomicona in ihr Reich eingesetzt, so mußte er schweigen und sich ruhig verhalten, um zu warten, wo das mit dem Eifer der Reisenden hinaus wolle. Einer von ihnen fand den jungen Mann, den er suchte, an der Seite eines Maulthiertreibers schlafend, ganz ohne Sorgen, daß man ihn suchen oder gar finden werde.

Der Fremde rüttelte ihn am Arm und sagte: „Wahrhaftig,

Herr Don Luis, das Kleid, das Ihr da tragt, ſchickt ſich herrlich für Euren Stand, und das Lager, auf welchem ich Euch finde, für die Sorgfalt, mit der Eure Mutter Euch erzogen."

Der Burſche rieb ſich die ſchlaftrunkenen Augen, betrachtete ſich gemächlich den, der ihn angefaßt, erkannte aber alsbald, daß es ein Diener ſeines Vaters war. Darüber erſchrak er ſo ſehr, daß er lange Zeit kein Wort fand und hervorbrachte; der Diener aber fuhr fort: „Ihr könnt nichts Andres thun, Herr Don Luis, als Euch in Geduld faſſen und nach Hauſe zurückkehren, wenn Euer Gnaden nicht will, daß Euer und mein Herr in die andre Welt gehe, denn bei dem Schmerz, den ihm Eure Abweſenheit verurſacht, läßt ſich nichts Anderes erwarten."

„Aber wie hat mein Vater denn erfahren", ſagte Don Luis, „daß ich dieſen Weg eingeſchlagen und in dieſer Tracht?"

„Ein Student, dem Ihr Euer Vorhaben mitgetheilt", ſagte der Diener, „hat es uns entdeckt, aus Rührung über den Jammer Eures Vaters bei der Entdeckung Eurer Flucht. Sogleich ſandte er vier ſeiner Diener aus, um Euch zu ſuchen, und ſo ſind wir hier zu Euren Dienſten, mehr erfreut über den glücklichen Erfolg unſrer Sendung, als man ſich denken kann, indem wir Euch Dem wieder vor Augen führen können, der Euch ſo herzlich liebt."

„Das wird ganz geſchehen, wie ich es will, oder der Himmel es fügt", antwortete Don Luis.

„Was könnt Ihr wollen oder der Himmel Anderes fügen, als daß Ihr Euch darein ergebt, mit uns heimzukehren? Es iſt ja nichts Anderes möglich."

Das ganze Geſpräch der Beiden hörte der Maulthiertreiber mit an, neben welchem Don Luis lag. Er ſtand auf und eilte, den Vorgang Don Fernando, Cardenio und den Andern zu hinterbringen, welche bereits angekleidet waren. Er berichtete ihnen, daß jener Menſch den jungen Mann Don Luis heiße, was ſie mit einander geſprochen und wie er ihn nach dem väterlichen Hauſe zurückbringen wolle, der junge Mann aber keine Luſt dazu habe. Dieß und was ſie bereits von ihm kannten, nämlich die gute Stimme, die der Himmel ihm verliehen, erregte das lebhafte Verlangen in

ihnen, genauer zu erfahren, wer er ſei, um ihm beizuſtehen, wenn man ihm etwa Gewalt anthun wollte. Sie begaben ſich deßhalb an Ort und Stelle, wo er noch mit ſeinem Diener ſprach und ſtritt.

Dorothea kam inzwiſchen aus ihrem Zimmer und hinter ihr, ganz beſtürzt, Donna Clara. Dorothea rief Cardenio bei Seite und erzählte ihm in kurzen Worten die Geſchichte von dem Sänger und Donna Clara; dieſer theilte ihr dagegen mit, daß die Diener ſeines Vaters gekommen ſeien, ihn aufzuſuchen, ſagte es aber nicht ſo leiſe, daß Donna Clara es nicht gehört, die darüber ſo außer ſich kam, daß, wenn Dorothea nicht hinzugekommen, ſie zu halten, ſie zuſammengebrochen wäre. Cardenio bat Dorothea, ſie nach ihrem Zimmer zurückzuführen, er wolle Alles ins Reine zu bringen ſuchen, und ſie thaten es auch.

Schon waren die Vier, welche gekommen, Don Luis in der Schenke zu ſuchen, in dieſer um ihn verſammelt und ſuchten ihn zu überreden, daß er unverzüglich mit ihnen aufbreche, um ſeinen Vater zu tröſten.

Er antwortete, daß er dieß in keinem Falle thun könne, bis er eine Sache ins Reine gebracht, bei der ſein Leben, ſeine Ehre und ſein Herz auf dem Spiele ſtänden.

Die Diener faßten ihn an und ſagten, daß ſie unter keiner Bedingung ohne ihn zurückkehren würden und ihn mitzunehmen entſchloſſen ſeien, ob er wolle oder nicht.

„Das werdet Ihr nicht thun", verſetzte Don Luis, „wenn Ihr mich nicht todt fortſchleppen wollt; denn Ihr mögt mich von hier fortnehmen, wie Ihr wollt, Ihr bringt mich nur todt fort."

Inzwiſchen waren alle in der Schenke Anweſenden um die Wette herbeigelaufen, namentlich Cardenio, Don Fernando, ſeine Gefährten, der Richter, der Pfarrer, der Barbier und Don Quijote; dem Letzteren ſchien es nicht nöthig, länger die Wache des Schloſſes zu verſehen.

Cardenio, welcher die Geſchichte des jungen Mannes bereits kannte, fragte die, welche ihn wegführen wollten, nach der Urſache, warum ſie ihn gegen ſeinen Willen fortbringen möchten.

„Einzig darum", antwortete einer von den Vieren, „um ſeinem Vater, den die Flucht des Junkers dem Tode nahe gebracht, das Leben wiederzugeben."

Don Luis antwortete darauf: „Niemand braucht ſich um meine Sachen zu kümmern; ich bin frei und werde heimkehren, wann es mir beliebt. Jedenfalls darf mir Niemand von Euch Gewalt anthun."

„Das mag Euer Gnaden Vernunft thun", antwortete der Mann; „und wenn dieſe nicht ſo viel vermag, ſo werden wir Manns genug ſein, das zu thun, was uns hierher geführt und wozu wir verpflichtet ſind."

„So laßt uns doch wiſſen, was der Grund von alledem iſt", ſagte jetzt der Richter. Aber der Mann, der ihn als Nachbar des Hauſes erkannte, ſagte: „Kennt Euer Gnaden, Herr Richter, dieſen Junker nicht? Er iſt ja der Sohn Eures Nachbars und hat ſich in einem für ſeinen Stand, wie Ihr ſeht, ſo unziemlichen Anzug von dem väterlichen Hauſe entfernt."

Da ſah ihn der Richter genauer an, erkannte und umarmte ihn und ſagte dann: „Was ſind das für Poſſen, Herr Don Luis, was für wichtige Urſachen können Euch bewogen haben, auf ſolche Art und in ſolchem Anzug, der, wie er richtig ſagt, ſo ſchlecht zu Eurem Stande paßt, hierher zu kommen."

Dem jungen Manne kamen die Thränen in die Augen; er vermochte dem Richter kein Wort zu erwidern. Dieſer aber ſagte den Vieren, ſie möchten ſich nur beruhigen, es werde Alles ins Reine kommen; und indem er Don Luis an der Hand nahm und auf die Seite führte, fragte er ihn, wie er denn hierher komme.

Während er ihn ſo ausfragte, hörte man ein lautes Geſchrei vor der Thüre der Schenke. Die Urſache davon war, daß zwei Gäſte, welche die Nacht hier zugebracht, als ſie alle Welt damit beſchäftigt ſahen, zu erfahren, was die Vier hier ſuchten, ſich auf und davon machen wollten, ohne zu bezahlen; aber der Wirth, der mehr auf ſein Geſchäft, als auf die Fremden bedacht war, hielt jene feſt, als ſie eben hinausſchlüpfen wollten, verlangte ſeine Bezahlung und warf ihnen ihre böſe Abſicht mit ſolchen

Worten vor, daß sie sich veranlaßt sahen, ihm mit Faustschlägen zu antworten; und sie tractirten ihn in einer Weise, daß der arme Wirth laut schreien und um Hülfe rufen mußte.

Die Wirthin und ihre Tochter sahen niemand, der gerade weniger beschäftigt gewesen, um ihrem Manne beizustehen, als Don Quijote. Die Tochter sagte deßhalb zu ihm: „Helft doch, gnädiger Herr Ritter; bei der Tapferkeit, die Euch Gott verliehen, helft meinem armen Vater, den zwei böse Menschen eben wie Getreide ausdreschen.“

Don Quijote antwortete jedoch sehr gelassen und mit großer Ruhe: „Schönes Fräulein, für jetzt kann Eurer Bitte nicht Statt gegeben werden, denn ich kann mich in kein Abenteuer einlassen, so lange ich noch ein anderes nicht bestanden habe, für welches ich mein Wort eingesetzt. Was ich aber thun kann, Euch zu dienen, das will ich Euch jetzt sagen: Lauft und sagt Eurem Vater, daß er sich in dem Kampfe so gut als möglich halte und sich um keinen Preis besiegen lasse; inzwischen werde ich die Prinzessin Micomicona um Erlaubniß bitten, ihm in seiner Noth beistehen zu dürfen. Gibt sie mir diese, so seid versichert, daß ich ihm heraushelfen werde.“

„Ei, so hol' Euch doch —!“ rief Maritornes, welche dabei stand; „ehe Euer Gnaden die Erlaubniß hat, von der Ihr sprecht, ist mein Herr schon in der andern Welt.“

„Vergönnt mir, Fräulein, daß ich die Erlaubniß einhole“, erwiderte Don Quijote, „und wenn ich sie erhalten, hat es nichts zu sagen, ob er auch schon in der andern Welt ist; denn ich hole ihn von dort, und wenn die ganze Welt sich widersetzte. Wenigstens werde ich Euch dergestalt an denen rächen, die ihn dorthin gebracht, daß Ihr mehr als mittelmäßige Genugthuung haben sollt.“ Und ohne ein weiteres Wort ging er zu Dorothea, warf sich vor ihr auf die Kniee und bat sie mit ritterlichen und abenteuerlichen Worten, ihre Hoheit möge die Gnade haben, zu gestatten, daß er dem Castellan dieses Schlosses, der eben in großer Gefahr sei, zu Hülfe komme und Beistand leiste.

Die Prinzessin gab ihm die Erlaubniß mit großer Bereitwilligkeit, worauf er sogleich den Schild an den Arm hing, die

Hand an den Degen legte und nach dem Thor der Schenke lief, wo die Gäste den Wirth noch immer mißhandelten. Als er jedoch hinzukam, hielt er an und stand still, obgleich Maritornes und die Wirthin ihm zuriefen, warum er sich denn aufhalte, er solle doch ihrem Herrn und Gatten beistehen.

„Ich halte mich zurück", sagte Don Quijote, „weil es mir nicht erlaubt ist, das Schwert gegen Knappenvolk zu ziehen. Ruft deßhalb meinen Knappen Sancho herbei, das ist seine Sache, ihm gebührt diese Vertheidigung und Rache."

Dieß geschah am Thor der Schenke, wo es Faustschläge und Ohrfeigen regnete, alles auf Kosten des Wirths und zum großen Aerger von Maritornes, wie der Wirthin und ihrer Tochter, welche über die Feigheit Don Quijote's und das Mißgeschick ihres Gatten, Herrn und Vaters in Verzweiflung geriethen.

Lassen wir ihn denn, es wird nicht an Jemand fehlen, der ihm zu Hülfe kommt, wo nicht, so mag der leiden und schweigen, der mehr wagt, als seine Kräfte erlauben. Wir wollen fünfzig Schritte weiter gehen und sehen, was Don Luis dem Richter antwortete, den wir abseits mit ihm stehen ließen, als er ihn um den Grund fragte, weßhalb er zu Fuß und in so ärmlicher Kleidung hierher gekommen.

Der junge Mann ergriff ungestüm seine Hände, zum Zeichen, daß ihm ein großer Schmerz das Herz zusammenpresse, und sagte unter einem Strom von Thränen: „Mein Herr, ich kann Euch nichts Anderes sagen, als daß von dem Augenblick an, wo der Himmel es fügte und unsere Nachbarschaft es erleichterte, daß ich Eure Tochter und meine Gebieterin, Fräulein Donna Clara, erblickte, ich sie zur Herrin über meinen Willen erklärte, und wenn es Euer Wille, mein wahrer Herr und Vater, nicht verhindert, so soll sie noch heutigen Tages meine Frau werden. Um ihretwillen habe ich mein väterliches Haus verlassen, um ihretwillen mich in diese Kleidung geworfen, ihr zu folgen, wohin sie geht, wie der Pfeil dem Ziele, der Schiffer dem Nordstern. Sie weiß nicht mehr von meinen Wünschen, als was sie daraus abnehmen konnte, daß sie mich einige Mal von ferne weinen sah. Ihr kennt, mein Herr, den Reichthum und

die vornehme Herkunft meiner Aeltern und wißt, daß ich ihr einziger Erbe bin. Wenn Ihr glaubt, daß dieſe Glücksumſtände genügend ſeien, um es darauf hin wagen zu können, mich ganz glücklich zu machen, ſo nehmt mich ſogleich zu Eurem Sohn an. Wenn mein Vater, von andern Wünſchen getragen, an dem Gut keinen Gefallen finden ſollte, das ich mir zu ſuchen gewußt, ſo bedenkt, daß die Zeit mehr Macht hat, die Dinge zu ändern und umzugeſtalten, als der menſchliche Wille."

Der verliebte junge Mann ſchwieg nach dieſen Worten, während der Richter ihm erſtaunt, verlegen und bewundernd zuhörte; denn es überraſchte ihn die kluge Art und Weiſe, wie ihm Don Luis ſeine Gefühle enthüllte, und er war unſchlüſſig, was er bei ſo plötzlich und unerwartet eingetretenen Verhältniſſen thun ſollte. Er antwortete deßhalb nichts, als daß er ſich vor der Hand beruhigen und ſeine Diener hinhalten möge, daß ſie ihn heute noch nicht zurückbrächten, damit man Zeit gewinne, ſich zu überlegen, was für Alle das Beſte wäre. Don Luis küßte ihm feurig die Hand und badete ſie in ſeinen Thränen: ein Anblick, der ſelbſt ein Marmorherz hätte rühren können, und nicht blos das des Richters, der als kluger Mann bereits eingeſehen, wie gut dieſe Partie für ſeine Tochter ſei, vorausgeſetzt, daß es möglich, ſie mit Bewilligung des Vaters von Don Luis zu Stande zu bringen, von dem er wußte, daß er ſeinem Sohne gerne eine hohe Stellung verſchafft hätte.

Die Gäſte hatten ſich inzwiſchen mit dem Wirth verſöhnt; und zwar mehr auf Don Quijote's Zureden und guten Rath, als auf ſeine Drohungen, hatten ſie ihm alles, was er verlangte, bezahlt. Die Diener Don Luis' warteten auf das Ende der Unterredung mit dem Richter und den Entſchluß ihres Herrn, als der Satan, der niemals ſchläft, es fügte, daß im ſelben Augenblick der Barbier in die Schenke trat, welchem Don Quijote den Helm des Mambrinus und Sancho Panza das Reitzeug des Eſels abgenommen, das er mit dem ſeinigen vertauſchte. Der Barbier zog ſeinen Eſel in den Stall und fand dort Sancho Panza, der eben an ſeinem Sattel etwas zurecht machte. Kaum hatte er ihn aber erblickt, ſo hatte er ihn auch

erkannt. Er wartete denn auch nicht lang, bis er auf Sancho mit den Worten losstürzte: „So, Don Spitzbube, jetzt habe ich Dich! Heraus mit meinem Becken und dem Saumsattel und dem ganzen Geschirr, das Du mir geraubt."

Als Sancho sich so unerwartet überfallen sah und die Schmähungen hörte, die gegen ihn ausgestoßen wurden, hielt er mit der einen Hand den Sattel fest und gab mit der andern dem Barbier eine Maulschelle, daß ihm das Blut im Munde zusammenlief. Trotzdem ließ der Barbier die Beute, die er in seinem Sattel gemacht hatte, nicht fahren, sondern erhob die Stimme so laut, daß alle in der Schenke Anwesenden über dem Lärm und Streit zusammenliefen. „Herbei", rief der Barbier, „im Namen des Königs und der Gerechtigkeit; weil ich mein Eigenthum in Anspruch nehme, will mich dieser Spitzbube und Straßenräuber umbringen."

„Du lügst", antwortete Sancho, „denn ich bin kein Straßenräuber; in ehrlichem Kampfe hat mein Herr, Don Quijote, diese Beute erobert."

Don Quixote war bereits bei der Hand und freute sich sehr, zu sehen, wie gut sein Knappe sich bei der Vertheidigung und beim Angriffe hielt. Er schätzte ihn von diesem Augenblicke an als einen Mann von Muth und beschloß, ihn bei der nächsten Gelegenheit, die sich biete, zum Ritter zu schlagen, da ihm bei Sancho der Ritterorden wohl angebracht schien.

Unter andern Dingen, mit denen der Barbier im Verlauf des Streites sich Luft machte, sagte er auch: „Meine Herren, dieser Sattel gehört mir, so gut als der Tod, den ich Gott schuldig bin, und ich kenne ihn so gut, als wenn ich ihn geboren hätte, und hier steht mein Esel im Stall, der wird mich nicht Lügen strafen. Probirt es nur, und wenn sie nicht haarscharf aufeinander passen, so will ich ein Schuft sein; ja, noch mehr, am selben Tage, als man mir den Sattel nahm, nahm man mir auch ein neues messingenes Bartbecken, das noch nie gebraucht war und mich einen Thaler kostete."

Hier konnte sich Don Quijote nicht mehr länger zurückhalten. Er trat zwischen die beiden Streitenden, riß sie aus-

einander, warf den Sattel auf die Erde, damit man ihn vor Augen habe, bis die Wahrheit aufgeklärt sei, und sagte: „Euer Gnaden seht doch klar und deutlich, daß dieser arme Knappe in einem Irrthum befangen ist, denn er nennt ein Bartbecken, was doch der Helm des Mambrin war, ist und sein wird, den ich diesem in ehrlichem Kampfe abgenommen, womit ich mich in den rechtmäßigen und erlaubten Besitz desselben gesetzt. In die Geschichte mit dem Sattel mische ich mich nicht; was ich aber darüber sagen kann, ist dieß, daß mein Schildknappe Sancho mich um die Erlaubniß bat, das Geschirr von dem Pferde jenes besiegten Feiglings nehmen und sein eignes Thier damit schmücken zu dürfen. Ich gab ihm die Erlaubniß und er nahm sich die Beute; wenn sich das Pferdegeschirr in einen Saumsattel verwandelt hat, so weiß ich dafür keinen andern Grund, als den gewöhnlichen: daß nämlich solche Verwandlungen häufig bei den Rittern vorkommen. Zur Bekräftigung dessen laufe, mein Sohn Sancho, und hole mir den Helm, den dieser gute Mann für ein Bartbecken ausgibt."

„Wahrlich, Herr", sagte Sancho, „wenn wir keinen bessern Beweis für unsere Sache haben, als den, den Euer Gnaden meint, so ist der Helm des Mambrin eben so sehr ein Bartbecken, als das Geschirr dieses dummen Teufels ein Saumsattel."

„Thu', wie ich Dir befehle", versetzte Don Quijote. „Es können doch nicht alle Dinge in diesem Schlosse durch Zauberei verwandelt sein?"

Sancho holte das Barbierbecken und brachte es herbei, und als Don Quijote es erblickte, nahm er es in die Hand und sagte: „Seht, meine Gnädigen, mit welcher Stirn kann dieser Knappe behaupten, das sei ein Bartbecken und nicht der Helm, von dem ich rede. Ich schwöre bei dem Ritterorden, dem ich angehöre, daß dieser Helm derselbe ist, den ich ihm abgenommen, und daß ich ihm weder etwas hinzugefügt, noch genommen habe."

„Daran ist kein Zweifel", warf Sancho ein, „denn seit mein Herr den Helm gewann, bis heute, hat er einen einzigen Kampf bestanden, und zwar den, als er die unglücklichen

Gefangenen befreite; und wenn er damals dieſen Beckenhelm nicht gehabt, würde es ihm ſchlecht ergangen ſein, denn bei jener Geſchichte regnete es Steine."

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

In welchem der Streit über den Helm des Mambrin und den Saumſattel entſchieden wird, nebſt andern Abenteuern, ſtreng nach der Wahrheit erzählt.

„Was haltet Ihr, meine Herren, nun davon", ſagte der Barbier, „daß dieſe ehrlichen Leute immer noch behaupten, dieß ſei kein Bartbecken, ſondern ein Helm?"

„Und wer das Gegentheil behauptet", ſagte Don Quijote, „dem will ich zeigen, daß er lügt, wenn er ein Ritter iſt, und wenn er ein Knappe, daß er tauſendmal lügt."

Unſer Barbier, welcher der ganzen Scene anwohnte, wollte, da er die wunderliche Art Don Quijote's wohl kannte, die Ungereimtheit auf die Spitze treiben und den Spaß fortſetzen, daß Alle lachen mußten. Er wandte ſich deßhalb an ſeinen Collegen und ſagte: „Herr Barbier, oder was Ihr ſonſt ſeid, wißt, daß auch ich von Eurer Zunft bin und ſchon mehr als zwanzig Jahre mein Examenszeugniß habe. Ich kenne auch ſehr wohl alle Inſtrumente der Barbierkunſt, es fehlt nicht eines; und ebenſo war ich in meiner Jugend Soldat und weiß auch, was eine Sturmhaube iſt, was eine Pickelhaube und was ein Helm mit Viſir, ſowie andere Sachen, die zum Kriegsweſen gehören, ich meine zu den Waffengattungen der Soldaten. Ich behaupte daher, ohne beſſerem Wiſſen vorgreifen zu wollen, denn ich unterwerfe mich ſolchem ſtets, daß dieſes Stück, das hier vor uns dieſer edle Herr in Händen hält, nicht nur kein Bartbecken, ſondern ſo weit davon entfernt iſt, als das Weiße vom Schwarzen und die Wahrheit von der Lüge; doch behaupte ich auch, wenn es gleich ein Helm, ſo iſt es doch kein ganzer Helm."

„Nein, gewiß nicht", ſagte Don Quijote, „denn es fehlt ihm die Hälfte, nämlich das Kinnſtück."

„So iſt es", ſagte der Pfarrer, welcher bereits gemerkt, wo ſein Freund, der Barbier, hinaus wollte, und gleicher Weiſe beſtätigten es auch Cardenio, Don Fernando und ſeine Begleiter; ja ſelbſt der Richter, wenn er nicht durch die Angelegenheit mit Don Luis ſehr nachdenklich geworden wäre, würde auf den Scherz eingegangen ſein. Aber die Wichtigkeit deſſen, was er jetzt im Kopfe hatte, beſchäftigte ihn ſo ganz, daß er wenig oder gar nicht auf dieſe Poſſen achtete.

„Gott ſtehe mir bei!" rief jetzt der gefoppte Barbier: „wie iſt es möglich, daß ſo viele ehrbare Leute behaupten, das ſei kein Barbierbecken, ſondern ein Helm? Der Fall müßte eine ganze Univerſität in Staunen ſetzen, und wenn ſie auch noch ſo klug wäre. Genug, wenn dieſes Barbierbecken ein Helm iſt, ſo muß auch dieſer Saumſattel ein Pferdegeſchirr ſein, wie dieſer Herr behauptet hat."

„Mir ſcheint es ein Saumſattel", ſagte Don Quijote; „aber ich habe ſchon geſagt, daß ich mich darein nicht miſche."

„Ob es ein Saumſattel oder ein Pferdeſattel ſei, darüber ſteht nur dem Herrn Don Quijote die Entſcheidung zu", ſagte der Pfarrer, „denn in dieſen Ritterſchaftsangelegenheiten müſſen ihm alle dieſe Herren und Damen weichen."

„Bei Gott, meine Herren", ſagte Don Quijote, „in dieſem Schloſſe ſind mir die beiden Male, die ich hier wohnte, ſo manche und ſo ſeltſame Dinge zugeſtoßen, daß ich mir nicht getraue, irgend etwas mit Beſtimmtheit zu beantworten, was man mich in Betreff des darin Vorgehenden befragen möchte; denn ich glaube, alles, was hier geſchieht, ſteht mit Zauberei in Verbindung. Das erſte Mal ſetzte mir ein verzauberter Maure zu, der ſich hier umtreibt, und auch Sancho mit ſeinen tollen Streichen quälte: und in dieſer Nacht bin ich faſt zwei Stunden an dieſem Arme gehangen, ohne zu wiſſen, wie ich in dieſe mißliche Lage kam. Ich würde darum nicht wenig verwegen ſein, wollte ich in einer ſo verwirrten Sache meine Anſicht zum Beſten

geben. Was das betrifft, daß einige behaupten, dieß sei ein Bartbecken und kein Helm, so habe ich darauf schon geantwortet; aber in Beziehung auf Saumsattel oder Pferdesattel wage ich nicht ein entscheidendes Urtheil abzugeben, sondern überlasse das ganz Eurem Ermessen. Vielleicht steht Ihr, weil Ihr nicht zu Rittern geschlagen seid, wie ich, auch nicht unter dem Zauber dieses Ortes und habt die Sinne frei behalten, weßhalb Ihr über die Dinge dieses Schlosses urtheilen könnt, wie sie wahr und wirklich sind, nicht wie sie mir erscheinen."

„Ganz gewiß", antwortete Don Fernando, „Herr Don Quijote hat sehr richtig gesprochen, wenn er sagt, daß uns die Entscheidung dieses Falles zukommt. Damit aber dieß auf festerer Grundlage geschehen kann, werde ich die Stimmen dieser Herren ins Geheim sammeln und nachher von dem Resultat eine genaue und klare Mittheilung machen."

Für diejenigen schon, welche Don Quijote's Narrheit kannten, war das eine höchst komische Geschichte; denjenigen aber, welche sie nicht kannten, erschien sie als die größte Verrücktheit von der Welt, namentlich den vier Dienern von Don Luis, und auch Don Luis selbst und den drei andern Reisenden, welche der Zufall in die Schenke geführt hatte, und welche Häscher zu sein schienen, was sie auch wirklich waren. Wer aber in der größten Verzweiflung war, das war der Barbier, dessen Rasirbecken sich unter seinen Augen in den Helm des Mambrin verwandelt hatte, und der gar nicht daran zweifelte, daß sich auch sein Packsattel in einen reichen Saumsattel verwandeln werde. Alle lachten, als sie sahen, wie Don Fernando bei den Einzelnen umherging, um die Stimmen einzusammeln, die ihm ins Ohr geflüstert wurden, um im Geheimen ihre Meinung abzugeben, ob jenes Kleinod, über welches so viel gestritten worden, ein Packsattel oder ein Saumsattel sei. Und als er nun die Stimmen derjenigen hatte, welche Don Quijote kannten, sagte er mit lauter Stimme: „Nun, mein guter Mann, ich bin des Stimmensammelns müde, denn ich sehe, daß jeder, den ich frage, was ich zu wissen wünsche, nur sagte, es sei eine Verrücktheit zu behaupten, daß das ein Eselssattel sei, während

es doch ein Pferdesattel und zwar von einem echten Racepferd sei. Ihr müßt Euch deßhalb in Geduld fassen, denn trotz Euch und Eurem Esel ist dieß ein Pferdesattel und kein Eselssattel, und somit habt Ihr Eure Sache schlecht behauptet und vertheidigt."

„Ich will mein Erbtheil am Himmel verlieren", sagte der arme Barbier, „wenn Ihr Euch nicht alle täuscht; denn so gewiß wird meine Seele vor Gottes Thron erscheinen, als es mir ein Eselssattel und kein Pferdesattel zu sein dünkt. Doch Gewalt geht vor . . . ich will nichts weiter sagen; aber ich bin doch wahrlich nicht betrunken, denn ich habe noch nicht einmal gefrühstückt, hol' mich der und jener."

Die närrischen Reden des Barbiers brachten ein nicht geringeres Gelächter hervor, als die Tollheiten Don Quijote's, welcher sagte: „Da ist weiter nichts zu thun, als daß jeder nehme, was ihm gehört, und wem Gott es gegeben, dem segne es St. Peter."

Einer von den vier Dienern sagte: „Wenn das kein verabredeter Spaß ist, so weiß ich nicht, wie Menschen von so gesundem Verstand, wie die hier Anwesenden sind oder zu sein scheinen, sich zu sagen und zu behaupten erdreisten, daß das kein Barbierbecken und jenes kein Eselssattel sei. Da ich aber sehe, daß sie's dennoch sagen und behaupten, so muß ich wohl glauben, daß ein Geheimniß dahinter steckt, wenn sie auf einer Behauptung bestehen, die dem so sehr widerstreitet, was die Wirklichkeit und die Erfahrung zeigt. Denn ich schwöre beim" — er sprach den Namen rund heraus, — „daß mich die ganze Welt nicht glauben machen wird, dieß sei kein Barbierbecken und jenes kein Eselssattel."

„Es könnte auch wohl von einer Eselin sein", sagte der Pfarrer.

„Meinetwegen!" rief der Diener, „darauf kommt es nicht an, sondern ob dieß ein Eselssattel ist oder nicht, wie Ihr behauptet."

Als dieß einer von den eben angekommenen Häschern hörte, der dem Streit und der Verhandlung mit angewohnt, sagte er

im höchsten Zorn und Unwillen: „Es ist so sicher ein Eselssattel, als mein Vater, und wer etwas Andres gesagt hat oder sagt, der muß betrunken sein.“

„Du lügst, wie ein spitzbübischer Schurke!“ antwortete Don Quijote, und die Lanze erhebend, die er niemals aus den Händen legte, führte er einen so heftigen Schlag auf den Kopf des Häschers, daß, wenn dieser nicht ausgewichen, er ihn zu Boden geschmettert hätte. Die Stange sprang jedoch auf dem Boden in Stücke, und die andern Häscher, welche ihrem Kameraden so schlimm mitgespielt sahen, erhoben die Stimme und riefen um Beistand für die heilige Hermandad.

Der Wirth, welcher ebenfalls zur Häscherschaft gehörte, holte sogleich seinen Stab und seinen Degen und stellte sich an die Seite seiner Kameraden. Don Luis' Diener stellten sich um ihren Herrn auf, damit er ihnen in dem Getümmel nicht entkomme. Der Barbier, der das ganze Haus in Aufruhr sah, legte die Hand an seinen Sattel, und dasselbe that Sancho. Don Quijote griff zum Schwert und fiel über die Häscher her. Don Luis rief seinen Dienern zu, daß sie ihn gehen lassen und Don Quijote, sowie Cardenio und Don Fernando beispringen sollten, welche sich auf Don Quijote's Seite geschlagen; der Pfarrer schrie, die Wirthin weinte, ihre Tochter jammerte, Maritornes heulte, Dorothea stand bestürzt da, Lucinde war unschlüssig und Donna Clara einer Ohnmacht nahe. Der Barbier bearbeitete Sancho, Sancho walkte den Barbier; Don Luis, den einer der Diener am Arm zu packen sich erdreistet, gab diesem einen Schlag, daß ihm der Mund voll Blut floß; der Richter vertheidigte ihn. Don Fernando hatte unter seinen Füßen einen Häscher und trat nach Herzenslust auf seinem Leib herum; der Wirth rief noch lauter um Hülfe für die heilige Hermandad. Kurz die ganze Schenke war lauter Jammern, Schreien, Klagen, Verwirrung, Angst, Entsetzen, Noth, Prügel, Maulschellen, Schläge, Tritte und Blutvergießen, und mitten in diesem Chaos, Menschengewirr und Durcheinander bildete sich Don Quijote plötzlich ein, er stürze kopfüber in das Handgemenge des Lagers König Agramante's, und rief mit dröhnender Stimme durch die Schenke:

„Haltet ein, ihr Alle, jeder, wer noch sein Leben behalten will, stecke den Degen ein, verhalte sich ruhig und höre mich an.“

Dieser laute Zuruf brachte Alles zum Schweigen, und er fuhr fort: „Sagte ich Euch nicht, meine Herren, daß dieß Schloß verzaubert sei und daß eine Legion von Dämonen darin wohnen müsse? Zur Bestätigung dessen schaut mit Euren eignen Augen, wie die Zwietracht in dem Lager des Agramante sich hierher verpflanzt und unter uns niedergelassen hat. Seht, wie man dort um das Schwert, hier um den Pferdesattel, dort um den Adler, hier um den Helm streitet; wir alle kämpfen mit einander, und Keiner versteht den Andern. Kommt denn, gnädiger Herr Richter, und Ihr, gnädiger Herr Pfarrer; der Eine stelle den König Agramante, der Andere den König Sobrino vor, und so werde der Friede hergestellt. Denn, beim allmächtigen Gott, es ist ja die größte Schändlichkeit, daß so viel treffliche Leute, wie wir hier beisammen sind, sich wegen solcher Lumperei umbringen.“ Die Häscher, welche Don Quijote's Redensarten nicht verstanden und sich von Don Fernando, Cardenio und seinen Genossen so schlimm mitgespielt sahen, wollten sich nicht zur Ruhe geben; der Barbier aber ließ ab, denn im Kampfe waren ihm der Bart und der Reitsattel zerrissen; Sancho, als ein guter Diener, gehorchte auf den ersten Ruf seines Herrn. Auch die vier Diener von Don Luis verhielten sich ruhig, da sie sahen, wie wenig beim Gegentheil herauskam; und der Wirth bestand darauf, daß man die Streiche dieses Narren bestrafen müsse, der jeden Augenblick die Schenke in Aufruhr bringe. Endlich aber legte sich der Lärm für den Augenblick; der Pferdesattel aber blieb in Don Quijote's Hirn bis zum jüngsten Gericht ein Eselssattel, das Bartbecken ein Helm und die Schenke ein Schloß.

Als dann auf das Zureden des Richters und des Pfarrers sich Alles beruhigt und Freundschaft geschlossen hatte, verlangten die Diener von Don Luis aufs Neue, daß er alsbald mit ihnen nach Hause aufbrechen solle, und während er sich mit ihnen herumzankte, berathschlagte der Richter mit Don Fernando, Cardenio und dem Pfarrer, was in dieser Sache zu

thun ſei, indem er ſie mit dem bekannt machte, was Don Luis ihm anvertraut hatte. Zuletzt kam man überein, daß Don Fernando den Dienern des Don Luis ſage, wer er ſei und wie er wünſche, daß Don Luis mit ihm nach Andaluſien gehe, wo er von ſeinem Bruder, dem Marques, eines Empfangs ſich zu gewärtigen habe, wie es ſeiner würdig ſei, denn man wiſſe anderſeits, daß es nicht in Don Luis' Abſicht liege, jetzt unter ſeines Vaters Augen zu treten, wenn man ihn auch in Stücke riſſe. Als die Vier die Würde Don Fernando's und die Abſicht von Don Luis erfuhren, beſchloſſen ſie unter ſich, Drei ſollten zurückkehren, um ſeinem Vater zu berichten, was vorgegangen, während Einer bliebe, um Don Luis zu bedienen, und ihn nicht verlaſſe, bis die Andern zurückkämen, oder ſie erführen, was ſein Vater über ſie verfüge. So wurde dieſes Durcheinander von Händeln durch das Anſehen Agramante's und die Klugheit des Königs Sobrino beigelegt. Als ſich aber der Feind der Eintracht und der Widerſacher des Friedens ſo gering geſchätzt und verſpottet ſah und merkte, wie wenig ihm daraus erwuchs, daß er ſie Alle ſolchergeſtalt durcheinandergeſchüttelt, beſchloß er noch einmal Feuer anzulegen, indem er aufs Neue Streit und Unfrieden anfachte.

Die Häſcher beruhigten ſich, als ſie den Stand der Leute, mit welchen ſie ſich herumgebalgt, erfuhren, und zogen ſich vom Wahlplatz zurück, weil ſie glaubten, daß, wie die Sache ſich auch entſcheide, ſie immer den Kürzeren ziehen würden. Einer aber von ihnen, nämlich der, welcher von Don Fernando getreten und zerſtampft worden, erinnerte ſich, daß er unter andern Verhaftsbefehlen, die er gegen Verbrecher bei ſich trug, auch einen gegen Don Quijote habe, den die heilige Hermandad aufzugreifen befohlen, weil er den Galeerenſträflingen die Freiheit gegeben, was Sancho mit gutem Rechte gefürchtet hatte. Da ihm dieß nun eben einfiel, wollte er ſehen, ob die angegebenen Kennzeichen auf Don Quijote paſſen; er zog ein zuſammengelegtes Pergament mit Papieren heraus, nahm das, welches er ſuchte, und begann gemächlich zu leſen. Da er damit nicht ſonderlich Beſcheid wußte, warf er bei jedem Wort, das er las, einen Blick nach Don Quijote und verglich die Kennzeichen des

Verhaftsbefehles mit dem Geſichte Don Quijote's; und ſo fand er darin, daß der, von dem der Verhaftsbefehl ſprach, niemand anders, als der vor ihm Stehende war. Und kaum hatte er ſich deſſen vergewiſſert, als er ſein Pergament zuſammenlegte, mit der Linken den Verhaftsbefehl hielt und mit der Rechten Don Quijote feſt beim Kragen packte, daß er kaum zu athmen vermochte, während er mit lauter Stimme rief: „Im Namen der heiligen Hermandad! und damit Ihr ſeht, daß ich mit Fug handle, leſt dieſen Verhaftsbefehl, worin mir befohlen wird, daß ich dieſen Straßenräuber verhafte."

Der Pfarrer nahm den Verhaftsbefehl an ſich und ſah, daß es ſeine Richtigkeit mit dem hatte, was der Häſcher ſagte, und die Kennzeichen genau auf Don Quijote paßten. Dieſer aber, als er ſich von dem rohen Schufte ſo übel behandelt ſah, gerieth in die höchſte Wuth, nahm alle ſeine Leibeskraft zuſammen und packte den Häſcher mit beiden Händen an der Gurgel, ſo daß, wenn dieſem nicht ſeine Kameraden zu Hülfe gekommen wären, er ſein Leben früher gelaſſen, als Don Quijote ihn losgelaſſen. Der Wirth, der ihnen vermöge ſeines Geſchäftes beiſtehen mußte, lief ſogleich herbei, um ihnen Hülfe zu leiſten. Die Wirthin aber, welche ſah, daß ihr Mann ſich wieder in Streitigkeiten verwickeln wollte, erhob aufs Neue ihre Stimme, mit der ſich ſogleich Maritornes und ihre Tochter vereinigte, um den Himmel und alle Umſtehenden um gemeinſame Hülfe anzuflehen.

Als Sancho ſah, was geſchah, rief er: „So wahr Gott lebt, es iſt doch alles wahr, was mein Herr von der Verzauberung dieſes Schloſſes ſagt, denn man kann keinen Augenblick ruhig darin zubringen."

Don Fernando trennte den Häſcher nun von Don Quijote und löſte ihnen zu ihrem eigenen Vergnügen die feſtgeklammerten Hände, mit welchen der Eine den Rockkragen, der Andere die Gurgel gepackt hielt. Deßhalb wollten aber die Häſcher ihren Gefangenen doch nicht losgeben und riefen, man ſolle ihnen helfen, ihn binden und ganz in ihre Gewalt bringen; das ſei man dem König und der heiligen Hermandad ſchuldig,

in deren Namen sie in einem fort um Hülfe baten, den Entführer, Räuber und Buschklepper zur Haft bringen zu können.

Don Quijote lachte, als er die Worte hörte, und sagte mit der größten Ruhe: „Kommt, ihr niedriges gemeines Volk, heißt ihr das Straßenraub, wenn man die Gefesselten losbindet, die Gefangenen befreit, den Unglücklichen beisteht, die Gefallenen aufrichtet, den Hülfsbedürftigen beispringt? Ha, elendes Volk, eure niederträchtige und gemeine Gesinnung verdient, daß der Himmel euch niemals den Werth der fahrenden Ritterschaft einsehen läßt, und daß ihr nie die Sünde und Unwissenheit erkennet, die ihr begeht, indem ihr nicht einmal den Schatten, wie viel weniger die Wirklichkeit eines fahrenden Ritters zu achten wißt. Kommt an, ihr seid eine Spitzbubentruppe, nicht eine Truppe von Häschern der heiligen Hermandad! Sagt mir, ihr Straßenräuber, wer war der Ignorant, der einen Verhaftsbefehl gegen einen Ritter wie ich erließ? Wer war es, der nicht wußte, daß die fahrenden Ritter von allem richterlichen Urtheil befreit sind und ihr Schwert ihr Gesetz, ihre Kraft ihr Richterstuhl, ihre Vorschrift allein ihr Wille ist? Wer ist der Verrückte, sage ich noch einmal, der nicht weiß, daß kein Edelmann solche ausübende Gewalt mit solchen Freiheiten und Vorzügen besitzt, als der fahrende Ritter sie an dem Tage erwirbt, wo er den Ritterschlag empfängt und sich dem schweren Beruf der Ritterschaft weiht? Welcher fahrende Ritter zahlte je Steuern, Abgaben, Hoheitsgelder, Zölle, Hafen-, Weg- und Wassergelder? Welcher Schneider macht ihm eine Rechnung für gefertigte Kleider? Welcher Burgherr nahm ihn in seine Burg auf und ließ ihn die Zeche zahlen? Welcher König zog ihn nicht zu seiner Tafel? Welche Jungfrau vertraute ihm nicht und überließ sich ganz seinem Willen und Belieben? Und endlich, wo war und ist ein fahrender Ritter in der Welt, der nicht den Muth hätte, ganz allein vierhundert Häschern, die ihm in den Weg treten, mit vierhundert Prügeln abzuspeisen?“

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Von dem Ende des denkwürdigen Abenteuers mit den Häschern und dem großen Zorn unsres guten Ritters Don Quijote.

Während Don Quijote so sprach, suchte der Pfarrer die Häscher zu überzeugen, daß es bei Don Quijote nicht richtig sei, wie sie an seinen Thaten und Worten merken könnten, und daß es nicht der Mühe lohne, die Sache weiter zu treiben; denn wenn sie ihn auch festnähmen und fortführten, müßten sie ihn doch bald als verrückt wieder freilassen. Darauf antwortete der Mann mit dem Verhaftsbefehl, daß es nicht seine Sache sei, über die Verrücktheit Don Quijote's zu urtheilen, sondern er habe das zu thun, was ihm sein Vorgesetzter befohlen, und wenn er ihn einmal gefangen eingebracht, mögen sie ihn dreihundertmal loslassen.

„Bei alle dem", sagte der Pfarrer, „dürft Ihr ihn dießmal nicht fortführen, auch wird er es sich nicht gefallen lassen, wenn ich ihn recht kenne." Kurz, der Pfarrer wußte ihnen so Vieles zu sagen und Don Quijote so viel Tollheiten zu begehen, daß die Häscher hätten noch verrückter sein müssen, wenn sie nicht eingesehen, woran es Don Quijote fehlte. Sie hielten es deßhalb für das Beste, sich zufrieden zu geben und sogar den Frieden zwischen dem Barbier und Sancho Panza zu vermitteln, welche noch immer hartnäckig ihren Streit fortführten. Als Diener der Gerechtigkeit schlichteten sie die Sache und waren so glückliche Richter, daß beide Theile, wo nicht ganz, so doch ziemlich zufrieden gestellt wurden, denn sie tauschten die Sättel, aber nicht die Gurten und Halfter. Was den Helm des Mambrin betrifft, so gab der Pfarrer heimlich und ohne daß Don Quijote etwas davon merkte, dem Barbier für das Barbierbecken acht Realen und der Barbier stellte ihm darüber einen Empfangsschein aus, worin er auch versprach, nie in seinem Leben wieder von Betrug sprechen zu wollen. Nachdem so die beiden wichtigsten und schwierigsten Händel geschlichtet waren,

blieb noch übrig, daß die Diener des Don Luis dahin gebracht wurden, zu Dreien zurückzukehren, und der Vierte seinen Herrn dahin begleitete, wohin Don Fernando ihn bringen wollte; und da nun das gute Geschick und ein günstigerer Glücksstern zu Gunsten der Liebenden und der Tapfern in der Schenke bereits begonnen hatte, seine Lanzen zu brechen und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, so wollte Fortuna ihr Werk vollenden und Alles zu günstigem Ausgang führen; denn die Diener waren mit allem zufrieden, was Don Luis wollte; und das machte Donna Clara so glücklich, daß jeder, der ihr ins Gesicht blickte, die helle Freude daraus hervorleuchten sah. Obgleich Zoraide wenig von dem verstand, was um sie her vorging, war sie doch traurig mit den Traurigen und fröhlich mit den Fröhlichen, je nachdem sie diese Empfindungen auf den Gesichtern abwechselnd ausgeprägt sah, besonders in den Mienen des Spaniers, auf welchen beständig ihre Augen und die Gedanken ihres Herzens gerichtet waren. Der Wirth, welchem das Geschenk und der Schadenersatz nicht entgangen, womit der Pfarrer den Barbier befriedigte, forderte nun gleichfalls die Zeche Don Quijote's sammt einer Entschädigung für seine Schläuche und den ausgeflossenen Wein; dabei schwor er, daß weder Rocinante, noch Sancho's Esel die Schenke verlassen sollten, ehe ihm der letzte Heller bezahlt wäre. Der Pfarrer brachte die Sache in Ordnung, und Don Fernando bezahlte, obgleich der Richter ebenfalls mit größtem Vergnügen seine Börse angeboten. Auf diese Weise wurden denn Alle befriedigt und beruhigt, so daß die Schenke nichts mehr mit dem Wirrwarr im Lager des Agramante gemein hatte, wie Don Quijote behauptete, sondern eher mit den ruhigen und friedlichen Zuständen in den Zeiten Octavians; und man war allgemein darüber einig, daß man dafür den wohlwollenden Gesinnungen und der großen Beredtsamkeit des Pfarrers, sowie der unvergleichlichen Freigebigkeit Don Fernando's den Dank schulde.

Als sich nun Don Quijote von so vielen Händeln, die sein Schildknappe sowohl, als er selbst angezettelt, frei und ledig sah, dünkte es ihm an der Zeit, seine begonnene Fahrt fortzu-

ſetzen und dem großen Abenteuer ein Ende zu machen, zu dem er berufen und auserwählt worden. Mit einem raſchen Entſchluß warf er ſich deßhalb vor Dorothea auf die Kniee, welche ihn aber nicht zu Worte kommen ließ, bis er aufſtünde. Gehorſam ihrem Verlangen erhob er ſich und ſagte: „Es iſt ein gemeines Sprichwort, ſchöne Frau, daß der Fleiß der Vater des Glückes ſei, und in vielen und wichtigen Dingen hat die Erfahrung gelehrt, daß der Eifer des Sachwalters einen zweifelhaften Handel zu einem guten Ende führt; aber nirgends beſtätigt ſich dieſe Wahrheit mehr, als in den Dingen des Kriegs, wo Raſchheit und Gewandtheit die Anſchläge des Feindes vereitelt und den Sieg gewinnt, ehe der Gegner ſich in Vertheidigungsſtand ſetzt. Dieß alles ſage ich darum, erhabene und hohe Herrin, weil mich dünkt, daß unſer längeres Verweilen in dieſem Schloſſe nutzlos wäre, im Gegentheil uns von ſolchem Nachtheil ſein könnte, daß wir es eines Tages ſchwer empfinden würden; denn wer weiß, ob nicht durch geheime und geſchäftige Kundſchafter Euer Feind, der Rieſe, bereits erfahren, daß ich ihn zu vernichten komme, und ob wir ihm nicht Gelegenheit geben, die er benutzt, ſich in einem uneinnehmbaren Schloſſe oder Veſte dergeſtalt zu verſchanzen, daß alles Ringen und alle Kraft meines unermüdlichen Armes ihm nichts anhaben können. Kommen wir denn, wie geſagt, meine Gebieterin, mit unſrem Eifer ſeinen Anſchlägen zuvor und brechen wir alsbald auf gut Glück auf; denn Eure Wünſche gekrönt zu ſehen, ſteht nicht mehr in meiner Hand, wenn ich zögere, Eurem Gegner ins Auge zu ſehen.“

Damit ſchwieg Don Quijote und ſagte nichts weiter, ſondern erwartete mit größter Ruhe die Antwort der ſchönen Prinzeſſin, welche mit wundervoller Hoheit, und ſich dem Stile Don Quijote's anbequemend, folgendermaßen antwortete: „Ich danke Euch, Herr Ritter, für das Verlangen, das Ihr an den Tag legt, mir in meiner großen Noth beizuſtehen, wie es einem Ritter ziemt, deſſen Pflicht und Beruf es iſt, den Waiſen und Hülfsbedürftigen ſeine Dienſte zu weihen. Und gebe der Himmel, daß Euer und mein Wunſch ſich erfüllen, damit Ihr ſeht, daß es noch dankbare Frauen in der Welt gibt. Was meinen Aufbruch

betrifft, ſo geſchehe er ſogleich, denn ich habe keinen andern Willen, als den Eurigen. Befehlt über mich ganz nach Eurem Belieben und Gutdünken, denn die, welche Euch einmal die Vertheidigung ihrer Perſon übertragen und in Eure Hand die Wiedereinſetzung in ihre Herrſcherrechte gelegt, darf nicht dem zuwiderhandeln wollen, was Eure Klugheit für gut findet."

„In Gottes Namen denn", ſagte Don Quijote, „da ſich eine Dame vor mir demüthigt, ſo will ich auch die Gelegenheit nicht verſäumen, ſie wieder auf ihren angeerbten Thron zu heben und zu ſetzen. Brechen wir ſogleich auf, denn mich drängt es, meinem Verlangen die Sporen einzuſetzen und mich auf den Weg zu machen, da, wie man zu ſagen pflegt, Gefahr im Verzuge iſt; und da der Himmel Keinen erſchaffen und die Hölle Keinen kennt, der mich ſchrecken und einſchüchtern könnte, ſo ſattle den Rocinante, und zäume Deinen Eſel, ſowie den Zelter der Königin. Laßt uns Abſchied nehmen von dem Burgherrn und dieſen Herrſchaften, damit wir augenblicks aufbrechen können."

Sancho, welcher bei der ganzen Scene zugegen war, ſagte, den Kopf ſchüttelnd: „Ach Herr, Herr, es ſteht viel ſchlimmer im Dörfchen, als man ſich träumen läßt, mit Verlaub aller ehrlichen Hauben zu ſagen."

„Was kann es ſo Schlimmes in einem Dorfe, ja in allen Städten der Welt geben, das zu meinem Schaden dienen ſollte, Schuft?"

„Wenn Euer Gnaden böſe wird", antwortete Sancho, „ſo kann ich ſchweigen, und brauche ja nichts von dem zu ſagen, was ich als guter Schildknappe und als guter Diener meinem Herrn ſagen ſollte."

„Sage, was Du willſt", verſetzte Don Quijote, „wofern Deine Worte nur nicht darauf hinauszielen, mir Furcht einzujagen; denn wenn Du Dich fürchteſt, ſo liegt das in Deinem Character, während es in meinem Character liegt, daß ich mich nicht fürchte."

„Darum handelt es ſich nicht, ſo wahr ich ein Sünder vor Gott bin", antwortete Sancho, „aber ich bin gewiß und feſt überzeugt, daß jene Dame, welche behauptet, die Königin des

großen Reiches Micomicon zu sein, dieß nicht mehr ist, als meine Mutter; denn wenn sie das wäre, was sie sagt, so würde sie nicht, so oft man den Kopf umdreht und in jedem Winkel mit einem aus der Gesellschaft schnäbeln."

Dorothea wurde roth bei den Worten Sancho's, denn es war richtig, daß ihr Gemahl, Don Fernando, bisweilen verstohlener Weise mit ihren Lippen den Minnesold getauscht, was Sancho gesehen hatte, dem diese Ungezwungenheit sich eher für eine Buhlerin, als für die Königin eines so großen Reiches zu schicken schien. Dorothea konnte und wollte Sancho nichts antworten und ließ ihn ruhig in seiner Rede fortfahren.

„Ich sage Euch das, mein Herr", meinte Sancho, „weil, wenn wir uns müde gelaufen und gerannt, und schlimme Nächte und noch schlimmere Tage ausgestanden, dieser Mensch, der sich in der Schenke schon so gütlich thut, die Früchte unsrer Mühe ärnten wird, und ich mich deßhalb eben nicht so sonderlich mit dem Satteln Rocinante's, dem Bepacken meines Esels und Aufzäumen des Zelters zu eilen brauche, ja es möchte besser sein, ganz ruhig sitzen zu bleiben; jede Metze spinne für sich, und wir wollen für uns essen."

O schütze uns Gott! in welchen Zorn gerieth Don Quijote, als er diese unverschämten Worte seines Schildknappen vernahm. Sein Zorn war so groß, daß er mit kreischender und stotternder Stimme und feuersprühenden Augen rief: „O Du heilloser Schuft, Du ungezogener, ausgelassener, unwissender, scheler, falschzüngiger, frecher Verleumder und Lästerer! Solche Dinge wagst Du in meiner und dieser erlauchten Frauen Gegenwart zu sagen, und solche unanständige und freche Gedanken wagst Du in Deinem verrückten Hirn auszuhecken! Geh' mir aus den Augen, Du Ungeheuer der Natur, Du Lügennest, Du Zeughaus der Betrügerei, Du Gewölbe der Spitzbüberei, Du Erfinder von Bosheiten, Du Verbreiter von Narrheiten, Du Feind alles Anstandes, wie er sich königlichen Personen gegenüber ziemt, geh' und laß Dich bei meinem Zorne nie mehr vor mir sehen!" Mit diesen Worten wölbte er die Brauen, blähte die Backen auf, sah sich nach allen Seiten um und stampfte mit dem rechten Fuße

heftig auf den Boden, lauter Zeugen des Zornes, der in seinem Innern kochte. Diese Reden und wüthenden Geberden jagten Sancho einen solchen Schrecken ein, daß er gewünscht hätte, die Erde würde sich in diesem Augenblick unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen; er wußte nicht, was er thun sollte, als den Rücken zu drehen und seinem zornigen Herrn weit aus den Augen zu gehen.

Die kluge Dorothea aber, welche die Sinnesart Don Quijote's so genau kannte, sagte, um seinen Zorn zu mildern: „Ergrimmet nicht, Herr Ritter von der traurigen Gestalt, über die einfältigen Dinge, die Euer Knappe gesprochen, denn er sagte sie vielleicht nicht ohne Grund, und bei seinem gesunden Verstande und seinem christlichen Gewissen läßt sich nicht vermuthen, daß er falsches Zeugniß erhebe. Es läßt sich eher glauben, daß, wie Ihr, Herr Ritter, sagt, alles hier mit Zauberei zugeht, ja es könnte sein, daß Sancho, durch solche Teufeleien getäuscht, wirklich das gesehen, was er gesehen zu haben behauptet und was meiner Ehre so sehr zu nahe tritt."

„Ich schwöre bei dem allmächtigen Gott", rief nun Don Quijote, „daß Eure Hoheit den Nagel auf den Kopf getroffen und daß dem armen Sünder von Sancho irgend eine Vision vor den Augen gegaukelt, welche ihn etwas glauben machte, was auf andre Weise als durch Verzauberung unmöglich wäre. Denn ich bin von der Gutmüthigkeit und Unschuld des Unglücklichen überzeugt, daß sie kein falsches Zeugniß gegen irgend jemand erheben könnte."

„So ist es und dabei bleibt es", sagte Don Fernando, „deßhalb solltet Ihr, Herr Don Quijote, ihm verzeihen und ihn wieder in den Schooß Eurer Gnade aufnehmen, sicut erat in principio, ehe ihn solche Visionen um den Verstand brachten."

Don Quijote erklärte, daß er ihm verzeihe, und der Pfarrer holte Sancho, der ganz demüthig hereinkam und sich auf die Kniee warf und seinen Herrn um die Hand bat; er reichte sie ihm, und nachdem er sie hatte küssen lassen, gab er ihm seinen Segen mit den Worten: „Jetzt wirst Du erkannt haben, Sancho, mein

Sohn, daß es wahr ist, was ich Dir so oft gesagt, daß alles, was in diesem Schlosse vorgeht, Zauberei ist."

„Das glaube ich auch", sagte Sancho, „die Prellgeschichte ausgenommen, die auf ganz natürliche Weise vor sich ging."

„Glaube das nicht", antwortete Don Quijote, „denn wenn dieß der Fall gewesen, so hätte ich Dich damals gerächt und würde Dich noch jetzt rächen; aber weder damals, noch jetzt vermöcht' ich's, denn ich wüßte nicht wohl, an wem ich Deine Mißhandlung rächen sollte."

Einige hätten gerne gewußt, was es mit der Prellgeschichte für eine Bewandtniß habe, und der Wirth erzählte ihnen Punct für Punct die Luftfahrt Sancho Panza's, worüber sie nicht wenig lachten und sich Sancho nicht weniger geärgert haben würde, wenn ihm sein Herr nicht aufs Neue versichert hätte, daß es Zauberei gewesen. Freilich gelang es der Einfalt Sancho's nie ganz zu glauben, daß es nicht pure zweifellose Wahrheit ohne Beimischung von irgend welchem Zauber sei; er war seiner Ansicht nach von Menschen mit Fleisch und Blut und nicht von Traumhelden und eingebildeten Phantasmen, wie sein Herr glaubte und versicherte, geprellt worden.

Zwei Tage hatte die erlauchte Gesellschaft bereits in der Schenke zugebracht, und da es ihr endlich Zeit schien aufzubrechen, so überlegte man, wie der Pfarrer und der Barbier ihrem Wunsche gemäß, ohne Dorothea und Don Fernando mit nach ihrem Dorfe zu bemühen und die Geschichte von der Befreiung der Königin Micomicona fortzuspielen, Don Quijote fortbringen und für die Heilung seiner Narrheit in der Heimat sorgen könnten. Das Ergebniß ihrer Berathung war, daß man sich mit einem Ochsenfuhrmann, der zufällig vorüberkam, verabredete, daß er ihn auf folgende Weise fortschaffe. Man machte eine Art von Käfig aus nebeneinander eingefügten Stäben, groß genug, daß Don Quijote sich bequem darin aufhalten konnte. Don Fernando und seine Gefährten, nebst den Dienern Don Luis' und den Häschern, sowie dem Wirthe verhüllten sich sofort auf Befehl und nach Angabe des Pfarrers das Gesicht und verkleideten sich, der eine auf diese, der andere auf eine andre Art,

damit Don Quijote sie für lauter andre Personen halte, als die er bisher in dem Schlosse gesehen. Als dieß geschehen, traten sie in großer Stille an das Lager, wo er von den bestandenen Kämpfen ausruhte und schlief. Unbesorgt und keines Ueberfalls gewärtig lag er da, als sie sich ihm näherten, ihn heimlich ergriffen und ihm Hände und Füße so geschickt banden, daß, als er plötzlich erwachte, er sich nicht rühren konnte, noch irgend etwas anzufangen wußte, sondern aufs Höchste erstaunt und verwundert war, so viele fremde Gesichter vor sich zu sehen. Sogleich aber brachte ihn seine stets rege und erfindungsreiche Phantasie auf den Gedanken und zu der Ueberzeugung, daß all diese Gestalten Phantasmen dieses verzauberten Schlosses seien, und daß er selbst ohne Zweifel ebenfalls verzaubert sei, da er sich weder rühren, noch vertheidigen konnte, ganz wie es der Pfarrer, der Veranstalter dieses Possenspiels, sich gedacht hatte. Nur Sancho hatte von allen Anwesenden seine eignen Gedanken, hatte auch seine Erscheinung nicht verändert, denn, obwohl wenig gefehlt, daß er an demselben Uebel gelitten, wie sein Herr, so erkannte er doch ganz wohl, wer all diese verkleideten Gestalten waren; er wagte es jedoch nicht, seinen Mund aufzuthun, ehe er gesehen, wo es mit diesem Ueberfall und der Gefangennahme seines Herrn hinaus solle, der ebenfalls kein Wort sprach, sondern den Ausgang dieses unglücklichen Abenteuers abwarten wollte. Dasselbe bestand darin, daß man den Käfig hereinbrachte, ihn darin einsperrte, und das Lattenwerk so fest vernagelte, daß man es mit dem heftigsten Rütteln nicht hätte zersprengen können.

Dann nahmen sie ihn auf die Schultern, und während sie das Zimmer verließen, hörte man eine furchtbare Stimme, so stark, als der Barbier — nicht der mit dem Saumsattel, sondern der andere — die seinige machen konnte. Diese rief: „O Ritter von der traurigen Gestalt, laß Dich die Gefangenschaft, in der Du bist, nicht anfechten, denn so mußte es geschehen, damit das Abenteuer, in welches Dich Deine große Tapferkeit verwickelte, rascher von Statten gehe. Und dieß wird geschehen, wenn der grimmige Löwe von der Mancha mit der weißen Taube von

Toboſo ſich vermiſchen und den hohen Nacken demüthig unter das ſanfte Ehejoch beugen wird, aus welcher unerhörten Verbindung die tapferen Jungen ans Licht der Welt kommen, welche den ſcharfen Krallen ihres Vaters nachſchlagen werden; und dieß wird geſchehen, ehe der Verfolger der fliehenden Nymphe zweimal in ſeinem raſchen ihm angeborenen Laufe die ſtrahlenden Bilder beſucht hat. Und Du, o edelſter und gehorſamſter Schildknappe, der je ein Schwert ſich umgürtete, einen Bart im Geſichte getragen und einen Geruch in der Naſe gehabt, fürchte Dich nicht und laſſe Dich's nicht verdrießen, wenn man ſo vor Deinen Augen die Blume der fahrenden Ritterſchaft dahinführt. Denn bald, wofern es dem Bildner der Welt gefällt, wirſt Du Dich ſo hoch und erhaben geſtellt ſehen, daß Du Dich nicht wieder erkennſt. Die Verheißungen, die Dein guter Herr Dir gegeben, ſollen nicht getäuſcht werden. Ja, ich verſichere Dich im Namen der weiſen Mentironiana, daß Dein Sold ausbezahlt wird, wie Du durch die That erkennen magſt. Folge den Fußtapfen des tapfern und verzauberten Ritters, denn es iſt nöthig, daß ihr zuſammen bleibt, und weil mir nichts weiter zu ſagen erlaubt iſt, ſo gehab' Dich wohl; ich kehre zurück, und weiß wohin." Gegen das Ende der Prophezeiung erhob er die Stimme ein wenig und ließ ſie dann wieder ſo abſchwellen, daß auch die Mitwiſſer des Scherzes beinahe geglaubt hätten, es ſei Ernſt, was ſie hören.

Don Quijote ward durch die vernommene Prophezeiung getröſtet, denn er hatte alsbald die ganze Bedeutung derſelben begriffen, daß ihm nämlich verſprochen wurde, ſich durch eine geweihte und rechtmäßige Ehe mit ſeiner geliebten Dulcinea von Toboſo verbunden zu ſehen, aus deren glücklichem Schooße die jungen Löwen, ſeine Söhne, zum ewigen Ruhme der Mancha hervorgehen würden; und da er dieß feſt und ſicher glaubte, ſo erhob er laut ſeine Stimme und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „O Du, wer Du auch ſein magſt, der Du mir ſo viel Glück prophezeit, ich bitte Dich, daß Du in meinem Namen den weiſen Zauberer, der meine Sache in die Hand genommen, erſucheſt, daß er mich in dieſem Gefängniß, in welchem ſie mich jetzt weg-

führen, nicht umkommen laſſe, bis die frohen und unvergleichlichen Verſprechungen, die mir eben hier geworden, in Erfüllung gegangen. Denn wenn dieß geſchieht, werde ich die Leiden meiner Gefangenſchaft als Wonne, die Ketten, die mich feſſeln, als Erleichterung, und dieß Lager, auf das man mich gelegt, nicht als ein hartes Schlachtfeld anſehen, ſondern als ein weiches Kiſſen und glückliches Brautbett. Was aber den Troſt für Sancho Panza, meinen Stallmeiſter, betrifft, ſo vertraue ich auf ſein braves Verhalten, daß er mich in guten, wie in ſchlimmen Tagen nicht verlaſſen wird. Denn wenn auch ſein und mein Mißgeſchick mir unmöglich machen ſollte, ihm die Inſel oder etwas Andres von gleichem Werthe zu geben, wie ich ihm verſprochen, ſo kann ihm wenigſtens ſein Sold nicht entgehen: denn in meinem Teſtamente, das ich bereits gemacht, habe ich verfügt, was man ihm zu geben hat, nicht nach ſeinen vielen und guten Dienſten, ſondern nach Verhältniß meines Vermögens."

Sancho verbeugte ſich mit großer Höflichkeit und küßte ihm beide Hände, denn eine allein hätte er nicht küſſen können, da ſie zuſammengebunden waren. Die Geſpenſter nahmen ſogleich den Käfig auf die Schultern und ſtellten ihn auf dem Ochſenkarren zurecht.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Von der wunderlichen Art, wie der verzauberte Don Quijote von der Mancha fortgeführt wurde, nebſt andern merkwürdigen Vorfällen.

Als Don Quijote ſich ſolchergeſtalt in einen Käfig geſperrt und auf den Karren geſetzt ſah, ſagte er: „Ich habe viele und ſehr denkwürdige Geſchichten von fahrenden Rittern geleſen, aber niemals habe ich geleſen, gehört oder geſehen, daß man verzauberte Ritter auf ſolche Weiſe weggeführt hätte, und dazu mit der Langſamkeit, welche ſich von dieſen trägen und ſchwerfälligen Thieren erwarten läßt. Denn ſtets pflegt man ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit durch die Lüfte zu führen, entweder in

eine dunkle ſchwarze Wolke gehüllt, auf einem feurigen Wagen oder auf einem Hippogryphen oder einem anderen ähnlichen Thiere; aber daß man mich nur auf einem Ochſenkarren dahinfährt, ſo wahr Gott lebt, das macht mich ganz verwirrt. Vielleicht hat das Ritterweſen und die Verzauberung ganz andere Wege, als in alten Zeiten; auch könnte es ſein, da ich ein ganz neuer Ritter in der Welt bin, und der Erſte, der dieſen bereits vergeſſenen Orden der fahrenden Ritterſchaft wieder erweckt, daß man auch andre Arten von Verzauberungen und andre Weiſen, die Verzauberten fortzuſchaffen, erfunden hat. Was meinſt Du dazu, Sancho, mein Sohn?"

„Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll", antwortete Sancho, „weil ich in den fahrenden Büchern nicht ſo beleſen bin, wie Euer Gnaden; bei alledem aber möchte ich behaupten und beſchwören, daß dieſe Geſpenſter, welche neben uns hergehen, nicht ſo recht katholiſch ſind."

„Katholiſch, o du mein Vater!" rief Don Quijote, „wie ſollen ſie denn katholiſch ſein, da es lauter hölliſche Geiſter ſind, welche phantaſtiſche Körper angenommen, um dieſen Spuk zu treiben und mich in dieſe Lage zu bringen? Und wenn Du Dich von der Wahrheit deſſen überzeugen willſt, ſo rühre ſie nur an und betaſte ſie, und Du wirſt ſehen, daß ſie nur Körper von Luft haben, daß ſie nur leere Erſcheinungen ſind."

„Bei Gott, mein Herr", verſetzte Sancho, „ich habe ſie bereits angerührt, und jener Teufel, der ſo geſchäftig thut, iſt kugelrund von Fleiſch und hat noch eine andre Eigenſchaft, welche ſonſt, wie ich ſagen hörte, ganz und gar nicht bei Teufeln vorkommt. Denn, wie es heißt, riechen alle nach Schwefel und andern übeln Gerüchen; der aber riecht auf eine halbe Meile nach Ambra." Sancho ſagte dieß von Don Fernando, der als ein ſolcher Herr wohl nach dem riechen durfte, was Sancho ſagte.

„Wundre Dich nicht darüber, Freund Sancho", antwortete Don Quijote, „denn Du mußt wiſſen, daß die Teufel vielerlei vermögen, und wenn ſie auch Gerüche annehmen, ſo riechen ſie doch nach nichts, denn es ſind Geiſter. Wenn ſie aber je riechen, ſo können ſie nicht nach guten, ſondern nur nach ſchlechten und

ſtinkenden Dingen riechen. Der Grund davon iſt, daß ſie, wo ſie auch ſein mögen, die Hölle mit ſich herumtragen und keine Art von Erleichterung ihrer Qualen finden können; da nun Wohlgerüche etwas Angenehmes und Liebliches ſind, ſo iſt es nicht möglich, daß die Teufel gut riechen, und wenn Du glaubſt, daß der Teufel, von dem Du ſprichſt, nach Ambra rieche, ſo täuſcheſt Du Dich entweder, oder er will Dich täuſchen, daß Du ihn nicht für einen Teufel halteſt.“

Dieſe Geſpräche führten Herr und Diener, und da Don Fernando und Cardenio fürchteten, Sancho möchte zuletzt die ganze Sache errathen, der er bereits ſo nahe auf der Spur war, ſo beſchloſſen ſie, den Aufbruch zu beſchleunigen. Sie riefen den Wirth auf die Seite und befahlen ihm, den Rocinante zu ſatteln und den Eſel Sancho's zu bepacken, was dieſer auch mit größter Eile that. Der Pfarrer hatte ſich inzwiſchen bereits mit den Häſchern verabredet, daß ſie den Ritter bis nach ſeiner Heimat begleiteten, wofür er ihnen einen täglichen Lohn gab. Cardenio hängte an den Sattelbogen Rocinante's auf der einen Seite den Schild, auf der anderen das Becken und befahl Sancho, ſeinen Eſel zu beſteigen und die Zügel Rocinantens zu ergreifen; dann ſtellte er an die beiden Seiten des Karrens die zwei Häſcher mit ihren Armbrüſten. Ehe ſich jedoch der Karren in Bewegung ſetzte, kam noch die Wirthin mit ihrer Tochter und Maritornes, um ſich von Don Quijote zu verabſchieden, wobei ſie ſich ſtellten, als weinten ſie vor Schmerz über ſein Unglück. Don Quijote ſagte aber zu ihnen: „Weinet nicht, meine guten Damen, denn all ſolches Mißgeſchick hängt ſich an die, welche ſich zu dem Berufe bekennen, den ich erwählt, und wenn mir nicht ſolch Mißgeſchick begegnete, würde ich mich nicht für einen ausgezeichneten fahrenden Ritter halten. Rittern von geringerm Namen und Ruf begegnen niemals ſolche Fälle, weil niemand in der Welt ſich um ſie bekümmert, ſondern nur den tapfern, deren Muth und Entſchloſſenheit oft von Fürſten und Rittern beneidet wird, die nun auf ſchlimmen Wegen die Guten zu vernichten ſuchen. Bei alledem iſt die Tugend ſo mächtig, daß ſie durch ſich allein, trotz aller Schwarzkunſt, wie

sie ihr erster Erfinder Zoroaster kannte, aus jeder Gefahr als Siegerin hervorgeht, und mit ihrem eigenen Lichte die Welt erleuchtet, wie die Sonne am Himmel. Verzeiht mir, schöne Damen, wenn ich aus Achtlosigkeit Euch irgend ein Mißvergnügen bereitet habe: denn absichtlich und mit Willen ist es nie geschehen, und bittet Gott, daß er mich aus diesem Gefängniß befreie, in das mich irgend ein böswilliger Zauberer gebracht; denn wie ich mich daraus befreit sehe, so werde ich gewiß nie die Gunstbezeugungen vergessen, die Ihr mir in diesem Schlosse erwiesen, und Euch dafür danken, dienen und lohnen, wie sie es verdienen."

Während dieses Auftrittes zwischen den Damen des Schlosses und Don Quixote verabschiedete sich der Pfarrer und der Barbier von Don Fernando und seinen Gefährten, von dem Hauptmann und seinem Bruder und allen jenen heitern Frauen, namentlich Dorothea und Lucinde. Alle umarmten sich und versprachen sich Kunde von ihren ferneren Schicksalen zu geben, indem Don Fernando dem Pfarrer sagte, wohin er zu schreiben habe, um Nachricht von Don Quijote zu geben, und ihn versicherte, daß ihm nichts mehr Freude machen würde, als zu erfahren, daß es gut ginge; er selbst werde ihn von allem in Kenntniß setzen, wofür er Theilnahme bei ihm voraussetzen könne, sowohl von seiner Verheirathung, als von der Taufe Zoraidens, dem Schicksal des Don Luis und der Heimkehr Lucindens zu den Ihrigen. Der Pfarrer verpflichtete sich, alles, was ihm aufgetragen wurde, pünktlich zu erfüllen. Sie umarmten sich noch einmal und gaben sich wiederholte Versicherungen ihrer Freundschaft.

Der Wirth trat zu dem Pfarrer und übergab ihm einige Papiere, von denen er sagte, er habe sie in einer Tasche des Mantelsacks gefunden, in welcher auch die Novelle von der „unziemlichen Neugier" gewesen; und da der Besitzer nie wieder hier eingekehrt sei, so möge er nur alles mitnehmen, denn da er nicht lesen könne, so wolle er auch nichts davon. Der Pfarrer dankte ihm, öffnete sogleich die Papiere und fand auf der Stirnseite geschrieben: „Novelle von Rinconete und Cortadillo". Er schloß daraus, daß die Papiere eine Erzählung

enthalten, und meinte, da die von der „unziemlichen Neugier" so hübsch gewesen, so werde es auch diese sein, da vielleicht beide denselben Verfasser hätten. Er steckte sie deßhalb zu sich, mit der Absicht, sie bei Gelegenheit zu lesen.

Dann stieg er zu Pferde und ebenso sein Freund, der Barbier, beide mit Masken vor dem Gesicht, um nicht von Don Quijote sogleich erkannt zu werden; so ritten sie hinter dem Karren her.

Die Ordnung, welche eingehalten wurde, war folgende: Voraus fuhr der Karren, geführt von seinem Besitzer; zu beiden Seiten ritten die Häscher, wie bereits gesagt, mit ihren Armbrüsten, dicht hinter ihnen Sancho Panza auf seinem Esel, Rocinante am Zügel führend; hinter diesen allen kam der Pfarrer und der Barbier auf ihren stattlichen Maulthieren, wie gesagt, das Gesicht verhüllt, in ernster feierlicher Haltung, und nicht rascher reitend, als es der langsame Gang der Ochsen erlaubte. Don Quijote saß in dem Käfig, die Hände gebunden, die Füße ausgestreckt und an das Gitter gelehnt, so still und geduldig, als wenn er kein Mensch von Fleisch, sondern ein Bild von Stein wäre. So zogen sie langsam und schweigend zwei Meilen weit fürbaß, bis sie ein Thal erreichten, wo der Ochsentreiber meinte, es sei ein passender Platz, um auszuruhen und den Ochsen Futter zu geben. Er theilte dieß dem Pfarrer mit, aber der Barbier meinte, man könnte wohl noch ein wenig weiter reiten, denn er wisse, daß jenseits eines Hügels, der sich ganz in der Nähe zeigte, ein Thal liege, das weit mehr und viel besseres Gras biete, als dieses, wo sie jetzt bleiben wollten. Der Rath des Barbiers wurde befolgt und sie setzten ihren Marsch fort.

Der Pfarrer sah sich indessen um und bemerkte, daß hinter ihnen sechs bis sieben gut gekleidete und wohl ausgerüstete Reiter kamen, von welchen sie bald eingeholt wurden, weil diese nicht mit der Langsamkeit und Gemächlichkeit der Ochsen einherzogen, sondern auf Mauleselinnen von Domherren und mit dem Verlangen, recht bald eine Schenke zu erreichen, die nicht mehr ganz eine Meile entfernt war und wo sie Mittagsrast halten

wollten. Die Eilfertigen holten die Langſamen ein und begrüßten ſie freundlich. Einer von den Neuankömmlingen, welcher, daß ich's gleich ſage, Domherr von Toledo und der Gebieter der ihn Begleitenden war, konnte, da er die ſtreng eingehaltene Marſchordnung, — Karren, Häſcher, Sancho, Rocinante, Pfarrer, Barbier und beſonders den eingeſperrten Don Quijote — ſah, nicht umhin zu fragen, was es zu bedeuten habe, daß man dieſen Menſchen auf ſolche Art gefangen führe, wiewohl er ſich gleich beim Anblick der Inſignien der Häſcher geſagt, es müſſe ein ruchloſer Straßenräuber oder irgend ein andrer Verbrecher ſein, deſſen Züchtigung der heiligen Hermandad obliege.

Einer von den Häſchern, an welchen die Frage gerichtet wurde, antwortete: „Mein Herr, was es bedeute, daß dieſer Ritter auf ſolche Art fortgeführt wird, das mag er Euch ſelbſt ſagen, da wir es nicht wiſſen."

Don Quijote hörte dieß und ſagte: „Sind Eure Gnaden, meine Herren Ritter, zufälliger Weiſe in Sachen der fahrenden Ritterſchaft beleſen und erfahren? Wenn Ihr's ſeid, ſo will ich Euch mein Mißgeſchick mittheilen, wenn nicht, ſo brauche ich mir auch nicht die Mühe zu nehmen, Euch davon zu erzählen." Inzwiſchen waren der Pfarrer und der Barbier näher gekommen, da ſie ſahen, daß die Reiſenden ſich in ein Geſpräch mit Don Quijote einließen, und ſie die Antwort übernehmen wollten, um ihren Betrug nicht an den Tag kommen zu laſſen.

Der Domherr antwortete auf das, was Don Quijote geſagt: „Wahrlich, mein Bruder, ich weiß mehr von den Ritterbüchern, als von den Compendien des Villapando; und wenn's nichts weiter iſt, ſo könnt Ihr mir mittheilen, was Ihr wollt."

„In Gottes Namen denn", verſetzte Don Quijote, „wenn dem ſo iſt, Herr Ritter, ſo mögt Ihr wiſſen, daß mich der Neid und die Bosheit gefährlicher Zauberer in dieß Gefängniß gebracht, weil das Verdienſt von den Böſen mehr gehaßt, als von den Guten geliebt wird. Ich bin ein fahrenden Ritter, aber keiner von denen, deren Namen die Fama nie für werth geachtet, ſie in ihrem Gedächtniß zu verewigen, ſondern einer

von denen, welche trotz des Neides und trotz aller Magier Perſiens, aller Brahmanen Indiens und Gymnoſophiſten Aethiopiens ſeinen Namen in den Tempel der Unſterblichkeit einzeichnen wird, auf daß er zum Muſter und Vorbild diene allen künftigen Jahrhunderten, und die fahrenden Ritter die Fußtapfen erkennen mögen, denen ſie folgen ſollen, wenn ſie den Gipfel und die Höhe des Waffenruhmes erſteigen wollen."

„Der Herr Don Quijote ſpricht die Wahrheit", warf jetzt der Pfarrer ein; „denn er befindet ſich verzaubert auf dieſem Wagen nicht um eigner Schuld und Vergehen willen, ſondern durch die Böswilligkeit derjenigen, welchen die Tugend eine Thorheit und die Tapferkeit ein Aergerniß iſt. Es iſt dieß, mein Herr, der Ritter von der traurigen Geſtalt, wenn Ihr vielleicht ſchon von ihm reden hörtet, deſſen tapfere und große Thaten in harter Erde und unvergänglichem Marmor eingegraben worden, wie ſehr auch der Neid ſich abmühen mag, ſie zu verdunkeln, und die Bosheit, ſie zu verbergen."

Als der Domherr den Gefangenen wie den Freien in ſolchem Stile reden hörte, hätte er beinahe vor Verwunderung das Kreuz geſchlagen; er konnte nicht verſtehen, was er aus alledem machen ſollte und ſeinen Begleitern ging es ebenſo.

Sancho, welcher inzwiſchen näher gekommen, um das Geſpräch mit anzuhören, ſagte, um der Sache die Krone aufzuſetzen: „Meine Herren, Ihr mögt nun wohl oder übel aufnehmen, was ich jetzt ſagen werde, aber die Sache iſt, daß mein Herr Don Quijote gerade ſo wenig verzaubert iſt, als meine Mutter. Er iſt ganz und gar bei Verſtand, er ißt und trinkt und verrichtet ſeine Nothdurft wie andere Menſchen, und grade wie er's geſtern machte, ehe ſie ihn in dieſen Käfig ſperrten. Wenn dem nun ſo iſt, wie will man mir weiß machen, er ſei verzaubert? Ich habe von vielen Leuten gehört, daß die Verzauberten weder eſſen, noch ſchlafen, noch ſprechen, während mein Herr, wenn man ihn gewähren ließe, mehr als dreißig Advocaten ſpräche."

Dabei wandte er ſich nach dem Pfarrer um und fuhr fort: „Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! glaubt denn Euer Gnaden, ich kenne Euch nicht, und meint Ihr denn, ich ahne

und merke nicht, wo dieſe neuen Zaubereien hinaus wollen? Wißt nur, daß ich Euch wohl kenne, wie Ihr auch Euer Geſicht maskirt habt, und wißt, daß ich Eure verſchmitzten Streiche, wenn Ihr ſie auch verdecken wollt, gar gut verſtehe. Kurz, wo der Neid herrſcht, da kann die Tugend nicht aufkommen, und wo der Geiz iſt, da gibt's keine Freigebigkeit. Hol's der Teufel! Wenn Euer Ehrwürden nicht geweſen, ſo wäre zu dieſer Stunde mein Herr bereits mit der Prinzeſſin Micomicona verheirathet, und ich wäre zum mindeſten ein Graf, denn etwas Andres ließe ſich nicht erwarten, weder von der Gnade meines Herrn, des Ritters von der traurigen Geſtalt, noch nach der Größe meiner Dienſte. Aber ich merke wohl, wie wahr es iſt, was man bei uns zu ſagen pflegt, das Glücksrad geht ſchneller um als das Mühlrad, und was geſtern obenauf war, liegt heute auf dem Boden. Es iſt mir nur leid um meine Kinder und meine Frau, denn ſtatt daß ſie ihren Vater zu ihren Thoren als Statthalter oder Vicekönig einer Inſel oder eines Königreichs ſollten einziehen ſehen können, werden ſie ihn als Stallknecht wiederſehen. Das alles ſage ich nur darum, Herr Pfarrer, um Euer Ehrwürden die ſchlechte Behandlung, die Ihr meinem Herrn zu Theil werden laſſet, vor's Gewiſſen zu führen. Seht wohl zu, daß Euch Gott im andern Leben um dieſer Einſperrung meines Herrn nicht vor Gericht ziehe und nicht Erſatz fordere für all die Hülfeleiſtungen und Wohlthaten, die mein Herr Don Quijote durch Euch verſäumen mußte."

„Putzt mir doch die Lampe", rief jetzt der Barbier, „ſo gehört alſo auch Ihr zu der Brüderſchaft Eures Herrn? So wahr Gott lebt, ich werde es noch ſehen, daß Ihr ihm in dem Käfig Geſellſchaft leiſtet und eben ſo verzaubert ſeid, wie er, denn Ihr ſeid von ſeiner Ritternarrheit angeſteckt. Ihr habt Euch zu unglücklicher Stunde mit ſeinen Verſprechungen geſchwängert und mit der heiß erſehnten Inſel das Hirn angefüllt."

„Ich bin mit gar nichts geſchwängert", antwortete Sancho, „und bin auch gar nicht der Mann, der ſich von irgend jemand ſchwängern ließe, wär's auch der König ſelbſt. Und wenn ich auch arm bin, ſo bin ich doch ein alter Chriſt und niemand

etwas schuldig. Und wenn ich eine Insel wünsche, so verlangen Andre noch weit Schlimmeres. Jeder ist der Schmied seines Glücks, und obgleich nur ein einfacher Mensch, kann ich doch noch Papst, wie viel mehr Statthalter einer Insel werden, zumal da mein Herr so viele erobern wird, daß er gar nicht weiß, wem er sie alle geben soll. Seht Euch wohl vor, gnädiger Herr Barbier, was Ihr redet; denn es ist nicht genug mit dem Bartscheeren, man muß auch einen Unterschied zwischen Peter und Peter zu machen wissen. Ich sage das nur, weil wir uns alle kennen und man mich nicht so leicht hintergeht. Wie es mit der Verzauberung meines Herrn zugegangen, das weiß Gott, und ich will's lassen, wie es ist, denn es ist noch schlimmer, darin zu rühren."

Der Barbier mochte Sancho nicht weiter antworten, damit er nicht in seiner Einfalt alles verriethe, was er und der Pfarrer zu verbergen suchten. Eben diese Besorgniß hatte auch den Pfarrer veranlaßt, den Domherrn aufzufordern, etwas mit ihm vorauszureiten, um ihm das Geheimniß von dem Eingesperrten, nebst andern Dingen mitzutheilen, welche ihm Vergnügen machen würden. Der Domherr war sogleich bereit und ritt mit ihm und seinen Dienern voraus, wo er mit Aufmerksamkeit alles anhörte, was der Pfarrer ihm von dem Wesen, dem Leben, der Verrücktheit und den Sitten Don Quijote's zu erzählen für gut fand. Er theilte ihm Anfang und Ursache seiner fixen Idee und den ganzen Verlauf seiner Schicksale bis zum Augenblick der Einkerkerung mit und sagte, daß sie beabsichtigten, ihn in seine Heimat zurückzubringen, um zu sehen, ob nicht durch irgend ein Mittel seine Narrheit zu heilen sei. Die Diener und der Domherr wunderten sich nicht wenig, als sie die seltsame Geschichte Don Quijote's vernahmen, und der Domherr sagte, als er sie zu Ende gehört: „In der That, Herr Pfarrer, ich meines Theils finde, daß diese sogenannten Ritterbücher dem Gemeinwesen gefährlich sind, und wiewohl ich auch, durch Langeweile und falschen Geschmack verleitet, den Anfang der meisten, welche gedruckt sind, gelesen, so habe ich es doch niemals über mich vermocht, auch nur eines von Anfang bis zu

Ende zu lesen; denn mir scheint, daß sie alle, das eine mehr, das andre weniger, über einen Leisten geschlagen sind, und daß man in keinem mehr, als in dem andern findet. Und meiner Ansicht nach steht diese Art Schreiberei und Dichterei noch unter den sogenannten „milesischen Märchen", ungereimten Geschichten, die nur unterhalten, nicht belehren wollen, während die Lehrfabeln zugleich unterhalten und belehren wollen. Und gesetzt auch, die vorzügliche Absicht solcher Bücher sei, zu unterhalten, so weiß ich nicht einmal, wie sie diesen Zweck erreichen können, da sie voll des größten und ungeheuerlichsten Unsinns sind; denn das Vergnügen, das die Seele genießt, muß aus der Schönheit und Harmonie quellen, die man bei der Betrachtung der Dinge findet, welche das äußere oder innere Auge uns vorführt, während jedes Ding, welches Mängel und Mißverhältnisse zeigt, uns keinen Genuß gewähren kann. Welche Schönheit aber und welche Harmonie des Ganzen mit dem Einzelnen und des Einzelnen mit dem Ganzen kann in einem Buch oder einer Dichtung sein, in welcher ein junger Mensch von sechszehn Jahren einem thurmhohen Riesen einen Hieb versetzt und ihn in zwei Theile zerhaut, als wäre er von Teig? Und wenn sie uns eine Schlacht schildern wollen, so braucht, nachdem gesagt ist, daß auf Seite der Feinde eine Million Kämpfer stehen, der Held des Buches ihnen nur entgegenzutreten, und wir müssen wohl oder übel glauben, daß ein solcher Ritter einzig durch die Kraft seines tapfern Armes den Sieg davongetragen. Und dann, was sollen wir von der Leichtigkeit sagen, mit der die Erbin eines Königreiches oder Kaiserreiches sich einem unbekannten fahrenden Ritter in die Arme wirft? Welcher nicht ganz barbarische und ungebildete Sinn kann es nur so hinnehmen, wenn er liest, daß ein großer Thurm voll von Rittern wie ein Schiff mit günstigem Winde über's Meer fährt und heute in der Lombardei übernachtet und morgen im Lande des Priesters Johannes von Indien oder in andern Ländern erwacht, welche weder Ptolemäus beschrieben, noch Marco Polo gesehen? Und wenn mir darauf geantwortet wird, die Verfasser solcher Geschichten gäben sie ausdrücklich als Erfindungen aus und

seien daher nicht verpflichtet zarte Rücksicht auf die Wahrheit zu nehmen, so würde ich ihnen antworten, daß die Unwahrheit nur um so besser, je mehr sie den Schein der Wahrheit trägt, und um so angenehmer wird, je mehr sie des Interessanten und Möglichen in sich trägt. Fabelhafte Geschichten müssen sich dem Verständniß der Leser einschmeicheln, wenn sie so geschrieben sind, daß sie, das Unmögliche glaubhaft machend, Hindernisse ebnend und das Gemüth erhebend, in einem Grade Verwunderung, Staunen, Erschütterung erregen und Unterhaltung gewähren, daß Staunen und Heiterkeit gleichen Schritt halten. Und all das kann derjenige nicht thun, der die Wahrscheinlichkeit in der Nachahmung des Wirklichen außer Augen läßt, worin eben die Vollendung des Geschriebenen beruht. Ich habe kein Ritterbuch gefunden, in welchem ein abgerundetes Ganze einer Fabel sich fände, bei dem alle Glieder zusammenpaßten, so daß die Mitte dem Anfang, das Ende dem Anfang und der Mitte entspräche: vielmehr setzen sie dieselben aus so vielen Gliedern zusammen, daß es aussieht, als wollten sie eher eine Chimäre oder ein Ungeheuer erschaffen, als ein richtiges Bild liefern. Außerdem sind sie im Stile hart, in den Thatsachen unglaublich, in den Liebschaften lasciv, in den Artigkeiten linkisch, in den Kämpfen weitschweifig, in den Gesprächen albern, in der Entwicklung ungereimt, kurz jeder feinen Kunst bar und deßhalb werth, aus dem christlichen Staat als unnützes Volk verbannt zu werden."

Der Pfarrer hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, und er erschien ihm als ein Mann von gesundem Verstande, der in allem, was er sagte, sehr vernünftig urtheilte. Er erwiderte ihm daher, er sei ganz seiner Ansicht und habe deßhalb einen Abscheu vor den Ritterbüchern, von denen er beinahe alle, welche sich in Don Quijote's Besitz gefunden, und deren wären es viele gewesen, verbrannt. Er erzählte ihm dabei das Gericht, das er über sie gehalten, und nannte die, welche er zum Feuer verurtheilt und welche er am Leben gelassen, worüber der Domherr herzlich lachte. Er meinte aber, so viel Schlimmes er über diese Bücher gesagt, finde er doch auch eine gute Seite an

ihnen: sie gäben nämlich Gelegenheit, daß ein guter Kopf sich in ihnen zeigen könne, denn sie böten ihm ein großes und weites Feld, wo die Feder sich ohne irgend einen Zwang ergehen dürfe, indem sie bald Schiffbrüche, Stürme, Gefechte und Schlachten beschreibe, bald einen tapfern Feldherrn schildere, mit allen seinen erforderlichen Eigenschaften, wie er sich klug zeige, indem er die List des Feindes vereitle, als geschickten Redner, indem er die Soldaten anfeure oder zurückhalte, als überlegt in seinem Rathe, rasch im Entschluß, muthig im Hoffen, wie in der That; indem sie bald ein bejammernswerthes und trauriges Ereigniß schildere, bald eine heitere und unerwartete Begebenheit; hier eine ungewöhnlich schöne, sittsame, kluge und züchtige Dame, dort einen christlichen tapfern und galanten Ritter, bald einen frevelhaften, rohen Priester, bald einen gnädigen, tapfern und klugen Fürsten, und sowohl die Rechtlichkeit und Treue der Vasallen, als die Hoheit und Gnade der Herren schildere. Bald kann der Dichter sich als Astrolog, bald als ausgezeichneter Kosmograph, bald als Musiker, bald als Staatsmann zeigen, ja bisweilen könnte sich Gelegenheit bieten, sich, wenn es gilt, als Necromant zu erweisen. Er kann die List des Ulysses, die Frömmigkeit des Aeneas, die Tapferkeit des Achilles, das Mißgeschick Hectors, den Verrath Sinons, die Freundschaft des Euryalus, die Freigebigkeit Alexanders, die Würde Cäsars, die Güte und Redlichkeit Trajans, die Treue des Zephyrus, und die Klugheit Cato's, kurz alle diejenigen Eigenschaften darstellen, welche einen großen Mann vollenden, indem er bald einen Einzelnen mit allen schmückt, bald sie auf Viele vertheilt. Geschieht dieß in anmuthigem Stil und sinnreicher Erfindung, welche allem so viel möglich den Schein der Wahrheit verleihen, so wird er gewiß ein Bild liefern, das, aus vielen und schönen Zetteln gewoben, sobald es fertig ist, solche Vollendung und Schönheit zeigt, daß er das höchste Ziel erreicht, das man sich bei Büchern vorsetzen kann, nämlich, wie bereits gesagt, zugleich zu unterhalten und zu belehren. Denn die zwanglose Art solcher Bücher bietet dem Verfasser die Möglichkeit, sich als Epiker, Lyriker, Tragiker und Komiker zu zeigen und in allen

den Gebieten als bewandert zu erweiſen, welche die anmuthige und erfreuliche Kunde der Poeſie und Rede umfaßt; denn das Epos kann ſowohl in Proſa als in Verſen geſchrieben werden."

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Der Domherr fährt fort in dem Geſpräch über die Ritterbücher nebſt andern ſeines Verſtandes würdigen Dingen.

„So iſt es, wie der Herr Domherr ſagt", verſetzte der Pfarrer, „und deßhalb verdienen die, welche bis auf unſre Tage ſolche Bücher verfaßt, unſern Tadel, wenn ſie keine Rückſicht nehmen auf den geſunden Menſchenverſtand und auf die Regeln der Kunſt, welche ſie leiten und ſo berühmt in der Proſa machen konnten, als es die beiden Fürſten griechiſcher und römiſcher Dichtkunſt im Verſe ſind."

„Ich wenigſtens", entgegnete der Domherr, „als mich einmal die Verſuchung ankam, ein Ritterbuch zu ſchreiben, ſuchte alle die Puncte zu beobachten, die ich eben angeführt, und wenn ich die Wahrheit bekennen ſoll, ſo hatte ich ſchon mehr als hundert Seiten geſchrieben. Um zu erfahren, ob das Geſchriebene auch meinen Grundſätzen entſpreche, habe ich es Leuten, welche ſolche Bücher leidenſchaftlich lieben, gelehrten und verſtändigen, wie unwiſſenden, die nur Vergnügen daran finden, Unſinniges zu hören, mitgetheilt, und von allen erhielt ich den erwünſchten Beifall. Trotz alle dem habe ich die Sache nicht weiter verfolgt, theils weil ich glaubte, es ſei eine für meinen Stand unpaſſende Beſchäftigung, theils weil ich überlegte, daß die Zahl der Einfältigen weit größer iſt, als die der Klugen, und ich mich, obwohl es beſſer iſt, von den wenigen Vernünftigen gelobt, als von den vielen Thoren verſpottet zu werden, doch nicht dem verwirrten Urtheil der eiteln Maſſe unterwerfen mochte, die doch den größten Theil der Leſer ſolcher Bücher bildet.

„Was mich aber am meisten bewog, die Arbeit aus der Hand zu legen und sogar den Gedanken an ihre Vollendung aufzugeben, war der Schluß, den ich aus den in unsern Tagen aufgeführten Schauspielen zog, indem ich mir sagte: Wenn die Stücke, welche jetzt in der Mode sind, sowohl die rein erfundenen, als die historischen, sämmtlich oder großentheils doch anerkannter Unsinn sind und weder Hand noch Fuß haben, trotz alledem aber das Volk sie gerne hört und für Musterstücke hält, während sie nichts weniger als das sind; wenn die Dichter, welche sie schreiben, und die Schauspieler, welche sie aufführen, sagen, daß sie so sein müssen, weil die Masse sie so und nicht anders will; daß diejenigen, welche die Fabel so anlegen und durchführen, wie die Kunst es verlangt, nur für ein paar Einsichtige schreiben, die sie verstehen, während die Andern, welche sie nicht verstehen, unberührt von der feinen Kunstschöpfung bleiben, und daß es für sie größrer Gewinn, ihr Brot durch die Vielen zu verdienen, als bei den Wenigen angesehen zu sein: — so würde ich wohl mit meinem Buche, nachdem ich mir die größte Mühe gegeben habe, die erwähnten Vorschriften zu befolgen, doch zuletzt nur der Schneider sein, der umsonst arbeitete und den Zwirn in den Kauf gab. Und obgleich ich mehrmals die Schauspieler zu überzeugen suchte, daß sie sich in der bisher gehegten Meinung täuschten und daß sie mehr Leute anziehen und sich mit größerem Ruhme bedecken würden, wenn sie Schauspiele darstellten, welche die Regeln der Kunst befolgen, als mit den unsinnigen Stücken, so sind sie doch so festgerannt in ihren Glauben, daß keine Vernunft und kein Beweis sie davon abbringen kann.

„Ich erinnere mich, daß ich eines Tages zu einem von diesen Starrköpfen sagte: „Sagt mir doch, entsinnt Ihr Euch nicht mehr, daß vor wenigen Jahren in Spanien drei Stücke aufgeführt wurden, welche ein berühmter Dichter dieses Königreichs verfaßt, und die der Art waren, daß alle, welche sie sahen, einfache wie kluge Leute, sowohl aus der Menge als von den Auserwählten, verwundert, erfreut und entzückt waren, und daß diese Stücke den Schauspielern mehr Geld einbrachten, als dreißig der besten, welche seitdem gegeben wurden."

„Allerdings erinnere ich mich", antwortete der Schauspieler, von dem ich spreche, „Euer Gnaden spielt wohl auf die Isabella, die Phyllis und die Alexandra an."

„Gewiß, diese meinte ich", antwortete ich ihm; „nun seht sie einmal an, ob sie die Vorschriften der Kunst genau beobachten, und ob sie deßhalb, weil sie dieß thaten, weniger für das angesehen wurden, was sie waren, und nicht aller Welt gefielen? Es liegt also der Fehler nicht am Volke, welches Unsinniges verlangt, sondern an denen, welche nichts Anderes zu geben wissen. So war „Der bestrafte Undank" kein Unsinn, so wenig als die „Numancia", der „Liebende Kaufmann" so wenig als die „Günstige Feindin", oder einige andere Stücke, welche von einsichtsvollen Poeten verfaßt wurden, und zwar zu ihrem eigenen Ruhm und Rufe, wie zum Vortheil derer, welche sie darstellten. Ich führte noch andere Dinge an, mit denen ich ihn zwar etwas verlegen machte, aber keineswegs so sehr zufrieden stellte und überzeugte, daß ich ihm ganz seine irrigen Ansichten genommen hätte."

„Euer Hochwürden hat hier eine Materie berührt", sprach jetzt der Pfarrer, „welche in mir den alten Groll aufwühlt, den ich gegen die Schauspiele hege, die gegenwärtig im Schwunge sind, einen Groll, welcher dem gegen die Ritterbücher gleichkommt. Denn während nach der Ansicht des Cicero das Schauspiel ein Spiegel des menschlichen Lebens, ein Muster der Sitten und ein Bild der Wahrheit sein soll, sind unsre heutigen Spiegel des Unsinns, Muster der Thorheit und Bilder der Unzucht. Denn was kann es Unsinnigeres geben, wenn wir unsre Sache näher ins Auge fassen, als wenn im ersten Act ein Kind in Windeln erscheint und im zweiten schon als erwachsener Mann im Barte auftritt! Welch größere Albernheit, als uns einen Greis tapfer, uns einen jungen Mann feige schildern, einen Bedienten als großen Redner, einen Pagen als Rathgeber, einen König als Lastträger und eine Prinzessin als Küchenmagd! Was brauche ich von der Observanz zu sagen, die sie in Bezug auf die Zeit beobachten, in welcher die dargestellten Handlungen geschehen konnten oder können, als daß ich ein Schauspiel gesehen,

deſſen erſter Act in Europa ſpielt, während der zweite die Handlung in Aſien weiter führt, und der dritte ſie in Africa beſchließt? Wären es vier Acte geweſen, ſo hätte der vierte in America aufgehört und das Stück hätte ſo in allen vier Welttheilen geſpielt! Und wenn die Nachahmung der Wirklichkeit das Grundprincip iſt, auf welches das Schauſpiel zu achten hat, wie iſt es möglich, daß einem auch nur mäßigen Verſtande ein Stück genüge, das eine Handlung darſtellt, welche in die Zeit des Königs Pipin und Karls des Großen fällt, während die Hauptrolle der Kaiſer Heraclius ſpielt, der mit dem Kreuz in Jeruſalem einzieht und das heilige Grab erobert, wie Gottfried von Bouillon, zwiſchen welchen doch eine bedeutende Zahl von Jahren liegt? oder wenn das Stück ganz auf Erfindung beruht und man ihm geſchichtliche Thatſachen und Brocken von Dingen beimiſcht, welche von ganz andern Perſonen und zu ganz andern Zeiten geſchehen ſind, und dieß nicht wohl mit dem Scheine der Wahrheit darzuſtellen weiß, ſondern offenbare, ganz unentſchuldbare Irrthümer unterlaufen läßt? Das Schlimme iſt, daß es unwiſſende Menſchen gibt, welche ſagen, gerade das ſei das Vollendete, alles Andere heiße Leckereien nachlaufen. Und gar wenn wir auf die geiſtlichen Schauſpiele zu reden kommen, wie viel Wunder werden in ihnen erfunden! wie viel apokryphe und mißverſtandene Geſchichten kommen darin vor, indem man ſogar dem einen Heiligen die Wunder eines andern andichtet! Und ſelbſt in weltlichen Stücken ſcheuen ſie ſich nicht, Wunder thun zu laſſen, ohne Achtung vor dem wahren Wunder, wenn es ihnen nur gerade paßt, hier ein ſolches Wunder geſchehen, eine ſolche Erſcheinung auftreten zu laſſen, damit das unwiſſende Volk ſtaune und in die Comödie komme. Das alles iſt nur zum Nachtheil der Wahrheit und zum Verderb der Geſchichte, kurz ein Schandfleck für die ſpaniſchen Schöngeiſter; denn die Ausländer, welche mit großer Pünctlichkeit die Geſetze des Drama's beobachten, halten uns für unwiſſende Barbaren, wenn ſie die abgeſchmackten und unſinnigen Stücke ſehen, die wir machen. Und es wäre keine genügende Entſchuldigung, wenn man ſagte, die Hauptrückſicht, die ein geordneter Staat ins Auge zu faſſen habe, wenn

er öffentliche Schauſpiele erlaube, ſei die, dem Volk eine anſtändige Erholung zu gewähren und dann und wann die böſen Geiſter zu verſcheuchen, welche der Müßiggang erzeugt; und wenn nur dieß erreicht werde, ſei es durch ein gutes oder ein ſchlechtes Schauſpiel, ſo brauche man weiter keine Vorſchriften zu geben, noch diejenigen, welche die Schauſpiele ſchreiben oder darſtellen, irgendwie zu beſchränken, damit ſie ſie machen, wie es die Regel vorſchreibt; da, wie geſagt, mit jedem der gewünſchte Zweck erreicht würde. Darauf möchte ich antworten, daß der Zweck ohne allen Vergleich beſſer durch gute Schauſpiele erreicht würde, als durch ſchlechte; denn aus einem kunſtvollen und wohl durchgearbeiteten Drama würde der Zuſchauer heiter angeregt durch die Scherze, belehrt durch die Wahrheiten, in Staunen verſetzt durch die Handlung, aufgeklärt durch die Reflexionen, gewarnt durch die Ränke, gewitzigt durch die Beiſpiele, voll Haß gegen das Laſter, voll Liebe zur Tugend weggehen. Denn all dieſe Affecte muß ein gutes Schauſpiel in dem Herzen des Zuſchauers erwecken, ſo roh und unempfindlich es auch ſein möge. Und es iſt das Unmögliche alles Unmöglichen, daß das Schauſpiel, welches alle dieſe Eigenſchaften hätte, nicht erheitern und unterhalten, nicht erfreuen und befriedigen ſollte, und zwar weit mehr, als die, welche ihrer entbehren, wie der größte Theil der heutigen Tages aufgeführten ſie wirklich entbehrt. Und daran ſind nicht einmal die Dichter ſchuld, welche ſie ſchreiben, denn manche von ihnen wiſſen gar wohl, worin ſie fehlen, und kennen ganz genau, was ſie thun ſollten; da die Schauſpiele jedoch eine Handelswaare geworden ſind, ſo ſagen ſie ſich — und haben darin recht, — daß die Schauſpieler ſie ihnen gar nicht abkaufen würden, wenn ſie nicht von jenem Zuſchnitt wären. Darum ſucht ſich der Dichter dem anzubequemen, was der Schauſpieler, der ihm ſein Werk bezahlt, von ihm verlangt. Daß dieß ſich ſo verhält, ſieht man an vielen, ja an unzähligen Stücken, die einer der begabteſten Geiſter dieſes Königreiches verfaßt und mit ſo viel Eleganz, Witz, Feinheit des Verſes, trefflichen Reden, gewichtigen Sentenzen, kurz mit einer ſolchen Fülle von Beredſamkeit und Hoheit des Stils

ausgestattet hat, daß die Welt voll seines Ruhmes ist; und nur, weil er sich dem Geschmack der Schauspieler anbequemen wollte, haben nicht alle seine Stücke, sondern nur einige den erforderlichen Grad der Vollendung erreicht. Andre schreiben so rücksichtslos, daß, wenn die Stücke aufgeführt sind, die Schauspieler aus Furcht vor Strafe flüchten müssen, wie das oft vorkam, weil sie Dinge vorbrachten, welche diesen oder jenen König, diese oder jene vornehme Familie an der Würde oder Ehre schädigten. Alle diese Mißstände und noch viele andere, von denen ich gar nicht sprechen will, würden aufhören, wenn bei Hofe ein einsichtsvoller und gescheidter Mann wäre, der alle Stücke vor der Aufführung prüfte, und zwar nicht blos die, welche bei Hofe gespielt werden, sondern alle, welche auf der spanischen Bühne erscheinen, ohne welche gesiegelte und gestempelte Approbation keine Ortsobrigkeit irgend ein Stück aufführen lassen dürfte. Auf diese Art würden die Schauspieler veranlaßt sein, ihre Stücke an den Hof zu senden, und könnten sie dann mit Ruhe darstellen, die Verfasser würden mehr Sorgfalt und Fleiß auf ihre Arbeit verwenden, da ihre Werke die strenge Prüfung eines einsichtsvollen Mannes zu fürchten hätten; und auf diese Weise entstünden gute Schauspiele und würde aufs Leichteste erreicht, was man mit ihnen bezwecken will: die Unterhaltung des Volks neben dem Beifall der ersten Geister Spaniens, das Interesse und die Sicherheit der Schauspieler und die Vermeidung der Strafe. Würde man einem Andern oder auch Diesem die Aufgabe übertragen, die Ritterbücher zu prüfen, welche neu herauskommen, so würden ohne Zweifel manche in der vollendeten Gestalt erscheinen, von der Euer Gnaden gesprochen; sie würden unsere Sprache mit dem angenehmen und kostbaren Schatze der Beredsamkeit bereichern und Anlaß werden, daß die alten Bücher vor dem Licht der neuen ins Dunkel treten müßten. Und diese neuen Bücher würden einen anständigen Zeitvertreib, nicht blos für Müßige sondern auch für Beschäftigte bilden, denn es ist nicht möglich, daß der Bogen beständig gespannt bleibt, und so kann auch die schwache menschliche Natur nicht ohne erlaubte Erholung aufrecht erhalten werden."

So weit waren der Domherr und der Pfarrer in ihrem Geſpräche gekommen, als der Barbier hinter ihnen herkam, neben ſie ritt und ſagte: „Hier, Herr Licentiat, iſt der Platz, wo ich meinte, daß wir bequem Mittagsruhe halten könnten, während die Ochſen friſches und reichliches Futter finden.“

„So ſcheint es mir auch“, antwortete der Pfarrer und fragte den Canonicus, was er zu thun gedenke, worauf dieſer erklärte, daß er bei ihnen bleiben wolle, da ihn die Lage des ſchönen Thales reizte, das ſich ihren Blicken zeigte; und um dieſe, ſowie die Unterhaltung des Pfarrers, für den er bereits eine Neigung gefaßt, zu genießen und ſich genauer über die Thaten Don Quijote's zu unterrichten, befahl er einigen ſeiner Diener, nach der Schenke zu reiten, welche nicht weit entfernt war, und von dort herbeizubringen, was ſich für ſie alle zu eſſen vorfände, da er den ganzen Nachmittag hier zuzubringen denke. Einer der Diener erklärte aber, der Küchenеſel, welcher wohl bereits in der Schenke angelangt ſei, führe Vorrath genug, ſo daß man aus der Schenke nur Gerſte zu holen brauche.

„Wenn dem ſo iſt“, ſagte der Canonicus, „ſo führt alle Thiere dorthin und bringt den Küchenеſel hieher.“

Während dieß geſchah, dachte Sancho, könne er wohl einmal mit ſeinem Herrn ſprechen, ohne daß der Pfarrer und der Barbier, gegen die er nicht geringes Mißtrauen hegte, beſtändig dabei wären. Er trat daher an den Käfig, in dem ſich ſein Herr befand, und ſagte: „Herr, ich muß Euch, um mein Gewiſſen von einer Laſt zu befreien, ſagen, wie es mit Eurer Verzauberung ausſieht: die Beiden da, die immer um Euch her ſind, und die Geſichter verlarvt haben, ſind der Pfarrer unſeres Orts und der Barbier, und ich glaube, ſie haben die ganze Geſchichte mit Eurer Entführung nur veranſtaltet, weil ſie neidiſch darüber ſind, daß Euer Gnaden es ihnen in Großthaten zuvorthut. Iſt dieß der Fall, ſo folgt daraus, daß Ihr nicht verzaubert, ſondern betrogen und gefoppt ſeid; zum Beweis deſſen will ich Euch etwas fragen, und wenn Ihr mir antwortet, wie ich glaube, daß Ihr antworten müßt, ſo werdet Ihr auch den Betrug mit Händen greifen und ſehen, daß Ihr nicht verzaubert, ſondern berückt ſein müßt.“

„Frage, was Du willſt, mein Sohn Sancho", antwortete Don Quijote, „ich werde Dich zufrieden ſtellen und Dir ganz nach Willen antworten. Wenn Du aber meinſt, daß die, welche dort ſtehen und mit uns gehen, der Pfarrer und der Barbier ſeien, ſo war das Dir nur ſo vorgekommen; Du darfſt durchaus nicht glauben, daß ſie es wirklich und in Wahrheit ſind. Was Du zu glauben und von der Sache zu halten haſt, iſt, daß, wenn ſie diejenigen zu ſein ſcheinen, welche Du meinſt, meine Verzauberer ihr Ausſehen und ihre Geſtalt angenommen haben, denn es iſt den Zauberern leicht, jede Geſtalt anzunehmen, die ſie gerade brauchen. So mögen ſie denn die unſrer Freunde angenommen haben, um Dich glauben zu machen, was Du wirklich glaubſt, und Dich in ein Labyrinth von Vermuthungen zu verwirren, aus dem Du nicht mehr herauskommſt, und hätteſt Du auch den Faden des Theſeus. So können ſie es auch gethan haben, um mich in meiner Anſicht wankend zu machen, und damit ich nicht errathe, woher mich dieß Unheil getroffen; denn wenn Du mir auf der einen Seite ſagſt, der Pfarrer oder Barbier aus unſerm Dorfe begleiten mich, und ich mich auf der andern Seite eingekäfigt ſehe und weiß, daß nur übernatürliche, nicht menſchliche Kraft mich einzuſperren im Stande wäre, was ſoll ich da anders ſagen und denken, als daß die Art meiner Einkerkerung alles übertrifft, was ich bis jetzt in den Geſchichten geleſen, welche von fahrenden Rittern handeln, die bezaubert wurden. Du kannſt deshalb ruhig den Glauben ſchwinden laſſen, es ſeien diejenigen, welche Du ſahſt, denn ſie ſind es ſo wenig, als ich ein Türke bin. Wenn Du mich aber etwas fragen willſt, ſo ſprich, ich werde Dir antworten, und wenn Du mich auch von jetzt bis morgen früh fragteſt."

„Mutter Gottes ſteh' mir bei!" rief Sancho: „iſt es möglich, daß Euer Gnaden einen ſo harten Kopf und ſo gar kein Hirn hat, daß Ihr nicht ſeht, es iſt die reine Wahrheit, was ich Euch ſage, und daß an dieſer unglücklichen Gefangenſchaft die Bosheit mehr als die Zauberei Theil hat? Da dem nun aber ſo iſt, ſo will ich Euch augenfällig beweiſen, daß Ihr nicht verzaubert ſeid. Sagt mir alſo, ſo wahr Euch Gott von dieſer

Marter befreien und Euch in die Arme meines gnädigen Fräuleins Dulcinea führen wird, wenn wir am wenigſten daran denken . . ."

„Höre auf, mich zu beſchwören", ſagte Don Quijote, „und frage mich, was Du wiſſen willſt, denn ich habe bereits geſagt, daß ich Dir mit größter Pünctlichkeit antworten will."

„Das verlange ich auch", verſetzte Sancho, „und was ich wiſſen will, iſt, daß Ihr mir ſagt, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzulaſſen, ſondern ganz nach der Wahrheit, wie man ſie von denen erwarten kann und erhält, welche das Waffenhandwerk treiben, wie Euer Gnaden es unter dem Titel eines fahrenden Ritters treibt . . ."

„Ich ſage Dir ja, daß ich durchaus die Wahrheit ſprechen will", antwortete Don Quijote; „ſprich es aus, was Du fragen willſt; denn ich bin dieſes Vorkoſtens, Erläuterns und Umſchweifmachens müde, Sancho."

„Nun, ich bin der Güte und Wahrheitsliebe meines Herrn ganz verſichert, und darum will ich auch, weil die Sache einmal zu unſerer Geſchichte gehört, mit aller Beſcheidenheit fragen, ob vielleicht, ſeit Euer Gnaden eingekäfigt oder, wie Ihr glaubt, in den Käfig verzaubert iſt, Euch nie die Luſt und das Bedürfniß angekommen iſt, Dick oder Dünn zu machen, wie man zu ſagen pflegt."

„Ich verſtehe nicht, was das heißt, Sancho; erkläre Dich deutlicher, wenn Du willſt, daß ich Dir gradeaus antworte."

„Iſt es möglich, daß Euer Gnaden nicht weiß, was Dick oder Dünn machen heißt. Das lernen ja die Kinder mit der Muttermilch. Nun ſo wißt, daß ich ſagen wollte, ob Euch nicht die Luſt angewandelt, zu thun, was ſich nicht umgehen läßt."

„Ja, nun verſtehe ich Dich, Sancho. Allerdings iſt ſie mir ſchon mehre Male angekommen, und eben jetzt ſpüre ich ſie. Rette mich aus der Gefahr, es möchte ſonſt nicht ganz reinlich zugehen!"

Neunundvierzigstes Kapitel.

Enthält das kluge Gespräch Sancho Panza's mit seinem Herrn Don Quijote.

„Ha", rief Sancho, „nun habe ich Euch! Das wollt' ich für mein Leben gern wissen. Könnt Ihr nun leugnen, Herr, daß man gewöhnlich zu sagen pflegt, wenn jemand gegen alles einen Widerwillen hat: Ich weiß nicht, was er hat, er ißt nicht, er trinkt nicht, er schläft nicht, er antwortet nicht auf das, was man ihn fragt, es scheint, er ist behext? Daraus kann man abnehmen, daß diejenigen, die nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen und ihre natürlichen Verrichtungen nicht besorgen, behext sind; nicht aber diejenigen, welche Lust zu dem haben, was Euer Gnaden will, die trinken, wenn man ihnen Nasses gibt, die essen, wenn sie etwas haben, und auf alles antworten, was man sie fragt."

„Du hast ganz recht, Sancho", antwortete Don Quijote; „aber ich habe Dir bereits gesagt, daß es viele Arten von Verzauberungen gibt: es könnte wohl sein, daß sie von Zeit zu Zeit wechseln, und daß jetzt die Verzauberten gewiß thun, was ich thue, wenn sie es auch vormals nicht thaten: so daß man also gegen die Sitte der Zeit nichts sagen und keine Folgerungen daraus ziehen darf. Ich weiß es oder glaube es wenigstens, daß ich verzaubert bin, und das genügt mir zur Beruhigung meines Gewissens, das sich sehr quälen würde, wenn ich dächte, ich sei nicht verzaubert und lasse mich träge und feig in diesen Käfig sperren, wodurch ich ja viele Hülfsbedürftige und Unglückliche um meinen Beistand und meine Hülfe brächte, die sie gerade jetzt so ungemein nöthig haben."

„Bei alledem", versetzte Sancho, „sage ich, daß zu mehrem Ueberfluß und größerer Beruhigung es doch gut wäre, wenn Euer Gnaden aus diesem Gefängniß herauszukommen suchte, — was ich mit all meiner Kraft zu erleichtern und zu ermöglichen bemüht sein werde; — dann würdet Ihr wieder versuchen, Euren guten Roci-

nante zu besteigen, der ebenfalls bezaubert zu sein scheint, so schwermüthig und traurig läuft er umher; und ist dieß gethan, so versuchen wir es noch einmal, auf Abenteuer auszugehen. Läuft es nicht gut ab, so ist immer noch Zeit genug, in den Käfig zurückzukehren, in den ich mich als guter und getreuer Schildknappe mit Euer Gnaden einsperren zu lassen verspreche, wenn Euer Gnaden so unglücklich und ich so einfältig sein sollte, daß nicht gelänge, was ich vorgeschlagen."

„Ich bin's zufrieden; thun wir, was Du sagst, Bruder Sancho", versetzte Don Quijote; „und wenn Du einen glücklichen Augenblick erschaust, mich in Freiheit zu setzen, so werde ich Dir ganz und gar folgen. Aber Du wirst sehen, Sancho, wie sehr Du Dich wegen meines Mißgeschicks täuschest."

So unterhielten sich der fahrende Ritter und der übelfahrende Schildknappe, bis sie die Stelle erreichten, wo der Pfarrer, der Canonicus und der Barbier bereits abgestiegen waren und sie erwarteten. Der Ochsenfuhrmann spannte seine Thiere sogleich aus dem Karren und ließ sie frei in dem grünen, freundlichen Thale umherlaufen, dessen Frische alle diejenigen zum Genusse einlud, welche nicht wie Don Quijote verzaubert, sondern die so klug und gescheidt waren, wie sein Schildknappe, der den Pfarrer bat, daß er seinem Herrn erlaube, einen Augenblick den Käfig zu verlassen, weil, wenn das nicht geschähe, das Gefängniß nicht so reinlich bleiben würde, als es sich für einen Ritter, wie sein Herr sei, gezieme.

Der Pfarrer verstand ihn und sagte, er würde ihm gerne gewähren, was er verlange, wenn er nicht fürchten müßte, sein Herr werde, wenn er sich einmal frei fühle, seine Streiche machen und dahin gehen, wo man die Leute nicht mehr zu sehen bekommt.

„Ich verbürge mich für seine Flucht", antwortete Sancho.

„Und ich ebenfalls", sagte der Canonicus, „namentlich wenn er mir das Wort als Ritter gibt, daß er sich nicht von uns entfernen will, bis wir es ihm erlauben."

„Das gebe ich", antwortete Don Quijote, der alles mit angehört hatte; „um so mehr, als der, welcher verzaubert ist, wie ich,

nicht die Freiheit hat, mit seiner Person anzufangen was ihm beliebt. Denn der, der ihn verzaubert, kann ja machen, daß er sich drei Jahrhunderte lang nicht von der Stelle rührt; und wenn er auch entwiche, könnte er ihn im Fluge zurückbringen." Da dem so sei, könnten sie ihn wohl herauslassen, namentlich da es so sehr zum Vortheil aller sei; denn wenn nicht, so erkläre er ihnen, daß er nicht umhin könne, ihren Geruchssinn zu belästigen, falls sie sich nicht entfernten.

Der Canonicus nahm seine Hand, obgleich sie beide noch gebunden waren, und auf sein Ritterwort ließen sie ihn heraus. Er freute sich außerordentlich, als er sich so außerhalb des Gefängnisses sah. Das Erste, was er that, war, daß er den ganzen Körper ausstreckte, im nächsten Augenblick aber war er bei seinem Rocinante, dem er ein paarmal mit der flachen Hand auf den Hintern schlug, und sagte: „Ich hoffe zu Gott und seiner gebenedeiten Mutter, Du Blume und Spiegel der Rosse, daß wir uns bald wieder so sehen werden, wie wir es beide wünschen, Du Dich mit Deinem Herrn auf dem Rücken, und ich mich auf Dir, den Beruf ausübend, zu dem mich Gott in die Welt gesandt." Mit diesen Worten ging Don Quijote mit Sancho beiseite und kehrte erleichtert zurück, noch lebhafter von dem Wunsche beseelt, das auszuführen, was ihm sein Schildknappe angerathen.

Der Canonicus sah ihn an und wußte nicht, über was er mehr staunen sollte, über die große Narrheit seiner Handlungen, oder darüber, daß er in allem, was er sprach, den gesundesten Verstand an den Tag legte, und nur, wie schon öfter gesagt worden, die Zügel verlor, wenn man auf das Ritterwesen zu sprechen kam. Nachdem sie sich nun alle im Grünen niedergelassen, um die Vorräthe des Canonicus zu erwarten, sagte dieser aus Mitleid zu Don Quijote: „Ist es möglich, Herr Ritter, daß die geschmacklose und müßige Lectüre der Ritterbücher Euch so sehr den Kopf zu verdrehen vermochte, daß Ihr glauben könnt, Ihr seid verzaubert und andere dergleichen Dinge, die der Wahrheit so fern liegen, als die Lüge der Wahrheit? Und wie ist es möglich, daß irgend ein menschlicher Verstand sich einbilden kann, es habe in der Welt jemals eine solche

Masse von Amadissen und so große Schaaren von berühmten Rittern, alle die Kaiser von Trapezunt, alle die Felixmarte von Hispanien, alle die Zelter, alle die irrenden Jungfrauen, alle die Schlangen, alle die Drachen, alle die Riesen, alle die unerhörten Abenteuer, alle die verschiedenen Arten von Verzauberungen, alle die Schlachten, alle die furchtbaren Zweikämpfe, alle die Kleiderpracht, alle die verliebten Prügeleien, alle die Schildknappen, die Grafen geworden, alle die anmuthigen Zwerge, alle die Briefe, alle die verliebten Worte, alle die tapfern Frauen, kurz alle die verrückten Dinge gegeben, von welchen die Ritterbücher sprechen? Von mir kann ich sagen, daß, wenn ich sie lese und mir nicht einfällt, daß alles Lüge und leichtfertiges Zeug ist, diese Bücher mir allerdings einiges Vergnügen gewähren; wenn ich aber überdenke, was sie eigentlich sind, so möchte ich selbst das beste an die Wand werfen, ja ins Feuer, wenn gerade eines in der Nähe wäre, denn eine solche Strafe verdienen sie wirklich: sie sind Fälscher und Betrüger und haben ganz die Spur wahrer Natürlichkeit verloren, sie rufen neuen Aberglauben und neue Lebensweisen hervor und geben Anlaß, daß der unwissende Haufe all den Unsinn, den sie enthalten, für baare Münze nimmt. Ja, ihre Keckheit ist so groß, daß sie sich erdreisten, die Köpfe kluger Männer von edler Herkunft zu verwirren, wie man daran sehen kann, was sie aus Euer Gnaden gemacht; sie haben es ja so weit gebracht, daß man gezwungen war, Euch in einen Käfig zu sperren und auf einen Ochsenwagen zu schaffen, wie man es mit einem Löwen oder Tiger macht, den man von Ort zu Ort führt, um Geld mit ihm zu verdienen, indem man ihn sehen läßt. Wohlan denn, Herr Don Quijote, habt doch Mitleid mit Euch und kehrt in den Schooß der Vernunft zurück. Macht von der Summe des Verstandes Gebrauch, den der Himmel Euch verliehen, indem Ihr das herrliche Talent des Geistes auf andre Lectüre richtet, die zur Stärkung Eures Gewissens und zur Wahrung Eurer Ehre dient. Wenn Ihr aber je aus angeborner Neigung Bücher von Großthaten und der Ritterschaft lesen wollt, nun so leset in der heiligen Schrift das Buch der Richter,

denn dort werdet Ihr wirkliche Großthaten finden, die ebenso wahr als heldenwürdig sind. Lusitanien hatte einen Viriatus, Rom einen Cäsar, Carthago einen Hannibal, Griechenland einen Alexander, Castilien einen Grafen Fernan Gonzalez, Valencia einen Cid, Andalusien einen Gonzalo Fernandez, Estremadura einen Diego Garcia de Paredes, Xeres einen Garcia Perez de Vargas, Toledo einen Garcilaso, Sevilla einen Don Manuel de Leon, und das Lesen ihrer tapfern Thaten kann selbst die größten Geister unterhalten, belehren, ergötzen und mit Bewunderung erfüllen. Eine solche Lectüre wäre auch des gesunden Verstandes Euer Gnaden würdig, mein Herr Don Quixote; durch sie würdet Ihr bewandert in der Geschichte, begeistert für die Tugend, unterrichtet in allem Guten, veredelt in den Sitten, tapfer ohne verwegen, klug ohne feig zu sein, und das Alles zur Ehre Gottes, Euch zum Vortheil und der Mancha zum Ruhme, denn von dort stammt Euer Gnaden ja, wie ich vernommen habe."

Don Quijote hörte den Reden des Canonicus mit großer Aufmerksamkeit zu, und als er sah, daß er zu Ende war, schaute er ihn eine lange Weile an und sagte dann: „Mir scheint, edler Herr, Euer Gnaden Worte laufen darauf hinaus, mir zu verstehen zu geben, daß es niemals fahrende Ritter in der Welt gegeben, und alle Ritterbücher falsch, lügenhaft, gefährlich und unnütz für den Staat seien; auch daß ich übel gethan, sie zu lesen, und noch übler, ihnen zu glauben, und am übelsten, sie nachzuahmen, indem ich mir vorgesetzt, dem schweren Beruf der fahrenden Ritterschaft zu folgen, welchen jene Bücher lehren; ja Ihr leugnet selbst, daß es je in der Welt, weder in Gallien, noch in Griechenland, Amadisse gegeben, so wenig als alle die andern Ritter, von denen die Bücher angefüllt sind."

„Ganz buchstäblich so meine ich's, wie Euer Gnaden sagt", versetzte jetzt der Canonicus.

Don Quijote aber antwortete: „Euer Gnaden hat auch hinzugefügt, jene Bücher hätten mir großen Schaden gethan, indem sie mir den Kopf verdreht, und mich in einen Käfig gebracht, und Ihr meint, es wäre besser für mich, wenn ich eine

andre und geeignetere Lectüre wählte, nämlich wahre Geſchichten, welche Unterhaltung und Belehrung beſſer verbinden."

„So iſt es", ſagte der Canonicus.

„Ich meinerſeits finde", antwortete Don Quijote, „daß gerade Euer Gnaden der Verrückte und der Verzauberte iſt, denn Ihr habt Euch vermeſſen, eine Menge Schmähungen gegen eine in der Welt anerkannte Sache auszuſtoßen, die für ſo wahr gilt, daß, wer ſie leugnet, wie Euer Gnaden ſie leugnet, dieſelbe Strafe verdient, welche, wie Ihr ſagt, Ihr den Büchern zuerkennt, wenn Ihr ſie leſet und ſie Euch langweilen. Denn glauben machen zu wollen, daß Amadis nie in der Welt geweſen und eben ſo wenig die andern abenteuernden Ritter, von welchen die Geſchichtsbücher angefüllt ſind, das hieße einem einreden wollen, die Sonne leuchte nicht, das Eis ſei nicht kalt und die Erde ernähre uns nicht. Denn welcher geſcheidte Kopf in der Welt könnte einen zu glauben überreden, die Geſchichte der Prinzeſſin Floripes, und des Gui von Burgund, die Geſchichte des Fierabras bei der Brücke von Mantible, die ſich zur Zeit Karls des Großen ereignete, ſei nicht wahr? Ich ſchwöre bei dem und jenem, all das iſt ſo wahr, als es jetzt Tag iſt. Und wenn es eine Lüge iſt, ſo muß es auch eine ſein, daß es je einen Hector, einen Achilles, einen trojaniſchen Krieg, zwölf Päre von Frankreich und einen König Artus von England gegeben, welcher noch immer als Rabe umhergeht, und den ſie jeden Augenblick auf ſeinem Throne zurückerwarten. Eben ſo gut könnte man auch zu behaupten wagen, die Geſchichte von Guarino Mezquino und die Aufſuchung des heiligen Graal ſei erlogen, die Liebesgeſchichten von Triſtan und der Königin Iſolde ſeien apokryph, wie die Geſchichte von Ginebra und Lanzelot, während es doch Leute gibt, die ſich faſt noch erinnern, daß ſie die Donna Quintañona geſehen, welches die beſte Mundſchenkin war, die Großbritannien je beſeſſen. Und das iſt wirklich ſo wahr, daß ich mich klar erinnere, wie meine Großmutter väterlicherſeits ſagte, wenn ſie eine Dame in ihrem ehrwürdigen Schleier ſah: „Dieſe, mein Enkel, ſieht aus, wie die Dueña Quintañona", woraus ich abnehme, daß ſie ſie gekannt oder wenigſtens einmal ein Bild

von ihr geſehen haben muß. Und dann, wer möchte leugnen, daß die Geſchichte Peters und der zarten Magelona wahr iſt, da man bis auf den heutigen Tag im königlichen Zeughauſe den Stift ſehen kann, mit welchem das hölzerne Pferd regiert wurde, auf dem der tapfere Peter durch die Luft ritt, welcher Stift noch ein wenig größer iſt, als eine Wagendeichſel. Und neben dem Stift befindet ſich der Sattel des Babieca und in Ronceval iſt das Horn des Roland, welches ſo lang iſt, als ein großer Balken. Daraus ſchließt man, daß es zwölf Päre gab, daß es Peter gab, daß es Cide gab, daß es Bernardo del Carpio und andere ſolche Ritter gab, von welchen die Leute behaupten, ſie ſeien auf Abenteuer ausgegangen. Andernfalls mag man mir auch ſagen, es ſei unwahr, daß der tapfere luſitaniſche Ritter Juan von Merlo ein fahrender Ritter geweſen, welcher nach Burgund ging, und ſich in der Stadt Arras mit dem berühmten Herrn von Charni, genannt Moſen Pierres, und nachher in der Stadt Baſel mit Moſen Enrique von Remeſtan ſchlug, aus welchen beiden Kämpfen er als Sieger und mit Ehre und Ruhm bedeckt hervorging; ebenſo die Abenteuer und Zweikämpfe, welche in Burgund der tapfere Spanier Pedro Barba und Gutierre Quijada beſtanden, von deſſen Geſchlecht ich in gerader Mannslinie abſtamme und der die Söhne des Grafen San Polo beſiegte. Man kann mir ebenſo auch leugnen, daß Don Fernando von Guivara nach Deutſchland ging, um Abenteuer aufzuſuchen, und ſich mit Micer Jorge ſchlug, einem Ritter aus dem Hauſe des Herzogs von Oeſterreich. Endlich kann man ebenſo gut ſagen, es ſei ein Scherz mit den Turnieren des Suero von Quiñones del Paſo, mit den Kämpfen des Moſen Luis von Falces gegen Don Gonzalo von Gusman, einen caſtiliſchen Ritter, nebſt vielen andern Großthaten chriſtlicher Ritter dieſer und fremder Reiche, welche doch ſo authentiſch und wahr ſind, daß ich noch einmal ſage, wer ſie leugnet, dem muß alle Vernunft und aller Verſtand fehlen."

Der Canonicus ſtand ganz erſtaunt, als er dieſen Miſchmaſch von Wahrheit und Lüge hörte, welchen Don Quijote vorbrachte, und als er ſah, wie er von allem, was irgendwie

auf die Thaten seiner fahrenden Ritterschaft Bezug hatte, so wohl unterrichtet war. Er antwortete deshalb: „Ich kann nicht leugnen, Herr Don Quijote, daß in dem, was Euer Gnaden sagte, etwas Wahres ist, namentlich das, was die spanischen fahrenden Ritter betrifft; ebenso will ich zugeben, daß es zwölf Päre in Frankreich gab, aber ich kann nicht glauben, daß sie all die Thaten gethan, welche der Erzbischof Turpin von ihnen erzählt. Das Wahre an der Sache ist, daß es Ritter waren, die von den Königen von Frankreich erwählt wurden, und die man Päre nannte, weil sie an Tapferkeit, Abkunft und Biederkeit sich alle gleich waren, oder wenn sie's nicht waren, hätten sie's wenigstens sein sollen. Sie bildeten einen Orden, wie heutzutage der von St. Jago und Calatrava, denn von denen, welche ihm angehören, fordert man auch, daß sie tapfer, bieder und von adeliger Herkunft seien, und wie man jetzt sagt, Ritter von San Juan oder von Alcantara, so sagte man damals Ritter von den zwölf Päre, denn es waren immer zwölf gleiche Ritter, welche zu diesem kriegerischen Orden erwählt wurden. Daß es einen Cid gegeben, ist nicht zu bezweifeln, ebenso wenig als daß ein Bernardo del Carpio existirte; daß sie aber die Thaten gethan, die man von ihnen erzählt, das läßt sich meiner Ansicht nach gar sehr bezweifeln. Was den Stift des Grafen Peter betrifft, von dem Euer Gnaden sprach, und welcher neben dem Sattel des Babieca im königlichen Zeughause sich befindet, so muß ich meine Sünde bekennen, daß ich so unwissend oder so kurzsichtig bin, daß, wenn ich auch den Sattel gesehen habe, ich doch den Stift nicht entdecken konnte, obgleich er so groß sein soll, wie Euer Gnaden sagt."

„Aber er ist dort, Ihr dürft nicht daran zweifeln", versetzte Don Quijote; „und als weiteres Merkmal wird noch angegeben, daß er in einem ledernen Futterale stecke, damit ihm der Staub nichts anhabe."

„Das mag alles sein", antwortete der Canonicus, „aber bei allen empfangenen Weihen, ich kann mich nicht entsinnen, ihn gesehen zu haben. Zugegeben indeß, daß er sich dort befinde, kann ich mich doch nicht entschließen, die Geschichten von den vielen Amadissen zu glauben, so wenig als die der großen Masse

von Rittern, von denen man berichtet, und es ist kaum denkbar, daß ein Mann, so geachtet, von so guten Eigenschaften und mit einem so glücklichen Verstande begabt, wie Euer Gnaden, wirklich sollte glauben können, alle diese vielen und wunderlichen Tollheiten, welche in den abgeschmackten Ritterbüchern stehen, seien wahr."

Fünfzigstes Kapitel.

Von dem klugen Streit, welchen Don Quijote mit dem Canonicus führte, nebst andern Begebenheiten.

„Das wäre schön!" antwortete Don Quijote; „die Bücher, die mit königlicher Erlaubniß und mit Genehmigung der von ihr aufgestellten Censur gedruckt werden, und mit allgemeinem Beifall von Vornehmen und Geringen, Armen und Reichen, Gelehrten und Unwissenden, Plebejern und Rittern, kurz von Leuten aller Art, jeden Standes und Ranges gelesen werden, diese Bücher sollten lauter Lüge sein, während sie doch ganz das Gepräge der Wahrheit tragen? denn sie erzählen uns vom Vater, von der Mutter, dem Vaterland, den Verwandten, dem Alter, dem Wohnort und endlich Punct für Punct und Tag für Tag von den Thaten, die ein solcher Ritter gethan, oder solche Ritter vollführt. Schweigt nur, gnädiger Herr, sprecht keine solchen Schmähungen aus und glaubt mir, ich rathe Euch in dieser Sache, was Ihr als kluger Mann thun müßt; wenn Ihr mir aber nicht glaubt, so leset die Bücher und Ihr werdet sehen, wie viel Vergnügen Euch die Lectüre bereitet. Sagt mir, kann es ein größeres Vergnügen geben, als zu sehen, wie sich hier vor uns ein großer See von Pech aufthut, wie er brauset und kocht, wie in demselben Schlangen, Ottern und Eidechsen und viele andre Arten von wilden und scheußlichen Thieren durch einander schwimmen, während aus der Mitte des See's sich eine klagende Stimme erhebt und sagt: „O Ritter, wer Du auch sein magst, der Du diesen furchtbaren See betrachtest, wenn Du den Schatz heben willst, den diese schwarzen Gewässer bergen,

ſo zeige den Muth Deiner tapfern Bruſt und ſtürze Dich mitten in dieſe ſchwarze glühende Flut; denn thuſt Du es nicht, ſo biſt Du nicht würdig, die hohen Wunder zu ſchauen, welche die ſieben Schlöſſer der ſieben Feen in ſich bergen, die unter dieſer ſchwarzen Flut liegen.“ Und kaum hat dann der Ritter das Wort der klagenden Stimme vernommen, ſo ſtürzt er ſich, ohne der Gefahr zu achten oder ſich der Laſt ſeiner ſchweren Waffen zu entledigen, indem er ſeine Seele Gott und ſeiner Dame befiehlt, mitten in den kochenden See, und ehe er ſich's verſieht und weiß, was das alles will, befindet er ſich auf blumigen Gefilden, mit denen ſich ſelbſt die elyſeiſchen Fluren nicht vergleichen können. Der Himmel ſcheint hier durchſichtiger, die Sonne leuchtet mit größerer Klarheit. Seinen Augen bietet ſich ein anmuthiger Hain dar mit ſo friſch grünenden und laubreichen Bäumen, daß das Auge in dem Grün ſchwelgt, während ſein Gehör der ſüße kunſtloſe Geſang der zahlloſen kleinen bunten Vöglein entzückt, die in den dicht verſchlungenen Zweigen umherhüpfen. Hier zeigt ſich ein Bächlein, deſſen Wellen wie flüſſige Kryſtalle über den feinen Sand und die weißen Steinchen dahinfließen, welche geläutertem Gold und reinen Perlen gleichen. Dort ſieht man einen künſtlichen Brunnen aus buntem Jaspis und glattem Marmor, hier einen andern in groteskem Geſchmack, wo die kleinen Muſcheln mit den gewundenen weißen und gelben Schneckenhäuſern in geordneter Unordnung durcheinander liegen, während ſich zwiſchen ſie Stücke leuchtenden Kryſtalls und nachgemachter Smaragde miſchen, welche eine bunte Arbeit bilden, ſo daß die Kunſt, welche die Natur nachahmt, dieſe ſogar noch zu übertreffen ſcheint. Dort zeigt ſich unverſehens ein feſtes Schloß, oder ein prächtiger Alcazar, deſſen Mauern von gediegenem Golde, deſſen Zinnen von Diamanten, deſſen Thore von Hyacinthen ſind, kurz von ſo wunderbarer Zuſammenſetzung, daß, obgleich der Stoff, aus dem es beſteht, nichts Geringeres iſt, als Diamanten, Karfunkel, Rubinen, Perlen, Gold und Smaragd, dennoch die Arbeit noch höher geſchätzt werden muß. Und wenn man dieß geſchaut, kann man dann noch etwas Herrlicheres ſehen, als wenn das Thor des

Schloſſes ſich öffnet und eine große Zahl von Jungfrauen heraustritt, deren prächtige und glänzende Gewänder, wenn ich ſie ſchildern wollte, wie es die Geſchichten thun, mich nie zu Ende kommen ließen. Die, welche die vornehmſte von allen ſcheint, ergreift die Hand des kühnen Ritters, der ſich in den glühenden See geſtürzt, und führt ihn, ohne ein Wort zu ſprechen, in den reichen Alcazar oder das Schloß und läßt ihn dort ſich nackt ausziehen, wie ſeine Mutter ihn geboren, und ſich in lauem Waſſer baden, begießt ihn dann mit duftenden Salben und hüllt ihn in ein Hemd von feinſtem Zendel, das ganz von Wohlgerüchen duftet, worauf eine zweite Jungfrau erſcheint, und ihm einen Mantel um die Schultern legt, der zum allerwenigſten, wie man ſagt, eine Stadt werth iſt, ja noch mehr! Wie prächtig klingt es, wenn wir leſen, daß man ihn nach alledem in einen andern Saal führt, wo er die Tafel mit ſo viel Geſchmack gedeckt findet, daß er ganz verwundert und erſtaunt iſt! Wie herrlich, wenn ihm Waſſer über die Hand gegoſſen wird, das ganz aus Ambra und duftenden Blumen gepreßt iſt! Man läßt ihn auf einen Seſſel von Elfenbein ſitzen! Er wird von allen Jungfrauen bedient, die ein ſeltſames Stillſchweigen beobachten; es wird ihm eine ſolche Menge von Speiſen und ſo ſchmackhaft zubereitet aufgeſtellt, daß er bei ſeinem Appetit nicht weiß, wonach er die Hand ausſtrecken ſoll, wonach nicht. Wie klingt dann die Muſik ſo ſüß, welche während der Mahlzeit ſpielt, ohne daß er weiß, wer ſie iſt und woher ſie kommt. Und iſt dann das Mahl vorüber und die Speiſen ſind abgetragen, ſo lehnt ſich der Ritter in ſeinem Stuhle zurück — vielleicht in den Zähnen ſtochernd, wie das gebräuchlich iſt: da tritt ganz unerwartet zur andern Thüre des Saales eine weit ſchönere Jungfrau heraus, welcher keine der andern gleich kommt, ſetzt ſich an die Seite des Ritters und beginnt ihm zu erzählen, wem das Schloß gehört und wie ſie darin verzaubert iſt, nebſt anderen Dingen, welche den Ritter mit Erſtaunen erfüllen und die Leſer, welchen ſeine Geſchichte zu Handen kommt, in Verwunderung ſetzen. Ich will mich nicht weiter verlieren, denn ſchon daraus kann man abnehmen, daß jede Stelle, die man in irgend einer

Geſchichte eines fahrenden Ritters lieſt, jedem, der ſie lieſt, Vergnügen bereiten und reichen Anlaß zum Staunen bieten muß. Euer Gnaden kann mir glauben, und wie ich ſchon einmal geſagt, leſt nur dieſe Bücher und Ihr werdet ſehen, wie ſie die Melancholie verſcheuchen und Eure Stimmung ändern werden, wenn dieſe gerade nicht zum beſten. Von mir kann ich ſagen, daß ich, ſeitdem ich ein fahrender Ritter bin, auch tapfer, höflich, freigebig, wohlgeſittet, edelmüthig, galant, muthig, ſanft, geduldig geworden, und daß ich Mühſale, Gefangenſchaft und Verzauberungen leicht ertrage; und wenn ich auch ſeit kurzem wie ein Narr in einen Käfig geſperrt bin, ſo hoffe ich doch, daß der Himmel um der Tapferkeit meines Armes willen mir beiſtehe, und, wenn mir das Glück nicht übel will, mich in wenigen Tagen zum König eines Reiches machen werde, in dem ich die Dankbarkeit und Freigebigkeit bethätigen kann, die in meinem Character liegt. Denn meiner Treue, der Arme iſt nicht in der Lage, die Tugend der Freigebigkeit gegen irgend jemand zu bethätigen, wenn er ſie auch im höchſten Grade beſäße, und die Dankbarkeit, die nur im Wunſche beſteht, iſt eine todte Farbe, wie der Glaube ohne Werke todt iſt. Darum wünſchte ich, daß das Glück mir bald eine Gelegenheit böte, mich zum Kaiſer zu machen, um zu zeigen, wie es mir Herzensſache iſt, meinen Freunden Gutes zu erweiſen, namentlich dieſem armen Sancho Panza, meinem Schildknappen, dem beſten Menſchen von der Welt, dem ich gerne eine Grafſchaft ſchenkte, die ich ihm ſchon ſo lange verſprochen, wenn ich auch fürchte, er möchte ſein Reich zu verwalten kein ſonderlich Talent haben."

Sancho Panza, welcher die letzten Worte ſeines Herrn nur halb verſtanden, ſagte zu ihm: „Macht nur, gnädiger Herr Don Quijote, daß Ihr mir jene Grafſchaft ſchenkt, die Ihr mir ebenſo warm verſprochen, als ſie von mir lebhaft erſehnt iſt, und ich verſichere Euch, daß es mir nicht an dem Geſchick ſie zu regieren fehlen ſoll. Und wenn es mir fehlte, ſo habe ich gehört, daß es Menſchen in der Welt gibt, welche die Beſitzungen der Herren in Pacht nehmen und ihnen ein Jahrgehalt dafür bezahlen; dieſe ſorgen dann für die Regierung, der Herr aber

ſtreckt die Beine aus und genießt, ohne ſich um etwas zu bekümmern, ſeine Einkünfte, die er von ihnen erhält. So werde ich's machen, mich nicht um etwas mehr oder weniger kümmern, ſondern gleich Alles abtreten, und meine Rente wie ein Herzog genießen; dort aber mögen ſie machen, was ſie wollen."

„Das, Bruder Sancho", ſagte der Canonicus, „verſteht ſich nur vom Verzehren der Rente; was aber die Rechtspflege betrifft, ſo muß der Herr für ſeinen Staat ſorgen, und dazu bedarf's der Gewandtheit eines geſunden Urtheils und vorzüglich des guten Willens; denn fehlt dieſer im Anfang, ſo wird es immer auch mit dem Mittel und Ende ſchlecht ſtehen. Gott pflegt den guten Willen eines kindlichen Gemüths gerade ſo zu unterſtützen, wie er die böſe Abſicht des Klugen vereitelt."

„Ich verſtehe nichts von ſolchen Spitzfindigkeiten", antwortete Sancho Panza; „ich weiß nur, daß ich die Grafſchaft ſobald zu haben wünſchte, als ich ſie zu regieren verſtehe. Ich habe gerade ſo gut eine Seele, wie ein Anderer, und einen Körper, der dem beſten nichts nachgibt; ich würde deßhalb einen ſo guten König für mein Reich abgeben, als ein Anderer für das ſeine, und wenn ich es wäre, würde ich thun, was ich wollte, und wenn ich thäte, was ich wollte, ſo ging's nach meinem Sinn und wenn's nach meinem Sinn ginge, ſo wäre ich zufrieden, und wenn ich zufrieden wäre, ſo hätte ich nichts mehr zu wünſchen, und wenn ich nichts mehr zu wünſchen hätte, ſo wär' es fertig. Das Reich komme nur, dann Gott befohlen, wir werden uns wiederſehen, wie ein Blinder zum andern ſagte."

„Das iſt allerdings keine üble Philoſophie, Sancho", erwiderte der Canonicus darauf, „aber bei alledem bliebe noch viel zu ſagen, was die Grafſchaften betrifft."

„Ich wüßte nicht, was da noch zu ſagen wäre", entgegnete Don Quijote, „ich richte mich nur nach den vielen Beiſpielen der Ritter meines Gleichen, welche ich in dieſem Falle anführen könnte, und welche den ausgezeichneten Dienſten Rechnung trugen, die ihnen ihre Schildknappen geleiſtet, indem ſie ſie mit Gnadenbezeugungen überhäuften, und zu unumſchränkten Herren von Städten und Inſeln machten. Ja es gab ſogar ſolche, welche

ihre Verdienſte ſo hoch anſchlugen, daß ſie es wagen konnten, ſich zu Königen zu machen. Aber warum verliere ich damit Zeit, da mir das Beiſpiel des großen, nie genug geprieſenen Amadis von Gaula einfällt, der ſeinen Schildknappen zum Grafen von der feſten Inſel machte. Und ſo kann auch ich ohne Gewiſſensſcrupel Sancho Panza, einen der beſten Schildknappen, den je ein fahrender Ritter beſeſſen, zum Grafen machen.“

Der Canonicus wunderte ſich über den ſinnvollen Unſinn — wenn überhaupt ein Unſinn Sinn ſein kann, — welchen Don Quijote zum Beſten gab, und namentlich über die Art, wie er das Abenteuer des Ritters an dem See geſchildert, über den Eindruck, den die verführeriſchen Lügen der Bücher, die er geleſen, auf ihn gemacht, und endlich über die Einfalt Sancho's, der mit ſolcher Leidenſchaft an der Grafſchaft hing, die ihm ſein Herr verſprochen hatte.

In dieſem Augenblick erſchienen die Diener des Canonicus, welche nach der Schenke gegangen waren, um den Küchenеſel zu holen. Nachdem ſie aus einem Teppich und dem grünen Graſe den Tiſch bereitet, ließen ſie ſich im Schatten einiger Bäume nieder und verzehrten dort, damit der Fuhrmann indeß die günſtige Gelegenheit für ſeine Thiere benutzen könne, ihr Mahl. Während ſie noch aßen, hörten ſie plötzlich ein ſtarkes Geräuſch und den Klang eines Glöckchens, welches zwiſchen Dorngeſträuch und dichtem Geſtrüppe in ihrer Nähe ertönte, und im ſelben Augenblicke ſahen ſie aus jenem Gebüſche eine ſchöne Ziege hervorſpringen, deren ganzes Fell mit ſchwarzen, weißen und grauen Flecken bedeckt war; hinter ihr kam ein Ziegenhirt, der laut rief und mit den gewöhnlichen Schmeichelworten lockte, daß ſie ſtehen bleibe und zur Heerde zurückkehre. Die flüchtige Ziege kam ganz erſchrocken und ſcheu zu der Geſellſchaft heran, als wollte ſie Schutz ſuchen, und blieb dort ſtehen.

Der Ziegenhirt näherte ſich ihr, faßte ſie bei den Hörnern und ſagte, als wenn ſie verſtünde, was man mit ihr ſpreche: „Ha, du Landſtreicherin, du Landſtreicherin, du Schecklein, du Schecklein! was läufſt du ſo mit deinem hinkenden Fuß! Schreckt dich der Wolf, Kind? Willſt du mir nicht ſagen, was

das heißen ſoll, Schönſte? Was wird's ſein, als daß du ein Weibchen biſt und keinen Augenblick ruhig bleiben kannſt. Hol' der Teufel deine Narrheiten, und alle, die du nachmachſt! Komm zurück, Freundin, und wenn du nicht zufrieden biſt, ſo wirſt du wenigſtens ſicher ſein in deiner Hürde und bei deinen Kameraden. Wenn du ſelbſt, die doch alle führen und leiten ſoll, ſo zügellos und unbändig umherläufſt, was ſoll dann aus ihnen werden?"

Die Zuhörer hatten ihren Spaß an den Reden des Ziegenhirten, namentlich der Canonicus, der zu ihm ſagte: „Ich bitte Euch um Alles, mein Bruder, beruhigt Euch ein wenig und habt keine ſo große Eile, dieſe Ziege zu ihrer Hürde zurückzubringen; denn da ſie ein Weibchen iſt, wie Ihr ſagt, ſo muß ſie eben ihrem natürlichen Triebe folgen, wenn Ihr ſie auch noch ſo ſehr zurückhalten wollt. Nehmt dieſen Biſſen und trinkt einmal, dann wird ſich Euer Zorn legen und die Ziege indeſſen ausruhen." Mit dieſen Worten reichte er ihm mit der Spitze des Meſſers das Lendenſtück eines kalten Kaninchens.

Der Ziegenhirt nahm es und dankte, trank und wurde wieder ruhiger. „Ich möchte nicht", ſagte er dann, „daß Euer Gnaden mich für einen einfältigen Menſchen halte, weil ich mit dieſem Thier ſo vernünftig geſprochen; in den Worten, die ich mit ihm ſprach, liegt ein Geheimniß. Ich bin ein Bauer, aber doch kein ſo dummer, daß ich nicht verſtehen ſollte, wie man mit Menſchen und Thieren umzugehen hat."

„Das glaube ich gerne", ſagte der Pfarrer, „denn ich weiß aus Erfahrung, daß auch in den Bergen geſcheidte Leute wohnen und die Hütten der Hirten Philoſophen beherbergen."

„Wenigſtens", verſetzte der Ziegenhirt, „bergen ſie Leute, welche durch Schaden klug ſind, und damit Ihr dieſe Behauptung glaubt und ſie mit den Händen greifen könnt, ſo will ich Euch, obgleich ich mich ungeladen aufzudrängen ſcheine, wenn es Euch nicht unangenehm iſt und Ihr mir ein kurzes Gehör ſchenken wollt, eine wahre Geſchichte erzählen, welche beſtätigt, was dieſer Herr (er deutete auf den Pfarrer) geſagt hat und was ich ſelbſt behauptete."

Don Quijote antwortete: „Da ich ſehe, daß dieſer Fall einen gewiſſen Anſtrich von ritterlichem Abenteuer hat, ſo werde ich Euch gerne anhören, Bruder, und das Gleiche werden auch all dieſe Herren thun, da es ſehr vernünftige Leute und Freunde von ſeltſamen Neuigkeiten ſind welche den Geiſt anziehen, feſſeln und unterhalten, wie es meiner Ueberzeugung nach Eure Erzählung ganz gewiß thun wird. So beginnt denn, Freund, wir hören Euch alle.“

„Mich ausgenommen“, rief Sancho, „denn ich ſetze mich mit dieſer Paſtete an den Bach, wo ich mich für drei Tage ſtopfen will, denn ich habe meinen Herrn ſagen hören, daß der Schildknappe eines fahrenden Ritters eſſen ſoll, wo ſich ihm Gelegenheit bietet, bis er nicht mehr kann, da es vorkommt, daß er ſich in einen ſo dichten Wald vertieft, daß er in ſechs Tagen ſich nicht mehr herauszufinden vermag. Wenn ein ſolcher Menſch nicht ſatt iſt und keinen gutgefüllten Schnappſack hat, ſo kann ihm, wie das oft geſchieht, das Fleiſch zur Mumie verdorren.“

„Du haſt ganz recht, Sancho“, ſagte Don Quijote, „geh, wohin Du willſt, iß ſo viel Du willſt; ich bin bereits ſatt, und nur mein Geiſt bedarf noch einiger Erfriſchung, wie ich ſie mir durch die Anhörung der Geſchichte dieſes guten Mannes verſchaffen werde.“

„Das Gleiche wird mit uns allen der Fall ſein“, ſagte der Canonicus und bat ſogleich den Ziegenhirten, daß er mit dem beginne, was er verſprochen habe.

Der Ziegenhirt klatſchte der Ziege, die er an den Hörnern hielt, zweimal auf den Rücken und ſagte: „Lege dich neben mir nieder, Scheck, denn wir haben Zeit genug, zu unſrer Hürde zurückzukehren.“

Die Ziege ſchien ihn zu verſtehen, denn ſobald ſich ihr Herr ſetzte, ließ ſie ſich mit großer Ruhe neben ihm nieder und ſah ihm ins Geſicht, als wollte ſie damit zu verſtehen geben, daß ſie auf das Acht habe, was der Ziegenhirt zu ſagen im Begriffe ſei, worauf dieſer ſeine Geſchichte folgendermaßen begann.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Enthält, was der Ziegenhirte denen erzählte, welche Don Quijote fortführten.

„Drei Meilen von dieſem Thale liegt ein Dorf, das zwar klein, aber eines der reichſten in der ganzen Gegend iſt. In dieſem wohnte ein Bauer, der ſo ſehr in Anſehen ſtand, daß, obgleich Reich- und Geachtetſein eng mit einander verbunden ſind, er das Letzte doch mehr um ſeiner Rechtſchaffenheit, als um ſeines Reichthums willen war. Was ihn aber, wie er behauptete, noch glücklicher machte, das war, daß er eine Tochter von ſo außerordentlicher Schönheit, ſo ſeltenem Verſtand, Witz und Tugend beſaß, daß Jeder, der ſie ſah, ſtaunen mußte über die außerordentlichen Vorzüge, mit welchen der Himmel ſie beſchenkt und die Natur ſie ausgeſtattet hatte. Schon als Kind war ſie ſchön, und ihre Anmuth wuchs mit jedem Tage, ſo daß ſie im Alter von ſechszehn Jahren das ſchönſte Mädchen war. Der Ruf ihrer Schönheit begann in alle umliegenden Dörfer zu dringen, was ſage ich, umliegenden Dörfer, nein, er verbreitete ſich auch über die entfernt liegenden Städte und drang ſelbſt in die Paläſte der Könige und in die Ohren von Leuten aller Stände, welche von allen Seiten wie zu einer Seltenheit oder einem Wunderbild wallfahrteten, um ſie zu ſehen!

„Ihr Vater bewachte ſie, ſie bewachte ſich aber auch ſelbſt; denn es gibt keine Vorlegſchlöſſer, Wachen, noch Bande, welche ein Mädchen beſſer bewachen, als ihre eigne Zurückhaltung. Der Reichthum des Vaters und die Schönheit der Tochter bewogen Viele, ſowohl Einheimiſche als Fremde, ſich um ſie zu bewerben; allein der Vater, der dieß koſtbare Kleinod zu vergeben hatte, konnte nicht mit ſich einig werden, wem von den zahlreichen Bewerbern er ſie geben ſollte, und unter den Vielen, welche dieſen ſüßen Wunſch hegten, gehörte ich zu denen, welche ſich die meiſten und größten Hoffnungen auf Erfolg machen konnten, denn ich wußte, daß der Vater mich genau kannte: ich war aus

demſelben Orte, von guter Sippe, im blühendſten Alter, mit Vermögen reich ausgeſtattet, und auch kein dummer Burſche.

„Mit ganz denſelben Anſprüchen umwarb ſie auch ein andrer Burſche aus demſelben Dorfe, und dieſer war die Urſache, weßhalb der Vater mit ſeinem Ja und Nein in beſtändiger Schwebe blieb, denn er war überzeugt, daß bei jedem von uns ſeine Tochter gut verſorgt ſei. Um nun aus dieſer Verlegenheit heraus zu kommen, entſchloß er ſich endlich, es Leandra mitzutheilen, — denn ſo nannte ſich das reiche Mädchen, das mich ſo elend gemacht, — und ſagte ihr, da wir beide ganz gleich ſeien, ſo wolle er lieber ſeiner theuren Tochter die Wahl überlaſſen: was wirklich alle Väter nachahmen ſollten, die ihre Kinder verheirathen wollen. Ich will damit nicht ſagen, daß ſie ihnen unter verwerflichen und ſchlechten Dingen die Wahl laſſen ſollen, ſondern daß ſie ihnen Gutes vorſchlagen und ſie daraus nach ihrem Geſchmacke wählen laſſen. Welchen Geſchmack Leandra hatte, weiß ich nicht; ich weiß nur ſo viel, daß ihr Vater uns beſtändig mit der Jugend ſeiner Tochter und allgemeinen Redensarten hinhielt, die ihn weder banden, noch uns die Hände freigaben. Mein Nebenbuhler heißt Anſelmo und ich Eugenio, damit Ihr doch auch die Namen der Perſonen kennt, die in dieſer Tragödie auftreten, welche noch immer fortſpielt, von der man aber doch ſchon vorausſehen kann, daß ſie ein trauriges Ende haben wird.

„Um dieſe Zeit kam in unſer Dorf ein gewiſſer Vicente de la Roſa, der Sohn eines armen Bauers aus demſelben Orte. Dieſer Vicente kam aus Italien und war auch in andern Ländern geweſen, wo er als Soldat gedient hatte. Als er noch ein Junge von zwölf Jahren war, hatte ihn ein Capitän, der mit ſeiner Compagnie gerade durch unſer Dorf kam, mitgenommen und nun kehrte der Burſche nach weiteren zwölf Jahren von dort zurück, in ſeinem Soldatenkleide bunt dreinſchauend, mit Kryſtallperlen und feinen Stahlketten behängt. Heute trug er dieſen Schmuck, morgen einen andern; aber alles war dünn, unächt, von geringem Gewicht und wenig Werth. Die Bauersleute, welche von Hauſe aus etwas boshaft und, wenn man ihnen

Gelegenheit gibt, die Bosheit in Person sind, paßten ihm auf und zählten seine Anzüge und Kleinodien Stück für Stück und fanden, daß er drei Anzüge von verschiedenen Farben mit den entsprechenden Strümpfen und Kniebändern hatte. Er wußte aber so erfinderisch damit umzugehen, daß, wenn man ihm nicht nachgerechnet, man hätte schwören können, er besitze mehr als zehn verschiedene Anzüge und mehr als zwanzig Federbüsche. Ihr dürft es nicht für unziemliche Weitschweifigkeit halten, daß ich Euch hier von den Kleidern erzähle; denn sie spielen eine wichtige Rolle in dieser Geschichte.

„Er setzte sich auf eine steinerne Bank, welche unter einer großen Pappel auf unsrem Platze stand, und dort hörten wir mit offnem Munde den Erzählungen von seinen Großthaten zu, die er zum Besten gab. Es war kein Land auf dem ganzen Erdenrund, das er nicht gesehen, keine Schlacht, die er nicht mitgeschlagen hätte. Er hatte mehr Mauren umgebracht, als es in Tunis und Marocco gibt, und seiner Aussage nach mehr Zweikämpfe bestanden, als Garcilaso, Diego Garcia de Paredes, und tausend Andre, die er kannte; und aus allen war er als Sieger hervorgegangen, ohne daß sie ihn auch nur einen Blutstropfen gekostet hätten. Ein ander Mal zeigte er uns seine Narben, die man zwar nicht deutlich unterscheiden konnte, von denen er aber behauptete, sie rühren von Flintenkugeln her, die ihn in verschiedenen Treffen und Scharmützeln getroffen. Endlich redete er mit unerhörter Arroganz die Leute, die doch seines Gleichen waren, und ihn ganz genau kannten, mit Ihr an und sagte, sein Vater sei sein Arm, seine Familie seine Thaten, und sofern er Soldat sei, stehe er selbst dem König nicht nach. Zu dieser Unverschämtheit kam noch hinzu, daß er etwas Musiker war und die Guitarre sehr stümperhaft spielte, obgleich Manche behaupteten, er mache sie sprechen. Aber damit waren seine liebenswürdigen Eigenschaften noch nicht zu Ende, denn er galt auch für einen Dichter, und auf jede Kinderei, die im Dorfe vorfiel, machte er ein anderthalb Meilen langes Gedicht.

„Diesen Soldaten nun, den ich Euch eben geschildert, diesen Vicente de la Rosa, diesen Helden, diesen Galan, diesen

Muſiker, dieſen Dichter ſah Leandra häufig aus einem Fenſter ihres Hauſes, das auf den Platz hinausging. Der Goldſchaum ſeines glänzenden Kleides machte ſie verliebt, ſeine Lieder, von denen er je zwanzig Abſchriften vertheilte, brachten ihr die Heldenthaten, die er von ſich berichtete, zu Ohren, und kurz, der Teufel muß es ſo gewollt haben, ſie verliebte ſich in ihn, ehe nur der Gedanke in ihm erwachte, um ſie zu werben. Und wie kein verliebtes Abenteuer ſo leicht von Statten geht, als wo die Dame auf halbem Wege entgegen kommt, ſo waren raſch auch Leandra und Vicente einig, und ehe nur einer von ihren vielen Bewerbern etwas von ihren Plänen merkte, hatte ſie dieſelben bereits ausgeführt, das Haus ihres geachteten und geliebten Vaters verlaſſen — eine Mutter hatte ſie nicht mehr — und ſich mit dem Soldaten aus dem Dorfe entfernt, der ſiegreicher aus dieſem Unternehmen hervorging, als aus all den vielen, die er ſich zuſchrieb.

„Das ganze Dorf ſtaunte über dieſe Begebenheit, ſowie alle, welche Kunde davon bekamen; ich war verwundert, Anſelmo beſtürzt, der Vater traurig, die Verwandten aufgebracht, die Juſtiz auf den Beinen und die Häſcher allerwege. Man ſtreifte auf den Straßen, durchſtöberte Wald und Feld, und nach drei Tagen fand man ſie, die ſchwärmeriſche Leandra, in der Höhle eines Berges, halb entblößt, in einem Hemde und des vielen Geldes und der koſtbaren Steine, die ſie von Hauſe mitgenommen, beraubt. Man brachte ſie zu dem tief bekümmerten Vater zurück, fragte ſie über ihr unglückliches Schickſal aus, und ſie geſtand ohne Zurückhaltung, Vicente de la Roſa habe ſie getäuſcht und ſie unter dem Vorgeben, ſie heirathen zu wollen, überredet, das väterliche Haus zu verlaſſen; er habe ihr verſprochen, ſie nach der reichſten und glänzendſten Stadt auf der ganzen Welt zu bringen, nämlich nach Neapel; ſie aber, ſchlecht berathen und noch ſchlimmer hintergangen, habe ihm getraut, ihren Vater beraubt und ſich ihm in jener Nacht angetraut, in welcher man ſie vermißt; darauf habe er ſie in ein rauhes Gebirg geführt und ſie in jener Höhle verborgen, wo man ſie gefunden. Sie erzählte auch, wie der Soldat, ohne ihr die Ehre zu rauben,

ihr alles genommen, was sie besessen, sie in jener Höhle zurückgelassen und sich auf und davon gemacht habe; eine Geschichte, die alle in Staunen setzte. Sehr schwer machte sie uns die Enthaltsamkeit des Burschen glauben; sie betheuerte sie aber so ernsthaft, daß der trostlose Vater sich wieder einigermaßen beruhigte und der Schätze, die man ihm geraubt, nicht mehr achtete, da man seiner Tochter das Kleinod gelassen, das, wenn es einmal geraubt ist, keine Hoffnung läßt, daß es je wieder gewonnen werde. Am selben Tage, an welchem Leandra wieder erschienen war, verbannte sie ihr Vater aus unsern Augen, indem er sie in ein Kloster einer benachbarten Stadt brachte, und sich der Hoffnung hingab, die Zeit werde einen Theil der üblen Meinung tilgen, in welche die Tochter sich gebracht. Die große Jugend Leandra's entschuldigte sie wenigstens bei denen, welche kein Interesse dabei hatten, ob sie gut oder böse war; die aber, die ihre Klugheit und ihren großen Verstand kannten, maßen nicht ihrer Unwissenheit die Schuld zu, sondern dem Leichtsinn und der angebornen Natur der Weiber, welche zum größten Theil unüberlegt und verkehrt zu sein pflegen.

Als nun Leandra eingesperrt war, wurden Anselmo's Augen blind, wenigstens hatten sie keinen Gegenstand, auf den sie mit Wohlgefallen blicken konnten; die meinigen waren verfinstert, denn kein Licht zeigte ihnen mehr den Weg zu einem Gegenstand, der ihnen Freude gemacht, seit Leandra ferne war. Unsre Traurigkeit nahm täglich zu, unsre Geduld verließ uns mehr und mehr, wir verfluchten die glänzenden Kleider der Soldaten und verwünschten die Achtlosigkeit von Leandra's Vater. Endlich verabredeten wir uns, Anselmo und ich, das Dorf zu verlassen, und nach diesem Thal zu ziehen, wo er eine große Heerde eigner Schafe hütet, während ich eine zahlreiche Ziegenheerde, die ebenfalls mein Eigenthum ist, auf der Weide habe. So verbringen wir unser Leben unter den Bäumen und hängen unsrer Liebe nach, indem wir entweder gemeinsam Lob und Schimpf der schönen Leandra singen, oder allein seufzen und dem Himmel unser Leid klagen.

„Unsrem Beispiel folgend sind schon viele der Anbeter

Leandra's in dieſes rauhe Gebirge gezogen und führen das gleiche Leben wie wir. Es ſind ihrer ſo viele geworden, daß man meinen könnte, dieſe Gegend habe ſich in ein Schäferarcadien verwandelt, derart iſt alles voll von Schäfern und Hürden, und überall hört man den Namen der ſchönen Leandra. Der Eine verwünſcht ſie und nennt ſie launiſch, veränderlich und ehrvergeſſen; der Andre verdammt ſie als leichtſinnig und leichtfertig; Der vergibt und verzeiht ihr, Jener entſchuldigt und verläſtert ſie im ſelben Athem; der Eine rühmt ihre Schönheit, der Andre verdammt ihren Character: kurz Alle ſchmähen und verehren ſie und dabei geht die Narrheit ſo weit, daß ſelbſt ſolche ſich über Verſchmähtſein beklagen, welche nie ein Wort mit ihr geſprochen, ja ſogar über die furchtbaren Qualen der Eiferſucht ſeufzen, zu der ſie doch niemand Anlaß gab; denn, wie ich ſchon geſagt, man erfuhr ihr Verbrechen früher, als ihre Neigung. Hier iſt keine Felsſchlucht, kein Ufer eines Baches, kein Schatten eines Baumes, wo nicht irgend ein Hirte liegt, der ſein Elend den Lüften erzählt: das Echo hallt den Namen Leandra's wider, wo immer ſich ein Echo bilden kann; Leandra tönt es in den Bergen, Leandra murmeln die Bäche, kurz, Leandra hält uns alle im Zauberbann der Erwartung; wir hoffen ohne Hoffnung, und fürchten, ohne zu wiſſen, was wir fürchten ſollen.

„Unter all den Verrückten zeigt mein ſonſt ſo verſtändiger Nebenbuhler Anſelmo am wenigſten Verſtand, denn obgleich er ſich über ſo viel andre Dinge beklagen könnte, ſo klagt er doch nur über ſeine Trennung von ihr und ſingt beim Klange einer Zither, die er wunderbar ſpielt, Klagelieder, in denen ſich ſein hoher Geiſt ausſpricht. Ich habe mir einen leichten und, wie mich dünkt, ſicherern Weg gewählt: ich ſchmähe über die Leichtfertigkeit der Weiber, über ihre Unbeſtändigkeit, über ihre Doppelzüngigkeit, über ihre Wortbrüchigkeit, ihre Treuloſigkeit, kurz über die Unvorſichtigkeit, mit der ſie gewöhnlich ihre Neigungen verſchenken. Dieß, meine Herren, war auch der Grund der Worte und Reden, welche ich zu der Ziege ſprach, als ich hierher kam; denn da es ein Weibchen iſt, achte ich ſie gering, obgleich ſie die beſte unter meiner ganzen Heerde

ist. Das ist die Geschichte, die ich Euch zu erzählen versprach; wenn ich im Erzählen etwas weitläufig wurde, so werde ich auch nicht sparen, wenn ich Euch in etwas dienen kann. Mein Pferch ist nicht weit von hier und dort habe ich frische Milch, sehr schmackhafte Käse nebst reifen Früchten, welche dem Auge wie dem Geschmack gleich angenehm sind."

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Von dem Streit, den Don Quijote mit dem Ziegenhirten hatte, sammt dem seltsamen Abenteuer mit den Geißlern, welches er auf Kosten seines Schweißes beendigte.

Die Erzählung des Ziegenhirten bereitete allen Zuhörern großes Vergnügen, besonders dem Domherrn, welchem die Art, wie er erzählte, vieles Interesse einflößte; denn sie war so befremdend für einen ungebildeten Ziegenhirten, daß sie eher einem feinen Höfling zu entsprechen schien. Er bemerkte deßhalb auch, daß der Pfarrer ganz recht gehabt, wenn er gesagt, auch in den Bergen wohnten kluge Leute.

Alle boten Eugenio ihre Dienste an; am freigebigsten aber mit seinem Erbieten war Don Quijote, der zu ihm sagte: „Gewiß, Bruder Ziegenhirt, wenn es mir möglich wäre, mich irgend in ein Abenteuer einzulassen, würde ich mich sogleich auf den Weg machen, um für Euch ein tüchtiges Abenteuer zu bestehen. Ich würde Leandra, trotz der Aebtissin und allen, die mich hindern wollten, aus dem Kloster holen, wo sie gewiß gegen ihren Willen ist, und sie Euch überliefern, damit Ihr ganz nach Lust und Gefallen mit ihr schaltet: genau nach den Gesetzen der Ritterschaft, welche verlangen, daß keiner Dame eine Unbill geschehe. Ich hoffe jedoch zu Gott, unsrem Herrn, die Macht eines feindseligen Zauberers werde nicht so weit gehen, daß nicht die eines andern besser Gesinnten mehr vermöchte, und verspreche Euch für jetzt meinen Schutz und Beistand, wie es mein Beruf verlangt, welcher einzig darin besteht, Schwachen und Nothleidenden beizuspringen."

Der Ziegenhirt sah ihn an, und wie er die traurige Gestalt und den Aufzug Don Quijote's bemerkte, war er nicht wenig erstaunt und fragte den Barbier, der neben ihm saß: „Herr, wer ist der Mensch da, der so wunderlich aussieht und so seltsam spricht?"

„Wer wird es sein", antwortete der Barbier, „als der berühmte Don Quijote von der Mancha, der Absteller alles Unrechts, der Wiederhersteller alles Verkehrten, der Schutz der Frauen, der Schrecken der Riesen und der Sieger in Kämpfen."

„Das klingt ja", antwortete der Ziegenhirt, „wie das, was man in den Büchern der fahrenden Ritter liest, die gerade das alles auch thun, was Euer Gnaden von diesem Mann sagt, wiewohl ich glaube, daß Ihr entweder mit mir scherzt, oder dieser gute Mann da leere Zimmer im Kopfe hat."

„Ihr seid ein Erzschlingel", sagte Don Quijote, als er dieß hörte; „Ihr selbst seid der leere Kopf oder Einfaltspinsel; bei mir ist's voller, als jemals bei der Erzmetze, die Euch gebar."

Mit diesen Worten hob er ein Stück Brot auf, das neben ihm lag, und warf es so heftig dem Ziegenhirten ins volle Gesicht, daß er ihm die Nase platt schlug. Aber der Hirte, der keinen Spaß verstand und sich so thätlich mißhandelt sah, achtete weder des Teppiches noch Tischtuchs, noch aller der Speisenden und stürzte auf Don Quijote los, faßte ihn mit beiden Händen am Halse und würde ihn sicherlich erwürgt haben, wenn nicht Sancho Panza in diesem Augenblick herbeigekommen wäre, ihn an den Schultern gepackt und mitten auf den Tisch geworfen hätte, daß die Schüsseln zerbrachen, die Schalen zerschellten und alles, was auf demselben war, in Stücke ging und umher flog. Als Don Quijote sich frei sah, stürzte er wieder auf den Hirten los, der das Gesicht voll Blut hatte und von Sancho mit Prügeln bearbeitet wurde, während er auf allen Vieren kriechend nach einem Tischmesser suchte, um blutige Rache zu nehmen. Der Barbier und der Pfarrer entwanden es ihm wieder; ein Häscher machte es jedoch, daß der Ziegenhirt Don Quijote wieder unter sich bekam, auf den eine solche Tracht Prügel regnete, daß das Gesicht des armen Ritters ebenso von Blut troff, wie das seine.

Der Canonicus und der Pfarrer barsten vor Lachen; die Häscher sprangen vor Vergnügen und hetzten die Einen auf die Andern, wie man es mit Hunden macht, wenn sie mit einander angebunden haben, und Sancho Panza war in Verzweiflung, weil er sich von einem Diener des Canonicus nicht losmachen konnte, der ihn hinderte, seinem Herrn zu Hülfe zu kommen.

Während nun alles außer den zwei Faustkämpfern, die auf einander losdraschen, lauter Lust und Freude war, hörte man den Klang einer Trompete, welcher so traurig klang, daß alle sich unwillkürlich nach der Seite umsahen, von wo der Ton zu kommen schien. Wen aber dieser Ton am meisten unruhig machte, das war Don Quijote, der, obgleich er zu seinem größten Verdruß gerade unter dem Ziegenhirten lag und von diesem tüchtig durchgeprügelt wurde, laut rief: „Bruder Teufel, — denn Du kannst nichts Anderes sein, da Du den Muth und die Kraft hattest, mich zu überwinden — ich bitte Dich, laß uns für eine Stunde Waffenstillstand schließen, denn der traurige Ton jener Trompete, der an unsere Ohren dringt, scheint mich zu einem neuen Abenteuer zu rufen.“ Der Ziegenhirte, der des Prügelns und Geprügeltwerdens bereits müde war, ließ ihn alsbald los, und Don Quijote stand auf, blickte nach der Seite, woher der Ton zu kommen schien, und sah plötzlich, daß von einem Hügel viele nach Art der Geißler weißgekleidete Leute herabkamen.

Es hatten nämlich in jenem Jahre die Wolken der Erde ihr Naß verweigert, und an allen Orten jener Gegend wurden Bußfahrten veranstaltet, mit Gebet und Bußübungen, um zu Gott zu flehen, daß er die Hand seiner Barmherzigkeit öffne und regnen lasse. In dieser Absicht kamen auch die Leute eines benachbarten Ortes in Procession zu einer Einsiedelei gewallfahrtet, welche an einem Bergabhange jenes Thales lag. Don Quijote, der die seltsame Tracht dieser Büßer sah, erinnerte sich durchaus nicht, daß er schon oft solche gesehen, und meinte, es sei ein Abenteuer, und es komme ihm als fahrendem Ritter allein zu, dasselbe zu bestehen. In dieser Vermuthung wurde er noch mehr durch ein in Trauer gehülltes Bild bestärkt, das sie trugen,

und das er für eine vornehme Frau hielt, die jene feigen und erbärmlichen Schufte mit Gewalt fortschleppten. Kaum fuhr ihm dieser Gedanke durch den Sinn, als er zu Rocinante hineilte, der sich auf der Weide umhertrieb, Zügel und Schild vom Sattelknopfe nestelte, ihn in einem Augenblick aufzäumte und von Sancho sein Schwert forderte. Rasch bestieg er den Rocinante, warf den Schild vor und rief mit lauter Stimme allen Anwesenden zu: „Nun, meine edle Gesellschaft, sollt Ihr sehen, wie wichtig es ist, daß es in der Welt Männer gibt, welche zum Orden der fahrenden Ritterschaft gehören. An der Befreiung jener edlen Dame, die man dort gefangen führt, sollt Ihr erkennen, ob die fahrenden Ritter Eure Achtung verdienen."

Mit diesen Worten gab er dem Rocinante die Waden, da er keine Sporen hatte, und ritt im Galopp den Geißlern entgegen, denn von einem Rennlauf, welchen Rocinante jemals gewagt, liest man in dieser wahrhaften Geschichte nichts. Der Pfarrer und der Canonicus gaben sich zwar alle Mühe ihn zurückzuhalten, aber es war ihnen nicht möglich, und ebenso wenig vermochte es das Geschrei Sancho's, der ihm nachrief: „Wohin wollt Ihr denn, Herr Don Quijote? Welcher Teufel steckt denn in Euch, der Euch antreibt, gegen unseren katholischen Glauben zu kämpfen? Merkt doch, ins Henkers Namen, daß es eine Procession von Geißlern ist, und daß jene Dame, die sie auf der Bahre tragen, das gebenedeite Bild der unbefleckten Jungfrau ist. Bedenkt doch, Herr, was Ihr thut! Dieß Mal kann man wirklich sagen, daß Ihr es nicht wißt."

Aber Sancho strengte sich vergeblich an, denn sein Herr stürmte den Vermummten so ungestüm entgegen, um die Dame in Trauer zu befreien, daß er nichts hörte, und wenn er es auch gehört, er wäre doch nicht umgekehrt, hätte es auch der König befohlen. Er war jetzt ganz nahe bei der Procession und hielt Rocinante an, der selbst den Wunsch hegte, etwas auszuruhen, indem er in aufgeregtem Tone und mit rauher Stimme ihnen zurief: „Ihr, die Ihr vielleicht nur darum Eure Gesichter verhüllt, weil Ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und höret, was ich Euch sagen will!"

Die Erſten, welche ſtill hielten, waren die, welche das Bild trugen, und einer von den vier Geiſtlichen, welche die Litaneien ſangen, dem das ſeltſame Aeußere Don Quijote's, die Magerkeit Rocinante's und andere lächerliche Umſtände auffielen, die er an Don Quijote bemerkte, antwortete ihm: „Herr Bruder, wenn Ihr uns etwas zu ſagen habt, ſo macht es kurz, denn dieſe Leute zerfleiſchen ſich den Leib, und wir können uns deßhalb ohne Grund nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn die Sache nicht ſo kurz iſt, daß ſie ſich in zwei Worten ſagen läßt.“

„Ich kann's mit Einem ſagen“, entgegnete Don Quijote; „laßt ſogleich dieſe ſchöne Dame frei, deren Thränen und trauriges Ausſehen ſo klar beweiſen, daß Ihr ſie wider ihren Willen entführt und daß Ihr irgend eine offenbare Schändlichkeit an ihr begangen. Ich, der ich in dieſe Welt kam, um ſolche Unbilden wieder gut zu machen, werde nicht dulden, daß Ihr einen Schritt weiter geht, ehe Ihr ihr die gewünſchte Freiheit, die ſie verdient, wiedergebt.“

Bei dieſen Worten merkten alle, welche ſie hörten, daß Don Quijote verrückt ſein müſſe, und lachten herzlich darüber. Dieſes Lachen war jedoch Pulver für Don Quijote's Zorn, denn ohne ein weiteres Wort zu verlieren, griff er zum Schwert und ging auf die Bahre los. Einer von den Trägern überließ den Andern die Laſt und ſprang Don Quijote entgegen, indem er eine Gabel oder einen Stock, mit dem er die Bahre beim Ausruhen ſtützte, aufhob und einen gewaltigen Hieb damit auffing, den Don Quijote ihm verſetzte. Der Stock ging in Stücke; aber mit dem letzten Stücke, das ihm noch in der Hand blieb, verſetzte er Don Quijote einen ſolchen Hieb über die Schultern — und zwar auf der Seite des Schwerts, welche das Schild nicht gegen die bäuriſche Kraft ſchützen konnte, — daß der arme Don Quijote übel zugerichtet vom Pferde ſtürzte.

Sancho Panza, der ihm keuchend nachgelaufen war, und ihn ſtürzen ſah, ſchrie laut ſeinem Angreifer zu, er ſolle ihm keinen zweiten Schlag verſetzen, denn er ſei ein armer verzauberter Ritter, der in ſeinem ganzen Leben nie jemand etwas Schlimmes gethan. Was jedoch den Bauern zurückhielt, war

nicht das Rufen Sancho's, ſondern daß er ſah, daß Don Quijote weder Fuß noch Hand rührte; und da er nun meinte, er habe ihn getödtet, ſo hob er raſch ſein Gewand bis an den Gürtel und lief über das Feld weg, wie eine Gemſe.

Inzwiſchen waren alle übrigen, welche zu Don Quijote's Geſellſchaft gehörten, herangekommen; die Bußgänger aber, als ſie ſie heranlaufen ſahen, und unter ihnen die Häſcher mit ihren Armbrüſten bemerkten, fürchteten irgend ein Unheil und drängten ſich in einen Knäuel um das Bild zuſammen; ſie zogen die Kapuzen über den Kopf, faßten die Geißeln feſter, wie die Geiſtlichen ihre Kerzen, und erwarteten ſo den Angriff, feſt entſchloſſen, ſich zu vertheidigen, ja ſelbſt anzugreifen, wenn es nöthig wäre. Aber das Glück wollte es beſſer mit ihnen, als ſie gedacht, denn Sancho that nichts weiter, als daß er ſich auf die Leiche ſeines Herrn warf und da er ihn für todt hielt, die ſchmerzlichſte, traurigſte Klage von der Welt erhob. Der Pfarrer wurde von einem Geiſtlichen erkannt, der ſich bei der Proceſſion befand, und dieſe Erkennungsſcene machte einen völlig beruhigenden Eindruck auf die beiden Haufen, die doch etwas beſorgt geweſen. Der eine Pfarrer theilte dem andern in zwei Worten mit, wer Don Quijote war, und darauf traten dieſer wie die Schaar der Geißler näher, um zu ſehen, ob der arme Ritter todt ſei, und ſie hörten nun, wie Sancho Panza mit Thränen in den Augen ſagte: „O Du Blume der Ritterſchaft, daß Du mit einem Knüttelſchlag die Bahn Deiner ſo wohlverwandten Jahre beenden mußt! O Du Ehre Deines Geſchlechts, Ruhm und Stolz der ganzen Mancha, ja der ganzen Welt, welche, wenn Du nicht mehr biſt, wimmeln wird von Miſſethätern, denn fortan brauchen ſie nicht mehr zu fürchten, für ihre Verbrechen beſtraft zu werden. O Du Freigebiger über alle Freigebigkeit Alexanders, der Du mir für einen einzigen Monat Dienſt die beſte Inſel geſchenkt hätteſt, welche das Meer umſäumt und beſpült! O Du Demüthiger unter den Stolzen, Du Stolzer unter Knechten, Du Kühner in Gefahren, Du Geduldiger bei Beleidigungen, Du fleckenlos Leidender, Du Nacheifer des Guten, Du Geißel der Böſen, Du Feind der Spitzbuben, mit einem

Worte Du fahrender Ritter, womit alles gesagt ist, was man sagen kann."

Bei diesen Worten und Seufzern Sancho's lebte Don Quijote wieder auf, und das erste Wort, das er sprach, war: „Fern von Euch, süßeste Dulcinea, muß man größere Leiden ertragen, als diese. Hilf mir, Freund Sancho, wieder auf den Zauberkarren, denn ich bin nicht stark genug, mich im Sattel Rocinante's zu halten, die ganze Schulter ist mir in Stücken zerschlagen."

„Das thue ich sehr gern, mein Herr", antwortete Sancho, „wir wollen in Begleitung dieser Herren, welche es gut mit Euch meinen, nach unsrem Dorfe zurückkehren und Vorkehr zu einem neuen Auszug treffen, der uns mehr Vortheil und Ehre bringen wird."

„Du hast Recht, Sancho", antwortete Don Quijote; „es wird das Klügste sein, den bösen Einfluß der Gestirne, wie er jetzt waltet, vorübergehen zu lassen."

Der Domherr, der Pfarrer und der Barbier sagten ihm, daß er ganz recht thue, wenn er das ausführe, was er eben gesagt, und nachdem sie sich nicht wenig über die Einfalt Sancho Panza's lustig gemacht, brachten sie Don Quijote wieder auf den Karren, auf welchem er gekommen war; die Procession ordnete sich und setzte ihren Weg fort. Der Ziegenhirte verabschiedete sich von Allen, und da die Häscher nicht weiter mitgehen wollten, so zahlte ihnen der Pfarrer, was man ihnen schuldig war. Der Canonicus bat, daß man ihm Nachricht gebe, wie es weiter mit Don Quijote gegangen, ob er von seiner Narrheit genesen oder ob sie fortdauere; und damit verabschiedete er sich ebenfalls, um seine Reise fortzusetzen. Zuletzt hatten sich alle getrennt und verabschiedet, und es blieben nur noch der Pfarrer, der Barbier, Don Quijote und Panza und der gute Rocinante übrig, der bei allem, was er gesehen, denselben Gleichmuth gezeigt, wie sein Herr.

Der Fuhrmann jochte seine Ochsen wieder an, machte es Don Quijote auf einem Bündel Heu bequem und verfolgte mit der gewohnten Langsamkeit den Weg, den ihm der Pfarrer

bezeichnet hatte. Nach Verfluß von sechs Tagen erreichten sie auf diese Weise Don Quijote's Dorf, in welches sie um Mittag einzogen. Es war gerade ein Sonntag, und die Leute befanden sich alle auf dem Platze, über welchen Don Quijote auf seinem Karren fuhr. Alles lief herbei, um zu sehen, was auf dem Karren ankäme; da sie aber ihren Landsmann erkannten, waren sie nicht wenig erstaunt, und ein Knabe lief fort, um es der Haushälterin und der Nichte zu sagen, daß ihr Oheim und Herr, mager und welk, auf einem Bündel Heu liegend, in einem Ochsenkarren angefahren käme. Es war ein Jammer, das Geschrei zu hören, das die beiden guten Frauen erhoben, wie sie sich zerrauften und von Neuem Verwünschungen über die unseligen Ritterbücher ausstießen, was sich alles wiederholte, als sie Don Quijote zum Thore hereinziehen sahen.

Auf die Kunde von Don Quijote's Ankunft eilte die Frau Sancho Panza's herbei, weil sie bereits erfahren, daß ihr Mann ihm als Knappe gefolgt sei, und sowie sie Sancho erblickte, war das Erste, daß sie fragte, ob es dem Esel gut gehe, und Sancho antwortete: „Besser als seinem Herrn!"

„Dann sei Gott gedankt", versetzte sie, „daß er mir so viel Gutes gethan. Aber erzählt mir jetzt, Freund, was habt Ihr bei Eurem Knappendienst gewonnen? Was bringt Ihr mir für einen Rock mit? was für Schuhe für Eure Kinder?"

„Ich bringe nichts von alledem mit", sagte Sancho, „aber ich bringe ganz andere Dinge von mehr Werth und Bedeutung mit."

„Das freut mich von Herzen", antwortete die Frau; „zeigt mir diese Dinge von mehr Werth und Bedeutung, Freund, denn mich verlangt, sie zu sehen, auf daß mein Herz sich freue, das in der ganzen ewig langen Zeit, die Ihr weg waret, so traurig und niedergeschlagen war."

„Drinnen im Hause will ich sie Euch zeigen, liebe Frau", sagte Panza; „für jetzt seid zufrieden, denn wenn es Gottes Wille ist, daß wir noch einmal auf Abenteuer ausziehen, so werdet Ihr mich bald als Grafen oder als Statthalter einer

Inſel wiederſehen, und zwar keiner, wie man ſie bei uns findet, ſondern der beſten, die man finden kann."

„Das gebe der Himmel, lieber Mann, wir haben es ſehr nöthig; aber ſagt mir, was iſt's mit den Inſeln, ich verſtehe das nicht."

„Honig iſt nicht für Eſelsmäuler", antwortete Sancho, „ſeiner Zeit wirſt Du's ſchon ſehen, Frau, und Du wirſt Dich wundern, wenn Dich alle Deine Unterthanen gnädige Frau heißen."

„Was ſprichſt Du von gnädiger Frau, Inſeln und Unterthanen!" antwortete Tereſa Panza, denn ſo hieß Sancho's Frau, obwohl ſie keine Blutsverwandte waren, ſondern weil es in der Mancha Brauch, daß die Frauen den Namen ihres Mannes annehmen.

„Laß Dich nicht gelüſten, Tereſa, alles ſo früh zu erfahren. Genug, ich ſage Dir die Wahrheit und nun halte den Mund; ich kann Dir nur beiläufig ſagen, daß es in der Welt nichts Angenehmeres giebt, als ein geachteter Schildknappe bei einem fahrenden Ritter zu ſein, der auf Abenteuer ausgeht. Freilich ſchlagen die meiſten nicht ſo gut aus, wie man es wünſchen ſollte, weil von hundert neunundneunzig ſchief und quer gehen. Ich ſpreche hier aus Erfahrung, denn das eine Mal bin ich geprellt, das andre Mal zerdroſchen worden; bei alledem iſt es eine luſtige Sache, immer auf Abenteuer über Berge zu ziehen, Wälder zu durchſtreifen, Felſen zu erklettern, in Schlöſſern einzuſprechen, in Schenken einzukehren, und beim Teufel ganz koſtenfrei zu zehren, ohne einen Maravedi zu bezahlen."

Dieſes Geſpräch führten Sancho Panza und Tereſa Panza, ſeine Frau, während die Haushälterin und die Nichte Don Quijote's ihn empfingen, auszogen und ihn in ſein altväteriſches Bett legten. Er ſah ſie ganz verwundert an, und begriff nicht, wo er war. Der Pfarrer ſchärfte der Nichte ein, große Sorgfalt auf die Pflege ihres Oheims zu verwenden, und wohl Acht zu haben, daß er nicht zum zweiten Male entkomme, indem er ihr erzählte, wie viel Mühe es gekoſtet, ihn wieder nach Hauſe zu bringen. Die beiden Frauen erhoben von

Neuem ihre Klagen zum Himmel, verwünſchten abermals die Ritterbücher und baten den Himmel, daß er die Verfaſſer ſolcher Lügen und ſolchen Unſinns in den tiefſten Abgrund der Hölle ſtürze, kurz ſie konnten ſich der Furcht nicht erwehren, ihr Oheim möchte, ſobald er ſich nur wieder etwas beſſer fühle, ſie abermals verlaſſen; — und ſo geſchah es, wie ſie ſich einbildeten.

Der Verfaſſer dieſer Geſchichte jedoch, obwohl er mit allem Fleiß und aller Sorgfalt den Thaten Don Quijote's auf ſeinem dritten Auszug nachforſchte, konnte dennoch keine Nachricht darüber auffinden, wenigſtens keine zuverläſſigen Nachrichten. Nur das Gerücht hat ſich in dem Gedächtniß der Mancha erhalten, daß die dritte Ausfahrt nach Saragoſſa ging, wo er einem berühmten Turnier anwohnte, das in jener Stadt gehalten wurde, und daſelbſt ſollen ſich Dinge zugetragen haben, die ſeiner Tapferkeit und ſeinem hohen Verſtande alle Ehre machten. Auch über ſein Ende und über ſeinen Tod konnte er nichts in Erfahrung bringen, und würde überhaupt nichts erfahren und gehört haben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm die Bekanntſchaft eines alten Arztes verſchafft, welcher eine bleierne Büchſe beſaß, die man nach ſeiner Ausſage in den zerſtörten Trümmern einer alten Einſiedelei, welche man neu aufrichtete, gefunden hatte. In dieſer Büchſe befanden ſich einige Pergamente, mit gothiſchen Buchſtaben beſchrieben, aber Verſe in caſtilianiſcher Sprache enthaltend, welche viele von ſeinen Thaten erzählten, und Kunde gaben von der Schönheit Dulcinea's von Toboſo, der Geſtalt Rocinante's, der Treue Sancho Panza's und dem Begräbniß Don Quijote's ſelbſt, nebſt verſchiedenen Grabſchriften und Lobſprüchen auf ſein Leben und ſeine Sitten. Diejenigen, welche man leſen und entziffern konnte, hat der glaubwürdige Verfaſſer dieſer neuen und unerhörten Geſchichte hiernach angeführt. Der Autor erbittet ſich aber von ſeinen Leſern zum Lohn für ſeine ungeheure Arbeit, die ihm, um dieſe Geſchichte ans Licht geben zu können, die Aufſuchung und Durchforſchung aller Archive der Mancha machte, nichts Andres, als daß ſie ihm daſſelbe Vertrauen ſchenken, das alle klugen Leute zu den Ritterbüchern haben, welche in der Welt ſo

sehr geschätzt sind. Dadurch wird er sich für wohl belohnt und befriedigt halten und sich ermuthigt fühlen, noch andre Nachrichten aufzutreiben, die, wenn sie auch nicht so wahr, doch ebenso lehrreich und unterhaltend sind.

Das Erste, was auf dem Pergament stand, welches sich in der bleiernen Büchse befand, lautete:

Die Academiker von Argamasilla, einem Flecken der Mancha, auf das Leben und den Tod des tapfern Don Quijote, hoc scripserunt.

Der Monicongo, Academiker von Argamasilla, auf das Begräbniß Don Quijote's.

Der Hohlkopf, der die Mancha schmückte,
Mehr als einst Jason Creta mit Trophäen,
Der seines Geistes Wetterfahn' ließ drehen,
Die stehend schon das Aug' entzückte;

Der Arm, deß Kraft die Welt beglückte
Von Catay bis Gaëta's Felsenhöhen,
Deß Thaten, unerhört und ungesehen,
Die höchste Mus' in Erz ausdrückte;

Er, der's zuvor that selbst den Amadissen,
Der über Galaor die Achsel zückte,
Auf seine Liebe stolz, die muth'ge, reine;

Er, der den Mund gestopft den Belianissen,
Die Weichen irrend Rocinanten drückte, —
Er ruht hier unter diesem kalten Steine.

Der Busenfreund, Academiker von Argamasilla, in laudem Dulcineae von Toboso.

Die, die ihr seht mit festen Wangen,
Mit draller Brust, anmaßlichen Geberden,
Toboso's Kön'gin ist es, die auf Erden
Erfüllt Quijotens glühend heiß Verlangen.

Für sie durchzog er mit verliebtem Bangen
Die schwarzen Berge, düster ohne Gleichen,
Montiels Gefilde bis zum gräserreichen
Aranjnez, wo ihm die Kräfte ausgegangen

Durch Rocinante's Schuld. O schwer Verhängniß!
Daß die Manchanerin, so lieblich anzuschauen,
Dem Tod so früh die Schönheit opfern mußte;

Daß selbst ihr Ritter stolz, o hart Bedrängniß!
Deß kühner Name steht in Marmor ausgehauen,
Der Liebe Trug nicht zu entfliehen wußte!

Der sinnreiche, geistreiche Academiker von Argamasilla, zum Ruhme Rocinante's, des Rosses Don Quijote's von der Mancha.

Auf prächt'gem Throngestell von Diamant,
Das Mars betritt mit blut'gen Sohlen,
Pflanzt der Manchaner stolz und unverhohlen
Sein Banner auf mit dreister Hand.

Die scharfen Waffen hängt er an die Wand,
Mit denen er vollführt die Heldenwunder,
Die unerhörten, doch für die jetzunder
Die Kunst auch einen neuen Stil erfand.

Wenn seines Amadis sich Gaula rühmt,
Durch dessen tapfre Sprossen Griechenland
Triumphe feierte zu hoher Ehre:

Die Krone heute Don Quijoten ziemt
Vom Hof Bellona's! Mehr als jedes Land
Glänzt heut durch ihn die Mancha hoch und hehre.

Daß nie Erinn'rung Dir den Rücken kehre!
Denn Rocinante selbst in seiner Art
Ist mehr als Brilladoro und Bayard.

Der Spaßmacher, argamaſilliſcher Academiker, auf Sancho Panza.

Seht Sancho Panza hier, von Leibe klein,
Doch groß von Muth, o ſeltnes Wunder!
Ein Knappe treu, ich ſchwör's jetzunder,
Die Einfalt ſelbſt, fremd jedem böſen Schein.

Der Grafentitel war ganz ſicher ſein,
Wenn ſich zu ſeinem Unglück nicht verſchworen
Das falſche Säculum, das ihn geboren,
Das ſelbſt mißhandelte ſein Eſelein.

Ein Langohr ritt, ich ſag' es mit Verlaub,
Der fromme Knappe, der dem frommen
Roß Rocinante folgt' und ſeinem Herrn.

O dieſer Welt trüg'riſcher Hoffnungsſtern!
Wie froh begrüßten wir Dein Kommen,
Und Du vergingſt in Schatten, Rauch und Staub!

Die Teufelsfratze, Academiker von Argamaſilla, auf das Begräbniß Don Quijote's.

Grabſchrift.

Hier der edle Ritter ruht,
Den ſein braver Rocinante
Wege trug, ſo unbekannte
Als bekannte, ſchlecht und gut.

Und ſein Knappe ſonder Gleichen,
Sancho, ruhet dicht dabei,
Dem an Dummheit und an Treu
Jeder Knappe mußte weichen.

Tiquitoc, Academiker von Argamaſilla, auf das Begräbniß Dulcinea's von Toboſo.

Grabſchrift.

Hier ruht friedlich Dulcinee,
Deren üpp'ge Leibesfülle
Löſt der Tod als ird'ſche Hülle,
Daß ſie raſch in Staub zergehe.

War geſchnitzt aus echtem Holze,
Gab ſich als der Damen Blüthe,
Da Quijote für ſie glühte,
Und gereicht dem Dorf zum Stolze.

Dieß waren die Verſe, die man leſen konnte; die übrigen, deren Buchſtaben von Motten zerfreſſen waren, übergab man einem Academiker, um ſie durch Conjecturen zu löſen. Man hat auch wirklich Kunde, daß er nach vielen Nachtwachen und großer Arbeit damit zu Ende gekommen und daß er die Abſicht habe, ſie zu veröffentlichen, in der Hoffnung einer dritten Ausfahrt Don Quijote's.

Forse altri canterà con miglior plettro.

Inhalt.

Seite

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Unerwartetes und angenehmes Abenteuer, das dem Pfarrer und dem Barbier in demſelben Gebirge begegnete 5

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Handelt von dem ſchlauen Kunſtgriff und der Art, wie unſer verliebter Ritter der harten Buße, der er ſich unterworfen, entging 22

Dreißigſtes Kapitel. Handelt von der Klugheit der ſchönen Dorothea nebſt anderen angenehmen und ergötzlichen Dingen 36

Einunddreißigſtes Kapitel. Von den kurzweiligen Geſprächen zwiſchen Don Quijote und Sancho Panza nebſt andern Ereigniſſen . 48

Zweiunddreißigſtes Kapitel. Erzählt von dem, was Don Quijote und ſeiner Geſellſchaft in der Schenke begegnete . . . 59

Dreiunddreißigſtes Kapitel. Die Novelle von der unziemlichen Neugier 67

Vierunddreißigſtes Kapitel. Fortſetzung der Novelle von der unziemlichen Neugier 89

Fünfunddreißigſtes Kapitel. Von dem muthigen und furchtbaren Kampfe, welchen Don Quijote mit einigen Schläuchen rothen Weines beſtand, nebſt dem Beſchluß der Novelle von der unziemlichen Neugier . 112

Sechsunddreißigſtes Kapitel. Von andern ſeltſamen Dingen, die ſich in der Schenke ereigneten 122

Siebenunddreißigſtes Kapitel. Fortſetzung der Geſchichte der berühmten Prinzeſſin Micomicona nebſt andern luſtigen Abenteuern . 133

Achtunddreißigſtes Kapitel. Die merkwürdige Rede, welche Don Quijote über die Waffen und die Wiſſenſchaften hielt 146

Neununddreißigſtes Kapitel. Der Sclave erzählt ſein Leben und ſeine Schickſale 151

Vierzigſtes Kapitel. Fortſetzung der Erzählung des Sclaven . . 160

Einundvierzigſtes Kapitel. Worin der Sclave ſeine Geſchichte fortſetzt 174

Seite

Zweiundvierzigstes Kapitel. Erzählt, was sich ferner in der Schenke begab, und viele andre wissenswürdige Dinge 198

Dreiundvierzigstes Kapitel. Worin die anmuthige Geschichte von dem Maulthiertreiber erzählt wird, nebst andern seltsamen Begebenheiten, die sich in der Schenke zutrugen 206

Vierundvierzigstes Kapitel. In welchem die unerhörten Ereignisse in der Schenke fortgesetzt werden 218

Fünfundvierzigstes Kapitel. In welchem der Streit über den Helm des Mambrin und den Saumsattel entschieden wird, nebst andern Abenteuern, streng nach der Wahrheit erzählt 226

Sechsundvierzigstes Kapitel. Von dem Ende des denkwürdigen Abenteuers mit den Häschern und dem großen Zorn unsres guten Ritters Don Quijote 237

Siebenundvierzigstes Kapitel. Von der wunderlichen Art, wie der verzauberte Don Quijote von der Mancha fortgeführt wurde, nebst andern merkwürdigen Vorfällen 246

Achtundvierzigstes Kapitel. Der Domherr fährt in dem Gespräch über die Ritterbücher fort, nebst andern seines Verstandes würdigen Dingen 258

Neunundvierzigstes Kapitel. Enthält das kluge Gespräch Sancho Panza's mit seinem Herrn Don Quijote 267

Fünfzigstes Kapitel. Von dem klugen Streit, welchen Don Quijote mit dem Canonicus führte, nebst andern Begebenheiten 275

Einundfünfzigstes Kapitel. Enthält, was der Ziegenhirte denen erzählte, welche Don Quijote fortführten 283

Zweiundfünfzigstes Kapitel. Von dem Streit, den Don Quijote mit dem Ziegenhirten hatte, sammt dem seltsamen Abenteuer mit den Geißlern, welches er auf Kosten seines Schweißes beendigte . . . 289

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.